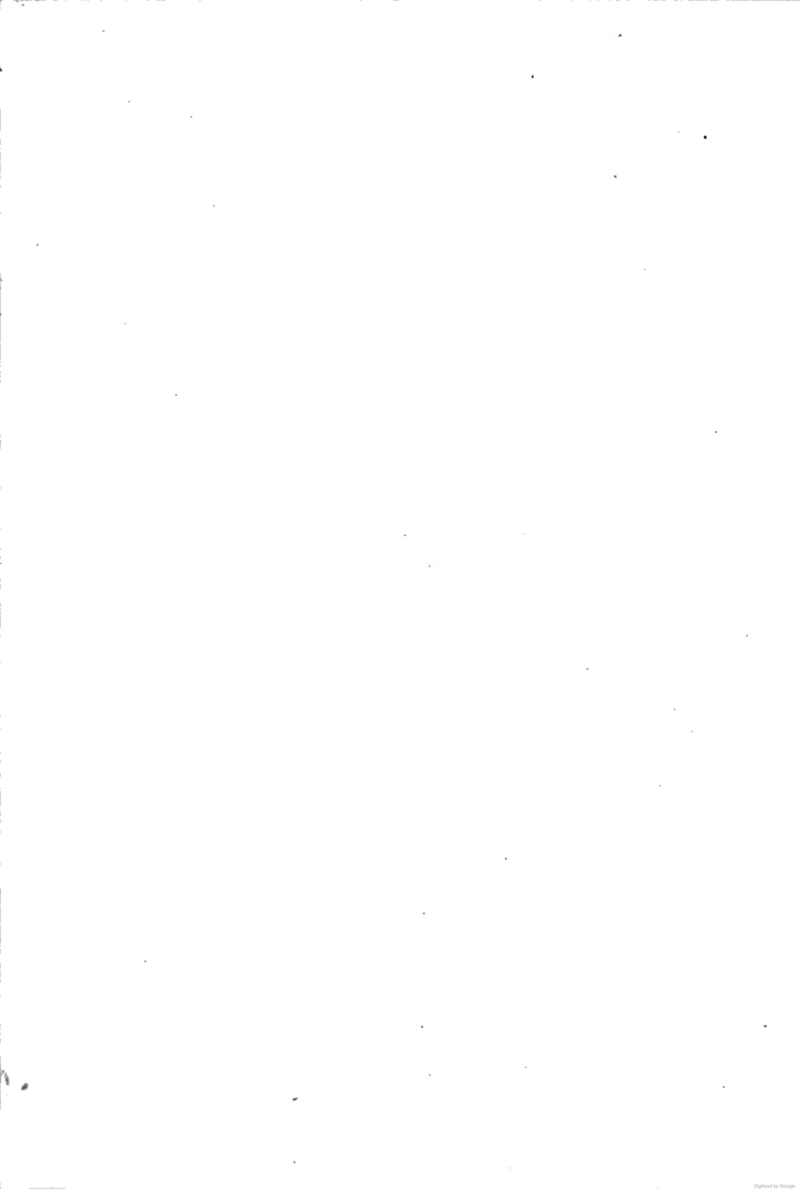
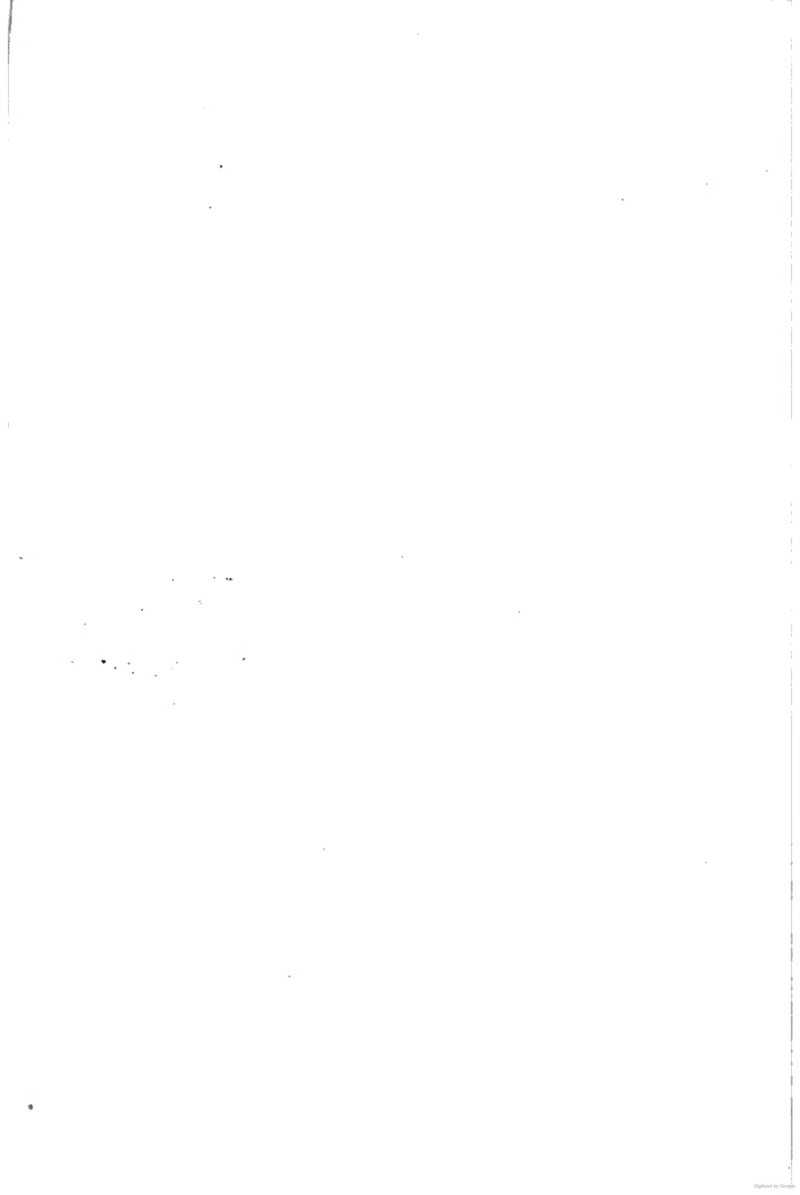










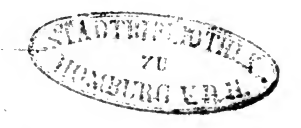
Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.



38. Jahrgang.

Erstes Quartal.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1879.

21

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1879. Erstes Vierteljahr.

Politik und Volkswirthschaft. Hygieine und Unterrichtswesen.

Geschichte und Culturgeschichte.

Erd- und Völkerkunde. Naturwissenschaften.

Kunst- und Alterthumswissenschaft.

Sprach- und Literaturwissenschaft.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten sind in größeren Aufsätzen behandelt.)

Bismarck und das Manchesterthum.

Um die Mitte des November wies der Reichskanzler, wie bekannt, in einem Schreiben an den Bundesrath auf die Nothwendigkeit von Vorarbeiten zur Umgestaltung des deutschen Zolltarifs hin. Der Gedankengang in jenem Schreiben war in den Hauptzügen folgender:

Die Verhältnisse, welche die gegenwärtige Gestaltung des Tarifs bestimmt haben, sind in der letzten Zeit wesentlichen Veränderungen unterworfen gewesen. Sowohl die Finanzlage des Reiches wie diejenige der von ihm zusammengefaßten Einzelstaaten verlangt Vermehrung der Reichseinnahmen durch stärkere Benutzung der dem Reiche zur Verfügung gestellten Einnahmequellen. Bei der Heidelberger Konferenz hat man sich überzeugt, daß wir das System der indirekten Besteuerung weiter auszubilden haben, und man ist dort in Betreff der dabei vorzüglich in's Auge zu fassenden Finanzartikel zu allseitigem Einverständniß gekommen. Sodann aber erfordert die dermalige Lage unserer Industrie, sowie das mit Ablauf der Handelsverträge in den großen Nachbarstaaten und in Amerika zu Tage getretene Bestreben nach Verstärkung des Schutzes der einheimischen Gewerbthätigkeit gegenüber der Mitbewerbung des Auslandes eingehende Untersuchung der Frage, ob nicht auch unsern Erzeugnissen in erhöhtem Maße die Versorgung des deutschen Marktes vorzubehalten und dadurch auf die Förderung der inländischen Produktion hinzuwirken, zugleich aber Verhandlungsmaterial zu schaffen sei, um später zu versuchen, ob und wie weit sich durch neue Verträge die Schranken beseitigen lassen, welche unsere Exportinteressen schädigen. Die Ergebnisse der im Gange befindlichen Enqueten über die Lage der Eisen-, Baumwollen- und Leinenindustrie werden nützliche Grundlagen liefern für die Beantwortung der Frage, ob es zweckmäßig ist, die Zölle auf die Erzeugnisse dieser Gewerbszweige zu erhöhen oder wieder einzuführen.

Um die Lösung dieser Haupt- und einiger Nebenfragen zu beschleunigen, wird die Einsetzung einer besonderen Kommission empfohlen, welche unter Be-

nutzung des vorhandenen sowie desjenigen Materials, welches die Enqueten zu beschaffen haben, die Revision des Zolltarifs vorzubereiten hätte. Die Aufgabe dieser Kommission würde nur diejenigen Finanzartikel nicht berühren, über welche man auf der Heidelberger Konferenz zum Einverständniß gelangt ist, und welche bereits einer besonderen Bearbeitung unterliegen. Der Kommission sowie den aus deren Mitte etwa für Detailfragen zu bildenden Subkommissionen würde das Recht einzuräumen sein, Sachverständige zu vernehmen, schriftliche Gutachten einzufordern oder Ermittelungen von Seiten der Landesbehörden zu veranlassen.

Damit ist der Anfang zu einer wirthschaftlichen Reform gemacht, die, seit geraumer Zeit schon angekündigt, von vielen Seiten mit Freude begrüßt, von anderen gefürchtet und bekämpft wurde. Der Bundesrath hat nicht ermangelt, den Anträgen des Reichskanzlers zuzustimmen, die Kommission ist rasch gebildet worden, wahrscheinlich schon vor Ende des Januar werden die genannten drei Enqueten, welche ihr Material für die beabsichtigte Revision des deutschen Zolltarifs liefern sollen, beendet sein, und so wird die Frage vielleicht schon in der nächsten Reichstagssession zur Sprache und hoffentlich bald zur Erledigung kommen — zu billiger und alle Maßvollen und Verständigen befriedigender Erledigung; denn die Gruppe der unbefangenen und nach den Thatsachen, nicht nach Schulmeinungen urtheilenden Volksvertreter ist seit einiger Zeit in stetiger Zunahme begriffen. Das Manchesterthum, fast mit allen seinen Folgerungen und Bestrebungen lange Jahre die herrschende Lehre in Deutschland, dann milder und nachgiebiger geworden, aber immer noch gefährlich genug für unsern Wohlstand, dessen Rückgang es zum guten Theil verschuldet hat, ist im Begriffe, vom Ruder in volkswirthschaftlichen Angelegenheiten zurückgeschoben zu werden, ohne daß deshalb die entgegengesetzte Richtung, die Schule der Schutzzöllner, dasselbe bedingungslos in die Hand zu bekommen hoffen darf. Vielmehr wird an die Stelle einer dem Manchesterthum zuneigenden Wirthschaftspolitik das System des nationalen Freihandels treten. Es wird zu einem Kompromiß kommen, welches, sich auf die thatsächlichen Verhältnisse gründend, die Berechtigung, die beide Richtungen nach denselben auf Berücksichtigung haben, anerkennt, dem Ausprnch der bloßen Doktrin aber weder nach der einen noch nach der anderen Seite Zugeständnisse macht.

In wirthschaftlichen Fragen handelt es sich nicht so sehr um die Erkenntniß einer absoluten prinzipiellen Wahrheit, als um die Anerkennung und Befriedigung eines relativen praktischen Bedürfnisses. Das hat unser Reichskanzler erkannt und trotz des zu erwartenden Alarmrufs „Reaktion!" offen zu bekennen den Entschluß gefaßt. Keiner nationalökonomischen Schule angehörig, theilte er auch keins von deren Vorurtheilen, und so gelangte seine geniale

Begabung, in realen Formen zu denken, unbeeinträchtigt und unverblendet zur Auffindung des Hauptgrundes unseres wirthschaftlichen Nothstandes und auf den Weg zur Beseitigung desselben. Niemand wahrscheinlich hat so deutlich wie er empfunden, welcher Alp in dieser Beziehung auf uns lastet, und welcher Vampyr an uns saugt. Niemand sah im Großen und Ganzen so klar, wie nothwendig es ist, und wie befähigt wir sind, mit dem Bisherigen zu brechen und, der neuerlangten staatlichen Bedeutung des deutschen Volkes entsprechend, auch dessen wirthschaftliche Befreiung vom Auslande und dessen Wiedergeburt zur Größe und Macht auf industriellem Gebiete anzubahnen. Er allein endlich hatte den Muth, dieser Erkenntniß die That folgen zu lassen und, den herrschenden Theorien den Krieg erklärend wie einst dem veralteten Bundesrechte und später dem Einfluß Frankreich's und der Anmaßung Rom's, das rechte Mittel in die Hand zu nehmen, mit welchem der aus Einseitigkeit und Uebertreibung eines an sich richtigen Lehrsatzes entstandene Aberglaube von der allein seligmachenden Kraft direkter Steuern und mehr oder minder absoluten Freihandels in seinen unheilvollen Folgen aus unserm nationalen Leben zu entfernen sein wird.

Was ist der Geist und das Endziel unserer modernen Rechtsentwickelung? Die Antwort lautet: Beschränkung des Privatrechts und Ausdehnung des öffentlichen Rechts im Bewußtsein der Freiheit, oder mit andern Worten: Eindämmung des Egoismus und Ausbildung des Gemeinsinnes in den Formen der Selbstverwaltung und des Patriotismus. Damit sollte die Manchestertheorie, das wirthschaftliche Gehenlassen des Einzelnen, verurtheilt und das Prinzip des Freihandels unter staatlicher Organisation anerkannt sein — des Freihandels auf staatlich nationaler, nicht, wie das Manchesterthum will, auf internationaler, individuell kosmopolitischer Grundlage. Dem ist indeß in unserer Handelspolitik in den letzten beiden Jahrzehnten nicht so gewesen. Hier und in unserer Volksvertretung hatte vielmehr das Manchesterthum Oberwasser. Allerdings verwahrte man sich, je mehr die Thatsachen dieser Theorie widersprachen, desto lauter dagegen, ein Anhänger derselben zu sein. Anfangs unbedingt für alle ihre Konsequenzen eintretend, begann man zu schwanken und mit Sophismen zu laviren. Aber nur sehr allmählich und ungern gestand man ein, daß man einem verderblichen Irrthum gehuldigt, und bei sehr hartgesottenen Doktrinären kam es im Ernst nicht einmal dazu. Indeß werden Viele umkehren müssen, wenn sie nicht fortfahren wollen, sich vor denjenigen von ihren Wählern, denen in der Praxis über die Falschheit der Theorie ein Licht aufgegangen ist, zu diskreditiren. Eine gute Anzahl ist bereits auf dem besten Wege dazu. Der voraussichtliche Erfolg der Bismarck'schen Reformpläne wird dies bestätigen.

Indem wir im Folgenden das Wesen und die Ziele des Manchesterthums betrachten, beginnen wir mit einem Zugeständniß in Betreff der Stellung derselben zur Zollpolitik. Die Idee des universellen und bedingungslosen Freihandels ist eine solche, die im Allgemeinen bei jedem Vorgehen in handelspolitischen Dingen vorschweben sollte. Indeß darf man, wie wir sogleich hinzufügen, dabei nicht in den Fehler verfallen, eine abstrakte Wahrheit überall konkret anzuwenden. Allenthalben verlangen die thatsächlichen Verhältnisse Berücksichtigung, nirgends aber so sehr wie in der Zollpolitik. Bei Abschluß von Handelsverträgen handelt es sich nicht um die allgemeine Tendenz durchgängiger Erhöhung oder Herabsetzung der Tarife, sondern um die Ermittelung derjenigen Zollhöhe für die einzelnen Produkte, bei welcher die Fähigkeit des Inlandes, mit dem betreffenden fremden Lande zu konkurriren, steigt oder abnimmt, und um dies ermitteln zu können, bedarf man einer genauen Kenntniß der dabei in Frage kommenden Zweige der gewerblichen Thätigkeit und ihrer Erzeugnisse, wie sie nur die Vertreter dieser speziellen Gebiete der Industrie und des sich mit deren Vertrieb befassenden Theils des Handelsstandes besitzen. Diese Gedanken vertritt das zu Anfang angeführte Schreiben des Reichskanzlers. Der echte und rechte Freihändler mit manchesternen Grundsätzen will aber von ihnen möglichst wenig wissen; denn seine Meister haben ihm gesagt: der Staat, der jene Fabrikanten und Kaufleute zu befragen hätte, hat in wirthschaftliche Dinge nicht einzugreifen; je weniger Zollschranken, je ungehinderter die internationale Konkurrenz, desto besser.

Fragt man sich, weshalb die Lehren der Manchesterschule in Deutschland so viel Anklang gefunden haben, so erklärt sich das großentheils aus dem natürlichen Gange unserer Entwickelung. Es ist ein Grundzug des deutschen Charakters, alle Erscheinungen aus dem Ganzen zu beurtheilen und darnach zu systematisiren. Das frische Ergreifen des Augenblicks, der äußeren Umstände und deren sofortige, um die inneren Gesetze unbekümmerte praktische Verwerthung widerstrebt uns ebensosehr, wie sie den Engländer charakterisirt. Die weniger auf eine Theorie gebauten, nur ungenau auf die Grundlage des Merkantilsystems gestellten Maßnahmen Colbert's, der allenthalben die nächsten thatsächlichen Verhältnisse in's Auge faßte, darin aber zu weit ging, konnten der deutschen Art nicht so zusagen, wie die systematisch auf das Naturrecht begründeten Lehren der Physiokraten. Als nun Adam Smith auftrat, das Merkantilsystem wissenschaftlich vernichtete und die mit dem Leben im Widerspruch stehenden Ungeheuerlichkeiten der Physiokraten der Lächerlichkeit preisgab, während er doch über deren Grundprinzip nicht hinaus kam, jubelte man ihm fast überall zu. In Deutschland dauerte es lange, ehe man von seinem 1776 erschienenen Hauptwerke „Wealth of nations“ Kenntniß nahm. Die Staats-

männer, welche Preußen aus der Verwüstung der Napoleonischen Kriege herausarbeiteten, verfuhren unter den damaligen Verhältnissen geradeso, wie Bismarck unter den gegenwärtigen verfahren will. Sie machten gar nicht Anspruch darauf, wissenschaftlich zu sein, sondern überließen das den Professoren. Erst eine spätere Zeit hat ihr Verfahren das System der natürlichen Kräfte genannt. Ihre Denkschriften sind, von Diterici in seiner Geschichte der preußischen Steuergesetzgebung aus den Archiven zugänglich gemacht, von der manchesterlichen Presse todtgeschwiegen worden und so nur den wenigsten unserer Volksvertreter bekannt. Gleichzeitig mit ihnen wirkte List. Die Freihandelsagitation bei uns, von den Stettiner und Hamburger Importeuren ausgehend, datirt unseres Wissens aus den vierziger Jahren. Der Freihandelsverein in Berlin ist unter der Leitung von Prince Smith, Michaelis und Faucher um das Jahr 1848 gegründet. Als der Anfangs mit Stolz geführte Name etwas anrüchig geworden war, pausirte der Verein ein Jahr, häutete sich und trat unter der neuen Bezeichnung „Volkswirthschaftliche Gesellschaft“ unter den drei genannten Herren wieder in Thätigkeit.

Kehren wir zu Adam Smith zurück, so bildeten *) die Schüler des Meisters seine Fehler mehr aus als seine Vorzüge. Smith's Philosophie war der englische Utilitarismus, dem wir auf dem Gebiete induktiver Forschung werthvolle Ergebnisse verdanken, und der auch für die Betrachtung volkswirthschaftlicher Dinge wohl geeignet ist. Mit dieser Auffassung der Welt hat jener über die Erscheinungen der Volkswirthschaft die scharfsinnigsten Untersuchungen angestellt und ein gewaltiges Material zusammengehäuft. Aber in die Tiefe geht er weniger, und im Grunde kommt er doch wieder auf die Deduktionen der Physiokraten zurück, während man in seinen speziellen Ausführungen der thatsächlichen wirthschaftlichen Vorkommnisse die richtige Grundlegung, d. h. die staatlich nationale, herauszuerkennen glaubt.

Auf jener schwachen Seite des Meisters, auf dem naturrechtlichen, staatsfeindlichen Individualismus, fußt das Manchesterthum, aber nur zum Theil. Mit dem anderen Fuße ruht es auf einer Nöthigung der englischen Industrie. In dem Maße, in welchem der Kontinent selbst herstellte, was England bisher allein fabrizirt hatte, mußte letzteres darauf bedacht sein, die aufkeimende Konkurrenz auf dem Weltmarkte zu beseitigen. Gezwungen ging es in rascher Folge vom Prohibitiv- zum Schutzzollsystem und theilweise — nämlich, wie später gezeigt werden soll, nur für das Mutterland, nicht für die Kolonien —

---

*) Vgl. hierzu G. Stommel's vortreffliche kleine Schrift: „Die deutsche Industrie vor dem Reichstage“, dritte Auflage (Leipzig, 1877, Frohberg), der wir den größten Theil des Nachstehenden auszugsweise entlehnen.

zum Freihandel über, mit dem es die Landesindustrie bei der ihr zu Gebote stehenden Kapitalkraft und andern Begünstigungen ihrer Arbeit längst schon wagen konnte. Aber zu gleicher Zeit bauschte die Interessenpolitik der englischen Großfabrikanten diese sehr verständige Bewegung zu einer weit über ihr anfängliches Ziel hinausschießenden Theorie auf. Ein Theil der Anhänger des so erwachsenen Manchesterthums allerdings bestand aus idealistischen Freiheitsschwärmern, der andere aber aus nüchternen egoistischen Spekulanten. Jene ließen sich durch Uebertreibung der Grundsätze, welche die Bewegung gegen die Korngesetze auf ihre Fahne geschrieben, zu dem utopistischen Verlangen nach unbeschränkter internationaler Konkurrenz hinreißen, diese unterstützten zu selbstsüchtigen Zwecken, zu möglichst radikaler prinzipieller Ausbreitung des Freihandels auf dem ihnen noch nicht gewachsenen Kontinente, jene Uebertreibung aus allen Kräften.

Im Auslande sah man natürlich nur die erstere Richtung, und daß den idealistischen Deutschen die Figur eines Cobden, den systematisch Opposition machenden Myrmidonen des preußischen Fortschritts der geistesverwandte Bright imponirte, daß den großen Theoretikern und schwächlichen Praktikern, den Freiheitsaposteln und Republikanern der Jahre kurz vor und kurz nach 1848 die Lehre vom internationalen, kosmopolitischen Freihandel sofort einleuchtete, verstand sich von selbst. Dazu kam, daß die neue Weisheit von England importirt wurde und man damals alles Fremde überschätzte und alles Heimische gering achtete, und so war es kaum zu verwundern, daß die Geistesarbeit der deutschen Nationalökonomen, besonders List's, ohne die ihr gebührende Beachtung blieb. Die Presse that, wie immer mit der Tagesströmung gehend, ein Uebriges, und die rasche Entwickelung der deutschen Industrie, welche sich stoßweise und abnorm vollzog, hat ohne Zweifel ebenfalls dazu beigetragen, daß das Manchesterthum so lange in unserer Gesetzgebung auf wirthschaftlichem Gebiet einflußreich und oft maßgebend gewesen ist. Es ist in der That, wenn man die genannten Ursachen nicht kennt, ganz erstaunlich und fast unerklärlich, daß die bedeutendsten unter unsern Nationalökonomen sich mehr oder minder bestimmt gegen diese Partei erklärt haben, und daß ein Mann von dem Ansehen Robert's von Mohl unzweideutig gegen die Grundsätze derselben aufgetreten ist, und doch noch vor Kurzem nur die Wissenschaft und nicht die Mehrheit des Reichstags die Handelspolitik gutheißen konnte, welche durch ihre Uebereinstimmung mit der oben bezeichneten Entwickelung der Rechtsidee den Beweis des Organischen für sich hatte.

Ganz anders in England. Hier ist die Regierung Angesichts aller manchesternen Theorien stets auf dem Boden der Thatsachen stehen geblieben, welche die nationale Wohlfahrt bedingen, und jene Theorien haben dort nach Aufhören

der Kornzölle und nach der Navigationsakte, die nur zum Theil hierher gehören, sich keiner Erfolge mehr zu rühmen gehabt. Wir werden uns das von Stommel weiterhin ausführlich zeigen lassen. Für jetzt kehren wir nach Deutschland zurück, um mit dem Verfasser unsrer Schrift den heutigen Stand der Parteien und namentlich das noch nicht schamhaft gewordene, sowie das verhüllte Manchesterthum in seinem Verhalten zum Staat und seinen Aufgaben näher zu betrachten.

Eigentliche Schutzzöllner gibt es nur noch wenige. Die Erfahrung der letzten fünfzehn Jahre hat die große Mehrzahl überzeugt, daß in der Schutzzollpolitik auch zu viel gethan werden kann, und daß der Freihandel seine guten Seiten hat. „Es ist," sagt Stommel, „kein leerer Wahn, daß der Wettbewerb die Kräfte entfesselt, die Fähigkeiten entwickelt, die Produktion verbessert; kein grundloser Vorwurf, daß Schutzzoll mit prohibitivem Charakter Passivität erzeugt, Privilegien ohne Gegenleistung bildet, die Produktion qualitativ nicht fördert und zur Ueberproduktion führt. Oesterreich, Rußland, Amerika beweisen dies hinlänglich, auch Deutschland ließ sich, so lange der amerikanische Markt der Textilindustrie noch offen stand, als Beispiel dafür anführen. Die Schließung dieses Marktes hat bei uns besonders in der ebengenannten Industrie eine außerordentliche Reaktion hervorgerufen: sie hat den Fabrikanten aufgerüttelt aus dem Schlendrian allzuleichten Verdienstes, sie hat die Kapitalkraft wieder an die Intelligenz und Kenntniß verwiesen und ist unbarmherzig über viele Leichen hingeschritten, welche nicht die Kraft oder Elastizität besaßen, sich der veränderten Lage der Dinge anzupassen." Diese und andere Beobachtungen haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Die meisten sogenannten Schutzzöllner bekennen sich jetzt zu einem Freihandel, der die nationalen Interessen berücksichtigt, oder der mit andern Worten durch den berechtigten Staatsegoismus beschränkt und bedingt ist, und man kann überzeugt sein, daß sie wenigstens mit einem Theile der Zollreduktionen des letzten Jahrzehnts einverstanden sind. Ist für diese also die Bezeichnung „Schutzzöllner" unpassend, so deckt andrerseits der Name „Freihändler" neben einer Anzahl solcher, die ihn nach der Meinung des Verfassers der hier benutzten Schrift und nach der unsern mit Recht tragen, auch viele, die sich mit ihm nur maskiren, die nicht den wahren, den bedingten nationalen, sondern den unbedingten internationalen Freihandel erstreben, der eben das Manchesterthum ist.

Das reine Manchesterthum fordert als Prinzip diesen uneingeschränkten Freihandel, d. h. das Fallen aller und jeder Schutzzölle ohne Rücksicht auf Reziprozität bei den Nachbarn, indem es behauptet, der wahre natürliche Vortheil des Volkes erfordere dies, da die Staaten sich durch solche Zölle nur selbst schadeten. Nicht die thatsächlichen Verhältnisse und nicht die industrielle

und wirthschaftliche Entwickelungsstufe eines Landes kämen in Betracht, sondern der unbedingte Wegfall alles Schutzes sei überall ein Segen, der nur zuweilen nicht gleich sichtbar werde, zuletzt aber in keinem Falle ausbleiben könne. Es gibt, wie oben schon angedeutet, keinen größeren Widerspruch gegen den Geist der neuen deutschen Rechtsentwickelung als diese Lehre. Statt das Privatrecht zu Gunsten der Allgemeinheit, der Staatsgewalt und des Staatsinteresses zu beschränken, reißt man es aus dem nationalen Verbande heraus und erweitert es zu internationaler Giltigkeit, der Einwirkung des Staates aber werden die engsten Grenzen gezogen.

Das Manchesterthum ruht, wie ebenfalls bereits in der Kürze bemerkt wurde, auf den längst veralteten Grundsätzen der naturrechtlichen Schule, nach welchen der Staat eigentlich nur ein Uebel und die Volkswirthschaft kein Gegenstand der Staatsverwaltung ist, sondern in eine unveränderliche Naturordnung gehört, die sich — wie die Schule lehrt, das Leben aber noch nirgends bestätigt hat, — wenn man den individuellen Egoismus frei schalten und walten läßt, bei ihrer Aktion ganz von selbst die nothwendigen Schranken setzt. Der Staat ist dem reinen und in gewissem Grade — freilich uneingestandenermaßen — auch dem gemilderten Manchesterthum mehr ein Hinderniß als ein Förderungsmittel, beiläufig ganz so, wie er dies dem zügellosen Individualismus der französischen Revolutionsmänner und dem Kosmopolitismus der Sozialdemokraten und Kommunisten ist, und so ist Staatsfeindlichkeit, Abneigung gegen das Leben des Staates, Hinarbeiten auf Beschränkung der Gewalt desselben das tiefere Charaktermerkmal der Manchestermänner.

Dem gegenüber aber zeigte sich in der Praxis der Volkswirthschaft, wie gerade der Staat, wie die aus dem Verständniß der nationalen Interessen und des nationalen Entwickelungsganges hervorgehende Staatsleitung die Völker zu wirthschaftlicher Blüthe brachte, und wie Länder mit reichen Naturschätzen und einer wirthschaftlich sehr befähigten und in Betreff der Arbeitstechnik wohl eingerichteten Bevölkerung, aber ohne eine solche verständnißvolle Staatsverwaltung von andern Nationen, deren natürliche und technische Vorbedingungen gleich oder selbst minder günstig waren, deren Leitung in volkswirthschaftlichen Dingen aber angemessen war, in der Produktivität weit übertroffen wurden. Zu den Beispielen dafür gehört Deutschland unter der Herrschaft der englischen Manchesterideen. Ueberall im Auslande bethätigt der Deutsche seine hervorragende wirthschaftliche Befähigung, daheim aber war dies bisher nicht in dem Maße der Fall, in welchem es geschehen könnte.

Das Manchesterthum ist, so sagten wir, eine Uebertreibung des Smith'schen Systems. Es stützt sich auf einige wenige Stellen in dessen Werken, wo er der Naturrechtslehre der Physiokraten zu huldigen scheint, wie z. B. Buch 4, 8,

wo es allerdings heißt: „Jedermann wird die volle Freiheit gelassen, seinen eignen Vortheil auf dem ihm beliebenden Wege zu suchen. Der Landesfürst wird ganz der Pflicht überhoben, über die gewerbliche Thätigkeit der Privatleute zu wachen und sie auf diejenigen Gewerbe hinzulenken, die dem Vortheile der Gesellschaft am zuträglichsten sind.“ Hieraus ließe sich zwar folgern, daß Smith mit dem Manchesterthum einer Meinung gewesen sei, allein sein ganzes Buch widerspricht in den Detailausführungen dieser Annahme; denn in diesen erscheint der nationale Vortheil in erster Reihe, und der prinzipielle Freihandel wird durch Rücksichten auf die thatsächlichen nationalen Verhältnisse beschränkt. Auch kann, wie wir diesem Urtheil Stommel's hinzufügen, nicht oft genug daran erinnert werden, daß Adam Smith ein zweites Werk: „Theory of moral sentiments“ geschrieben und sich in den letzten Jahren seines Lebens mit einem dritten beschäftigt hat, in welchem er den Widerstreit der sittlichen Empfindungen und des Egoismus und deren Versöhnung mit einander — doch wohl in dem Staate — zu behandeln beabsichtigte.

Solche praktische Politik paßte aber den englischen Großfabrikanten nicht in's Geschäft. Dieselben hatten den einzigen Zweck vor Augen, zu eignem Vortheil den Freihandel möglichst weit und möglichst radikal auf dem Kontinent eingeführt zu sehen, weil sie davon Erleichterung in Betreff der heimischen Ueberproduktion zu erwarten hatten. Die englische Presse spricht das gelegentlich offen aus: So sagt der „Manchester Guardian“ vom 12. September 1877: „Die Industrie ist allenthalben die Grundlage nationalen Wohlstandes und dieser wiederum die wesentlichste Bedingung des zivilisirten Lebens der Nation. Man kann in England nicht mehr die Arbeitsstunden der Fabriken reduziren, ohne den Wohlstand aller Klassen der staatlichen Gesellschaft zu gefährden.“ Es muß also Ueberproduktion eintreten, und um dieser Abfluß zu schaffen, muß die fremdländische Industrie durch Beseitigung wo möglich aller Zölle von der mächtigeren englischen erstickt werden. Diese Großindustrie produzirt so viel, daß sie die ganze Welt damit versorgen könnte. Sie muß daher jeder regen Entwickelung gewerblicher Thätigkeit in andern Ländern feind sein, und so muß sie um jeden Preis die möglichste Ausdehnung des Freihandels fördern. Mit welchen Summen dies in der That geschehen ist, hätten uns vielleicht ältere Apostel des Manchesterthums in Deutschland sagen können.*)

Kehren wir zu deren englischen Gönnern und Auftraggebern zurück, so bedurften sie eines Prinzips, welches den absoluten Freihandel auf inter-

*) Es ist lange ein Geheimniß gewesen, aber jetzt keins mehr, daß der Stettiner Freihandelsverein, der gewissen Herren für ihre schriftstellerischen Leistungen zu Gunsten des Manchesterthums überreichliche Honorare zahlte, sehr wesentliche Zuschüsse aus England erhielt.

nationaler Grundlage forderte, der sich um die nationale Entwickelungsstufe nicht kümmerte. Sehr zu Statten kam ihnen dabei die stürmische Reaktion Cobden's, Bright's und Mac Culloch's gegen das englische Prohibitiv- und Schutzzollsystem, insbesondere gegen die Kornzölle und die Navigations-Akte. Unter Verdrehung der Lehren Smith's wurde von der Parteileidenschaft der unbedingte Freihandel als Parole ausgegeben. Die Genannten legten auch den mäßigsten, mit Smith's Grundsätzen durchaus in Einklang zu bringenden Schutzzöllen für Uebergangsstadien alle Nachtheile bei, welche nur Prohibitivzöllen, nur dem prinzipiellen Schutzzoll eigen sind, und die selbstsüchtige Spekulation des englischen Kaufmannsgeistes sorgte freundnachbarlich durch ungeheure Agitation für die ausgedehnteste Verbreitung dieser Uebertreibungen, sodaß sie namentlich in Deutschland in Umlauf kamen und von der Mehrzahl der Zeitungen mit gewohnter Leichtfertigkeit und Gedankenlosigkeit nachgebetet wurden.

Wir bemerkten, daß in England selbst das Manchesterthum nicht im vollen Umfang seiner Absichten zu praktischer Geltung gelangt sei, und wir werden dies jetzt im Anschluß an Stommel's Darlegung beweisen. Der Grund, daß man in Betreff weiter Kreise Anstand nahm, den Propheten von Manchester zu folgen, war ein sehr einfacher: man erkannte eben, daß deren Lehre einer schwach entwickelten Industrie nicht gesund sei, und daß sie sich daher vortrefflich für den Export, aber nur mit starker Einschränkung für den Selbstgebrauch eigne. John Bull ist, wie in seiner Türkenfreundschaft, in seinen Bestrebungen zur Ausrottung des Sklavenhandels, in seinem Liebäugeln mit den Polen, in seiner ganzen auswärtigen Politik, und wie in seiner Kirchlichkeit so auch in dieser Beziehung zu allen Zeiten ein Heuchler gewesen. Was kann er dafür, wenn das einfältige Ausland sich halbe Wahrheiten, von denen er profitirt, für ganze verkaufen läßt? Er lebt vom Freihandel — was braucht er den Leuten zu verrathen, daß er damit meint: vom Freihandel bei anderen Nationen?

Der englische Freihandel beschränkt sich auf das britische Inselreich mit seinen 5,764 Quadratmeilen. Wie es sonst steht, zeigt die folgende Tabelle, die wir Stommel's Schrift entnehmen:

Canada	mit	13,500	□M. erhebt fast von allen Waaren einen Zoll von	17½ Proz.
Ostindien	„	60,000	„ „ „ „ „ „ „ „ „ „	7½ „
Victoria	„	4095	„ „ „ „ „ „ „ „ „ „	10—20 „
Neu-Fundland	„	1827	„ „ „ „ „ „ „ „ „ „	11 „
Jamaica	„	300	„ „ „ „ „ „ „ „ „ „	12½ „
Capland	„	5780	„ „ „ „ „ „ „ „ „ „	10—15 „

Guayana, Honduras, Neusüdwales, Queensland, Süd- und Westaustralien, Tasmanien, Neuseeland, Ceylon und Sierra Leona mit einer Gesammtausdehnung von etwa 77,000 Quadratmeilen genießen alle einen ziemlich in's Ge-

wicht fallenden Zollschutz, und so würden wir reichlich berechtigt gewesen sein, Manchestermissionären, die uns das Evangelium der Großfabrikanten von Yorkshire und Lancashire zu predigen kamen, den freundlichen Rath zu ertheilen: Habt die Gefälligkeit, mit eurer Belehrung bei euren Landsleuten anzufangen.

Die Engländer denken nicht daran, die Manchesterdoktrin auf ihre Kolonien anzuwenden. Diese Weisheit ist nur für die „Foreigners" erfunden. Trotz alles Freihandelsgetöses der vierziger Jahre hat man die innerste Tendenz der alten wirthschaftlichen Politik beibehalten, das Bestreben, der Manufakturkraft England's den Weltmarkt zu sichern, die fremde Konkurrenz auszuschließen oder in ihrem Aufkeimen, wenn auch Anfangs mit eignem Verluste, zu ersticken und das Ausland, namentlich aber die Kolonien, zu nöthigen, Rohprodukte zu exportiren, um sie so durch allmähliche Verarmung zu gänzlicher Tributpflichtigkeit heranzuziehen.

Es handelte sich also darum, das Ausland und die Kolonien wirthschaftlich abhängig von England zu erhalten, und dies war nur möglich, wenn man dieselben zwingen konnte, in der wirthschaftlichen Produktion auf niedriger Stufe zu verbleiben. Nun aber ist klar, daß eine Produktion, die mehr auf den Umfang, die Masse ihrer Erzeugnisse angewiesen ist, stets niedriger steht, als eine Produktion, die sich durch Ausbildung derjenigen Zweige ihrer Thätigkeit, welche große Summen aufgehäufter Arbeit beanspruchen, zu vertiefen strebt und auf den inneren Werth das Hauptgewicht legt, und so that die englische Handelspolitik alles, was geeignet war, das Ausland bei jener, der Produktion von Rohstoffen zu erhalten und zu verhindern, daß es sich von der Stufe der Agrikultur auf diejenige der Manufaktur erhob. Wo dies, wie in Deutschland, nicht gelingen konnte, versäumte man englischerseits wenigstens nichts, was sich zur Hemmung und Störung der Entwickelung der fremden Fabrikthätigkeit bis zu einem Ueberwiegen über die englische empfahl. 1853 zerfloß ganz England über „Onkel Tom's Hütte" in Rührung, besonders als die Verfasserin dieses Tendenzromanes Ehrengast der Herzogin v. Sutherland gewesen. Aber King Cotton ist ein mächtiger König. Acht Jahre nach dieser allgemeinen Rührung war man ganz anders gesinnt. „Heute findet man unter zehn Engländern vielleicht einen, der es nicht fanatisch mit den Sklavenhaltern hält, und der Eine hat wahrscheinlich nicht den Muth, seine Ansicht auszusprechen. Der Grund ist einfach: man wünscht, daß die Südstaaten ihren eignen Tarif haben, die Baumwolle nach England verkaufen und alle Fabrik- und Manufakturwaaren aus England zollfrei einführen." Vgl. L. Bucher, Bilder aus der Fremde, II. Bd. S. 155. Sehr erbaulich ist ebendaselbst die Geschichte von Mr. Cobden's „Algierischer Baumwollen-, Land- und Ueber-

rieselungsgesellschaft“ zu lesen. Dieselbe wollte von der französischen Regierung ein Stück Land bei Oran auf 99 Jahre erwerben, hauptsächlich für King Cotton. „Die französische Regierung hat,“ so berichtet Bucher, „bis zum Jahre 1871 eine Prämie für jedes Pfund Baumwolle zugesagt, das die Gesellschaft verschicken wird. Diese Prämie soll zehn Tage nach der Verschiffung von dem Präfekten in Algier gezahlt werden und wird, wie Herr Cobden rechnet, binnen Kurzem das ganze Anlagekapital ersetzen. Die Gesellschaft zahlt zehn Jahre lang keine Steuern und führt ihre Maschinen zollfrei ein. Sie zahlt ihren Aktionären sofort Zinsen. Einen Theil des Landes will sie selbst bewirthschaften, den Rest verpachten unter der Bedingung, daß die Pächter nur Baumwolle bauen. — Wahrlich, King Cotton ist ein sehr mächtiger König!“ bemerkt Bucher hierzu. „Was hat er aus Ihnen gemacht, Mr. Cobden? Er hat Sie, den Apostel des Freihandels, bekehrt — ja zu was denn? Ob Sie das wohl selbst zu sagen wissen? Also Prämien, Steuerfreiheit und Zollbegünstigungen wollen Sie nehmen, ein Gewerbe — haben Sie es nicht so ausgedrückt? — ‚aus den Steuern, die Alle zahlen, füttern‘? Dem Pächter, dem einsichtsvollen Farmer, wie Sie ihn zu nennen liebten, wollen Sie vorschreiben, was er bauen soll? Und, Mr. Cobden, Zinsen wollen Sie aus dem Kapital zahlen? Machen Sie es nicht mit der Baumwolle, wie die englische Regierung es sonst mit dem Korne gemacht? Und könnte man Ihnen jetzt nicht allen den Spott zurückgeben, den Sie einst für ‚das Elend der Gutsbesitzer‘ hatten? Wonderful! most wonderful!“

Am deutlichsten tritt jene Tendenz zu Tage in der Behandlung, welche England seinen Kolonien angedeihen ließ. Dieselben wurden einem förmlichen Ausbeutungs- und Raubbausystem unterworfen und dadurch langsam der Schwächung und Verarmung entgegengeführt.*) Länder nämlich, die lediglich oder doch vorwiegend Rohstoffe erzeugen und nach fernen Märkten exportiren, müssen allmählich verarmen, da sie der Erde die Anleihen nicht zurückerstatten, die sie ihnen gewährt; denn es ist nicht so sehr die Ertragsfähigkeit des Bodens, welche dem Lande Werth verleiht, als die Nähe des Absatzmarktes. Ein reines Agrikulturland, welches seine Rohprodukte gegen Manufakte austauscht, muß in dem Gewinne, den das Exportgeschäft ergibt, nicht nur die Verzinsung seiner Leistungen, sondern zugleich Ersatz für die Verminderung des heimischen Güterreichthums, durch Aussaugung des Ackerlandes, Abnahme des Viehbestandes,

*) Irland wurde bis zum Zustandekommen der Union ebenso behandelt wie die Kolonien. Englische Schriftsteller erkennen an, daß die Aufstände, die dort in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stattfanden, hauptsächlich durch das Bestreben hervorgerufen und genährt wurden, das englische Monopolsystem loszuwerden. Die Kanonen der Dubliner Bürgerartillerie trugen 1782 die Devise: „A free trade or a speedy revolution.“

Verschwinden der Wälder und Erschöpfung der Mineralschätze haben. Nun zeigt aber ein Blick auf das Tauschgeschäft, das diese Gegenden mit Fabrikländern betreiben, daß jene ihre Erzeugnisse zu niedrigen, diese dagegen die ihrigen zu hohen Preisen hergeben. Anfänglich ist dieser Verkehr für die Agrikulturländer trotzdem nützlich, weil durch ihn der latente Reichthum derselben erst zu Kapital wird. Später aber führt er unausbleiblich zur Erschöpfung. Die wirthschaftliche Berechtigung dieses Verkehrs erstreckt sich also nur so weit, als durch ihn nicht die natürliche Entwickelung zur Produktion von Manufakturwaaren unterdrückt wird.

Es ist aber nicht so sehr der unmittelbare Verlust, der dem Boden des Landes aus dem Export der Rohprodukte nach entlegenen Märkten erwächst; denn dieser macht sich, wie bemerkt, erst spät fühlbar. Wesentlicher ist der mittelbare Verlust, welcher durch Verminderung der Wechselwirkung zwischen Produzenten und Konsumenten, durch Hinderung des Anwachsens der Bevölkerung und durch Unterdrückung des rationellen Entwickelungsganges der Volkswirthschaft entstehen muß. Der Landwirth bedarf für seine Erzeugnisse nahe Käufer und Verbraucher — je näher sie ihm wohnen, desto mehr ist sein Gut werth — und für seine Bedürfnisse nahe Erzeuger, und ähnlich verhält es sich mit dem Handwerker und Fabrikanten. Alles, was diese Solidarität der Interessen mittelbar oder unmittelbar stört, ist einer gesunden Entwickelung feindlich. Nichts aber kann derselben feindlicher sein, als die englische Politik, das Ausland auf die Rohproduktion zu beschränken, den natürlichen Fortschritt erstarkter Agrikulturländer zur Manufaktur durch die Ausbreitung des Manchesterthums zu hemmen und diese Länder mit der Uebermacht der hochentwickelten englischen Manufakturkraft in wirthschaftlicher Tributpflichtigkeit zu erhalten.

Daß dies die Tendenz der englischen Politik schon lange vor dem Entstehen der Manchesterpartei gewesen, beweist der Verfasser unserer Schrift durch die Aeußerungen hervorragender englischer Staatsmänner, die an Deutlichkeit wenig zu wünschen übrig lassen.

So sagt Joshua Gee schon 1750: „Die Manufakturen in den nordamerikanischen Kolonien sollten entmuthigt und verboten werden. Wir sollten überhaupt stets ein wachsames Auge auf unsere Kolonien haben, um sie zu verhindern, solche Manufakturen einzurichten, welche in Großbritannien betrieben werden. Derartige Versuche sollte man von vornherein niederschlagen; denn wenn man sie erst zur Reife kommen läßt, wird es äußerst schwierig sein, sie zu unterdrücken. Ich halte es daher für der Aufmerksamkeit der Regierung durchaus werth, die Kolonien mit allen nur möglichen Mitteln darauf hinzuleiten, daß sie Seide, Hanf, Flachs, Eisen (aber nur Roheisen), Potasche u. drgl. erzeugen, ihnen auch

Anfangs Ausfuhrprämien dafür zu zahlen, desgleichen ferner tüchtige und verständige Männer auf Regierungskosten hinzuschicken, damit sie die Leute drüben anleiten und ihnen die beste Methode beibringen. Wenn wir dann ein Gesetz erließen, welches die Anwendung von Maschinen zu den betreffenden Fabrikationszweigen verböte, so würden sie uns jene Erzeugnisse roh senden. Und wie sie dann Rohstoffe, so würden wir die Verarbeitung derselben haben. Allerdings werden die Kolonien, wenn wir ihnen Anleitung geben, Hanf, Flachs, Baumwolle u. drgl. zu erbauen, ohne Zweifel bald anfangen, diese Rohstoffe selbst zu verarbeiten, wenn man sie daran nicht hindert. Deshalb, zur Verhinderung des Entstehens von Manufakturen, wird vorgeschlagen, daß Niemand Webstühle aufstellen darf, ohne sich vorher in einem besonders dazu bezeichneten Bureau gemeldet und Namen und Wohnort seiner Arbeiter angegeben zu haben, daß allen Negern verboten wird, Leinen- oder Wollweberei oder Garnspinnerei oder Garnkämmerei zu treiben, oder in irgend einem Etablissement zur Bearbeitung von Eisen oder andern Metallen zu arbeiten, ausgenommen bei Hochöfen für Roheisen; auch soll ihnen untersagt sein, in Hut-, Strumpf- oder Lederfabriken Arbeit zu nehmen. Dies Alles soll übrigens den Pflanzern keine ihrer bisherigen Freiheiten verkümmern, im Gegentheil, es soll nur ihre ganze Betriebsamkeit darauf lenken, jene Rohstofferzeugung in die Höhe zu bringen."

Noch unumwundener äußert sich diese von ordinärster Selbstsucht eingegebene Politik in Folgendem: „Neuengland und die nördlichen Kolonien können uns lange nicht genug Erzeugnisse senden in Austausch gegen die von uns bezogenen ihnen nothwendigen Bekleidungsstoffe; im Gegentheil, sie befinden sich stets im Rückstande. Daher können wir ihnen schon gewöhnlichere (soll heißen, schlechtere) Qualitäten von Waare verkaufen, und alles, was bei uns aus der Mode ist, wird immer noch gut genug für sie sein." Also Ladenhüter für die Kolonien! — „Rubbish for abroad", Schund für das Ausland, lautet eine andere anmuthige Maxime dieses hochmüthigen, gewissenlos selbstsüchtigen England, für das unsere Manchestermänner die Jahre daher geschwärmt und gearbeitet haben. „In der That," bemerkt hierzu unsere Schrift, „Adam Smith hatte Recht, wenn er sagte, das ganze System bezwecke nichts Anderes, als aus den Kolonien Kundschaftsansiedelungen zu machen — ein Projekt, würdig einer Krämernation, oder sogar nicht einmal würdig einer Krämernation, sondern einer solchen, die von Krämern regiert werde."

Trotzdem blieb die Tendenz der englischen Handelspolitik dieselbe, und als ein halbes Jahrhundert nachher, um 1815, die Aufhebung der Kontinentalsperre die während derselben auf dem europäischen Festlande entstandenen Fabriken gefährdete, und alle Staaten mit Ausnahme der deutschen sich ohne

Verzug mit Schutzzöllen gegen die Folgen des plötzlichen Uebergangs von vollständiger Abschließung zu unbeschränkter Oeffnung der Grenzen sicherstellten, meinte Lord Brougham im Parlamente mit Bezug auf die preisgegebene deutsche Industrie, es sei „wohl der Mühe werth, durch einen Verlust auf englische Manufakturwaaren die Fabriken des Festlandes in den Windeln zu ersticken."

Und nach Verlauf einiger weiteren Jahrzehnte, als eine zeitgemäße Reform die englischen Prohibitivzölle vernichtet und die dortigen hohen Schutzzölle größtentheils herabgesetzt hatte, als man sogar in blindem Eifer für wirthschaftliche Freiheit in die thörichten Uebertreibungen des Manchesterthums verfallen war oder sie mit schlauer Berechnung ihrer Einträglichkeit für die Geldschränke der Großfabrikanten unterstützte, als der Wohlklang des Wortes Freiheit sonst ganz verständige Leute zu idealistischer Schwärmerei hinriß, und die Welt das unerhörte Schauspiel erlebte, daß John Bull von der Beschränkung des Staatsegoismus zu Gunsten der gesellschaftlichen Civilisation sprach — selbst zu dieser Zeit äußerte sich die englische Handelspolitik durch den Mund des verstorbenen Kolonialsekretärs Lord Grey fast genau so wie dessen Kollege Gee hundert Jahre zuvor. „Ihrer Majestät Regierung," sagte er, „ist der Ueberzeugung, daß die Ermöglichung von Manufakturen in Canada vermöge schützender Zölle für die Interessen des Mutterlandes gleich schädlich ist wie für jene Kolonie. Canada besitzt natürliche Vortheile in der Erzeugung von Waaren, welche auf englischen Märkten im Austausche gegen diejenigen Manufakte, welche es selbst bedarf, stets Absatz finden werden. Durch solchen Austausch wird Canada diese Waaren billiger erhalten, als es sie selbst herzustellen im Stande wäre, und sich selbst wird es ferner einen vortheilhaften Absatzmarkt für die Rohprodukte sichern, deren Erzeugung seiner natürlichen Befähigung am meisten entspricht." Und dann folgte der Trugschluß: „Wenn aber in Folge von erhöhten Eingangszöllen der britische Importeur seine Manufakte nur mit geringerem Nutzen verkaufen kann, so wird die Folge sein, entweder daß der canadische Bauer sich eine Herabminderung des Preises seiner Roherzeugnisse gefallen lassen muß, oder daß der britische Produzent einen andern Markt aufsucht. Daher liegt auf der Hand, daß es nicht weniger im Interesse Canada's als in dem Großbritannien's liegt, daß die Entstehung von Manufakturen in Canada nicht begünstigt werde."

„Diese Logik ist in der That wunderbar," bemerkt Stommel hierzu. „Zunächst ist der Vordersatz falsch. Der britische Importeur wird nämlich mit demselben Nutzen verkaufen; denn den Schutzzoll tragen zu Anfang, wo noch keine Konkurrenz besteht, voll und ganz die Konsumenten. Darin liegt, wenn man will, die Herabminderung des Preises der Produkte des canadischen Bauers,

die er sich gefallen lassen muß. Aber er ist nicht auf England allein angewiesen, er muß seine Erzeugnisse keineswegs ausschließlich dort absetzen und nicht ausschließlich englische Manufakturwaaren dafür in Tausch nehmen. Die Entstehung von Fabriken im eignen Lande dagegen schafft ihm einen näheren und bequemeren Absatzmarkt und wirkt andrerseits anregend auf die Landwirthschaft zurück, und zwar mit der ganzen Macht und Fülle derjenigen Wirkungen, welche aus der naturnothwendigen Befriedigung eines Entwickelungsbedürfnisses nach allen Richtungen hin segensvoll hervorbrechen." Der Uebergang zur Stufe der Verarbeitung der Rohstoffe ist für ein Land, in welchem die Erzeugung dieser Stoffe, die Agrikultur, erstarkt und zu voller Reife gelangt ist, ein solches Bedürfniß. Vermehrung der Bevölkerung, Entstehen von Städten, Unabhängigkeit auf dem heimischen Markte stehen mit der natürlich-organischen Ausbildung im Verhältnisse und ebenso mit der aufgezwungnen, unnatürlichen und unorganischen Entwickelung der Dinge. „Alles, was darauf hinausläuft, in einem Lande die Zahl der Handwerker und der Fabrikanten zu vermindern," sagt Adam Smith, „läuft auch auf Schädigung des heimischen Marktes, des wichtigsten von allen für die Rohprodukte, und folglich auf Beeinträchtigung der Landwirthschaft hinaus. Ein System, welches eine Nation zwingt, nur Rohprodukte auszuführen, geht ebenso auf die Verarmung des Landes und seiner Besitzer als auf die Unterdrückung der Freiheit der Arbeiter aus."

Nun kann man einwerfen, daß die hier besprochene englische Handelspolitik sich auf die eignen Kolonien bezieht, und aus der immerhin bestehenden Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Mutter- und Tochterland schließen, es sei gerechtfertigt, wenn England sich seinen Kolonien gegenüber als das betrachte, was eine Stadt gegenüber dem benachbarten platten Lande ist. Dieser Schluß würde schwach sein. Aber seine volle Richtigkeit zugegeben, darf ein solches System doch keinenfalls den fremden unabhängigen Staaten als ein richtiges und natürliches angepriesen werden, und keinenfalls dürfen deren Regierungen es auch nur annähernd dazu kommen lassen, daß durch vorschnelle, der organischen Entwickelung der Industrie des betreffenden Staates nicht entsprechende Einführung eines unbeschränkten oder nicht genügend beschränkten Freihandels der Vorsprung, den England auf dem Wege zur höchsten Manufakturstufe schon gewonnen hat, dahin erweitert wird, daß dieser Staat, wie List sagt, schließlich die Manufaktur- und Handelsstadt der ganzen Welt wird, und alle übrigen Staaten gleichsam das dazu gehörige platte Land bilden.

In Frankreich hat man das begriffen und beachtet, und man steht sich gut dabei. Bei uns ist es damit langsamer gegangen, aber es ist, wie oben bemerkt, nach mancherlei Anzeichen zu hoffen, daß man es jetzt im Hinblicke auf das unzweifelhaft auch durch die stark manchesterlich gefärbte Zollpolitik

gewisser Staatsmänner und Parteien verschuldete Darniederliegen der deutschen Industrie auch hier endlich begreifen und sich auf die vom Reichskanzler ergangene Anregung dem nationalen Freihandel zuwenden wird, der uns England so lange vom Halse hält, als es uns überlegen ist und uns wieder überlegen werden kann.

Nachschrift: Seit das Obige geschrieben wurde, ist in der Sache eine weitere Kundgebung des Reichskanzlers erfolgt. Nachdem der Bundesrath auf Grund der Eingangs des obigen Aufsatzes erwähnten Zuschrift die Einsetzung einer Kommission zur Revision des Zolltarifs beschlossen, hat Fürst Bismarck in einem Schreiben vom 15. Dezember demselben die Gedanken ausgesprochen, die ihm in Betreff jener Revision als leitende vorschweben. Der Reichskanzler erstrebt hiernach Verminderung der direkten Steuerlast durch Vermehrung der auf indirekten Abgaben beruhenden Einnahmen des Reichs. Andere Großstaaten, namentlich die mit weit fortgeschrittener politischer und wirthschaftlicher Entwickelung, suchen vorzugsweise in Zöllen und indirekten Steuern, die weniger drücken als die direkten und oft kaum empfunden werden, Deckung ihrer Ausgaben. Im größten Theile Deutschland's dagegen haben die direkten Steuern einschließlich der Gemeindeabgaben eine Höhe erreicht, die vorzüglich auf den Mittelstand sehr ungünstig wirkt. Je ergiebiger man das Zollsystem in finanzieller Hinsicht gestaltet, um so mehr wird man von den direkten Steuern erlassen können und müssen. „Denn es versteht sich von selbst, daß mit der Vermehrung der indirekten Einnahmen des Reiches nicht eine Erhöhung der Gesammtsteuerlast bezweckt werden kann", was man sich für den sehr möglichen Fall, daß ein bekannter Abgeordneter ähnliche Trümpfe, wie den, wo er ein Wahlflugblatt mit dem Titel: „Zweihundert Millionen neuer Steuern!" ausspielte, in seiner Karte hat, merken wolle. Die beabsichtigte Finanzreform aber soll durch eine Revision des Zolltarifs herbeigeführt werden, die zur allgemeinen Zollpflicht zurückkehrt. Von dieser sollen nur diejenigen der Industrie unentbehrlichen Rohstoffe ausgenommen sein, die bei uns gar nicht oder ungenügend erzeugt werden. Alle übrigen Gegenstände würden mit einer Eingangsabgabe zu belegen sein, die nach dem Werthe derselben unter Zugrundelegung verschiedener Prozentsätze, je nach dem Bedarf der einheimischen Produktion abzustufen wäre.

Empfiehlt sich die hier skizzirte Wiederherstellung der allgemeinen Zollpflicht vom finanziellen Gesichtspunkte, so rechtfertigt sie sich auch in volkswirthschaftlicher Beziehung. „So lange die meisten der Länder, auf welche wir mit unserm Verkehr angewiesen sind, sich mit Zollschranken umgeben, und die Tendenz zur Erhöhung derselben noch im Steigen begriffen ist, erscheint es gerechtfertigt und im wirthschaftlichen Interesse der Nation geboten, uns in der

Befriedigung unserer finanziellen Bedürfnisse nicht durch die Besorgniß einschränken zu lassen, daß durch dieselben deutsche Produkte eine geringe Bevorzugung vor ausländischen erfahren. Der jetzt bestehende Vereinszolltarif enthält neben den reinen Finanzzöllen eine Reihe von mäßigen Schutzzöllen für bestimmte Industriezweige. Eine Beseitigung oder Verminderung dieser Zölle wird, zumal bei der gegenwärtigen Lage der Industrie, nicht rathsam erscheinen. Vielleicht wird sogar bei manchen Artikeln im Interesse einzelner besonders leidender Zweige der heimischen Industrie eine Wiederherstellung höherer oder Erhöhung der gegenwärtigen Zollsätze sich empfehlen."

„Eigentliche Finanzzölle, welche auf Gegenstände gelegt sind, die im Inlande nicht vorkommen, und deren Einfuhr unentbehrlich ist, werden zum Theil den Inländer allein treffen. Bei Artikeln dagegen, welche das Inland in einer für den einheimischen Verbrauch ausreichenden Menge und Beschaffenheit zu erzeugen im Stande ist, wird der ausländische Produzent den Zoll allein zu tragen haben, um auf dem deutschen Markte noch konkurriren zu können. In solchen Fällen endlich, in denen ein Theil des inländischen Bedarfs durch auswärtige Zufuhr gedeckt werden muß, wird der ausländische Konkurrent meist genöthigt sein, wenigstens einen Theil und oft das Ganze des Zolls zu übernehmen und seinen bisherigen Gewinn um diesen Betrag zu vermindern." — „Soweit hiernach der Zoll dem inländischen Konsumenten überhaupt zur Last fällt, tritt er hinter die sonstigen Verhältnisse, welche auf die Höhe der Waarenpreise von Einfluß sind, in der Regel weit zurück. Gegenüber den Preisschwankungen, welche bei bestimmten Waarengattungen durch den Wechsel im Verhältniß von Angebot und Nachfrage oft binnen kurzer Zeit und bei geringer örtlicher Entfernung der Marktplätze von einander bedingt wird, kann ein Zoll, der etwa 5 bis 10 Prozent vom Werth der Waare beträgt, nur einen verhältnißmäßig geringen Einfluß auf den Kaufpreis üben. Andere Momente, wie die Ungleichheiten der Frachtsätze bei den Differenzialtarifen der Eisenbahnen, wirken in dieser Beziehung viel einschneidender vermöge der Einfuhrprämie, die sie dem Auslande, oft zum vielfachen Betrage jedes vom Reiche aufzulegenden Zolles, auf Kosten der deutschen Produktion gewähren."

„Ich bin" — so fährt der Reichskanzler mit auffallender, aber wohlberechtigter Schärfe fort — „deshalb auch der Ueberzeugung, daß mit der Revision der Grenzzölle eine Revision der Eisenbahntarife Hand in Hand gehen muß. Es kann auf die Dauer den einzelnen Staats- und Privat-Eisenbahnverwaltungen nicht die Berechtigung verbleiben, der wirthschaftlichen Gesetzgebung des Reiches nach eigenem Ermessen Konkurrenz zu machen, die Handelspolitik der verbündeten Regierungen und des Reichstags

nach Willkür zu neutralisiren und das wirthschaftliche Leben der Nation den Schwankungen auszusetzen, welche im Gefolge hoher und wechselnder Einfuhrprämien für einzelne Gegenstände nothwendig eintreten."

Das sind die Grundzüge des finanz- und zollpolitischen Programms unseres Reichskanzlers. Dasselbe ist durchgehends auf Gerechtigkeit gegründet und auch der Billigkeit nicht fremd, natürlich und maßvoll. Die Manchesterleute werden hundertstimmig und in allen Tonarten „Reaktion!" schreien. Es wird aber nur die Rückkehr zu den Grundsätzen, die vor 1865 galten, beabsichtigt, Grundsätzen, bei denen Staat und Volk sich wohl befanden, während die seit jenem Jahre bei uns mehr und mehr zur Geltung gekommenen, von England importirten und nur in dessen Interesse gepredigten Grundsätze des internationalen Freihandels wesentlich dazu beigetragen haben, unsere finanzielle Kraft zu schwächen und den Rückgang von Industrie, Verkehr und Handel herbeizuführen, den wir in den letzten Jahren zu betrauern hatten und noch heute zu betrauern haben. Wir haben alle Ursache, dem Reichskanzler dankbar zu sein, daß er zur Abstellung dieses Unwesens mit unzweideutigem Freimuth die Initiative ergriffen. Wir hoffen, daß seine Kundgebung Vielen die Augen über ihre eigenen wahren Interessen und über die Lügen, mit denen man sie bisher bethört hat, aufgehen lassen wird. Wir haben endlich nur das Eine zu beklagen, daß noch einige Zeit in's Land gehen wird, bevor seine Absichten sich verwirklichen können. Der schließliche Sieg seiner Politik aber ist auch hier sicher.

♣

Springer's Raffael und Michel Angelo.

Die beiden großen Meister, in welchen sich der stolze Baum der italienischen Renaissance zu einem üppigen Blüthenkelch entfaltete, sind seit Beginn der kunstgeschichtlichen Studien in Deutschland, also seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, häufig der Gegenstand monographischer Behandlungen gewesen. Auf der Arbeit eines Franzosen, Quatremère de Quincy, fußt Passavant's grundlegendes Werk über Raffael und seinen Vater Giovanni Santi, das auch heute noch, nach vierzigjährigen weiteren Arbeiten, nicht blos um des Verzeichnisses der Raffaelischen Werke willen von Bedeutung ist. Die italienische Uebersetzung von Quatremère de Quincy, welche Longhena besorgt hatte, und Pungileoni's Elogio storico eröffneten die urkundlichen Quellen, welche bei Raffael spärlicher fließen als bei den andern großen Meistern der Renaissance. Ernst Förster's Bio-

graphie war mehr für das gebildete Publikum berechnet und entspricht auch vollkommen den Bedürfnissen des Laien. Der nächste war Hermann Grimm, der nach seinem weitschichtigen Lebensbilde Michel Angelo's auch ein solches von Raffael zu zeichnen unternahm, bis heute aber noch nicht über den ersten Band hinaus gediehen ist. Wiewohl dieses Werk von den Launen und Wunderlichkeiten des geistreichen Autors noch weniger frei ist als seine übrigen kunsthistorischen Arbeiten, so darf sich doch Grimm das Verdienst beimessen, zuerst mit Nachdruck auf den mächtigen Hebel hingewiesen zu haben, welcher der kunsthistorischen Forschung durch die Beihilfe der Photographie erwachsen ist. Er hat zuerst die durch das Braun'sche Kohlendruckverfahren aller Welt zugänglich gemachten Reproduktionen von Handzeichnungen und Gemälden alter Meister für das Studium der Kunstgeschichte nutzbringend verwerthet und den Versuch gemacht, aus der Handzeichnung die Genesis eines Gemäldes zu erklären.

Dieses genetische Verfahren bildet auch die Hauptwaffe in dem kritischen Rüstzeug, mit welchem sich der neueste Biograph Raffael's und Michel Angelo's, Professor A. Springer in Leipzig, auf seinem schweren Gange angethan hat. Fürwahr ein schwerer Gang, auf dem ihn hunderte von scharfen Augen begleiten, um eine Blöße an dem kühnen Wanderer zu erspähen. Denn trotz des hohen Standes kunstwissenschaftlicher Forschung, trotz der Unsumme des angehäuften Materials scheint manchen die Zeit noch nicht gekommen, um ein in allen Theilen gleichmäßig ausgeführtes Bild von dem Wirken und den Werken der beiden Meister zu entwerfen. Springer hat die Unzulänglichkeit seines Strebens auch gefühlt. Erst dem nächsten Geschlechte, sagt er in der Vorrede, werde Raffael's künstlerische Persönlichkeit hell entgegentreten. Dann erst würden die reproduzirenden Fertigkeiten denjenigen Grad der Ausbildung erreicht haben, welcher nöthig ist, um dem Leser das Werk Raffael's in seiner Gesammtheit vor Augen zu führen. „Nicht das Wort, wie jetzt, sondern das Bild wird bei seiner Schilderung die Hauptrolle spielen, den illustrirten Text ein Bilderatlas mit begleitendem Texte ersetzen.“ Wir theilen Springer's Ansicht über die Unzulänglichkeit unserer reproduzirenden Künste nicht. Liefert doch gerade sein Buch durch die reichen illustrativen Beigaben den Beweis, daß die Wiedergabe von Handzeichnungen durch den Xylographen den Leistungen der Photographie durchaus ebenbürtig ist. Auf dem Gebiete des Facsimileschnitts kann nach menschlicher Berechnung kaum eine höhere Stufe erreicht werden, und für die Reproduktion von Gemälden ist die Radirung ein ebenso künstlerisches wie getreues Hilfsmittel. Weniger die mangelhafte Ausbildung unserer vervielfältigenden Künste dürfte der Verwirklichung des Springer'schen Ideals

entgegenstehen, als die Börsen unseres Publikums, die auch beim Aufbau von Idealen nicht außer Acht zu lassen sind.

Springer's Doppelbiographie bildet den zweiten Band des von Dr. Dohme unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegebenen Sammelwerks „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit. Biographien und Charakteristiken." Obwohl es dem Umfange nach über die Grenzen dieses umfassenden Sammelwerks weit hinausgegangen ist, hält es doch im Großen und Ganzen den Ton fest, welcher für das auf ein größeres, gebildetes Publikum berechnete Werk maßgebend war. Indessen hat sich der Verfasser entschlossen, am Ende seines Werkes auf 38 Seiten auch dem Gelehrten Rechenschaft über seine Quellen und sein kritisches Verfahren abzulegen, und da der Verleger von der Schrift in richtiger Würdigung ihres Werthes eine Separatausgabe veranstaltet hat,*) so beansprucht dieselbe eine besondere Beachtung als ein selbständiges Werk, auf dessen Beurtheilung der Charakter jenes Sammelwerks nicht mehr von Einfluß sein darf.

Das Unternehmen, Raffael's und Michel Angelo's schöpferische Thätigkeit zu einer Doppelbiographie zu verweben, erscheint auf den ersten Blick als ein sehr verlockendes und dankbares. Fast vierzig Jahre hindurch laufen die Lebensfäden beider Männer nebeneinander her. Bestimmte Momente aus dem Leben des Einen lassen sich Momenten aus dem Leben des Andern gegenüberstellen und zu kunstvollen Gruppen ordnen. Ohne den Gang der Ereignisse zu verwirren, kann der Historiker von dem Einen zum Andern hinüberspringen, ohne den Ersteren ganz aus dem Auge zu verlieren. Sieht man jedoch schärfer zu, so zeigt sich das Unternehmen schon in einem weniger günstigen Lichte. Die Berührungspunkte zwischen Raffael und Michel Angelo waren im Grunde genommen doch recht oberflächlicher Natur. Ueber Raffael's Charakter sind wir nur aus Quellen unterrichtet, die für uns sekundäre Bedeutung haben. Seine wenigen Briefe und Sonette geben uns darüber nur dürftigen Aufschluß, während uns das imposante Charakterbild Michel Angelo's aus seiner Korrespondenz in vollster Klarheit und Schärfe entgegentritt. Wenn es uns gestattet ist, nach diesem Charakterbilde einen Schluß auf das persönliche Verhältniß Michel Angelo's zu Raffael zu ziehen, so kann dieses nur ein ungemein kühles gewesen sein. Die glänzenden Erfolge Raffael's mögen im Herzen Michel Angelo's bitteren Groll hervorgerufen haben, der durch eigene traurige Lebenserfahrungen noch vermehrt wurde. Aus der schmerzlich durchfurchten Stirn Michel Angelo's lesen wir, daß die Sonne des Glücks niemals sein

*) Raffael und Michel Angelo von Anton Springer. Mit Illustrationen. 524 S. hoch Quart. Leipzig, E. A. Seemann.

Herz erwärmt hat, während Raffael die kurze Spanne seines Erdenwandels in ungetrübter Heiterkeit verlebte. Es ist wahrscheinlich, daß Michel Angelo den glücklichen Jüngling eher mied als aufsuchte, und Raffael wird dem finsteren Misanthropen seinen Umgang auch nicht aufgedrungen haben, wenngleich er die Werke des gewaltigen Mannes mit Eifer studirte und seinem mächtigen Einfluß sich nicht entziehen konnte. Wir haben keine zuverlässigen Nachrichten über heftige Szenen zwischen den beiden Meistern, wie sie z. B. zwischen Michel Angelo und Lionardo vorgefallen sind. Wir haben aber auch nicht das geringste Zeugniß für das Vorhandensein eines freundschaftlichen Verkehrs. Stumm und verschlossen gingen beide Männer nebeneinander her, bis der Tod der glänzenden Laufbahn des einen ein vorzeitiges Ziel setzte. Schon aus diesen äußeren Gründen erscheint es mißlich, die Lebensbeschreibung der beiden Meister neben einander fortzuführen. Der Zusammenhang ist ein rein äußerlicher. Kreuzungspunkte sind gar nicht vorhanden, und ein Berührungspunkt wird erst gefunden, wenn an den Biographen die Aufgabe herantritt, den Einfluß Michel Angelo's auf Raffael festzustellen und zu begrenzen. Bei Besprechung der Teppichkartons hat sich Springer dieser Aufgabe unterzogen und dieselbe in mustergiltiger Weise gelöst. Auch in seinen letzten Lebensjahren wurde Raffael durch Michel Angelo nicht veranlaßt, seine Individualität aufzugeben, sondern er entfaltete dieselbe nur zu vollster Blüthe, indem er Hauptmomente des michelangelesken Stils in sich aufnahm. Von den Figuren auf den Teppichkartons sagt Springer: „Die Leidenschaft oder Empfindung ist ihr Lebensprinzip, das von innen aus alle Theile der Gestalt durchdringt und keine Theilung duldet." Dieses Lebensprinzip, das sich äußerlich in dramatischen Aktionen kundgibt, hat Michel Angelo in die italienische Kunst eingeführt. Wie es Raffael zu dem Seinigen machte, so nahm es auch Tizian auf, besonders als er den Märtyrertod des heiligen Petrus schuf.

Die feine Abwägung des Wechselverhältnisses zwischen Raffael und Michel Angelo gehört zu den glänzendsten Partieen des Springer'schen Buches. Doch kann diese und manche andere nicht minder glänzende Stelle in uns die Ueberzeugung nicht zurückdrängen, daß der Fluß der biographischen Darstellung gewonnen hätte, wenn Springer jeden der beiden Meister gesondert behandelt haben würde. Schon der Unterschied in ihrer Lebensdauer — Michel Angelo überlebte Raffael um 44 Jahre — ist ein gewichtiger Grund gegen eine parallele Darstellung, wie sie Springer beliebt hat.

Nichtsdestoweniger bezeichnet Springer's Werk einen Markstein in der kunstgeschichtlichen Forschung, soweit sie sich mit Raffael und Michel Angelo beschäftigt. In knapper Form, die hie und da sogar knapper geworden ist, als wünschenswerth war, hat Springer alle Resultate der bisherigen Forschung

einer ruhigen Kritik unterzogen und das Bleibende zusammengefaßt. Einer zu großen Nachsicht kann man ihn niemals zeihen. Jedes irgendwie zweifelhafte Werk hat er vorsichtig bei Seite gelassen, um das Bild, welches er von dem Schaffen der beiden Meister entwirft, nicht zu verwirren. Der späteren Forschung, die von Springer ihren Ausgang nehmen wird, muß es vorbehalten bleiben, seine Zweifel zu widerlegen oder zu begründen. Mit dem sogenannten „Stilgefühl" ist bei derartigen Untersuchungen nichts gethan. Die wissenschaftliche Methode verlangt objektivere Beweismittel, als sie uns ein unbestimmtes Gefühl zu bieten vermag. Crowe und Cavalcaselle haben sich in ihrer grundlegenden „Geschichte der italienischen Malerei" sorgfältig vor so vagen Argumenten gehütet. Auf ihren kritischen Gängen haben sie niemals ihren Ausgang von Gefühlen, sondern von Thatsachen genommen, und diese Methode müssen wir als eine so werthvolle Errungenschaft bezeichnen, daß wir sie selbst durch eine so hervorragende Autorität wie Springer nicht in Frage gestellt zu sehen wünschten. Der Satz Springer's: „Das Stilgefühl hat das letzte Wort, es liebt aber bekanntlich ein allerletztes Wort zuweilen anzufügen, welches dem früheren letzten widerspricht" — dieser Satz, so geistreich er auch klingen mag, darf für die kunstwissenschaftliche Kritik keinen autoritativen Werth gewinnen.

Der künftigen Forschung wird es also vorbehalten bleiben, die Zweifel zu beseitigen oder zu kräftigen, welche Springer gegenüber der Madonna von Brügge erhoben hat. Es dürfte dann an der Zeit sein, auch die lange Reihe der Michel Angelo zugeschriebenen kleinen Originalmodelle in Thon oder Wachs einer Untersuchung auf ihren Ursprung hin zu unterziehen. Mit besonderer Hartnäckigkeit behaupten sich zwei solcher Thonmodelle, eines zum Moses und eines zur Madonna für die Medicäergräber, die sich beide zu Berlin in Privatbesitz befinden.

Jedes Werk von der Hand Raffael's oder Michel Angelo's verlangt seine besondere Biographie, die immer in zwei Abschnitte zerfällt. Der erste umfaßt die Genesis des Werkes unter der Hand des Meisters, der zweite seine Schicksale bis auf unsere Zeit. Mit Hilfe des ungeheuren photographischen Materials, welches Springer Dank einer fündundzwanzigjährigen Lehrthätigkeit vollkommen beherrscht, hat er in den meisten Fällen die ersten Hälften dieser Biographien sicher gestellt. Selbstverständlich bleiben noch genug Lücken in der genetischen Entwickelung dieses oder jenes Werkes übrig. Jeder Tag kann einen neuen Fund bringen, der ein neues Licht auf manches Räthsel wirft. Wie sehr solche von Springer mit großem Glück bewerkstelligte Reproduktionen der Entstehungsart von Kunstwerken noch der Erweiterung fähig sind, hat kürzlich Thausing, übrigens unabhängig von Springer, in einem trefflichen Aufsatze über Michel Angelo's Karton der badenden Soldaten (Zeitschrift für bildende

Kunst XIII, Heft 4 und 5) gezeigt. Auf diesem Wege ist fortzuschreiten. Ihn gewiesen, gewissermaßen das Fachwerk aufgeschlagen zu haben, in welches die Steine einzufügen sind, ist Springer's Verdienst.

Der zweite Theil der Aufgabe, der oft von unschätzbarer Wichtigkeit ist, kann nur von Forschern gelöst werden, die in der glücklichen Lage sind, die Geschichte der italienischen Familien und Herrscherhäuser mit so klarem Auge zu durchschauen wie Herr v. Reumont. Zu den manichfachen Verdiensten, welche sich der berühmte Historiker um die italienische Kunstgeschichte erworben hat, gesellt sich auch die Feststellung der Schicksale manches berühmten Bildes. Noch vor wenigen Wochen hat er in der Augsb. Allgem. Zeitung über die mannichfachen Besitzveränderungen berichtet, denen die liebliche Madonna aus dem Hause Connestabile unterworfen war, bis sie im Jahre 1871 eine dauernde Stätte in Petersburg fand.

Von welcher Wichtigkeit solche Feststellungen sind, beweist am besten die kürzlich wieder aus Privatbesitz aufgetauchte Madonna mit den Kandelabern. Sie befand sich zuletzt im Besitze A. J. Munro's in London, nach dessen Tode sie im Auftrage der Erben versteigert werden sollte. Um die Kauflust der Kunstfreunde anzufeuern, wurde das Bild vor der Auktion nach Paris gesandt, wo es während des Monats Mai ausgestellt wurde. Das letzte Gebot — 409,500 Mark — erschien den Erben nicht preiswürdig genug, so daß sie das Bild aus der Versteigerung zurückzogen. Die Geschichte der Madonna mit den Kandelabern läßt sich nur bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückverfolgen. Damals befand sich das kleine Rundbild in der Galerie Borghese in Rom. Zu gleicher Zeit befand sich aber auch daselbst ein zweites Exemplar, welches der Schriftsteller Robinson in London besitzt. Springer vermuthet in dem (Munro'schen) Bilde „eine Ueberarbeitung eines älteren Entwurfes, ein florentinisches Motiv in römischen Formen." Er findet die Zusammenstellung der beiden Kandelaber tragenden Engel mit der Hauptgruppe „steif". Schon Waagen hat einige Bedenken gegen dieses Bild ausgesprochen, bei welchem er, namentlich bei dem Kinde und bei den Engeln, die Beihilfe des Giulio Romano erkennen wollte. Der Schreiber dieser Zeilen, der nur das Munro'sche Exemplar kennt, kann sich diesem Urtheile nur anschließen. Der wundervolle Kopf und die linke, einzig sichtbare Hand der Madonna scheinen ihm jedoch bis auf den kleinsten Pinselstrich das Werk Raffael's zu sein. Auch auf dem Robinson'schen Exemplare glaubt J. P. Richter (Kunstchronik 1878, S. 623 f.) die Hand Raffael's, besonders an dem Christkinde, konstatiren zu können. Sonst ist das Robinson'sche Bild nur in den untergeordneten Partieen, in der Behandlung der Haare, der Engel, der Flammen und der Reflexlichter, dem Muner'schen überlegen. Wenn gerade diese Partieen auf dem letzte-

ren Bilde nachlässiger behandelt sind, so möchten wir eher darin eine feine Absicht des Meisters erkennen, der den Hintergrund absichtlich flüchtiger behandelte oder behandeln ließ, um die Wirkung der herrlichen Madonna mit dem Kinde zu erhöhen. Erst ein kopirender Schüler mag für das Beiwerk größere Muße und größeres Interesse gefunden haben als Raffael, der zur Zeit der Entstehung des Bildes mit Aufträgen mehr als jemals überhäuft war.

Dieses eine kleine Beispiel mag zeigen, wie sehr sich die Schwierigkeiten häufen, statt sich zu vermindern. Von den dreizehn Bildern, welche der Katalog des Louvre dem Urbinaten zuschreibt, behandelt Springer nur sieben. Im Verschweigen liegt sicherlich ein gut Theil Kritik. Doch wäre es nicht überflüssig gewesen, wenn Springer mit wenigen Worten auf die Gründe hingewiesen hätte, die ihn veranlaßt, von diesen und andern Bildern abzusehen.

Wie Crowe und Cavalcaselle's Tizian-Biographie, gebührt auch der Arbeit Springer's ein Ehrenplatz in unserer kunstwissenschaftlichen Literatur. Die Aufgabe der Ersteren war insofern dankbarer, als der Reflex keiner Vorarbeit von Bedeutung auf die ihrige fiel. Springer hatte eine in's Ungeheuere angewachsene Literatur zu bewältigen, eine Aufgabe, die er mit unbestreitbarem Erfolge gelöst hat. Es wird geraume Zeit dauern, bis Jemand den Muth gewinnen wird, nach ihm diese Sisyphosarbeit von Neuem zu unternehmen. Wer das Wagniß beginnt, findet in Springer's Werk ein sicheres Fundament.

Es bleibt uns noch übrig, auf die trefflichen Illustrationen hinzuweisen, mit welchen der unermüdlich stets auf die Förderung der Xylographie bedachte Verleger den Text hat illustriren lassen. Von den neunzig Illustrationen ist die überwiegende Mehrzahl neu angefertigt worden. Es stört uns keines der Wanderclichés, die seit Jahrzehnten unsere kunsthistorischen Bücher verunstalten. Der Schatz der Handzeichnungen, welchen die Photographie gehoben hat, ist besonders fleißig benutzt worden, und gerade in der Wiedergabe dieser lehrreichsten Zeugnisse des künstlerischen Schaffens haben die Xylographen Vortreffliches geleistet.

Ein angeblich Goethischer Kunstaufsatz.

Ein Theil der im Leipziger Museum befindlichen altdeutschen Bilder, namentlich von den beiden Cranach und aus ihrer Schule, hat eine besondere Berühmtheit erlangt, weil Goethe es gewesen, der die erste Nachricht über sie veröffentlichte. Sie wurden im Jahre 1815 auf den Böden der beiden Leipziger

Hauptkirchen, zum größten Theile in gänzlich verwahrlostem Zustande auf dem Boden der Nikolaikirche gefunden, wohin sie jedenfalls 1785 geworfen worden waren, als der damalige Bürgermeister Leipzig's, Carl Wilhelm Müller, im Bunde mit Oeser und dem Baudirektor Dauthe seine berüchtigte „Verschönerung“ der Nikolaikirche begann, wurden damals wiederhergestellt, dann der Leipziger Stadtbibliothek überwiesen, die, wie viele ältere Bibliotheken, früher gleichzeitig Gemäldegalerie, physikalischen Salon, Münzkabinet und Raritätenkammer in einem Raume vereinigte, und wurden endlich 1849, als die Gemäldesammlung des Leipziger Kunstvereins der Stadt überlassen und dadurch das jetzige städtische Museum begründet wurde, nebst einigen werthvollen Porträts und andern Bildern, die sich von alter Zeit her auf der Stadtbibliothek angesammelt hatten, dem neuen Museum einverleibt. In dem „Verzeichniß der Kunstwerke im städtischen Museum zu Leipzig“ tragen sie jetzt folgende Nummern und Bezeichnungen:

40. Der Sterbende. Lucas Cranach d. ä.
41. Christus und die Samariterin. Ebenso.
45. Verklärung Christi auf Tabor. Angeblich Lucas Cranach d. ä.
46. Große Kreuzigung u. s. w. Lucas Cranach d. j.
47. Auferstehung Christi. Ebenso.
244. Kreuzigung Christi. Cranach's Schule.
245. Kreuzigung Christi. Ebenso.
246. Krönung der Maria. Unbek. Oberdeutsche Schule des 15. Jahrh.
247. Maria mit dem Christuskinde auf der Mondsichel stehend, von einer Glorie umgeben. Ebenso.
248. Die Dreieinigkeit. Ebenso.
236. Die Geschichte des Lazarus. Unbekannter Meister des 16. Jahrh.
284. Die Geißelung Christi. Ebenso.

Bei sämmtlichen Bildern, mit Ausnahme von 41, 236 und 284, bemerkt der Katalog, daß sie zu dem Funde in der Nikolaikirche gehören; bei 41 ist angegeben, daß es aus der Stadtbibliothek stamme, bei 236 und 284 fehlt eine Angabe über ihre Provenienz; doch gehören auch 41 und 236 nachweislich, 284 höchst wahrscheinlich zu demselben Funde.

Mit dem Goethischen Aufsatze über diese Gemälde scheint mir nicht alles in Ordnung zu sein. Die Bilder wurden im Februar 1815 gefunden. Im „Morgenblatt“ vom 22. März 1815 bereits berichtete Goethe darüber in einem, übrigens nicht mit seinem Namen unterzeichneten Artikel, den er dann später, 1829, bei der Veranstaltung der vierzigbändigen Gesammtausgabe seiner Werke (der sogenannten Ausgabe „letzter Hand“) in den 39. Band derselben aufnahm. In der neuen bei Hempel in Berlin erschienenen kritischen Ausgabe ist der

Aufsatz im 28. Theile („Schriften und Aufsätze zur Kunst") S. 550—554 wieder mit abgedruckt.*)

Wie konnte Goethe, frage ich mich, über die Bilder schreiben und urtheilen? Hatte er sie gesehen? War er 1815 im Februar oder März in Leipzig und hatte dort Gelegenheit, von dem interessanten Funde Kenntniß zu nehmen? Biedermann (Goethe und Leipzig II, S. 176 fg.) weiß nichts von einem solchen Besuche; er berichtet nur, was jeder aus dem Goethischen Aufsatze selber entnehmen kann, daß J. G. Quandt, der bekannte Kunstfreund, der damals noch als junger Kaufmann in Leipzig lebte, Goethen von dem Funde Mittheilung gemacht, und dieser sich beeilt habe, ihn im „Morgenblatt" bekannt zu machen. „Die Entdeckung dieser bedeutenden Schätze," schreibt Goethe, „sind wir Herrn Quandt schuldig, einem jungen Handelsmann, der mit Enthusiasmus für die Kunst schöne Kenntnisse derselben verbindet, auch Geschmack und Einsichten auf Reisen geläutert hat.... Die Nachrichten, welche wir davon erhalten, bringen wir um so schneller in's Publikum, als bei bevorstehender Jubilate-Messe gewiß jeder Kunstfreund und Kenner sich nach diesen Tafeln erkundigen und durch Theilnahme das glücklich begonnene Unternehmen fördern wird."

Es fragt sich also sehr, ob man ein Recht hat, von einem „Goethischen" Aufsatze über diese Bilder zu sprechen und so, wie es z. B. im Katalog des Leipziger Museums geschieht, Stellen daraus als Urtheile Goethe's den Bildern an die Seite zu drucken. Es fragt sich, ob man nicht vielmehr Quandt als den Verfasser dieser Urtheile anzusehen hat.

Leider ist der ausführliche Bericht, den Quandt selbst drei Monate nach Goethe in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 22. bis 29. Juni 1815 (Nr. 121—126) veröffentlichte, so gut wie unbeachtet geblieben. Weder Chr. Schuchardt in seinem „Lucas Cranach" hat Rücksicht darauf genommen, noch der Leipziger Katalog, noch Fr. Strehlke, der Herausgeber von Goethe's „Schriften und Aufsätzen zur Kunst" in der Berliner Goetheausgabe. Und doch liefert ein Vergleich des Goethischen Aufsatzes mit dem Quandt'schen, wie mir scheint, den vollständigen Beweis, daß wir auch in dem ersteren nichts

---

*) In den Anmerkungen Strehlke's, des verdienstvollen Herausgebers dieses Bandes, finden sich bei diesem Aufsatze ein paar kleine Irrthümer. S. 551 sind die Worte: als „Verklärung Christi auf Tabor" in eine falsche Anmerkung gerathen; sie gehören zu ††) hinter die Worte: Unter Nr. 45 des Katalogs. Bei dem „Sterbenden" von Cranach d. ä. ist Strehlke, da er nur den Leipziger Museumskatalog eingesehen hat, S. 553 zu der Annahme verleitet worden, es enthalte dieses Bild außer der Widmungsinschrift nur „noch zwei andere lateinische Inschriften". Im Ganzen befinden sich aber deren dreizehn auf dem Bilde. Die Widmungsinschrift gibt Strehlke ungenau. Sie lautet, wenn sie denn einmal mit diplomatischer Treue gegeben werden soll: PATRI OP.HENRICVS SCHMITBVRG. LIPZESIS.IVRIVM DOCTOR.FIERI.FECIT.AN.AB.INCAR.DO.M.D.XVIII.

weiter vor uns haben, als das Material, welches Quandt Goethen zur Verfügung gestellt hatte — wie denn etwas anderes auch eigentlich nicht gut denkbar ist.

Man vergleiche mit einander folgende Stellen. Ueber Nr. 40, den „Sterbenden", heißt es bei Goethe: „Nicht zu beschreiben ist die Zartheit, womit dieses Bild ausgeführt ist". Quandt schreibt: „Jedes Lob dieses Bildes gleitet doch nur an der Oberfläche hin, ohne dessen Verdienste alle zu ergründen".

Von „Christus und der Samariterin", Nr. 41, heißt es im Goethischen Aufsatze: „Christus, voll hoher männlicher Würde, Weisheit und Huld, spricht wohlwollend und ernst zu dem jugendlich sorglosen Weibe, welche ohne Beschauung das Leben genußreich auf sich einwirken ließ und es heiter hinnahm. Von den gehaltvollen Worten ergriffen, kehrt ihr Blick zum ersten Mal sich in ihr Inneres." Quandt schreibt über den Christus: „Die hohe Stirn, die edle Nase, die sich einander nahenden Augenlider, der geöffnete Mund sind sehr sprechend und zeigen Würde, Weisheit und Güte; drücken deutlich die lebhafte Theilnahme, die an Schmerz grenzende Sorge für eine Seele in Gefahr und das innige Bemühen, diese zu retten, aus" — über die Samariterin: „Eine wohlgebildete Gestalt, welche äußerst anmuthig, im genußreichen Lebensgefühl sich entfaltet hat . . . : Auch für das Höhere nicht verschlossen blickt sie den Wundervollen zwar nicht ganz fassend, aber das Bedeutsame seiner Rede wohl ahnend, forschend in's Auge."

Noch auffälliger ist die Uebereinstimmung bei den beiden folgenden Bildern. Von der „Verklärung auf Tabor", Nr. 45, heißt es im „Morgenblatt": „Christus ist eine wahre Vergötterung des Menschen. Die erhabenen Gestalten des Himmels umgeben ihn; auf dem Hügel ruhen die Jünger im wachen Traume. Eine herrliche Aussicht eröffnet sich dem Auge weit über das Meer und ein reichbebautes Vorgebirge. Das Bild ist ein Moment, ein Guß des Gedankens, vielleicht der höchste, gunstreichste Augenblick in Cranach's Leben." In der „Zeitung für die elegante Welt" lautet das Urtheil: „Im Vorgrund auf einem Hügel, von wo aus ein heiterer Blick sich über dem Meer eröffnet, in welches ein hohes Vorgebirge hineinläuft...ruhen in liegender Stellung drei Jünger Jesu. Der eine ist in tiefen Schlaf gesunken, doch belebt ein bilderreicher Traum seine Züge; der zweite scheint soeben erst die Augen geschlossen zu haben und in seinem Innern die Traumwelt zu dämmern; der dritte liegt mit auf die Hand gestütztem Haupte, noch halb wach, zwischen Sinnen und Träumen." Auf der Höhe „steht Christus in strahlender Klarheit, ein sichtbar gewordener Gott vor uns...nur in der Entfesselung von allen irdischen Banden

in der heiligsten höchsten Begeisterung vermögen wir dieses Bild ganz zu fassen, in uns aufzunehmen und dem Fluge des Geistes zu folgen, zu welchem Cranach sich erhoben fühlte ... Moses und Elias, zwei hohe männliche Gestalten voll Kraft stehen neben dem Erhabenen".

Ueber Nr. 46 endlich, die „Große Kreuzigung", ist bei Goethe zu lesen: „Die Gruppe der Hirten, die Erhöhung der Schlange, das Lager, Moses und die Propheten sind fast ganz so wie zu Weimar. Unter dem Kreuze ist das Lamm; doch steht ein wunderschönes Kind daneben mit der Siegesfahne. Zur Rechten des Gekreuzigten sehen wir im Hintergrunde das erste Menschenpaar in Eintracht mit der Natur; das scheue Wild weidet noch vertraulich neben dem Menschen ... Den untern Theil der Tafel füllt ein zahlreiches Familiengemälde". Bei Quandt lesen wir: „Noch herrscht Eintracht in der ganzen Natur; die Thiere des Waldes, welche jetzt den Menschen fliehen, weiden ruhig noch in seiner Nähe... Diese Gruppe (der Mann, den Tod und Teufel verfolgen), sowie die des Moses, der die Schlange erhöht, die der Propheten und der Hirten...gleichen den Gruppen auf jenem Bilde des älteren Cranach... Christus ist am Kreuze gestorben; unter diesem steht das Gotteslamm, und ein himmelschönes Kind daneben mit der Siegesfahne... Auch auf diesem Bilde füllt den untern Raum ein sehr zahlreiches Familiengemälde aus."

Ich denke, diese Zusammenstellung spricht deutlich genug. Was Goethe veröffentlichte, war nichts anderes als die vorläufige Niederschrift, die Quandt sich über die Bilder gemacht und die er dann, nachdem er sich inzwischen noch gründlicher mit ihnen beschäftigt hatte, in seinem Aufsatz in der „Zeitung für die elegante Welt" weiter ausführte. In dem angeblich Goethischen Aufsatze rühren nur die paar einleitenden Bemerkungen von Goethe selbst her, alles übrige ist eine bloße Kopie der von Quandt ihm zur Verfügung gestellten Notizen, die Goethe wahrscheinlich nicht einmal selbst besorgte, sondern von seinem Schreiber besorgen ließ. Zu der letzteren Annahme wird man wenigstens durch den Schluß des Aufsatzes gedrängt. Dort heißt es: „Es scheint mir das Bild mit der Jahreszahl 1557 (die Kreuzigung Nr. 46) im eigentlichsten Sinne mehr gemalt als die anderen. Es ist darin eine Untermalung unter den Lasuren zu bemerken, dahingegen die älteren Bilder mehr in Oel lasirte Zeichnungen zu nennen sind." Es scheint mir — wer konnte so schreiben? Doch nur Quandt, aber nicht Goethe, der die Bilder gar nicht gesehen hatte. Goethe's Schreiber hätte wenigstens das mir aus dem Quandt'schen Manuskript weglassen sollen; dies eine Wort verräth den Kopisten.

Daß Goethe den Aufsatz vierzehn Jahre später unter seine gesammelten

Schriften aufnahm, wird niemand für seine Autorschaft geltend machen wollen, nachdem durch hinlängliche Beispiele bewiesen ist, mit welchem unbegrenzten Wohlwollen Goethe auch fremdes und halbfremdes literarisches Gut unter seine breiten Fittige nahm.

Leipzig. G. Wustmann.

Sylvesternacht und Dreikönigstag.

Wiederholt schon haben diese Blätter auf die Bedeutung der „Zwölften" oder der „zwölf heiligen Nächte" im Volksglauben und auf dem Gebiete des Volksbrauchs hingewiesen, und so wird, wenn wir im Folgenden die beiden Haupttage der letzten Hälfte dieser Zeit zu ausführlicher Behandlung in's Auge fassen, nur in der Kürze daran zu erinnern sein, daß die Vorstellungen, Sagen und Sitten, die sich in den von der modernen Bildung weniger berührten Kreisen des deutschen Volkes an jene Periode des Jahres, d. h. an seine letzten sechs und seine ersten sechs Tage knüpfen, Erzeugnisse altheidnischen Geistes sind. Sie sind es großentheils auch in den Fällen, wo sie ein mehr oder minder christliches Gewand tragen. Sie sind dann eben nur verhülltes Heidenthum, abgeblaßte oder nachgedunkelte Erinnerungen an die Tage des Jul- oder Sonnenwendfestes mit dem entweder in Visionen geschauten oder dramatisch dargestellten Umzuge der Götter, mit den Wundern, die sich in dieser heiligen, von Götterkraft erfüllten und bewegten Zeit begaben, und mit dem Zauber, der in ihr besonders erfolgreich getrieben wurde. In der einen Landschaft wiegen die einen, in der andern die andern Nachklänge der alten Religion vor, im Süden ist es dieser, im Norden jener Tag des kirchlichen Jahres, mit dem sie sich verbunden haben; vergleichen und gruppiren wir aber das gesammte Material, das die Sagen- und Sittenforschung der letzten fünfzig Jahre in dieser Beziehung zusammengebracht hat, ergänzen und erklären wir das Eine mit dem Andern, so gibt es ein Bild, dem zwar vielfach die scharfen Umrisse und die klaren Farben fehlen, das aber immerhin Anspruch erheben kann, wenigstens die Hauptzüge des Originals leidlich erkennbar wiederzugeben.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wollen wir zunächst versuchen, jenes Bild der alten Zeit, soweit es sich im Aberglauben von der Sylvesternacht und dem ihr folgenden Tage erhalten hat, mosaikartig zusammenzustellen. Jene ist wie dieser zunächst allenthalben, wo Altgläubige wohnen, eine Zeit bedeutungsvoller Offenbarung der Zukunft. Wer sich in Schwaben während

der Sylvesternacht zwischen zwölf und ein Uhr auf einen Kreuzweg stellt, der sieht den Himmel offen und erschaut da die Ereignisse des kommenden Jahres. Ziemlich allgemein wird von der Rockenphilosophie angenommen, daß eine klare, regen- und windlose Nacht vor dem Neujahrstage ein gutes Jahr verkündige. Gibt es Wind, so ist er, wenn er von Morgen herkommt, dem Vieh schädlich, kommt er von Abend her, so bedeutet er den Fürsten, kommt er von Mittag, so bringt er dem Volke Sterben, wogegen Nordwind Fruchtbarkeit bedeutet. Durch den ganzen Norden Deutschland's geht die Meinung, daß in dieser Grenz- und Scheidenacht die Pferde und Rinder in den Ställen einander die Zukunft mittheilen. Glimmt das Feuer, das am Vorabend des neuen Jahres angemacht worden ist, bei Tagesanbruch noch, so ist das ein gutes Vorzeichen für das Haus. Jeder Sylvesternachtstraum erfüllt sich. Wem am Neujahrsmorgen ein frischer Bube oder ein sauberes Mädel begegnet, der hat Glück zu erwarten, wer aber auf ein altes Weib stößt, dem steht ein Unglück bevor, behaupten die Leute in tyroler Gegenden. Im Kanton Appenzell heißt es: wenn man am Neujahrstage zuerst Weibervolk zu Gesicht bekommt, so hat man das ganze Jahr hindurch kein Glück, und wenn man an ihm die „Spinnmogga“ (Spinnmücken, Spinnen) viel weben sieht, so wird es mit dem Gewerbe besser; machen sie aber nur lange Fäden, so schlägt das Garn auf.

An diese weissagenden Eigenschaften und die wunderwirkende Kraft der heiligen Zeit knüpft sich eine große Anzahl von Vorschriften in Betreff dessen, was in ihr zu thun und zu lassen ist, wenn man die Zukunft erfahren oder sich günstig gestalten will. Eine Menge von Bräuchen, die in das Gebiet des Zauberns fallen, werden von den Altgläubigen in ihr vorgenommen. In der Sylvesternacht muß nach dem Glauben des Volkes in Schwaben und Tyrol aller Flachs vom Rocken abgesponnen sein, sonst wird man nie ganz abspinnen, oder sonst geräth die Leinsaat im nächsten Jahre nicht. In Schwaben schlagen alte Frauen in dieser Nacht im Dunkeln das Gesangbuch auf und lesen am Morgen die aufgeschlagene Stelle. Ist es ein Sterbelied, so wissen sie, daß sie binnen zwölf Monaten aus dem Leben scheiden werden. Auch junge Leute befragen bei wichtigen Anlässen dieses Orakel der Nacht vor Neujahr. Sie schlagen im Finstern, während sie im Bette liegen, dreimal das Gesangbuch auf, machen jedesmal ein Eselsohr und lesen am nächsten Morgen, was auf der rechten Seite steht, um sich danach bei schwankender Stimmung und Neigung zu entscheiden, was namentlich von Mädchen geschieht, die sich in Betreff eines Heirathsantrags zu entschließen haben. Wenn Mädchen in der Neujahrsnacht Schlag zwölf Uhr geschmolzenes Blei durch einen Schlüsselbart in kaltes

Wasser gießen, so können sie aus den Figuren, die sich bilden, das Gewerbe ihres Zukünftigen erkennen, sagt man im südlichen Schwaben. Ebendaselbst wird in dieser Nacht das Wetter des nächsten Jahres auf folgende Weise errathen. Man schneidet eine Zwiebel mitten durch, nimmt sie auseinander und stellt zwölf aus ihren Häuten gebildete Schüsselchen in einer Reihe auf den Tisch. Mit der ersten Stunde des kommenden Tages thut man in jedes ein wenig Salz. Daraus kann man schließen, wie die Witterung in den folgenden zwölf Monaten sein wird, trocken oder naß. Schmilzt nämlich das Salz in der ersten Schüssel, die den Januar bedeutet, gar nicht, so wird der Monat trocken sein, schmilzt es ganz, so wird er naß werden. So geht es fort zum Februar, dem das zweite Schüsselchen gilt, und durch alle andern Monate. Die Beobachtung wird in den Kalender eingetragen, und man richtet sich danach in der Feldwirthschaft. Bei Innsbruck herrscht der Glaube, daß man sich durch Befragen des einem am Neujahrsmorgen zuerst Begegnenden um seinen Taufnamen Gewißheit verschaffen könne, wie der oder die Zukünftige heiße.

Andere abergläubische Gebräuche der Sylvesternacht und des Neujahrstages sind folgende: In Thüringen und Sachsen umwindet man die Bäume seines Gartens in der Mitternachtsstunde unter Gebeten oder Zaubersprüchen mit Strohseilen, „damit sie viel Obst geben“. In Mecklenburg beschenkt man zu gleichem Zwecke die, welche nicht tragen, mit Geld, das man unter die Rinde schiebt. In Ostpreußen bindet man die Zäume an den Eßtisch, „weil die Pferde dann das ganze Jahr über gut fressen“. In Hessen ißt man Weißkraut, in Schwaben gelbe Rüben; „denn dann geht einem in der nächsten Zeit das Geld nicht aus“. Im Altenburgischen, im Meißnischen, sowie im Brandenburgischen sind Hering und Hirsebrei die für Sylvester und Neujahr von der Ueberlieferung vorgeschriebenen Gerichte. Wer in Hessen in der letzten Nacht des Jahres Aepfel ißt, zieht sich Geschwüre zu. Wer in der Mark in ihr mit dem Hammer klopft, ruft einen aus dem Hause zu Grabe. Anderswo glaubt man, daß Bier am Neujahrstage gebraut verjünge. Wieder anderswo soll man an diesem Tage so viele kleine Kuchen machen, als Personen im Hause sind, und jedem Kuchen den Namen einer dieser Personen geben und mit dem Finger ein Loch hineindrücken. Wessen Loch beim Backen zugeht, der muß im nächsten Jahre sterben, wem dies nicht beschieden ist, dessen Loch bleibt. Ferner schenkt man sich in gewissen Gegenden am Neujahrstage eine Muskatnuß; wer die bei sich trägt, dem schadet kein Fallen. Endlich soll man an diesem Tage die Hühner mit acht verschiedenen Arten Futter versehen, vermuthlich, weil sie daran gedeihen. Wir bemerken, daß die letzten vier Vorschriften den Mit-

theilungen Gräße's*) entnommen sind, der leider nicht angibt, wo sie gelten oder gegolten haben.

Sehr häufig beziehen sich die Versuche, der Zukunft hinter den Schleier zu sehen, die in der Nacht vor Beginn des neuen Jahres angestellt zu werden pflegen, auf die Frage von Leben und Sterben; denn die Gottheiten, die in den Zwölften der Menschheit näher als sonst gedacht wurden, Wuotan und Perchta oder Frau Holle, waren zwar in erster Linie Spender von Gedeihen für die Saat, sodann aber vor Allem Führer der Gestorbenen und Bewahrer der Seelen nach dem Tode. Einige von den mit dieser Anschauung zusammenhängenden Orakeln sind bereits angeführt worden, von den übrigen erwähnen wir folgende. Wer im Mecklenburgischen und Lauenburgischen erfahren will, ob im Laufe des künftigen Jahres dem Hause eine Geburt oder ein Todesfall bevorsteht, der muß in der Sylvesternacht rücklings zur Hausthür hinausgehen und nach dem First hinaufblicken. Gewahrt er dort einen Sarg, so stirbt nächstens jemand von den Hausgenossen, sieht er eine Wiege, so wird unter dem Dache bald ein Kind geboren. In Tyrol und den angrenzenden Alpenländern verschafft man sich ähnliche Kenntniß auf andere Weise. Der Wißbegierige begibt sich in der ebengenannten Nacht auf den Friedhof und blickt durch einen Sargdeckel, in welchen er durch Ausstoßen der Füllung eines Astlochs eine Oeffnung gemacht hat. Dann ziehen an ihm die Personen der Gemeinde vorüber, denen verhängt ist, im neuen Jahr aus dem Leben zu scheiden. In Oberösterreich gibt es sogenannte „Leichenseher", die in der Sylvesternacht geboren werden und Todesfälle oft wochenlang voraussagen, indem dieselben sich ihnen durch Visionen ankündigen, bei welchen sie den Leichenzug des Betreffenden vor sich haben. So erzählt man im Dorfe Gumping nach Vernaleken's Bericht**) von einer Magd, daß sie immer, wenn jemand aus dem Orte starb, einige Tage vor dessen Tode einen Leichenzug bemerkt hatte, der sich genau in derselben Ordnung bewegte, in welcher er bei der Beerdigung des Verstorbenen dann wirklich einherschritt. Sie war stets ernst und schwermüthig. Eines Tages aber fiel das traurige, in sich gekehrte Wesen des Mädchens ihrer Herrschaft als ungewöhnlich tief auf. Auch die Knechte wurden es gewahr und sagten spottweise zu ihr: „Du hast gewiß wieder eine Leiche gesehen." Sie aber antwortete nur, sie wisse, daß bald jemand von den Hausgenossen sterben werde. Man legte dieser Aeußerung keinen Werth bei und beachtete sie in Folge dessen nicht weiter. Allein nicht lange währte es, so wurde sie ihnen in's Gedächtniß gerufen; denn noch denselben Tag stürzte ein Kind des Pächters, bei dem die Magd diente, aus dem Fenster, und bald nachher starb es an den Folgen des Falles. Die Magd aber wurde immer schweigsamer und trauriger, und als man sie um die Ursache fragte, erwiderte sie, dieser Leichenzug sei nicht der, welchen sie in Gedanken erblickt habe, sondern hier habe sie einen großen Hund hinter dem Sarge hergehen sehen. Auch diese „Vorgeschichte" sollte bald ihr Seitenstück in der Wirklichkeit finden; denn kurz nachher starb der Pächter selbst, und als er begraben wurde, folgte ihm sein großer Hund nach, der sich den Verlust seines Herrn so zu Gemüthe gezogen hatte, daß er nach dessen Tode auf dessen Grabe todt aufgefunden wurde.

Wir schließen unsere Betrachtung der Sylvesternacht mit der Mittheilung Meier's,***) nach welcher man am Neujahrstage in der Kirche erkennen kann,

*) Des deutschen Landmanns Praktika, S. 158.

**) Alpensagen, S. 405.

***) Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, II. Theil, S. 470.

welche Weiber der Gemeinde Hexen sind. Man nimmt sich zu dem Zwecke ein kleines Stühlchen mit, das aus zehnerlei Holz gemacht ist, und setzt sich darauf. Dann sieht man die Hexen vor sich mit Strohkränzen auf dem Kopfe und dem Altar den Rücken zukehrend. Beeilt man sich dann aber nicht, vor dem Vaterunser aus der Kirche zu kommen, so bekommt man von unsichtbarer Hand Schläge, und es kann einem auch sonst übel ergehen.

Der Dreikönigstag oder der 6. Januar, von der Kirche Epiphanias genannt, in der Gegend von Tübingen „der Oeberst“, in Oberösterreich mit dem Ausdruck „Perchtag“ oder „Prehentag“ bezeichnet, bildet den Schluß der Zwölften und ist nach Gräße, der wieder nicht weiß, wo, glückbringend für die, welche an ihm Hochzeit machen, sowie für Donnerstags- und Sonntagskinder. Er gruppirt um sich namentlich Erinnerungen an die alte Göttin, die in der Heidenzeit als Hausmutter, als Vorsteherin des Flachsbaues und des Spinnens, zugleich aber als Hüterin der Seelen ungeborner und verstorbner Kinder verehrt wurde. Ihr Umzug in der Zeit der Sonnenwende lebt in gewissen Sagen und Bräuchen vorzüglich Süddeutschland's, aber auch in einigen thüringischen und norddeutschen Volksüberlieferungen fort, in denen sie bald Perchta, bald Frick, bald Frau Holle heißt.

Ueber den Aberglauben, der sich in den Thälern Tyrol's an diesen Tag und die ihm vorhergehende Nacht knüpfte und hier und da noch heute knüpft, berichtet Zingerle*) Folgendes. Am Vorabend des Dreikönigstags werden die Häuser und Ställe beräuchert und gesegnet und die Zimmer- und Stallthüren mit C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar) bezeichnet, weil diese Buchstaben — die wohl an die Stelle von altheidnischen Runen getreten sind — gegen Hexen und Gespenster schützen. An den folgenden Tagen besprengt man auch die Felder und Weingärten mit dem „heiligen Dreikönigswasser“, worauf der Sprengwedel, gewöhnlich ein Buchsbaumzweig, an eine hohe Stange gesteckt und auf dem Acker oder im Weinberge aufgestellt zu werden pflegt. Nach jenem „Rauchen“ am Dreikönigsabend, einem Prozeß, zu dem verschiedene Kräuter verwendet werden, schließen alle Genossen des Haushalts einen Kreis um den Hausvater, der mit seiner Glutpfanne jeden beräuchert. Fehlt ein Glied der Familie hierbei, so daß es nicht beräuchert werden kann, so stirbt es binnen Jahresfrist. In der Mitternacht zwischen dem 5. und 6. Januar sollen im Eggenthal die Thiere reden. Nach einer Sage horchte ein Bauer in dieser Nacht an der Stallthür, um zu hören, was seine Ochsen mit einander sprächen. Da vernahm er deutlich, wie einer derselben sagte: „In der folgenden Woche werden wir Holz zur Sägemühle ziehen — dem Bauern zur Todtentruhe.“ Und so geschah es auch. Kaum war das Holz zu Brettern zerschnitten, so erkrankte der Herr der Ochsen, und bald nachher lag er in dem Sarge, den der Tischler aus jenem Holze gefertigt hatte. „Zu Gömachten“, d. h. am Abend vor dem Dreikönigstag, war es in Alpbach Sitte, die Ueberreste des Nachtessens für die „Perchtel“ (die Göttin Perchta) auf dem Tische stehen zu lassen. Wenn dann die Leute zu Bette waren, kam sie mit ihren „Kindern“ (den mit ihr herumziehenden Seelen der verstorbenen Kinder) als ein steinaltes Weiblein und kostete von den Speisen. Noch vor ein paar Menschenaltern lebte in Achenthal der Brauch, am Vorabend des Dreikönigstags Nudeln auf das Hausdach zu legen — ebenfalls der Nachhall eines Opfers für die Göttin, die sich freilich im Volksglauben in „die Frau des Pilatus“ verwandelt hatte, „welche bis zum jüngsten Tage umgehen muß“.

---

*) Sitten, Bräuche und Meinungen des tyroler Volkes, S. 80 ff.

Am Dreikönigstage werden in katholischen Strichen Schwaben's Salz, Brod und Kreide geweiht. Mit der letzteren schreibt man dann über die Thüren die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige, die Jahreszahl und drei Kreuze, „damit der Aus- und Eingang gesegnet sei". Das Salz wird mit Weihwasser angefeuchtet; dann läßt man es hart werden und schabt, wenn eine Seuche den Stall heimsucht, dem kranken Viehe etwas davon auf's Futter oder in's Getränk, „weil das für allerlei Uebel gut ist".

Den zur Posse gewordenen Rest einer dramatischen Darstellung des Umzugs der Todtenmutter Perchta haben wir in dem sogenannten „Perchtenlaufen" oder „Perchtjagen" vor uns, einer Sitte, die früher über alle deutschen Alpenländer Oesterreich's verbreitet gewesen zu sein scheint und noch jetzt in einigen Gegenden Tyrol's fortlebt. Daß sie hier einst als Todtengöttin auftrat, während sie jetzt mehr an den mitteldeutschen Knecht Ruprecht erinnert, ergibt sich daraus, daß sie beim Perchtenlaufen von einer vermummten Figur begleitet wird, welche „die Habergais" heißt; denn unter Habergais wird sonst die Eule verstanden, der Todtenvogel, der durch seinen Ruf Sterbefälle weissagt. Vernaleken berichtet*) über den Gebrauch: Im Möllthal in Oberkärnthen ist es Sitte, daß am Abend vor dem Dreikönigstage eine Anzahl von Mannspersonen, welche sich mit fürchterlichen Larven, alten zerrissenen Weiberkleidern oder rauhen zottigen und umgekehrten Pelzen vermummt haben, durch mehrere Dörfer von Haus zu Haus ziehen. Ueberall, wo sie Einlaß finden, machen sie einen furchtbaren Lärm, hüpfen und springen wie Böcke von einer Bank zur andern, schreien, knurren, poltern und brüllen wie wilde Thiere, verfolgen die Leute, namentlich junge Mädchen, jagen ihnen Furcht und Schrecken ein und nehmen Schellen, Ketten und Pfannen mit, um damit auf ihrem weitern Wege ein grauenerregendes Getöse zu machen. Ueberall erkundigen sie sich nach der Aufführung der Kinder, ob sie zu Hause und in der Schule brav gewesen sind und fleißig gelernt und gebetet haben. Die fleißigen Knaben und Mädchen werden von der Perchtel, welche in Gestalt eines alten häßlichen Weibes den Mittelpunkt der tobenden Schaar bildet, mit verschiedenen Gaben belohnt, den andern aber wird mit der Ruthe gedroht und ihnen gesagt, falls sie fortführen, unartig und faul zu sein, werde die Perchtel kommen und sie in einem langen Sacke abholen.

Als ein christianisirter Perchtenlauf wird der Umzug der „Sternsinger" aufzufassen sein, der zwischen dem Christfest und dem Dreikönigstag früher in allen deutschen Ländern, katholischen wie protestantischen, südlichen wie nördlichen, stattfand und noch heute in abgelegnen Landstrichen abgehalten wird. So z. B. im Oberinnthal in Tyrol und in Friedingen im südlichen Schwaben. Der Brauch ist überall im Wesentlichen gleich. Drei Knaben ziehen von Haus zu Haus und stellen die drei Weisen oder Könige dar, die dem Sterne nachzogen, welcher über der Krippe zu Bethlehem stand. Sie tragen weiße Hemden und Kronen aus Goldpapier. Einer hat sich das Gesicht geschwärzt, ein anderer trägt auf einer Stange einen Stern, der wie eine Haspel gedreht werden kann. So wandern sie von Gehöft zu Gehöft, stellen sich unter die Fenster, drehen ihren Stern und singen ihr Lied ab, das mit der Bitte um eine Gabe zu endigen pflegt. Man ladet sie dann in's Haus und beschenkt sie mit Geld oder Lebensmitteln. Ihr Lied aber lautet in Schwaben:

---

*) A. a. O. S. 349.

„Wir kommen daher aus aller Gefahr,
Wir wünschen euch allen ein glückhaft Neujahr.
Ein glückhaft Neujahr, eine fröhliche Zeit,
Gleich wie's uns Gott Vater vom Himmel 'rab geit.
Vom Himmel herab die ewige Freud',
Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist.
Wir ziehen wohl über die Haide hinein,
Wir finden Maria, ein Kindlein klein,
Ein Kindlein klein, ein großer Gott,
Der Himmel und Erden erschaffen hat.
Der Himmel und Erden erschaffen hat,
Drum wollet uns spenden eine Gab'.
Wollt ihr sie uns spenden, so gebt sie bald,
Wir müssen heut noch durch den finstern Wald,
Durch den finstern Wald, durch den tiefen Schnee,
Wie thut's uns heil'gen Drei Königen so weh!"

Im mittleren Deutschland, an der Saale und Elbe sangen sie:

Die heiligen Drei Könige mit ihrem Stern,
Die suchen den Herrn, sie hätten ihn gern.
Sie steigen den hohen Berg hinauf,
Da sehn sie den Stern wohl über'm Haus,
Herodes, der guckt zum Fenster heraus,
Er sagt mit falschem Bedacht:
„Was ist denn der mittelste König so schwarz?" —
„Er ist so schwarz, es ist wohl bekannt,
Weil er der König aus Mohrenland."
Sie gehn alle Drei in's Haus hinein.
Da finden sie Maria und 's Kindlein klein,
Das Kindlein klein, so nackt und bloß,
Auf Marien, seiner Mutter ihrem Schooß.
Wollt ihr uns was geben, so gebt es bald,
Wir müssen heut noch durch den finstern Wald,
Und wenn wir gehn, so gehn wir geschwind,
Da friert's uns nicht an die Füß und Händ."

Der Umzug der alten Gottheit als Vision geschaut wird uns von einer Anzahl von Sagen aufbewahrt, die auch den Namen der urgermanischen Ackergöttin, Spinnmeisterin und Todtenführerin noch nennen, und die wir Witschel*) und Grimm nacherzählen.

In der Nacht vor dem Dreikönigstage untersucht Perchta im Orlagau die Rockenstuben, bringt den Spinnerinnen leere Spulen mit der Weisung, dieselben in kurzer Frist vollzuspinnen, und bestraft die Frauen, wenn sie diese Arbeit nicht fertigbringen, mit Verwirrung und Verunreinigung ihres Flachses. Denen aber, welche an diesem Tage nicht das für ihn herkömmliche Gericht Zemmede gegessen haben, schneidet sie den Leib auf, nimmt die genossene andere Speise heraus, füllt den leeren Raum mit Werch und Steinen aus und näht den Schnitt wieder zu, wobei sie sich statt der Nadel einer Pflugschar, statt des Zwirns einer Röhmkette bedient.

Zu Oppurg traf Perchta bei diesem Umzuge einmal eine Spinnstube, in der man statt zu arbeiten allerhand Kurzweil und Schabernack trieb. Erzürnt darüber reichte sie zwölf leere Spindeln durch's Fenster hinein, die sollten binnen einer Stunde vollgesponnen sein. Die Leute drinnen wußten nicht, wie sie das möglich machen sollten, und waren in großer Angst und Verlegenheit, bis endlich ein Mädchen Rath schaffte. Sie lief auf den Boden, langte sich ein Bündel Werch und umwickelte damit die leeren Spindeln. Dann über-

*) Sagen aus Thüringen, S. 211 ff. S. 229 ff.

spannen die Anderen das Werch ein paar Mal, so daß die Spindeln voll Garn zu sein schienen, als Perchta sie abholte. Eine ähnliche Geschichte wird in Schwaben erzählt, nur ist die Göttin hier zu „jemand“ abgeblaßt.

In anderen thüringischen Sagen tritt Perchta bei ihrem Umzuge mit dem Gefolge der „Heimchen“, d. h. der Kinderseelen auf, die sie in ihrem Hause verwahrt. Der Wagnermeister von Colba ging am Vorabend des Tages der heiligen drei Könige von Oppurg, wo er auf Arbeit gewesen, nach Hause. Am Ufer der Orla stieß er auf Perchta mit ihren Heimchen, die nicht weiter konnten, da am Pfluge der Göttin etwas zerbrochen war. „Hast Du ein Beil bei Dir, so hilf,“ rief Perchta dem Manne zu. Der that, wie ihm geheißen; als jene ihm aber die abgefallenen Späne zum Lohn geben wollte, wies er sie zurück, dergleichen habe er genug zu Hause. Als er jedoch daheim die Schuhe auszog, fiel ihm ein Span heraus, und siehe da, es war ein blanker Dukaten. Da bereute er, daß er die andern nicht angenommen hatte. Der Gesell des Meisters hatte das bemerkt und dachte es klüger zu machen. In der nächsten Dreikönigsnacht ging er hinaus an die Orla und fand richtig Perchta mit dem Pfluge und den Heimchen. „Was willst Du hier?“ fragte sie ihn. Jener zeigte auf sein Beil und redete etwas von Ausbessern und Spänen, die er gern hätte. Da antwortete Perchta: „Diesmal habe ich mich besser vorgesehen, Du aber nimm, was Dir für Deine Mühe gebührt.“ Damit hieb sie den Burschen mit ihrem Beil in die Schulter.

In einer anderen Dreikönigsnacht ging eine Spinnerin aus der Rockenstube von Neidenberge nach Hause. Da schritt ihr die Höhe heran Perchta mit den Heimchen entgegen, von denen einige einen schweren Ackerpflug zogen, während die übrigen anderes Wirthschaftsgeräth trugen. Ueber diesen wunderlichen Zug lachte die Dirne laut auf, und davon erschraken die Heimchen und ließen Pflug und Geräth fallen, sodaß sie den Abhang hinabkollerten. Da trat Perchta zornig vor das Mädchen hin und blies sie an, daß sie auf der Stelle blind wurde. Sie konnte nun nicht mehr arbeiten und mußte sich an den Weg setzen und betteln. So saß sie in der nächsten Dreikönigsnacht vor Altar, ihrem Dorfe, und als Perchta vorbeizog, sprach das Mädchen auch sie um ein Almosen an und erzählte dabei, wie gewöhnlich, wie sie um ihr Augenlicht gekommen. Da sagte Perchta: „Es ist wahr, voriges Jahr blies ich hier ein paar Lichtlein aus, heuer will ich sie wieder anblasen.“ Darauf blies sie der Dirne in die Augen, die davon sogleich wieder sehend wurden. Auch diese thüringische Sage hat ihr Seitenstück in Schwaben, nur ist es hier das „Muoteiheer“, d. h. Wuotan mit der von ihm geführten Schaar der Todten, welcher die Blindheit verhängt und heilt.

In einer andern Erzählung aus dem Orlagau wird berichtet: Einer jungen Frau war ihr einziges Kind gestorben. Sie weinte darüber über die Maßen und wollte sich nicht trösten lassen. Jede Nacht ging sie hinaus auf das Grab und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Da geschah es, daß sie in der Nacht vor dem Dreikönigstage wieder auf dem Friedhofe saß und plötzlich nicht weit von sich Perchta mit einer Schaar kleiner Kinder vorüberziehen sah. Hinter ihnen her aber ging ein ganz kleines, das hatte ein nasses Hemdchen an und bemühte sich vergeblich, den Andern mit dem schweren Kruge, den es trug, nachzukommen. Matt geworden, blieb es ängstlich vor dem Zaune stehen, über den Perchta, die hohe Frau, hinwegschritt, während die Kinder an ihm hinauf- und wieder hinunterkletterten. In diesem Augenblicke erkannte die Mutter in dem Zurückgebliebenen ihr Kind, eilte hinzu und hob das Kleine

hinüber. Während sie es aber in den Händen hielt, sagte das Kind: „Ach wie warm ist Mutterarm! Aber weine nicht so sehr, denn ich muß jede Thräne von dir in meinen Krug sammeln, und sieh, wie schwer er ist, und wie ich mir mein Hemdchen damit beschüttet habe." Da weinte die Frau fortan nicht mehr, sagen die Leute in Wilhelmsdorf, die diese Geschichte erzählen.

In dem fruchtbaren Striche des Saalthales, der sich zwischen Bucha und Wilhelmsdorf hinzieht, lebt eine Sage, in welcher Perchta nur als eine den Feldbau segnende und fördernde Gottheit erscheint, und die Heimchen, deren „Königin" sie ist, als eine Art vergnügter und menschenfreundlicher Zwerge auftreten. Die Nähe Perchta's verbreitet Glück und Gedeihen über die Fluren der hier gelegenen Ortschaften. Mit den Heimchen aber standen die Einwohner auf so gutem Fuße, daß sie sich bei ihren Arbeiten von deren Erscheinen nicht im Mindesten stören ließen. Oft geschah es, daß beim Einfahren des Getreides ein Heimchen, mit Aehren bekränzt, auf dem Zugvieh Platz nahm, oder daß ein solches bei der Obsternte den Fruchtpflückenden aus dem obersten Gezweig entgegenkicherte. Ja das kleine Volk half den Leuten bei den Feldarbeiten, es bewässerte auf das Geheiß Perchta's Aecker und Wiesen, während jene selbst unter der Erde mit ihrem Pfluge ackerte, wenn die Bauern oben ihr Land bestellten.

Da begab sich's, daß die Leute sich eines Tages — man weiß nicht mehr, über was — mit Perchta veruneinigten, und so beschloß diese, die Gegend zu verlassen. Auf Perchtenabend, d. h. in der Nacht vor dem Dreikönigstag, wurde der Fährmann im Dorfe Altar noch in später Stunde herausgerufen, um jemand über die Saale zu setzen. Als er an das Ufer des Flusses kam, gewahrte er eine große weiße Frau, umgeben von weinenden Kindern. Der Mann erschrak, er besann sich, daß eben Perchtenzeit sei, und wollte sich in seine Wohnung zurückflüchten. Aber Perchta forderte mit drohender Geberde sofortige Ueberfahrt, und er mußte gehorchen. Sie trat in die Fähre, die Kleinen folgten ihr und schleppten einen Ackerpflug und anderes Geräth und Geschirr hinein, wobei sie laut wehklagten, daß sie nun aus der schönen Gegend fort müßten. Der Schiffer begann die Fahrt, und als Perchta am andern Ufer ausstieg, gebot sie ihm, nochmals zu fahren und die jenseits zurückgebliebenen Heimchen zu holen. Auch dies geschah. Unterdeß hatte Perchta an ihrem Ackerpflug gezimmert, und als der Mann kam, um sich sein Fährgeld auszubitten, wies sie auf die bei ihrer Arbeit gefallenen Späne hin und sagte: „Da nimm, das sei dein Lohn." Verdrießlich steckte der Schiffer drei von den Spänen ein, warf sie zu Hause auf das Fensterbrett und legte sich schlafen. Am Morgen aber lagen drei Goldstücke an der Stelle, auf die er die Späne gelegt hatte. ⊙

Literatur.

Geschichte Rußland's und der europäischen Politik in den Jahren 1814 bis 1831. Von Th. v. Bernhardi. 3. Theil. Leipzig, Hirzel, 1877.

Das Buch Bernhardi's gehört dem bekannten werthvollen Sammelwerke an, das unter dem Titel: „Staatengeschichte der neuesten Zeit" seit etwa zwanzig Jahren im Hirzel'schen Verlage erscheint, und war in seinen ersten Abtheilungen eine recht wunderliche, um nicht zu sagen, ungeheuerliche Leistung, jedenfalls eine solche, die ihrem Titel nicht entsprach. Zuerst lieferte uns der Verfasser der „Geschichte Rußland's von 1814 bis 1831" eine

543 Seiten einnehmende Darstellung der hundert Tage und des Wiener Kongresses; dann folgte, etwa ebenso lang, eine „Einleitung“, die wie eine Mosaik aus allerlei alten Aufsätzen „de rebus omnibus et quibusdam aliis“ aussah und unter andern Gegenständen sich über den Einfluß der Kreuzzüge, die byzantinische Theologie, die Scholastiker, die Volkspoesie des Mittelalters, die Magna Charta und die Revolution der Engländer, die klassische Hofliteratur Frankreich's, Junius, Rousseau, Adam Smith, Friedrich den Großen und die Unabhängigkeit Nordamerika's verbreitete, um dann die Geschichte Rußland's von den Urzeiten bis auf Peter den Großen zu erzählen. Daran schloß sich, immer noch „Einleitung“, die Fortsetzung der russischen Geschichte und derjenigen der europäischen Politik bis 1814, wieder 845 Seiten umfassend, und jetzt erst treten wir in die neueste Zeit ein. Nun soll nicht in Abrede gestellt werden, daß der Verfasser in dieser kolossalen Einleitung neben vielem Bekannten auch manches Neue berichtet; aber wenn er in dieser Weise fort fahren wollte, würde er für sein eigentliches Werk mindestens zehn dicke Bände brauchen, und wenn er in dieser Weise nicht fortfährt, wird sein Buch mehr Einleitung als Geschichte Rußland's und der europäischen Politik in der Restaurationsepoche sein.

Indeß dies bei Seite. Wir sind endlich, wo wir ohne Schaden viel eher hätten sein sollen, und der Verfasser hat begonnen, eine interessante Zeit wenigstens in einigen Partieen interessant zu behandeln. Die 13 Kapitel des vorliegenden Bandes haben die Jahre vom zweiten Pariser Frieden bis zum Aachener Kongreß zum Gegenstande, eine Periode der Reaktion im Westen und weitstrebender, aber mißlungener Reformversuche im Osten. Die erste Hälfte beschäftigt sich mit der inneren, die zweite mit der äußeren Politik Rußland's in dem genannten Zeitraume. Jene ist entschieden die werthvollere. Die Kritik der Regierungshandlungen des Kaisers Alexander muß als durchweg zutreffend bezeichnet werden. Sehr lehrreich ist das zweite Kapitel, welches die Beziehungen der Petersburger Regierung zu dem Jesuitenorden und zur Kurie bespricht. Dasselbe Lob verdient das dritte, in welchem mit gründlicher Sachkenntniß die bäuerlichen Verhältnisse in Rußland und die Versuche, die zu einer Emanzipation der Leibeigenen unternommen wurden, dargestellt werden. Gleichfalls von besonderem Werthe sind die Stellen im vierten Kapitel, die sich mit der Finanzverwaltung und den vergeblichen Bemühungen des nur oberflächlich gebildeten Guriew, die Valutaverhältnisse zu regeln, beschäftigen. Offenbar der interessanteste Abschnitt dieses Theiles des Bernhardi'schen Werkes endlich ist das fünfte Kapitel, in welchem der Anlauf, die militärischen Zustände Rußland's zu verbessern, der zur Anlegung von Militärkolonien führte, und das Mißlingen dieser Reform behandelt sind. In Betreff aller dieser Gegenstände, namentlich in Betreff des zuletztgenannten, zeigt der Verfasser sich als Fachmann von selbständigem Urtheil. Ein erfreuliches Bild allerdings kann er uns nicht bieten. Der Kaiser hat die besten Absichten, aber ihm sowohl wie seinen Räthen fehlt es an Kenntniß der Verhältnisse, an staatsmännischer Weisheit und Erfahrung. Wir sehen eine Regierung optimistischer Dilettanten vor uns, die sich mit einer Naivetät ohne Gleichen an die schwierigsten Aufgaben machten und bei jeder ihrer Maßregeln Fehlgriffe begingen, so daß sie — man vergleiche u. A. S. 139 bis 142 — die ärgsten Enttäuschungen erlebten und mit ihren Plänen fast allenthalben scheiterten.

Viel weniger Anerkennung verdienen die Kapitel 8 bis 13. Hier verfällt der Verfasser vielfach wieder in Breitspurigkeit und Redseligkeit; viele Dinge,

die er berichtet oder beurtheilt, sind längst bekannt, und manche gehören nach dem Titel des Buches entschieden nicht in diesen Zusammenhang. Wenn die russische Interventionspolitik in der Zeit der Restauration ganz unzweifelhaft Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse im Westen hatte und deshalb hier zu beachten und auf ihren Gängen zu verfolgen war, so war damit noch nicht die Nothwendigkeit gegeben, so ausführlich, wie hier geschieht, auf das Thun und Lassen der fanatischen Royalisten Frankreich's, auf die an den Protestanten in und bei Nimes von Seiten der „königlichen Freiwilligen“ verübten Schandthaten, auf das Leben Chateaubriand's, dem volle 22 Seiten gewidmet sind, auf den Ney'schen Prozeß und auf die Einzelheiten der Flucht Lavalette's einzugehen. Die genannten Kapitel würden wesentlich interessanter gerathen sein, wenn der Verfasser nicht soviel Ballast in sie hineingebracht hätte, der sich bei ihm zwar meist recht gut liest, aber immerhin nur hübsch gruppirter Ballast ist. Diese Exkurse über die Stellung, die Rußland von 1815 bis 1818 zu französischen, spanischen und italienischen Fragen einnahm, enthalten nur wenig, was wirklichen Werth hat. Dahin rechnen wir die Weisungen, die Pozzo di Borgo von seinem Kaiser bezüglich dieser Angelegenheiten erhielt, und die Ansichten, die der letztere hinsichtlich des Aufstandes der spanischen Kolonien in Südamerika hegte. Auch der Hinweis auf den Einfluß, den die Untauglichkeit der von Rußland den Spaniern gelieferten Schiffe auf das Mißlingen des Versuchs, diesen Aufstand zu bewältigen, übte, ist werthvoll. Von Anderem gilt dies nicht. Es mag z. B. einige Bedeutung haben, daß Pozzo di Borgo mit Wellington zu Paris einer Berathung der Minister beiwohnte, aber an dieses und ähnliche Vorkommnisse die ganze damalige politische Entwickelung in Frankreich oder in einem anderen Lande des Westens zu knüpfen, ist nicht erlaubt. Es gibt Leute, die einen Witz nicht verhalten können, und es gibt andere, die gesammeltes Material bei der Verarbeitung nicht zu sichten, nicht ökonomisch zu schreiben wissen. Bernhardi gehört augenscheinlich zu den Letzteren. Summa: Das Buch ist, soweit es sich um den dritten Theil handelt, von ungleichem Werthe. Die Kapitel, welche die innere Geschichte Rußland's besprechen, enthalten größtentheils sehr dankenswerthe Mittheilungen, die auf guten Studien und hin und wieder auf eigenen Beobachtungen und Erfahrungen beruhen. Die weiteren Abschnitte dagegen würden gewonnen haben, wenn der Verfasser seinen Stoff sorgfältiger auf seine Bedeutung geprüft, wenn er Bekanntes und weniger Wichtiges davon ausgeschieden und nur das gegeben hätte, was man nach dem Titel des Werkes zu erwarten berechtigt ist. Hoffen wir, daß im nächsten Bande solche Ausstellungen nicht mehr nöthig sein werden. Wir werden uns dann freuen, auf ein gutes Buch mehr in der Hirzel'schen Geschichtsbibliothek hinweisen zu können, die, wie bemerkt, sonst nur Arbeiten brachte, die uneingeschränkt zu empfehlen waren.

☛ Alle für die Grenzboten bestimmten Zuschriften, Manuskripte &c. wolle man in Zukunft an die Verlagsbuchhandlung richten.

(Adresse: Leipzig, Königsstraße 18.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Robert Mayer.

(† am 20. März 1878.)

Die Geschichte der Wissenschaft lehrt, daß die Natur höchst selten einen Genius hervorzubringen vermag, dem es gelingt, ihre Geheimnisse zu entschleiern. Sind doch bald drei Jahrhunderte verflossen, seitdem Galilei den Grund legte zu einer exakten Naturforschung, und nur vier bis fünf Geister sind seit jenem denkwürdigen Tage über die Erde gegangen, die an seine Größe heranreichten; nur einer war es, der seinen Grundbau erweiterte und würdig ist, an seiner Seite zu stehen. Dieser eine ist Julius Robert Mayer. Die große Entdeckung, die wir seinem Genie verdanken — die größte, welche unserm Jahrhundert bisher gelungen ist — wird keinem der Leser dieser Blätter unbekannt geblieben sein. Sie betrifft das mechanische Aequivalent der Wärme.

Die Grundpfeiler der Naturwissenschaft sind Größenbestimmungen, die aus sorgfältigen Untersuchungen der Naturerscheinungen abgeleitet werden und sich durch einfache Zahlen ausdrücken lassen. Die mechanische Aequivalentzahl der Wärme ist eine derartige Zahl. Von der Größe und Wirkungsart der Kräfte geben uns erst diese Größenbeziehungen Vorstellungen von hinreichender Schärfe, um darauf weiter bauen zu können. So lange solche Zahlenbestimmungen nicht gemacht sind, mag über die Naturerscheinungen in unbestimmten und vagen Begriffen noch so viel hin und her gestritten werden — für die wirkliche Erkenntniß der Natur wird etwas Ersprießliches dadurch nicht zu Tage gefördert. So hat alle Naturphilosophie älteren und neueren Datums, welche die Welt aus bloßen Begriffen zu konstruiren sich abmühte, nur hohle Nüsse hervorgebracht, Mißgeburten, die oftmals kaum den Tag auslebten, der sie gebar.

Unter allen Naturprozessen ist der freie Fall der Körper der häufigste, der einfachste und darum — und weil er von universeller Tragweite ist — zugleich auch der wichtigste. Man beobachtet, daß der fallende Körper um so

stärker auf den Boden aufschlägt, je höher er herabgefallen ist. Es entsteht nun die Aufgabe, die zwischen der Fallhöhe, der Fallzeit und der Endgeschwindigkeit stattfindenden Größenbeziehungen aufzufinden und in bestimmten Zahlen auszudrücken. Das Experiment, das einzig und allein Aufschluß geben kann, führt zu der Wahrheit, daß jeder fallende Körper in der ersten Sekunde einen Weg von 4,9 Meter zurücklegt und am Ende derselben eine Geschwindigkeit von 9,8 Meter erlangt hat, (d. h. eine Geschwindigkeit, vermöge welcher er in einer Sekunde einen Weg von 9,8 Meter zurücklegen würde).

Sobald diese Zahl, der Fallraum der ersten Sekunde, aufgefunden ist, kennt man auch die Größe der Kraft, welche das Fallen bewirkt; keinen Augenblick eher. Wie viel und wie tief man auch über die Form der beschleunigten Bewegung spekuliren will, über das Zunehmen der Fallräume und ihr Größenverhältniß zu einander, man würde keinen Aufschluß bekommen über das, was vor allem Interesse haben muß und von fundamentaler Bedeutung ist, über den Weg, den ein fallender Körper in einer bestimmten Zeit zurücklegt. Selbst wenn der Gedanke und das bestätigende Experiment festgestellt hätte, daß die Fallräume der ersten, zweiten, dritten ꝛc. Sekunde sich wie die ungeraden Zahlen eins, zwei, drei ꝛc. verhalten, so bliebe der wirkliche Fallraum doch stets noch eine unbekannte Thatsache. Ist er gefunden, dann erst ist man in die Wirklichkeit tiefer eingedrungen und hat gleichsam ein Stück der Natur mehr kennen gelernt, was ja Zweck und Ziel der Naturforschung ist.

Welche Rolle der Fallraum der ersten Sekunde in der Natur spielt, ist dem Leser bekannt. Es sollte nur daran erinnert werden, um die Wichtigkeit dieser Zahl wie überhaupt derartiger Zahlen lebhafter vor die Seele zu führen, und um an dieser Entdeckung Galilei's einen Maßstab für die Mayer'sche Entdeckung zu gewinnen.

Um die Wärmeerscheinungen aufzuklären, hatte man früher zu den spitzfindigsten Hypothesen seine Zuflucht genommen. Man sprach von einem besonderen „Wärmestoff“, von einem bald ruhenden, bald schwingenden „Wärmeäther“, auch wohl von „Wärmeatomen“, die man in den zwischen den Massenatomen befindlichen Räumen ihr Wesen treiben ließ. Aber man erreichte mit allen diesen Hypothesen nichts; die Wärmeerscheinungen blieben für die menschliche Erkenntniß ebenso dunkle Vorgänge, wie sie es vorher gewesen waren. Am allerwenigsten wußte man mit der durch Reibung, durch den Stoß oder durch das Zusammendrücken von luftförmigen Körpern, überhaupt durch mechanische Vorgänge entstehenden Wärme fertig zu werden. Zwar hatte man sich durch umfassende Experimente davon überzeugt, daß durch die Reibung in der That eine hohe Temperatur hervorgerufen werden könne, aber mehr, als was die ganz alltägliche Erfahrung zeigte, war damit nicht zu Tage gefördert.

Auch war es bekannt, daß durch Wärme wiederum mechanische Bewegung erzeugt werden könne. Die Dampfmaschine lehrte dies täglich. Tiefer in die Verhältnisse einzudringen, war keinem gelungen, geschweige denn, daß Jemand auf den Gedanken gekommen wäre, es könne zwischen der Fallbewegung und der Wärmeerscheinung ein zahlenmäßiger Zusammenhang existiren. Mayer erkannte diesen Zusammenhang und erkannte auch, daß derselbe nur durch Größenbestimmung, durch Messung aufgeklärt werden könne. Er zuerst stellte die bestimmte Frage: Wie viel Arbeitskraft ist erforderlich, um eine vorgeschriebene Menge von Wärme zu erzeugen? Und umgekehrt: Wie viel Wärme zu einer vorgeschriebenen Menge von Arbeitskraft? Mit dieser Frage war, sobald sie mit dem vollen Bewußtsein ihrer Tragweite gestellt wurde, wie es von Mayer geschah, die Hauptsache erledigt. Das Weitere war nun Sache des Experimentes und der Rechnung, und auch diese führte Mayer in höchst genialer Weise aus, wohl wissend, daß erst dann seine Entdeckung zum vollen Abschluß gebracht und gegen alle Anfechtungen der Mißgunst und der stumpfen Auffassung gesichert war, wenn die Größenbeziehung zwischen der Bewegung und der Wärme numerisch angegeben werden konnte. Da er sich auf ungenaues experimentelles Material zu stützen genöthigt war, auf Material, das nur für einen Geist von so seltener Originalität einen Sinn hatte, so gelang es ihm allerdings nicht, die Maßzahl in seinem Gesetze völlig genau anzugeben. Spätere Experimentatoren haben diese Nebensache erledigt und die Mayer'sche Zahl 365 durch die genaue 425 ersetzt. Diese Zahl ist das mechanische Aequivalent der Wärme, und das Mayer'sche Gesetz darüber heißt in kurzen Worten: „Die Erwärmung einer gewissen Menge von Wasser (etwa eines Kilogramms) um einen Grad der hunderttheiligen Thermometerskala entspricht der Erhebung einer gleichen Menge um 425 Meter."

Es ist oben an die Entdeckung Galilei's, den Fallraum der ersten Sekunde, erinnert und bemerkt worden, daß diese Zahl die Grundlage für die Mechanik und Physik geworden ist. Etwas Aehnliches ist in Betreff des Mayer'schen Gesetzes der Fall. Durch dies Gesetz wird zwischen den beiden wichtigsten Erscheinungsgruppen, der Schwere und der Wärme, die bisher völlig getrennt waren, eine ursächliche und — was die Hauptsache ist — der Größe nach bestimmte Beziehung festgesetzt. Es müssen sich also zuletzt alle Wärmeerscheinungen auf mechanische Vorgänge und auf mechanische Prinzipien zurückführen lassen, und wie das Galilei'sche Gesetz den Grund legte zu dem Gebäude der Physik, so wird das Mayer'sche den Grund legen zu einer Wärmemechanik, die wir allerdings noch von der Zukunft zu erwarten haben. Ja in gewisser Beziehung ist durch die Mayer'sche Entdeckung noch mehr geleistet als durch die Galilei'sche; denn sie ist es, die uns den ersten Blick in ein Gebiet eröffnet, von dem man

glaubte, daß es dem menschlichen Geiste für immer würde verschlossen bleiben, in das Gebiet der molekularen Kraftbeziehungen. Wir haben also ein volles Recht, unsern Landsmann mit jenem großen Italiener des siebzehnten Jahrhunderts zu vergleichen und auf eine Stufe zu stellen.

Um dem Leser eine richtige Werthschätzung der Mayer'schen Entdeckung zu ermöglichen, möge an die ungeheuren Schwierigkeiten erinnert sein, welche die menschliche Erkenntniß gerade dann findet, wenn sie in die alltäglichsten und allgemeinsten Erscheinungen einzudringen versucht, daran erinnert sein, wie selten es gelingt, neue fundamentale Naturwahrheiten zu entdecken. Nicht blos die Lehren der Geschichte sagen uns dies; auch die Autorität eines Mannes läßt sich dafür anführen, an dessen Namen sich die höchsten Leistungen des achtzehnten Jahrhunderts auf mathematisch-mechanischem Gebiete knüpfen. Lagrange, indem er Galilei's astronomische Entdeckungen mit denen vergleicht, die den freien Fall der Körper betreffen, thut jenen bekannten Ausspruch, der heute auch auf Mayer gestattet ist: „Die Entdeckungen der Jupitertrabanten, der Venusphasen, der Sonnenflecken u. s. w. erforderten nur Teleskope und Fleiß; aber es bedurfte eines außerordentlichen Genies, um die Gesetze der Natur in Erscheinungen zu entwirren, die man stets vor Augen gehabt hatte, deren Erklärung aber nichtsdestoweniger den Nachforschungen der Philosophen immer entgangen war."

Angesichts solcher Schwierigkeiten liegt die Frage nahe: Wie gelangte Mayer zu seiner Entdeckung? Durch welche Umstände wurde sein Denken angeregt? — Er selbst gibt uns darüber einen Bericht, und die Geschichte der Wissenschaft hat aus vielen Gründen Ursache, ihm dankbar dafür zu sein. Mayer befand sich im Sommer des Jahres 1840 auf Java und machte bei Aderlässen, die er an neu angekommenen Europäern vornahm, die Beobachtung, daß das aus der Armvene genommene Blut fast durchweg eine überraschend hellrothe Farbe zeigte. Diese Beobachtung fesselte seine Aufmerksamkeit und lenkte sie auf Fragen, welche die thierische Wärme betreffen. Ausgehend von der Theorie Lavoisier's, nach welcher die thierische Wärme das Resultat eines Verbrennungsprozesses ist, sah er den Farbenunterschied des venösen und arteriellen Blutes als ein sichtbares Zeichen einer mit dem Blute vor sich gehenden Verbrennung an. Soll der Körper eine gleichmäßige Temperatur behalten, so muß die Wärmeentwickelung, also auch die Oxydation, zu dem Wärmeverluste und somit auch zu der Temperatur der Umgebung, an welche der Körper die Wärme abgibt, nothwendig in einer Größenbeziehung stehen. In Folge dessen muß die Wärmeerzeugung des Körpers ebenso wie der Farbenunterschied beider Blutarten in der heißen Zone geringer sein als in der kalten. Nun erzeugt aber der Körper auf zweierlei Weise Wärme; theils direkt im Innern durch Verbrennung, eine Wärme, welche er durch Mittheilung an die Umgebung

wieder absetzt; theils äußerlich und indirekt durch seine Bewegungen, wie z. B. der Schmied durch Hämmern ein Stück Eisen, der Tischler durch Reibung seine Säge erwärmt. Daran knüpft sich denn unmittelbar die Frage an, ob die direkte Körperwärme allein oder die Summe der direkten und indirekten Wärme auf Rechnung des Verbrennungsprozesses zu setzen sei.

Nun gilt, fährt Mayer in seinen Schlüssen weiter fort, der Fundamentalsatz, daß durch die Verbrennung einer gewissen Menge Materie immer ein und dieselbe, d. h. eine von den die Verbrennung begleitenden Umstände unabhängige Menge Wärme entsteht. Darum kann der Effekt der Verbrennung auch durch den Lebensprozeß keine Größenänderung erleiden, „der lebendige Organismus kann trotz all' seiner Räthsel und Wunder keine Wärme aus Nichts erzeugen".

Mit diesem Satze war auch die Antwort auf die gestellte Frage bereits gegeben; denn mit ihm ist ausgesprochen, daß man unbedingt anzunehmen hat, die gesammte, theils unmittelbar, theils auf mechanischem Wege vom Körper erzeugte Wärme sei dem Verbrenungs-Effekte im Körper quantitativ gleich.

Daraus folgt aber mit derselben Nothwendigkeit, daß die vom lebenden Körper mechanisch erzeugte Wärme mit der dazu verbrauchten Arbeit in einem unveränderlichen Größenverhältnisse stehen muß; denn andernfalls müßte es möglich sein, durch die nämliche Arbeit und somit durch den nämlichen Verbrennungsprozeß und durch den gleichen Materialverbrauch verschieden große Mengen von Wärme zu erzeugen, was gegen obigen Fundamentalsatz von der Verbrennung verstoßen würde. Da nun weiter zwischen der mechanischen Leistung des Thierkörpers und derjenigen von andern und zwar anorganischen Kräften (wie z. B. der Wind- und Wasserkraft) ein qualitativer Unterschied nicht bestehen kann, so ergibt sich in Mayer's Gedankengange endlich der ganz allgemeine Satz: „Eine unveränderliche Größenbeziehung zwischen der Wärme und der Arbeit ist ein Postulat der physiologischen Verbrennungstheorie."

Dies ist in Kürze der einfache und schlichte Bericht Mayer's von jener Gedankenreihe, die sich an obige in Java zufällig gemachte Beobachtung knüpfte und endlich zu der großen Entdeckung führte. Mayer schließt denselben mit den Worten: „Indem ich im Allgemeinen die angegebene Richtung einhielt, mußte ich also nothwendig mein Hauptaugenmerk zuletzt auf den zwischen der Bewegung und der Wärme bestehenden physikalischen Zusammenhang richten, wo mir denn die Existenz des mechanischen Aequivalents der Wärme nicht verborgen bleiben konnte."

Daß Mayer die Beobachtung zufällig machte, ist für die Werthschätzung derselben bedeutungslos; denn darin besteht das Wesen des Genies, durch solche Zufälligkeiten angeregt zu werden, an denen andere Sterbliche ahnungs- und gedankenlos vorübergingen, und aus diesen Zufälligkeiten Gedanken und Fol-

gerungen von der größten Tragweite abzuleiten, Gedanken, auf welche die Welt oft genug so wenig gefaßt ist, daß es lange Zeit dauert, bis sie Eingang finden und Früchte tragen.

Als Mayer in die Heimat zurückgekehrt war, veröffentlichte er seine Entdeckung 1842 im Maihefte von Liebig's „Annalen für Chemie und Pharmacie". Die betreffende Abhandlung erschien äußerlich in einem höchst anspruchslosen Gewande; sie trägt die Ueberschrift: „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur" und ist nur wenige Seiten lang. Ganz am Schlusse der Abhandlung wird der Leser gewissermaßen überrascht durch die numerische Berechnung des mechanischen Wärmeäquivalents. Die geniale Art, wie Mayer es berechnet, legt Zeugniß ab für die große Subtilität seines Denkens; denn es ist kein Zufall, daß er gerade das Verhalten der Gase gegen die Wärme für seinen Zweck wählte; sollte sein Gesetz ein allgemeines Gesetz der Natur sein, so mußte es an dem gasförmigen Zustande der Körper am deutlichsten, d. h. ohne Trübung durch Nebenthatsachen zu Tage treten.

Es war nämlich bekannt, daß eine bestimmte Menge abgeschlossener Luft zu ihrer Erwärmung um einen Temperaturgrad unter zwei verschiedenen Bedingungen auch zwei verschiedene Mengen von Wärme nöthig hat. Die verschiedenen Bedingungen sind derart, daß die Luft einmal dasselbe Volumen während der Erwärmung behält, das andere Mal die Möglichkeit hat, sich auszudehnen, aber dabei genöthigt ist, einen bestimmten Druck zu überwinden. Im zweiten Falle ist eine größere Menge Wärme erforderlich, als im ersteren, und zwar fast anderthalbmal so viel. Mayer zuerst sah ein, daß dieser Ueberschuß nicht, wie damals allgemein angenommen wurde, im Gase verborgen stecke, sondern Wärme sei, auf deren Kosten das Gas den Druck überwunden und sich ausgedehnt hätte. Die Wärme verschwand, und an ihre Stelle trat Bewegung und Arbeitsleistung. Hier also war die verbrauchte Wärme der Größe nach bekannt und ebenso die geleistete Arbeit. Aus diesen Daten wurde es Mayer dann leicht, einfach durch Gleichsetzung der Größen das mechanische Wärmeäquivalent anzugeben und auf die Erwärmung einer bestimmten Menge von Wasser einerseits und die Erhebung derselben Menge andererseits umzurechnen. „Es ergibt sich hieraus, daß dem Herabsinken eines Gewichtstheiles von einer Höhe von circa 365 Meter die Erwärmung eines gleichen Gewichtstheiles Wasser von 0° auf 1° entspreche." So spricht er das Gesetz aus.

Mayer war zu seiner Entdeckung gelangt, indem er sein Nachdenken auf die Wärmeerscheinungen im lebenden Körper richtete. Von diesem Ideengange läßt seine erste Veröffentlichung nichts erkennen; vielmehr bemüht er sich dort, sein Gesetz ganz allgemein aus logischen und physikalischen Prinzipien zu entwickeln. Er stellt es als den Zweck seiner Abhandlung hin, „den Begriff der

Kraft ebenso präzis als den der Materie aufzufassen und damit nur Objekte wirklicher Forschung zu bezeichnen.“ Dies erreicht er, indem er von dem Satze ausgeht, daß ganz allgemein zwischen der Ursache und der Wirkung eine Art Gleichung bestehen müsse. Durch einige Erörterungen rein logischer Art gelangte er dann zu dem Ergebniß, daß unter Kraft ein Objekt zu verstehen sei, welches zwar verschiedene Erscheinungsformen annehmen könne, seiner Größe nach aber unveränderlich sei. Sofort zieht er daraus die „praktische Folgerung“: Eine Ursache, welche die Hebung einer Last bewirkt, ist eine Kraft; ihre Wirkung, die gehobene Last, repräsentirt wiederum eine Kraft, und zwar eine Kraft von derselben Größe, aber von anderer Erscheinungsform. Soll dieselbe zur Wirkung gelangen, so muß die gehobene Last zur Erde niederfallen, ihr Abstand von der Erde muß gleichsam verbraucht werden. Mayer nennt diese Kraft, da sie das Fallen der Körper bewirkt, die Fallkraft. Durch das Heben einer Last wird Fallkraft erzeugt, durch das Senken geht sie verloren, und es entsteht Bewegung.

Nun beobachtet man aber, daß in vielen Fällen Bewegung verschwindet, ohne daß eine andere Bewegung oder Fallkraft daraus entspringt; oder daß Fallkraft verschwindet, ohne wieder Fallkraft zu erzeugen. Es fragt sich, welche andere Form die Kraft in diesen Fällen angenommen hat. Zu nichts kann sie nicht geworden sein. Die Erfahrung aber lehrt, daß Wärme dort auftritt, wo eine Bewegung verschwindet. Da in diesen Fällen für die verschwindende Bewegung keine andere Wirkung aufgefunden werden kann, als die Wärme, und für die entstandene Wärme keine andere Ursache, als die verschwindende Bewegung; so kann, da eine Ursache ohne Wirkung und eine Wirkung ohne Ursache ausgeschlossen ist, eine unserm Verstande genügende Rechenschaft von diesen Vorgängen nur dann gegeben werden, wenn zwischen Bewegung und Wärme ein ursächlicher Zusammenhang anerkannt wird.

Wie nun der Zusammenhang zwischen Fallkraft und Bewegung nur durch Messung des Fallraums für eine bestimmte Zeit, z. B. für die erste Sekunde, aufgedeckt werden konnte, „ebenso ist zur Auflösung der zwischen Fallkraft und Bewegung einer- und der Wärme andererseits bestehenden Gleichungen die Frage zu beantworten, wie groß das einer bestimmten Menge von Fallkraft oder Bewegung entsprechende Wärmequantum sei.“ Nach diesen Erörterungen läßt Mayer dann die bereits oben erwähnte Berechnung der Aequivalentzahl folgen.

Mayer gibt in dieser ersten Abhandlung also zweierlei: eine naturphilosophische Erörterung über die Natur der Kräfte, welche in späteren Abhandlungen auf Grund erweiterter Vorstellungen noch eingehender dargelegt wird, und die Aequivalentzahl. Daß Letztere das wichtigere und die eigentliche Entdeckung ist,

bedarf wohl keiner ausdrücklichen Erklärung mehr. An seinen naturphilosophischen Betrachtungen über die Kraft sind zwei Vorstellungen von besonderer Bedeutung, da sie es hauptsächlich sind, welche in unserer Denkweise eine Umwälzung eingeleitet haben, deren Tragweite sich heutzutage kaum vollständig übersehen läßt. Die erste sagt uns, daß die Naturkraft verschiedene Formen annehmen und von einer in die andere übergehen kann, ihre Wirkung mithin nichts ist als ein derartiger Wechsel der Erscheinungsform; die andere, daß die mechanische Kraft ein bestimmtes Quantum ist, das weder vermehrt noch vermindert werden kann. Beide Vorstellungen waren in unbestimmter Fassung bereits hier und da ausgesprochen worden, die erste von Physikern, die andere von Naturphilosophen. So war der Satz von der Unveränderlichkeit der Kraftmenge in der Natur Kant bereits 1754 eine geläufige Idee, allein sie bekommt erst durch die Bestimmung des mechanischen Wärmeäquivalents einen festen Boden. Wie der Satz von der Erhaltung der vorhandenen Menge Materie erst dann seine unwiderlegliche Beglaubigung erfuhr, als durch die Wage die Beständigkeit der Materie in allen chemischen Prozessen nachgewiesen war, so hätte auch der Satz von der Kraftsumme noch Jahrtausende ein Tummelplatz der Spekulation bleiben können, wenn nicht durch die erfahrungsmäßige Größenbeziehung die Thatsache außer Zweifel gesetzt worden wäre. Auch Mayer's Erörterungen über die Kraft, wie klar und eindringend sie sind, haben somit ihren rechten, eigenthümlichen Werth erst durch die Aequivalentzahl gewonnen; nur diese machte es möglich, daß jene ein Stück der Naturerkenntniß und von da ein Stück des allgemeinen Bewußtseins wurden. Daß sie das geworden sind, davon legt eine Anzahl von Schlagwörtern Zeugniß ab, die innerhalb und außerhalb der Wissenschaft heutzutage ihr Wesen oder vielmehr ihr Unwesen treiben, Schlagwörter wie: Einheit der Naturkräfte, Erhaltung der Kraft, Erhaltung der Energie, Unzerstörlichkeit der Kräfte, Korrelation der Naturkräfte ꝛc. Sie alle sagen entweder gar nichts aus, oder doch nicht mehr als die einfachen Vorstellungen Mayer's; in der Regel tragen sie nur zur Verdunkelung der Sache bei, indem sie den Glauben erwecken, es sei über diese Dinge bereits mehr bekannt, als wirklich der Fall ist.

Was nun die Anwendungen und Konsequenzen betrifft, welche Mayer von seiner Entdeckung machte, so erstrecken sich diese auf zwei scheinbar weit auseinander liegende Gebiete, auf die lebenden Organismen und auf den Kosmos. Die Anwendung auf die Lebenserscheinungen lag Mayer ganz besonders nahe, da er von diesen aus auf sein Gesetz geführt war, und die Abhandlung darüber, „Die mechanische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel“, die umfangreichste, welche wir von ihm besitzen, ist zugleich die geistvollste und inhaltreichste aller seiner Schriften. Sie erschien 1845 als Broschüre

von etwa 100 Seiten. In dieser Schrift leitet Mayer die Aequivalenz zwischen Bewegung und Wärme noch einmal ganz ausführlich ab, dehnt sie auf die chemischen und elektrischen Erscheinungen aus und theilt die Berechnung der Aequivalentzahl vollständig mit. Er berechnet dann den Nutzeffekt der Dampfmaschine, findet ihn auffallend klein und weist, wie bereits in der ersten Abhandlung, für praktische Zwecke auf die große Differenz hin, welche zwischen der unter dem Dampfkessel verbrauchten Wärme und der von der Maschine geleisteten Arbeit besteht. Bei den Geschützen findet er einen größern Nutzeffekt; 9 Prozent von der Kraft der verbrauchten Kohle wird auf die Bewegung des Geschosses verwendet. Dann berichtet er von Beobachtungen über Wärme, welche in den „Holländern" der Papiermühle durch die Reibung des Wassers erzeugt wird, und berechnet sie nach Pferdekräften. Weiter bemerkt er, daß ein aus noch so weiter Ferne auf die Erde niederfallender Körper nur eine ganz bestimmte Endgeschwindigkeit erlangen kann, und zwar eine Geschwindigkeit von 11 200 Meter in der Sekunde. Dies ist für die Elemente der Physik ein Ergebniß von außerordentlicher Wichtigkeit und muß unter den erwähnten Konsequenzen in den Vordergrund gestellt werden. Mayer setzt diese Geschwindigkeit in Wärme um und findet, daß sie ausreichen würde, eine gleiche Menge Wasser von 0° auf 14 987° zu erwärmen. Indem er diese Wärme mit derjenigen vergleicht, die durch chemische Verbrennung hervorgerufen wird, gelangt er zu dem äußerst wichtigen Ergebniß, daß ein solcher Sturz auf die Erde eine größere Wärmemenge hervorruft, als irgend eine chemische Verbrennung von einer gleich großen Masse, wie die gestürzte. Aber auch dies Ergebniß erlangt erst seine ganze Tragweite, indem es Mayer auf den Kosmos anwendet und die Wärme berechnet, welche durch den Sturz der Erde auf die Sonne hervorgerufen würde. Mit einer solchen Erweiterung legte er den Keim zu seiner Theorie der Sonnenwärme, die er drei Jahre später mit so ungemeinem Scharfsinn entwickelte.

Die Erde strahlt unaufhörlich eine große Menge Wärme in den Weltraum aus. Sie müßte bald in Todeskälte erstarren, würde ihr kein Ersatz dafür geboten. Mayer bemerkt, daß die Sonne die unversiegliche Quelle für diese Wärme ist. Sie hebt die Gewässer zu Wolken in die Höhe und bringt so die Strömung der Flüsse hervor, sie bewegt die Luft. Darum stammt die Arbeit, welche die Wind- und Wassermühlen verrichten, von der Sonne, und die Wärme, welche die Räder dieser Werke hervorbringen, ist uns von der Sonne zugesandt.

Holz und Kohlen brennen. Woher stammt die Wärme, woher die Arbeit, welche dies leistet? Auch sie kommt von der Sonne. Die Erdkruste ist mit Pflanzen bedeckt, welche, so lange sie leben, Sonnenlicht und Sonnenwärme

aufnehmen und in feste Form umwandeln; sie bilden ein „Reservoir, in dem die flüchtigen Sonnenstrahlen fixirt und zur Nutznießung geschickt niedergelegt werden". Die Kohlenlager sind vor Jahrtausenden aufgesammelte Sonnenwärme, die jetzt verbraucht wird. Mayer war es, der diese Wirkung des Sonnenlichts zuerst erkannte. Daß unbestimmte Redensarten vom „Stimulus des Sonnenlichts" u. dergl. nicht als eine Vorwegnahme der Entdeckung gelten können, leuchtet von selbst ein.

Ein Theil der von den Pflanzen angesammelten Kraft fällt den Thieren anheim. Sie nehmen die von den „Pflanzen stammenden brennbaren Stoffe fortwährend in sich auf, um sie mit dem Sauerstoff der Atmosphäre wieder zu verbinden". Andererseits bringt das Thier mechanische Effekte hervor, erzeugt Bewegung, hebt Lasten und strahlt außerdem Wärme an die Umgebung aus. Die Quelle dieser Kraftäußerungen ist die chemische Kraft, welche in den eingeführten Nahrungsmitteln und in dem eingeathmeten Sauerstoffe enthalten ist. Dies hebt Mayer mit Nachdruck den Medizinern jener Zeit gegenüber hervor, welche die thierische Wärme für ein Erbstück hielten, das dem Neugebornen mit auf die Welt gegeben werde. „Sammelt man," sagt er, „die in einer gewissen Zeit von einem Thiere gelieferte Arbeit, verwandelt dieselbe durch Reibung oder sonst auf eine Weise in Wärme und addirt hierzu die in gleicher Zeit von dem Körper unmittelbar entwickelte Wärme, so wird man genau die Wärmemenge erhalten, welche dem stattgehabten chemischen Prozesse an und für sich entspricht. Auf der einen oder der andern Seite ein Plus oder Minus anzunehmen, verbietet das Gesetz des logischen Grundes." Zahlenmäßig weist er dann nach, daß das Mehr an Nahrung, welches ein Mensch oder ein Pferd während der Arbeit bedarf, völlig genügt, um die erforderliche größere Wärmemenge und stärkere Oxydation zu decken. Indem er endlich die arbeitenden Organe selbst, das Herz und die ganze Muskulatur in seine Betrachtungen zieht, findet er, daß nicht diese Organe es sind, welche zur Hervorbringung der Leistung umgesetzt werden. Der Muskel ist nur das „Werkzeug, mittelst dessen die Umwandlung der Kraft erzielt wird". Der brennende Stoff ist das Blut, das „Oel auf der Lampe des Lebens", das in den Kapillargefäßen geopfert wird.

Es konnte hier nur in kurzen Umrissen ein Bild gegeben werden von dem reichen Inhalte dieser Schrift, und auch nur von der ersten Hälfte derselben. Die zweite Hälfte geht in physiologische Detailfragen ein, wohin wir ihr hier nicht folgen können. Nur so viel sei bemerkt, daß Mayer bereits 1867, als er seine Schriften gesammelt herausgab, sagen konnte, seine hier entwickelten Sätze seien ein Bestandtheil der physiologischen Wissenschaft geworden. Auch das verdient noch hervorgehoben zu werden, daß Mayer durch seine physiologische Untersuchung der hypothetischen „Lebenskraft", welche zu jener Zeit noch ihren

Spuk in der Wissenschaft trieb, und von der man annahm, daß sie den Lebensprozeß unterhalte, den Garaus machte. „Durch die Annahme einer solchen hypothetischen Aktion der ‚Lebenskraft‘ wird jede weitere Forschung abgeschnitten und die Anwendung der Gesetze exakter Wissenschaft auf die Lehre von den Lebenserscheinungen unmöglich gemacht. Während des Lebensprozesses geht nur eine Umwandlung, wie der Materie, so der Kraft, niemals aber eine Erschaffung der einen oder der andern vor sich.“

Außer der physiologischen Anwendung seiner Entdeckung hat Mayer auch eine auf die allgemeine Pathologie unternommen, welche in dem Aufsatze „Ueber das Fieber“ niedergelegt worden ist.

Die bereits erwähnte kosmische Konsequenz, welche Mayer aus seinem Gesetze zog, ist die sehr bekannt gewordene meteorische Theorie der Sonnenwärme. Sie findet sich ausführlich in der 1848 veröffentlichten Schrift: „Beiträge zur Dynamik des Himmels“. Mayer berechnet dort die Menge der von der Sonne in einer gewissen Zeit verausgabten Wärme, zeigt, daß dieselbe durch einen chemischen Prozeß, etwa durch Verbrennung einer Kohle von der Größe der Sonne, nicht entstehen kann — diese Wärme würde nur 5000 Jahre ausreichen —, erörtert die Schwierigkeiten, welche aus der Annahme entspringen würden, die Sonne sei ein sich abkühlender Körper — sie würde sich in diesem Falle innerhalb 5000 Jahre etwa um 15 000° abkühlen — und zieht daraus endlich den Schluß, daß nur mechanische Wirkungen das große Budget der Sonnenwärme zu decken vermögen. In Folge dieser Nothwendigkeit nimmt er dann an, es stürzen jährlich große Massen von Meteoren auf die Sonne, deren Bewegung durch den Sturz in Wärme umgesetzt werde, und sucht diese Theorie nach allen Seiten hin zu begründen. Es kann nicht geleugnet werden, daß uns durch dieselbe in die kosmischen Erscheinungen, die wir bisher nur im Sinne der gegenseitigen Massenanziehung kannten, auch in Bezug auf die Wärme ein tieferer Einblick gewährt wird. Trotz diesen unschätzbaren Verdiensten darf sie aber doch erst dann für völlig bewahrheitet gelten, wenn sich das Quantum der in die Sonne fallenden Massen thatsächlich bestimmen und die entsprechende Wärmemenge berechnen und mit der verausgabten vergleichen läßt. Dann erst ist jede andere Erklärungsmöglichkeit ausgeschlossen und Mayer's geniale Theorie eine Gewißheit geworden.

In den genannten „Beiträgen“ befindet sich auch jene Untersuchung auf den Einfluß der Ebbe und Fluth und der Passatwinde auf die Rotationsgeschwindigkeit der Erde und im Anschluß daran die geistvolle Erörterung über die Wärme und die Abkühlung des Erdkörpers, auf welche einzugehen der Raum uns nicht gestattet.

In der Zeit von 1851—69 hat Mayer nur eine einzige Abhandlung, die

über das Fieber, veröffentlicht. Die Ursache dieses langen Schweigens werden wir später kennen lernen. Im Jahre 1867 gab er seine Schriften unter dem Titel: „Mechanik der Wärme“ gesammelt in einem mäßigen Bande heraus und 1874 in zweiter Auflage, vermehrt um eine Reihe von Vorträgen, die er seit 1869 meistens in seiner Vaterstadt Heilbronn gehalten hatte und die „Ueber nothwendige Konsequenzen und Inkonsequenzen der Wärmemechanik“, „Ueber Erdbeben“, „Ueber die Bedeutung unveränderlicher Größen“, „Ueber veränderliche Größen“ und „Ueber die Ernährung“ handelten. Endlich erschienen 1876 noch zwei kleine Abhandlungen: „Die Torricelli'sche Leere“ und „Ueber Auslösung“. Die Letzte verdient besonders hervorgehoben zu werden. In ihr zeigt sich die große Genialität Mayer's noch einmal in voller Schöpferkraft. Zwar gibt er mehr eine tiefe und geistvolle Fragestellung, als eine vollständige Lösung, aber man denke, wie oft schon eine richtige Fragestellung eine größere That gewesen ist und für die menschliche Erkenntniß mehr geleistet hat, als eine Lösung der bereits richtig gestellten Frage. Etwas Aehnliches gilt von Mayer's Theorie des Erdmagnetismus und des Nordlichts, die er in einem Innsbrucker Vortrage in kurzen Umrissen entwickelte. Es mangelt ihr nur die quantitative Begründung, zu der ihm, wie er sagt, das Beobachtungsmaterial fehlte.

Wir haben im Vorstehenden ein vollständiges Bild von Mayer's bahnbrechenden Entdeckungen gegeben, wenn wir schließen mit dem Hinweis auf die Verdienste, welche er sich indirekt um die Naturphilosophie, um die Methode der Forschung und um die Reinigung der Physik von den Auswüchsen der mathematischen Behandlung erworben hat. Leider kann es nur ein Hinweis sein.

In einem zweiten Artikel gedenken wir das Schicksal seiner Person und seiner Lehre zu behandeln.

Neuösterreich im Süden der Save.

Als man Benjamin Franklin in Betreff einer scheinbar unbedeutenden, in Wahrheit aber inhaltreichen und entwickelungsfähigen Erfindung geringschätzig mit der Frage kam: „Aber was nützt das?“ antwortete der Meister des gesunden Menschenverstandes mit der Gegenfrage: „Was nützt ein neugebornes Kind?“

Der Sinn dieser Rückäußerung ist leicht zu finden, und wir beeilen uns, ihn auf Bosnien und die Herzegowina anzuwenden, deren Okkupation, oder sagen wir lieber, deren Eroberung, jetzt als vollendet zu betrachten ist. Diese bisherige Nordwestecke der europäischen Türkei, das Hinterland Dalmatien's, wird ohne Zweifel österreichisch bleiben, aber was nützt die neue Provinz dem Doppelstaat an der Donau? Sie verheißt, so lautet die Antwort der Einen, vorläufig wenig. Die Verbindung mit ihr, so sagen die Andern, bedroht uns sogar mit Schaden, ja sie hat schon geschadet, indem der Erwerb Blut und Geld kostete, und wir mit ihm nur Zwietracht in den Parlamenten, Wanken der Regierung und die Furcht vor Stärkung des ohnehin schon sehr mächtigen, nach Rußland hin gravitirenden slavischen Elements in der Monarchie entstehen sahen. Dem gegenüber behaupten wir: Oesterreich-Ungarn mußte diese Länder sich angliedern, und die gegenwärtigen Zustände in denselben lassen sich mit Wohlwollen und Umsicht derart umgestalten, daß die Eroberung zum wirklichen Gewinn wird. Graf Andrassy hat in dieser Sache, was man auch gegen ihn vorbringen möge, durchaus politisch gehandelt.

Um den Beweis für diese Ansicht zu liefern, durchwandern wir zunächst raschen Schrittes diese Gegenden, um einen Ueberblick über die jetzigen Verhältnisse von Land und Leuten zu gewinnen und uns gelegentlich etwas von der jüngsten Vergangenheit derselben erzählen zu lassen. Führer und Berichterstatter möge uns dabei von Helfert sein, dessen soeben erschienene Schrift*) wir denen, die ausführlichere Information wünschen, als lehrreich und im Ganzen und Großen auf richtiger Fährte empfehlen.

Die Reise durch Neuösterreich im Süden der Save ist, auch wenn man sie nur im Geiste macht, vielfach unerfreulich. Die Liederlichkeit der türkischen Wirthschaft hat das an sich schöne und reiche Land zum Erbarmen verkommen lassen und auch in der neuesten Zeit wenig oder nichts zu dessen Hebung gethan. Die Landstraßen sind schlecht erhalten, die Wirthshäuser voll Schmutz und ohne Bequemlichkeit, die Städte und Dörfer da, wo Muslime hausen, verfallen, unsauber und unsicher, weite Strecken guten Ackerlandes liegen wüst, das Volk kennt keine Pietät gegen Wald und Baum. Man lese im ersten Abschnitt unseres Buches, wie man in einem bosnischen „Han" untergebracht ist, und man wird sich von nicht gelindem Schauder überrieselt fühlen. Wenig zu essen und das, was geboten wird, meist ungenießbar, Rauch, Flöhe in Unzahl, Ferkel und Hühner als Mitgäste in der von Koth strotzenden Stube, schlaflose Nächte auf einer Holzpritsche oder einem vielgebrauchten garstigen Teppich sind die Hauptgaben dieser Gastlichkeit.

---

*) Bosnisches von Fhr. v. Helfert. Wien, Manz, 1879.

Der Bosnier ist sonst kein übler Mensch. Seine Erscheinung ist meist stattlich, seine Sprache gehört zu den wohllautendsten Idiomen der slavischen Race, er zeigt sich mäßig und genügsam; von Natur geistig nicht unbegabt, verräth er häufig das Verlangen, Besseres, als er weiß, zu lernen. Sein jetziges Wissen und Können ist freilich sehr bescheidener Art. Man betrachte ihn z. B. in seiner Eigenschaft als Ackersmann. Alles um ihn befindet sich da noch halb im Urzustande. „Die Bestellung der Felder ist auf der untersten Stufe. Ein Pflug aus einem Baumstamm ohne ein Stückchen Eisen, vier oder sechs Rinder davorgespannt, die von zwei oder drei Personen mit großem Geschrei angetrieben werden, hinter dem pflügenden Bauer das Weib oder die Tochter, die in die Risse — Furchen kann man es kaum nennen — den Samen streut, um dann mit ihrem nackten Fuße leichthin Erde darüber zu schieben. Dornzweige müssen als Egge dienen, den Rechen kennt man so wenig wie den Dreschflegel, die Körner werden durch über die Garben gejagte Pferde aus den Aehren getreten." Brachwirthschaft versteht sich von selbst, von rationellem Fruchtwechsel hat man keine Ahnung. Auch an den landwirthschaftlichen Wagen ist kein Eisen zu bemerken, die vier hölzernen Scheiben, die denselben, vom Bauer selbst geschnitten, als Räder dienen, sind nicht rund, sondern sechs- oder achteckig und bewegen sich kreischend und knackend in ungeschmierten oval ausgeschliffenen Nabenlöchern. Das Haus des Landmanns, in der primitivsten Weise aufgeführt, hat meist nur ein Erdgeschoß mit zwei Gelassen, von denen das größere als Küche, Speisezimmer und Berathungssaal für die Familie und ihre Freunde gebraucht wird. In der Mitte befindet sich eine große viereckige Steinplatte, der Herd, über dem der Kochkessel hängt, und auf dem fast den ganzen Tag über ein Feuer brennt. Ein Schornstein ist nicht vorhanden, und so sucht sich der Rauch seinen Weg durch Thür und Fenster oder hängt sich in Gestalt von Rußflocken an Decke und Wände. Glasscheiben sind ein Luxus, dem man hier nur in den Städten zuweilen begegnet.

So wohnt der bosnische Kmet oder Bauer, und der türkische Beamte ist — man vergleiche S. 19 die Schilderung der Amtswohnung des Kaimakams von Gacko — in der Regel nach dieser Richtung hin kaum besser eingerichtet. Aber seit das benachbarte und stammverwandte Serbien das Türkenjoch abgeworfen hat, ist es dort sowohl in dieser Beziehung als in vielen anderen wesentlich besser geworden. Man ist dort seitdem häuslich reinlicher und bequemer eingerichtet, man besitzt gute Straßen und leidliche Herbergen, und die Landwirthschaft hat sich gehoben. Sollte für Bosnien und die Herzegowina sich mit den Kräften, die Oesterreich-Ungarn zu Gebote stehen, nicht in kürzerer Zeit Aehnliches erreichen lassen? Gewiß. Sie waren in der Römerzeit und noch in den letzten Jahrzehnten des Mittelalters blühende Länder, wohlbe-

völkert und gut angebaut, und was gewesen, kann, nachdem der böse Zauber des Halbmondes gebannt ist, wieder werden. Von dem, was unter jenem Zauber möglich war, erzählt Kapitel sieben unserer Schrift, mit dem man Kapitel neun vergleichen wolle, haarsträubende Beispiele, und von dem, was unter ihm trotz der guten Anlagen der Rajah nicht möglich war, zeugt der ganze Zustand des Landes.

Die Befreiung der Bosnier von der türkischen Willkürherrschaft und die Wiedergewinnung der Länder des Bosna- und Narentathales für die Gesittung wäre also ein Werk der Menschlichkeit? Unzweifelhaft. Aber sie ist zugleich noch etwas Anderes. Sie ist ein Gebot der politischen Nothwendigkeit.

Finanziers rechnen, wie angedeutet: Die Besetzung von Bosnien und der Herzegowina kostet mindestens so und so viel, der Nutzen, den diese Länder abwerfen werden, beträgt höchstens so und so viel Millionen Gulden; subtrahiren wir, so bleibt uns ein Minus. Auf dieses Exempel ist zu erwidern: die Kosten der Okkupation jener Landstriche werden sich bis auf den Kreuzer ausrechnen lassen, die Vortheile, die dem politischen Gemeinwesen Oesterreich-Ungarn's aus derselben erwachsen, sind jetzt nicht zu berechnen und überhaupt nicht in Zahlen auszudrücken.

Ein anderer Einwurf, der gleichfalls schon kurz erwähnt wurde, lautet: Haben wir nicht bereits genug Slaven in unserer Mitte, wozu noch mehr? — Wenn Magyaren so reden, so vergessen sie die Haltung ihrer Väter, die, nichts wissend von der ebenso häßlichen als ohnmächtigen linguistischen Parteileidenschaft, welche ihre Nachkommen beseelt, nicht darauf zu verzichten im Stande gewesen wären, Gebiete zu erwerben, die dem Staate nothwendig sind. Und mit der Slavenfurcht der deutschen Gegner des Verfahrens Andrassy's verhält sich's nicht besser. Stellen wir uns selbst auf den Standpunkt der Slavophoben diesseits und jenseits der Leitha, so werden folgende Erwägungen, die wir auszugsweise der Helfert'schen Schrift entnehmen, nicht abzuweisen sein. Niemand kann im Ernste meinen, daß die türkische Wirthschaft, die trotz aller scheinbaren Reformversuche sich bisher unverbesserlich gezeigt hat, sich von innen heraus kräftigen und auf die Dauer befestigen lassen werde. Und wenn diese Möglichkeit von allen Verständigen verneint wird, wahrt man dann das Interesse der Magyaren und der Deutschösterreicher nicht besser dadurch, daß man jene slavischen Gebiete in seine Machtsphäre zieht, als dadurch, daß man an den Grenzen der letzteren ein großes selbständiges südslavisches Reich sich bilden und das einstige Czarenthum von Serbien, Bosnien und Primorje wieder aufleben läßt? Rußland umspannt die beiden Hälften der habsburgischen Monarchie bereits im Norden und Osten, und diese sollte jene slavische Grenznachbarschaft

durch Preisgebung ihrer vitalsten Interessen im Süden sich noch weiter, vom Viertelskreise zum Halbkreise, ausdehnen lassen? Das sollten namentlich die magyarischen Politiker sich überlegen. „Schon sehen sie das unabhängig gewordene, mehr und mehr innerlich erstarkende serbische Fürstenthum," sagt von Helfert S. 162 ff., „auf ihre einheimischen Serben, das rumänische Fürstenthum, dessen Militärmacht sich im letzten Kriege als eine durchaus nicht zu unterschätzende erwiesen, auf die zahlreichen Anhänger der dakorumänischen Idee innerhalb der ungarischen Grenzen gefährliche Anziehungskraft üben. Hoffen sie diesen geheimen Plänen und Gelüsten etwa durch verstärkten Druck auf ihre ‚Raizen' und ‚Walachen' in panmagyarischer Richtung vorbauen zu können? Sie kräftigen sie nur, weil sie dadurch die Unzufriedenheit, den Widerwillen, den Abscheu vor der einheimischen Tyrannei vermehren."

Aber die bosnische Frage geht jetzt schon nicht Ungarn allein, sondern die gesammte Monarchie der Habsburger an. Diese Frage und die dalmatinische sind Eins und Dasselbe. Dalmatien ist ein für die Schifffahrt, den Handel und den politischen Einfluß Oesterreich-Ungarn's in der Levante und im Mittelmeer hochwichtiges Stück Land. Es ist aber ohne sein bosno-herzegowinisches Hinterland ein von seinem Leibe getrennter Kopf oder, um ein dem südslavischen Musikleben entlehntes Gleichniß zu brauchen, „ein Mundstück, zu welchem der Dudelsack fehlt". Warum die Zusammenfügung der wider die Natur von einander getrennten Theile noch nicht stattgefunden hat, ist leicht zu zeigen. Nicht die Herrschaft des Halbmondes allein, sondern der Umstand, daß die Dalmatiner Christen, die einflußreichsten und mächtigsten Elemente der bosnischen Bevölkerung dagegen Muhammedaner sind, die Konfession also bildete die Scheidewand. Welche Bedeutung dieser Faktor hat, sehen wir an dem zähen Widerstande, auf den Montenegro und Serbien in den ehemals türkischen Gebieten stoßen, welche der Berliner Vertrag ihnen zugesprochen hat.

Dieser Widerstand wird gebrochen werden, wie der Widerstand der Muslime in Bosnien von Oesterreich-Ungarn gebrochen wurde. Aber wäre dies hier nicht von Letzterem geschehen, so wären Andere dagewesen, die sich nicht lange hätten bitten lassen. Keiner der zahlreichen Aufstände in der Herzegowina blieb ohne Unterstützung von Seiten Montenegro's, und wenn die bosnische Rajah von Serbien her nicht immer die erwartete und nachgesuchte thätige Hilfe erhielt, so ließen die dortigen Stammesbrüder es wenigstens nie an Aufrufen und Theilnahmebezeigungen fehlen. „Die bosnische Anschlußerklärung vom Juni 1876 war der letzte und stärkste Durchbruch dieser vorzugsweise von rascischer Seite genährten großserbischen Idee, die freilich bei der bosnischen Rajah nur Anklang fand, wenn sie sich von Oesterreich preisgegeben sah."

Und nun noch Eins. Montenegro verlangte schon während der napoleonischen Herrschaft nach der Stadt und den Bocche von Cattaro. Es hatte sich dabei des Wohlwollens Rußland's zu erfreuen. Jetzt wäre ihm unter gewissen Umständen von anderer Seite Unterstützung sicher. „Die italienische Propaganda, nicht gesättigt durch den ungeheuren Gewinn an Gebiet, den ihr wiederholt erlittene schwere Niederlagen zu Lande und zu Wasser eingetragen haben, wäre gegen Ueberlassung Istrien's und des obern Dalmatien jeder Zeit bereit, den südlichen Theil an Montenegro zu verschenken, mit dem sie seit längerer Zeit auffallend liebäugelt." „Die guten Bocchesen betrachten die Fürstin wie ihre Monarchin," berichtete unter Anderem die Florentiner „Nazione" 1876, als sie den Empfang der Gemahlin des Fürsten der Czernagora in der Villa Bianca bei Cattaro schilderte. Das ist nun allerdings unwahr, dagegen ist nicht zu bezweifeln, daß der Fürstin Milena erlauchter Herr Gemahl sehr gern die Bocchesen als seine Unterthanen betrachten würde, und es hat seine schwerwiegende Bedeutung, daß dieser Gedanke, wenn wir die italienischen Zeitungen darauf ansehen, auch von den vergleichsweise gemäßigten Politikern in den Landen des Königs Humbert nicht von der Hand gewiesen wird. Kaum würde es den Italienern gelingen, sich in Istrien und Norddalmatien lange zu behaupten; denn mit Ausnahme eines Bruchtheils in den Seestädten gehört die dortige Bevölkerung der slavischen Race an, der übrigens aus dem stammverwandten Hinterlande fortwährend Nachschub zukommen würde. Das aber steht fest, daß den Oesterreichern und Ungarn, wenn sie sich nicht des Letzteren, also Bosnien's und der Herzegowina, versichert hätten, auch Dalmatien mit der Zeit verloren gehen würde, was einer schweren Schädigung der Interessen des Gesammtstaates gleichkommen würde. „Nicht blos, daß der buchten- und hafenreiche Küstenstrich ohne den Besitz seines Hinterlandes für uns nichts als eine zitternde Freude sein würde," sagt unsere Schrift S. 172; „auch Kroatien und Slavonien erhalten mit diesem Besitz ihren natürlichen territorialen Abschluß, wie ja schon die Benennung des nordwestlichen Bosnien als ‚Türkisch Kroatien' auf die geschichtliche und ethnographische Zugehörigkeit dieses Landstrichs zu unserm dreieinigen Königreich hinweist. Lasse man nicht außer Anschlag, daß unsere Staatsgrenze durch den Erwerb des bosnisch-herzegowinischen Landstrichs die Hypotenuse gewinnt, wo sie bisher mit den beiden ungeschlossenen Katheten des fast rechtwinkeligen Dreiecks zu thun hatte. Erwägt man weiter, daß die neuen Gebiete trotz der Verwahrlosung, in der sie das türkische Regiment gehalten, trotz der Unkultur ihrer Bewohner, alle Elemente mitbringen, aus denen sich im Anschluß an die angrenzenden altösterreichischen Länder ein homogenes, in sich abgeschlossenes, eine Fülle physischer und moralischer Kräfte bergendes Ganze schaffen läßt, so kann wohl niemand bezweifeln,

daß die Machtsphäre unseres Kaiserstaates durch diese Gebietsergänzung einen unberechenbaren Zuwachs gewinnen muß."

Wir können diesen Betrachtungen nichts hinzufügen, als daß die Schlüsse, zu denen der Verfasser gelangt, uns vollkommen einleuchten. Auch was er von den Aussichten der Bestrebungen bemerkt, die sich auf die innerliche Gewinnung der in Frage stehenden Landschaften und deren Verschmelzung mit den alten Provinzen richten, ist beherzigenswerth. Wir verweisen in dieser Beziehung auf Kapitel elf: „Bildungskeime", und entnehmen dem folgenden, das die verschiedenen Elemente der Bevölkerung in's Auge faßt, Folgendes.

Mit Ausnahme der von Sjenica gegen Novibazar auslaufenden Landzunge, wo die Albanesen einen nennenswerthen Bestandtheil der Einwohnerschaft bilden, kann die geringe Zahl der in Bosnien wohnenden Türken, Juden und Zigeuner nicht hindern, das Land als ein slavisches anzusehen, und zwar gehören die Bosnier dem serbisch-kroatischen Stamme der Slaven an. Um so größer ist die Verschiedenheit und die territoriale Durcheinandermischung in konfessioneller Hinsicht.

Die bosnischen Katholiken bilden den kleinsten, aber vertrauenswürdigsten Theil der Bevölkerung. Sie haben nie aufgehört, nach „Cäsarien", nach dem „Car austrijski" um Hilfe aus ihrer Noth und Bedrängniß auszuschauen. Auch hat Oesterreich in diesem Jahrhundert Manches für ihre geistigen Bedürfnisse gethan und namentlich die Franziskaner und Trappisten unterstützt, die als Lehrer und Tröster unter ihnen wirken. Man kann ihnen getrost die Waffen in die Hand geben; es wird ihr Selbstgefühl heben und ihnen Achtung bei den Andern verschaffen.

Nicht ohne Mißtrauen hat der zweite und weit zahlreichere Bestandtheil der bosnischen Rajah, der dem griechischen Ritus angehört, das Erscheinen der Oesterreicher im Lande betrachtet. Nicht wenige der orientalischen Christen Bosnien's haben den kaiserlichen Truppen sogar einen fast ebenso erbitterten und hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt wie die Muslime. Diese Erscheinung ist nicht unerklärlich. Sie haßten in Oesterreich die katholische Macht, und sie fürchteten, sich an Unionsversuche der Zeit Prinz Eugen's erinnernd, eine mehr oder minder gewaltthätige Ueberführung zu einem Bekenntniß, das ihren althergebrachten Glaubensvorstellungen widerstrebt. So wird man sich ihnen gegenüber vor aller Proselytenmacherei und jeder kränkenden Bevorzugung der Katholiken hüten und die Wünsche der anderen Christen in gleicher Weise berücksichtigen müssen. Darf man ihnen für's Erste die Waffen nicht zurückgeben, so muß man ihnen klar machen, daß der Grund hiervon nur ihr Verhalten beim Einmarsch der Okkupationstruppen, nicht Hintansetzung vom konfessionellen Gesichtspunkte ist, und daß bei rückhaltslosem Anschluß an die neue

Herrschaft von ihrer Seite die Regierung keinen Anstand nehmen wird, sie ihre nationale Wehr wieder tragen zu lassen.

Die orientalische Rajah des Bosna- und Narentagebietes ist ferner ungebildeter als die lateinische, aber das ist nicht ihre Schuld, sondern die ihrer Seelenhirten und ihrer phanariotischen Kirchenfürsten. Die Popen konnten bisher zum Theil nicht einmal lesen, die Mönche waren ebenso unwissend; denn jene Bischöfe oder Vladiken aus dem Phanar kümmerten sich nicht im Geringsten um den Bildungsgrad derer, die sie über eine ihrer Kirchengemeinden setzten. Die Pfründen wurden verkauft, und der Käufer wurde, namentlich wenn er versprach, seinen Pfarrkindern jährlich eine tüchtige Summe für den Vladika abzupressen, zum Popen geweiht, wenn er (vgl. S. 245) auch früher die Schweine gehütet hatte, und sein ganzes theologisches Wissen darin bestand, daß er das Evangelium herlesen konnte. In der jüngsten Zeit ist das hier und da etwas besser geworden. In Serajewo und Mostar haben die orientalischen Christen Normalschulen, in ersterer Stadt auch ein Gymnasium und Mädchenschulen, Alles nach österreichischem Muster. Im größten Theile des Landes aber besteht die alte Mißwirthschaft und Dunkelheit fort, und die höhere wie die niedere Geistlichkeit ist so gehaßt und verachtet, daß man schon wiederholt in Stambul gebeten hat, man möge die Hersendung von Phanarioten einstellen und den Sprengeln und Gemeinden erlauben, sich Bischöfe und Pfarrer ihres Glaubens und ihrer Nationalität aus Oesterreich kommen zu lassen. Das ist der Punkt, auf den die neue Zivilverwaltung vorzüglich ihr Augenmerk zu richten haben wird, und der Weg, auf dem hier Wandel zu schaffen wäre, ist nach Helfert's Ansicht auch gegeben. Die heutigen Metropoliten von Karlowitz sind, wie geschichtlich und kirchenrechtlich unanfechtbar darzuthun ist, die einzig wahren Nachfolger des alten, ehemals den ganzen serbischen Stamm kirchlich regierenden Patriarchats von Petsch oder Ipek, und diesem müssen die jetzt unter dem Patriarchen im Phanar stehenden Bosnier von griechischem Ritus untergeordnet werden. Von dort allein kann die Reform der Geistlichkeit und der Schulen mit Hoffnung auf raschen Erfolg in Angriff genommen werden.*)

Wie wird Oesterreich aber mit den sehr zahlreichen Muslimen türkischen und serbischen Stammes, die Bosnien bewohnen, zu verfahren haben? Die Antwort lautet: ähnlich wie mit den Angehörigen der griechischen oder orthodoxen Kirche, ernst, streng, aber gerecht, so daß sie die Ueberzeugung gewinnen, ihr Glaube, sowie ihre ganze Art und Lebensweise sei durch das neue Regiment nicht bedroht. Das Gegentheil von dieser Ueberzeugung trieb die

*) Nach den neuesten Nachrichten hätte die Regierung diesen Weg nicht betreten, sondern die Unterordnung der bosnischen Orthodoxen unter das Patriarchat von Konstantinopel mit letzterem neu vereinbart.

muhammedanische Bevölkerung Bosnien's an, sich den österreichischen Heeren bei ihrem Einrücken gewaltsam entgegenzustellen. Die Vorstellung, daß die Letzteren gekommen seien, den Islam und seine Bekenner zu vernichten, von Hadschi Loja mit Fanatismus verbreitet, fand einen guten Boden in der groben Unwissenheit der Muslime aller Klassen, und die Hoffnung auf Erfolg jenes Widerstandes entsprang dem ungeheuerlichen Dünkel und der lächerlichen Selbstüberschätzung derselben. Der Sultan ist ihnen der Herr, Stambul der Mittelpunkt der Welt. „Es gibt kein Volk wie die Osmanli," sagte ein Hadschija zu Wilkinson; „wenn die europäischen Mächte sich gegen die Türken zu empören wagten und alle ihre Streitkräfte gegen sie sammelten, so würden sie ihnen doch keinen Augenblick Stand halten können." Die Lektion, die diesem Aberglauben im Winter von 1877 in Bulgarien und Armenien und im Sommer 1878 in Bosnien ertheilt wurde, wird ihre Wirkung nicht verfehlt haben, und der mit jenem maßlosen Selbstgefühl verbundenen Unwissenheit wird allmählich abzuhelfen sein. Die zahlreichen russischen Muslime sind schon lange nicht mehr so einfältig und so eingebildet als ehedem.

Für die erste Zeit aber muß man die bosnischen Muhammedaner in dieser Hinsicht sich selbst überlassen. „Man lasse ihnen," so räth unsere Schrift sehr richtig, „durchaus ihre Art. Man dringe ihnen nichts auf, keine unsrer Anstalten, keine unsrer Schulen. Man stelle derlei Institute in ihre Mitte hin, für die Katholiken, für die Orthodoxen, für die Juden, man lasse den Muslim zuschauen, wie das geht und wirkt, mit der Zeit wird er es vielleicht nicht so arg finden und sich das Zeug für sein eigenes Blut wünschen. Die Hauptsache ist zunächst, daß er sich überhaupt der neuen Ordnung der Dinge fügt, wenn nicht aktiv, doch passiv, daß er von seinem fatalistischen Standpunkte über sich ergehen läßt, was das Schicksal über ihn verhängt hat." Wenn er den Herrn sieht, wird er sich beugen, wenn er ihn gerecht findet, wird er ihn loben, und wenn er bemerkt, daß seine Einrichtungen ihm Vortheil verheißen, wird er anfangen, sich ihrer zu bedienen.

Zu diesen allgemeinen Momenten treten in der Bosna und Herzegowina noch besondere für Oesterreich vortheilhafte. Die Türkenherrschaft war bei den muhammedanisirten Südslaven nie beliebt, der Osmanli wurde jederzeit als ein Fremder angesehen. Der Gedanke, sich dieses Elements zu entledigen, ist bei jeder nationalen Erhebung, von derjenigen Hussein's von Gradatschatz, des „bosnischen Drachen" (vgl. S. 74 bis 77) an bis auf die jüngsten Stand- und Brandreden Hadschi Loja's von Neuem hervorgetreten. Die Entfremdung von Stambul wird also das Letzte sein, was der muhammedanische Bosnier und Herzegowiner beseufzen wird.

Ein zweiter sehr günstiger Umstand ist der, daß die südslavischen Mus-

lime gleichen Stammes mit ihren christlichen Nachbarn sind, dieselbe Sprache mit ihnen reden und einen großen Theil ihrer Sitten und Ideen mit ihnen gemein haben. Kommt es in letzter Beziehung doch nicht selten vor, daß bosnische Muslime bei Krankheiten die Gebete und Amulete der Franziskaner in Anspruch nehmen, daß sie Wahnsinnige an christliche Wallfahrtsorte schicken, ja daß sie für Schwerkranke im benachbarten Kloster Messen lesen lassen.

Bei den einsichtsvollen Muslimen Bosnien's wird die Haltung ihrer vornehmen Geschlechter von großem Einfluß sein, und so wird man versuchen müssen, diese zu gewinnen. Die Macht und der Reichthum dieser Adelsfamilien, der Tschengitj, der Turomanowitj, der Sokolowitj, der Kapetanowitj und Anderer hat zwar in Folge der vielen Aufstände und der daran sich knüpfenden Gütereinziehungen stark gelitten, sie sind aber noch immer bedeutend, und der Stammbaum mancher von ihnen ist älter als der von vielen Geschlechtern des österreichischen hohen Adels. Auch wissen sie das und halten große Stücke darauf. 1861 schrieb ein Mitglied des kroatischen Landtags: „Ich kenne manchen reichen Beg des Landes, der seine Adels- und Besitztitel aus vortürkischer Zeit heilig aufbewahrt hat, und wenn Du ihn darum fragst, Dir verstohlen schmunzelnd zuraunt: Wer weiß, wozu es noch einmal gut ist.“ Auch diesen Punkt darf der neue Landesherr nicht außer Augen lassen. Eine angesehene Aristokratie mit historischen Erinnerungen ist ein wichtiger Faktor im politischen Haushalte, und die Staatsweisheit gebietet, dieselbe nicht, weil sie etwa ihre Stellung bisher gemißbraucht hat, zu nullifiziren, sondern sie für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen und zu interessiren, indem sie ihr darin eine ihren Begriffen von Standesehre entsprechende Stellung sichert. Nach der Reokkupation von Venedig im Jahre 1814 wurden die dortigen Nobili unter gewissen Voraussetzungen als Reichsadel anerkannt. Nicht unmöglich wäre, daß Aehnliches den bosnischen Beg's und Aga's gewährt würde, und es ist kaum zu besorgen, daß es bei ihnen auf Abneigung und Abkehr stoßen könnte.

Ungefähr das Gleiche wie von den muhammedanischen Südslaven gilt von den wilderen und unbändigeren Albanesen, Arnauten oder Skipetaren, mit deren nördlichen Abzweigungen Oesterreich im Gebiete von Novibazar in unmittelbare Berührung kommen wird. Sie sind starre, harte, maßlos stolze und jeder feineren Herzensregung entbehrende Menschen, kriegerisch und von Haß und Verachtung gegen alles erfüllt, was nicht ihre Sprache spricht. Obwohl großentheils Muslime, verabscheuen sie das ihnen aufgedrungene liederliche und selbstsüchtige Regiment der Nationaltürken bis auf den Grund der Seele. Nicht minder freilich auch die Christen, ihre Nachbarn, gegen die sie sich wiederholt furchtbare Exzesse erlaubt haben. Dennoch sind sie nicht aufzugeben. Ami Boué, ein gründlicher Kenner des Arnautenlandes, sagt in einem Aufsatze,

den er aus Anlaß der jüngsten politischen Wendung im Neuen Wiener Abendblatt veröffentlicht hat: „Wer hat denn dieses interessante Urvolk so wild und unwirsch gegen Fremde gemacht als die Türken? Statt sie zu zivilisiren, sie durch Schulen, sowie durch Geistliche zu anderen gesellschaftlichen Ansichten und einem besseren Leben zu bekehren, war diese Menschenschinder-Regierung nur froh, unter ihrer Hand immer ein so unwissendes, aber zugleich so schlagfertiges Volk zu haben." — „Wenn ein Mensch, weil er weder türkisch noch slavisch spricht, verachtet, ja verlacht wird, so wird er zornig und, anstatt gut gesinnt, feindselig, verschlossen, finster. Das ist der Fall mit dem armen Skipetaren, der wie aus einem Traum selig erwacht, wenn ein Fremder ihn in seiner Sprache anredet, wäre es auch radebrecherisch wie in meinem Falle. Wenn man ihn an seine Gebräuche und seine besonderen Feste erinnert oder ihm selbst seine sonderbaren Mythen vorträgt, so hat man einen ganz anderen Menschen vor sich."

So wären also auch hier Handhaben gegeben zur Gewinnung der Bevölkerung und zu deren Hebung. Boué verficht auf's Wärmste die Ansicht, daß sich die Albanesen, wie trotzig sie auch den Fremden aus dem Norden jetzt noch entgegenstehen, einer Regierung, die ihnen wohlwollend, mit Achtung vor ihrer Sprache und ihren Sitten entgegenkommt, die sich bestrebt zeigt, ihnen aus ihrer bisherigen grauenhaften Verwahrlostheit herauszuhelfen, und ihnen die Mittel bietet, zu lernen und sich zu bilden, gefügig und dankbar erzeigen werden. Sie sind vortreffliche Soldaten und Matrosen, sie haben aber auch alle natürlichen Anlagen, zu einem Volke zu werden, dessen sich die gesittete Welt nicht zu schämen hat, und das sie sich darum getrost angliedern darf.

Unsere Schrift schließt mit einigen Vorschlägen in Betreff der Reorganisation Neuösterreich's, über die wir noch kurz referiren. Was der Verfasser in Betreff der Absteckung der Verwaltungsbezirke bemerkt, übergehen wir als für weitere Kreise ohne Bedeutung. Dagegen ist Anderes für uns von Interesse. Selbstverständlich wird an die Stelle der bisherigen Mißwirthschaft eine nach allen Richtungen geordnete administrative Praxis, an die Stelle liederlichen, apathischen Schlendrians und roher Willkür ein aufmerksames, rastlos thätiges und gerechtes Regiment zu treten haben. Gleichmäßige Vertheilung und regelrechte Einhebung der Steuern, Einführung einer wirklichen Gerechtigkeitspflege in bürgerlichen und Strafsachen, strenge und zugleich humane Behandlung der Gefangenen, Handhabung einer allen habsüchtigen Uebergriffen vorbeugenden Marktpolizei, die in Serajewo bereits geübt wird — diese und ähnliche Reformen auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens und Haushalts werden der Bevölkerung zeigen, daß sie unter einer Regierung lebt, welche der bisherigen weit vorzuziehen ist.

Von weitergreifenden Reformen wird eine der ersten die Regelung der bäuerlichen Besitzverhältnisse sein müssen, d. h. die Umwandlung des für den Kmeten bisher sehr unsicheren, jeder Laune des Gutsherrn preisgegebenen Nutzungsverhältnisses in gewisses, stetes, unwiderrufliches Eigenthum an dem betreffenden Landstücke, und andrerseits billige Festsetzung der von den bisherigen Grundholden an den Gutsherrn zu leistenden Dienste und Abgaben. Ob man ohne Uebergang nach dem Muster unserer Grundentlastung zu vollständiger Ablösung jener Leistungen gegen Entschädigung der Gutsbesitzer vorschreiten darf, wird zu erwägen sein; denn man hat Rücksicht auf den Adel zu nehmen, dessen bisherige Existenzverhältnisse nicht plötzlich radikal verändert werden können, ohne ihn, der großen Einfluß auf die niedere muhammedanische Bevölkerung übt, unzufrieden und auffässig zu machen. Jedenfalls wird man die Schritte, die man in dieser Richtung beabsichtigt, im Einvernehmen mit den Berechtigten und Bevorzugten thun und sie veranlassen müssen, von ihrem Standpunkte Auskunftsmittel zu finden und Vorschläge zur Hinüberleukung der Dinge in andere Wege zu machen. Auch wird sich die Behandlung der Sache nach Kreisen empfehlen, da nicht blos die Verhältnisse von Aga und Kmet, sondern auch die Ansichten der Bevölkerung sich nicht überall gleichen.

Die Ideen, die der Verfasser hinsichtlich einer Reorganisation des städtischen und ländlichen Gemeindewesens entwickelt, bitten wir auf S. 276 bis 279 nachzulesen. Ebenso das, was unmittelbar nachher über die Hebung des bosnischen Bergbaues und über die Mittel zur Verhütung einer Raubwirthschaft in den gewaltigen Forsten gleich derjenigen gesagt wird, welche den Karst und die Berge Dalmatien's entwaldet hat. Zur Hebung der Landwirthschaft empfiehlt unsere Schrift Musterwirthschaften in großem Stil, an welche zugleich die verschiedenen landwirthschaftlichen Gewerbe sich anschließen könnten, und auf deren Errichtung man in mehreren Gegenden des Landes bedacht sein müßte. An Grund und Boden dazu kann es nicht fehlen, da in Bosnien und der Herzegowina vielleicht neun Zehntel des kulturfähigen Landes brach liegen. Hauptvoraussetzung für die materielle Hebung Neuösterreich's ist ein Netz gut angelegter und sicherer Straßen. Aber unter den polygonen Drehscheiben, welche bei den ungeschlachten „Arabas" der bosnischen Kmeten und Frachtfuhrleute die Stelle unserer Räder vertreten, hält sich auch die beste Chaussee nicht lange, und so müßte Vorsorge getroffen werden, daß gute Straßen nur von gutem Fuhrwerke benutzt werden dürften, worin für den seine Naturerzeugnisse zu Markte schaffenden Landmann eine indirekte Nöthigung liegen wird, sein Wirthschaftsgeräth vernünftig zu verbessern. Was den Transport zu Wasser anlangt, so müßte zuerst die Schiffbarmachung der versumpften Mündungen der Narenta in Angriff genommen werden — ein lange schon

gehegter Wunsch der Herzegowiner, welchen dadurch eine wohlfeile Wasserstraße nach dem Adriatischen Meere geöffnet würde.

Hinsichtlich der geistigen Kultur, für deren Hebung nicht mehr als Alles noch zu thun ist, darf, wie bereits bemerkt, nichts übereilt und nicht aufdringlich verfahren werden, vielmehr ist mit Bedacht an das etwa Vorhandene anzuknüpfen. Man wird den Wunsch der Lateiner und der Orthodoxen nach Schulen sich in Errichtung von solchen durch sie selbst verwirklichen lassen. Verlangen sie dabei Unterstützung von Seiten der Regierung, so wird man dieselbe, wenn man praktisch handeln will, reichlich gewähren. Die Muslime werden diesem Beispiele zuerst nicht folgen, aber mit der Zeit wird der Schulunterricht, dessen sich die Christen Bosnien's erfreuen werden, auch den Bekennern des Islam als Wohlthat und als Vorzug erscheinen, und daraus wird der Trieb erwachen, den bisher von ihnen verachteten Nachbarn im Lande nachzueifern.

Endlich müßte ein mit entsprechenden Mitteln ausgestattetes Kreditinstitut in der Reichshauptstadt geschaffen (nicht „gegründet") werden, das für Anlegung von Musterwirthschaften großen Stils, für Ausbeutung der Mineralreichthümer des bosnischen Gebirges, für rationelle Verwerthung des Forstnutzens, für Anlegung von Schienenwegen das erforderliche Geld zu besorgen hätte, ein Institut, das in engerem Rahmen und auch sonst mutatis mutandis die Vorzüge in sich vereinigte, durch welche die britisch-ostindische Kompagnie sich und dem Heimatlande so große Dienste erwiesen und so staunenswerthe Erfolge errungen hat.

Wir kommen mit dem Verfasser zum Schluß. Als in Bosnien und der Herzegowina statt der Sonne des Christenthums der Halbmond aufging, waren die Bewohner des Landes ein wohlhabendes Volk, das im Fortschritt begriffen war wie seine Nachbarn. Die Türken aber, „unter deren Tritten das Gras vergeht", haben jene Länder durch ein grausames und gegen jeden Fortschritt gleichgiltiges Regiment entvölkert, die Einwohner zur rechtlosen Rajah, d. h. zur Heerde herabgewürdigt, ihnen alle Freude am Dasein vergällt und alles Streben in ihnen erlöschen lassen. Die Nachbarländer Dalmatien und Kroatien sind voll von blühenden Städtchen und Dörfern; Bosnien und die Herzegowina sind auf weite Strecken hin eine stumme Oede, und ihre Ortschaften zum großen Theil halbe Ruinenstätten. Das schmale bergige Dalmatien hat auf 230 Geviertmeilen 450000, das weit über viermal so große bosnisch-herzegowinische Land hat kaum 1200000 Einwohner. Wieder ist jetzt ein neues Gestirn über diesen Gegenden aufgegangen, und es steht zu hoffen, daß es ihnen Segen ausstrahlen wird. Die Nacht ist vorüber, in der ein asiatisches Erobervolk hier schaltete. Es wird keinen Haradsch mehr geben, keine gelderpressenden Steuerpächter, keine ungerechten Richter, keine unsicheren Straßen und keine sich unaufhörlich wiederholenden Aufstände. Friede wird herrschen, Wohlstand wird sich unter

ihm entwickeln, zum Frommen zunächst des eroberten Landes, dann der erobernden Macht, die ihr Gebiet durch die Okkupation zugleich naturgemäß abrundete und sicherte.

✠

Eine Baugeschichte von Dresden.

Wer auch nur ein einziges Mal auf der alten Elbbrücke Dresden's gestanden, den Blick hinübergewandt nach der Altstadt, der wird in seinem Leben das Bild nicht wieder vergessen, das dort seinem Auge sich geboten. Zur Linken die Brühl'sche Terrasse, die „hängenden Gärten" der Stadt, dahinter die imposante Silhouette von der Kuppel der Frauenkirche, flankirt von zierlichen Glockenthürmen; im Vordergrunde, seitlich vom königlichen Schloß der in luftigen Etagen sich aufbauende Thurm der katholischen Hofkirche und dicht daneben der langgespitzte Schloßthurm; weiter nach rechts in der Ferne die edle Façade des Museums, vorn die festlich geschmückte Exedra des neuen Hoftheaters — welch' ein unvergleichlicher Akkord von Linien und Formen! Ein einziger Mißklang stört ihn: der eckige, schmucklose, aufdringliche Oberbau des neuen Theaters. Und doch, zur Schöpfung dieses einheitlichen Architekturbildes, das durch ein einziges Machtwort hervorgezaubert zu sein scheint, wie viele Generationen haben im Laufe der Jahrhunderte dazu beigesteuert!

Was aber von diesem einzelnen Bilde gilt, das gilt im Wesentlichen von dem architektonischen Charakter der Stadt überhaupt: abgesehen von einigen wenigen dissonirenden Klängen — wie der fatalen Gothik der neuen Kreuzschule — ein wunderbar harmonischer Gesammteindruck, wie wenige Städte ihn bieten werden. Und doch, wenn man von den großen Plätzen einbiegt in die Straßen, von den Straßen in die Gassen und Gäßchen und nun das Auge über den bunten Flitter der Schaufenster hinaufschweifen läßt an skulpturengeschmückten Portalen, Erkern und Giebeln, wenn man auf die stumme und doch so vernehmliche Formensprache lauscht, die dort uns überallher entgegenklingt, wie ändert sich da allmählich das Bild! Was bei flüchtiger Betrachtung auf ein und derselben Bildfläche zu stehen schien, tritt vor und zurück und vertheilt sich auf verschiedene Pläne; wir gewahren ein Nacheinander, wo wir erst nur ein Nebeneinander zu sehen meinten, das starre Bild kommt in Fluß, und an die Stelle des Gewordenen tritt das Werden, die Entwickelung, die Geschichte. Wer uns einen sichern Maßstab in die Hand gäbe, der uns zeigte, ob diese Verschiebungen unserer Perspektive auch den thatsächlichen Verhältnissen immer entsprechen?

Eine Baugeschichte von Dresden zu besitzen, ist wohl längst ein stiller Wunsch gewesen von allen, deren kunstgeschichtliches Bedürfniß sich über die landläufigen Angaben der Reisehandbücher und Fremdenführer hinaus erstreckt. Die Aufgabe, sie zu schreiben, ist freilich keine leichte, und wer weiß, wie lange jener Wunsch noch unbefriedigt geblieben wäre, wenn nicht ein äußerlicher Anlaß seinen wohlthätigen Zwang ausgeübt hätte. Im Sommer vorigen Jahres tagte in Dresden die deutsche Architektenversammlung. Die Architekten Berlin's, welche zwei Jahre früher ihre Kollegen aus ganz Deutschland als Gäste bei sich gesehen, hatten damals zu Ehren derselben ein vortreffliches Werk über die Bauten Berlin's ausgearbeitet, einen stattlichen, reich illustrirten Großoktavband, der 1876 im Selbstverlage des Berliner Architekten-Vereins erschien. Das edle Beispiel reizte zur Nacheiferung, und diesem Umstande verdanken wir ein opulentes Werk über die Bauten Dresden's, mit welchem der sächsische und der Dresdner Architektenverein im August 1878 ihre Gäste überraschten, und welches durch die Güte der Verlagshandlung zu näherer Einsicht uns vorliegt.*)

Das ganze Werk zerfällt nach einer Einleitung (S. 1—26), welche die topographische Lage, die geologische Beschaffenheit, die Wasser- und Witterungsverhältnisse Dresden's behandelt, auch statistische Nachrichten über die Einwohnerschaft und die Wohnungen anreiht, in vier Abschnitte. Der erste Abschnitt (S. 27—127) enthält eine Baugeschichte der Stadt bis gegen den Ausgang des 18. Jahrhunderts; der zweite (S. 129—442) behandelt — nicht mehr historisch, sondern nach Kategorien geordnet — die Hochbauten des 19. Jahrhunderts (zunächst die Kultusbauten und Friedhöfe, dann die Museen und wissenschaftlichen Sammlungen, die Gebäude für Kunstinstitute, Lehranstalten, öffentliche Gesundheitspflege, Pflege- und Versorgungsanstalten, militärische Zwecke, die Landesvertretung und Verwaltungsbehörden, die Gefängnisse, Besserungs- und Strafanstalten, die Gebäude für Vereine, die Geschäftsgebäude, die Theater, die Konzert- und Festlokale, die Gasthöfe und Restaurationen, endlich die Wohngebäude und Gartenanlagen). Der dritte Abschnitt (S. 443—540) führt die sämmtlichen Wasser-, Straßen- und Eisenbahnbauten vor, der vierte Abschnitt (S. 541—590) die technisch-industriellen Anlagen.

Man macht sich schwer eine Vorstellung von der Summe von Fleiß und Arbeit, die in diesem Werke aufgespeichert ist. Nur durch das einmüthige Zusammenwirken zahlreicher Hände konnte die Unmasse von Material, die es hier

*) Die Bauten, technischen und industriellen Anlagen von Dresden. Herausgegeben von dem Sächsischen Ingenieur- und Architektenverein und dem Dresdener Architektenverein. 594 Seiten Großoktav. Mit 358 Textillustrationen und 10 lithographischen Beilagen. Dresden, Meinhold und Söhne. 1878.

zu bewältigen galt, in der kurzen Zeit von anderthalb Jahren bewältigt werden. Daß die Herausgeber dabei nicht gewagt haben, die historische Darstellung bis über die Grenze des 18. Jahrhunderts hinaus fortzuführen, ist sehr begreiflich. Hätte dies geschehen sollen — und bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts hin ließe sich ja schon jetzt der Stoff sehr wohl geschichtlich behandeln — dann hätte die Redaktionsarbeit noch mehr, als es ohnehin schon nöthig war, zentralisirt, ja womöglich in eine Hand gelegt werden müssen. Das war ein Ding der Unmöglichkeit. Sollte aber die Redaktionsarbeit vertheilt werden, dann blieb nur eine derartige Gliederung übrig, wie sie in dem Werke durchgeführt ist.

Trotz der sehr verschiedenartigen Hände, die zum Inhalte des Buches beigesteuert haben, ist doch im Ganzen überall nach denselben Grundsätzen verfahren. Von jedem Bauwerke, das behandelt wird, geben die Mitarbeiter Geschichte, Beschreibung und Charakteristik. Das, was von Künstlerhand an einem Gebäude geschaffen worden, erfährt dabei die gleiche Berücksichtigung wie die Heizungs- und Beleuchtungsanlagen und die Berechnung der Baukosten, und da die Verlagshandlung in der Beigabe von Plänen und Abbildungen äußerst liberal gewesen ist, so bildet das Werk eine ebenso wichtige Fundgrube für den Techniker wie für den Kunsthistoriker.

Uns interessirt in erster Linie der eigentlich historische Theil, der aus der Feder des Architekten Richard Steche stammt. Man muß den Muth bewundern, den Steche mit der Uebernahme dieser Aufgabe bewiesen hat. Die Vorarbeiten, die zur Durchführung derselben vorhanden waren, konnten in keiner Weise für hinreichend gelten. Wäre dies der Fall gewesen, dann müßte man sich im Gegentheil wundern, daß nicht längst jemand sich gefunden, der an die Ausführung dieser Aufgabe, die ja ohne Zweifel etwas sehr Verlockendes hat, Hand angelegt hat. Steche mußte nicht nur den reichen Denkmälervorrath, den die älteren Bauten der Stadt repräsentiren, systematisch durcharbeiten — mitten in dem Alltagsgetriebe der großen Stadt und unter der Belästigung zudringlicher Passanten-Neugier sicherlich kein beneidenswerthes Geschäft —, er mußte sich auch bemühen, das schriftliche, vor allem das archivalische Quellenmaterial, das noch große Lücken zeigte, zu vervollständigen. Ein zaghafterer, skrupulöserer Autor als der Verfasser würde dies vielleicht für eine Arbeit von 5 bis 6 Jahren gehalten haben. Hier, wo es galt, den Stier bei den Hörnern zu nehmen, muß man dem Verfasser dankbar sein, daß er sich von keinerlei Bedenklichkeiten hat abhalten lassen, sondern keck an die Arbeit gegangen ist. Des Resultates darf man sich, in einer Beziehung mindestens, aufrichtig freuen: Der Verfasser hat nicht blos die Umrisse zu einer Bau-

geschichte Dresden's, wie man annehmen darf, richtig vorgezeichnet, er hat auch wesentlich zur Ausfüllung und Belebung dieser Umrisse beigetragen.

Für eine abschließende Arbeit freilich wird der Verfasser das, was er bietet, selber nicht halten wollen. Abschließend kann sie aus mehr als einem Grunde nicht sein. Einmal schon deshalb nicht, weil die Archive ohne Zweifel noch eine Fülle von Material bergen, das nur durch planmäßige Nachforschungen mit der Zeit gehoben werden kann. Konnte doch nicht einmal das bereits vorhandene, allerdings vielfach zerstreute Quellenmaterial in den wenigen Monaten, die der Verfasser auf seine Arbeit zu verwenden hatte, gehörig ausgenutzt werden. Dazu kommt aber ein weiteres wichtiges Moment. Die Baugeschichte Dresden's ist nur ein Theil der reichen und hochinteressanten Geschichte der Kunstthätigkeit, die am sächsischen Hofe seit vier Jahrhunderten geübt worden ist. Zwar bildet sie von dieser Kunstthätigkeit einen sehr erheblichen, vielleicht den erheblichsten Theil. Aber was ist doch alles daneben in andern Städten und Schlössern von Dresden aus geschaffen worden! Hervorragende künstlerische Kräfte, die der sächsische Hof beschäftigt hat, haben ihre Thätigkeit bisweilen zum allerkleinsten Theil in Dresden selbst, bisweilen überhaupt nicht in Dresden, sondern an anderen Orten entfaltet. Einmal ein umfassendes Gesammtbild von dieser glänzenden Kunstthätigkeit zu zeichnen, ist ein Ziel, auf dessen Erreichung der sächsische Alterthumsverein und die verschiedenen lokalen Geschichtsvereine Sachsen's unausgesetzt hinarbeiten müssen, und das über kurz oder lang gewiß auch einmal von einer kräftigen Hand erreicht werden wird. Von dem Verfasser der vorliegenden Arbeit dies zu verlangen, würde eine Unbilligkeit sein. Aber man sollte meinen, der Verfasser müßte auf Schritt und Tritt selber gespürt haben, daß er mit einer Baugeschichte Dresden's doch eigentlich nur unter dem denkbar äußerlichsten, nämlich dem lokalen Gesichtspunkte eine Partie aus der umfassenderen Aufgabe ausspart, und das Bedürfniß gefühlt haben, zu seiner eigenen Klärung von diesem Gesammtbilde wenigstens ein Croquis zu entwerfen. Er nennt wohl beiläufig auch die Namen Meißen, Torgau, Freiberg, Hubertusburg, Uebichau bei Dresden und andere — wie war es möglich, an diese Namen zu rühren und sich mit dieser Berührung zu begnügen? Nach unserm Dafürhalten durfte entweder der Blick über Dresden hinaus gar nicht gerichtet werden, oder, wenn es geschah, dann mußte es noch nach vielen anderen Seiten hin und durchaus planvoll geschehen. So wie der Verfasser verfährt, erweckt er blos unsere Neugierde, thut aber nichts zu ihrer Befriedigung.

Aber neben dieser Erweiterung vermißt man auch eine gewisse Vertiefung der Aufgabe. Nirgends ist der ernstliche Versuch gemacht, das Stück Lokalkunstgeschichte, das Steche vorführt, mit dem Entwickelungsgange der allgemeinen

Kunstgeschichte in Zusammenhang zu bringen. Geringfügige Ansätze dazu, wie die paar Zeilen, die der Charakteristik des Rokoko gewidmet sind, können nicht blos nicht befriedigen, sondern schärfen erst recht den Appetit auf das, was nicht vorhanden ist.

Dieser letztere Mangel hängt freilich mit einem Umstande zusammen, der auch sonst noch fühlbar in der Arbeit hervortritt. Der Verfasser ist von Haus aus Architekt, also in wissenschaftlichen, insonderheit in kunstwissenschaftlichen Dingen Dilettant, wenn auch ein höchst respektabler Dilettant, von dem man nur wünschen möchte, daß es recht viele seiner Art gäbe. Der dilettantische Charakter seiner Arbeit zeigt sich denn auch noch in andern Stücken. Vor allem in dem sehr bedauerlichen Mangel aller Quellenangaben. Was der Verfasser in seiner Schrift über Dehn-Rothfelser (den Bauintendanten des Kurfürsten Moritz), mit welcher er vor zwei Jahren sich die Doktorwürde erwarb, im Zitiren des Guten zu viel gethan (notabene: auch darin zeigte sich eben nur dilettantische Beflissenheit), das thut er hier zu wenig: er zitirt überhaupt nicht. Der Schreiber dieser Zeilen glaubt ziemlich klar darüber zu sein, was der Verfasser benutzt hat und was er — nicht benutzt hat. Wie soll man aber ohne die sicheren Anhaltepunkte der Quellen und die Möglichkeit sie nachzuprüfen die Steche'sche Darstellung zur Grundlage weiterer Studien machen? — Ferner — und das sei die letzte Ausstellung, die wir noch machen wollen — verräth sich der Dilettant auch in der sehr mangelhaften stilistischen Form. Wir wissen, daß es durchaus nicht beliebt ist, Autoren auf dergleichen aufmerksam zu machen. Wenn aber die Gleichgiltigkeit, die bei uns ohnehin gegen die sprachliche Form literarischer Erzeugnisse herrscht und die durch die traurige Kritiklosigkeit unserer meisten populären Zeitschriften immer dreister gemacht wird, nicht überhand nehmen soll, so kann man nicht oft genug auf Versündigungen an unserer Muttersprache aufmerksam machen. Sagen wir es gerade heraus: Eine Arbeit, wie diese Steche'sche Baugeschichte von Dresden, würde, was die sprachliche Form angeht, in Frankreich geradezu undenkbar sein. Schnitzer, wie sie in Steche's Arbeit auf jeder Seite vorkommen — selbst massenhafte Verstöße gegen die allerelementarsten Regeln der Formenlehre — sind selbst unter wohlwollendster Berücksichtigung der kurzen Entstehungszeit des Buches nicht zu entschuldigen.*) Es bleibt schon dabei: Ἀγαθοὶ τέκτονες,

*) Zum Beleg nur einige Proben. S. 29. schreibt der Verfasser: „am sogenannten Taschenberg, welcher früher das ganze Terrain der großen und kleinen Brüdergasse und der kleinen Gasse einnahm, die noch heute der Taschenberg genannt wird, und welches Terrain (!) noch zur Zeit Heinrich's nicht zur Stadt gerechnet worden zu sein scheint" — S. 35: „gegen etwaige Angriffe seines Vetters und dessen Anhänger" (!) — S. 50: „eine kassettirte Decke, von welcher noch einige Stücke des jetzt getheilten Raumes

συγγραφεῖς κακοί — Gute Zimmerleute, aber schlechte Skribenten. Nach unserer Meinung sollten Arbeiten, wie die vorliegende, immer von einem Techniker und einem wissenschaftlich gebildeten Manne, der die Feder zu führen versteht, gemeinsam unternommen, beim Abschluß des Bündnisses aber die unverbrüchliche Bedingung gestellt werden, daß der Techniker blos reden und zeichnen, aber keine einzige Silbe schreiben darf. Der Doktorhut thut's wahrlich nicht, wenn mit dem Doktorhute nicht auch zugleich die Frucht und der Vortheil des Gymnasial- und Universitätsstudiums verliehen werden kann.

Hoffentlich sind die architektonischen Konstruktionen des Verfassers von größerer Gesetzmäßigkeit, als seine grammatischen. Zu den werthvollsten und gelungensten Partieen seiner Darstellung gehören wenigstens die Analysen der wichtigeren behandelten Bauwerke. Hier sieht man, daß der Verfasser in seinem Elemente ist. Ueberall zeigt sich hier ein durchdringender Blick und ein lebendiges Gefühl für das Charakteristische; die todte Masse reckt und streckt sich förmlich und wird zum lebensvollen Organismus. Auch die Sprache zeigt sich hier geschmeidiger.

Leider müssen wir es uns versagen, gerade von diesen Partieen eine Probe zu geben, da sie ohne die Abbildungen des Buches doch nutzlos sein würde. Wir versuchen statt dessen, den Umriß einer Baugeschichte Dresden's, den der Verfasser entworfen hat, in knappster Form zu reproduziren und dabei der hervorragendsten Bauten der Stadt, deren Bekanntschaft bei der eminenten Anziehungskraft, die Dresden von jeher auf die Fremden geübt hat, in den weitesten Kreisen vorauszusetzen ist, zu gedenken.

---

vorhanden sind" — Ebenda: „ein Schüler von Georg Bähr, des Erbauers (!) der Frauenkirche" — S. 70: „in der Errichtung des Zwingers, seinem Lieblingskinde" (!) — S. 87: „in demselben Jahre wurde auch der große Garten erweitert und verschönert, indem er ähnliche Anlagen, wie die der Gärten zu Versailles, anlegen ließ." — Auf S. 43 steht folgendes komplette Anakoluth: „das Schloßkapellenportal, welches, nachdem es 1737 an die Sophienkirche, in welche der evangelische Hofgottesdienst verlegt, 1875 von da zur Seite des Johanneum aufgestellt worden ist." — S. 59. beginnt ein neues Kapitel gleich mit folgendem Satze: „Den Anfang des für Deutschland so traurigen 17. Jahrhunderts, in welchem es durch den 30jährigen Krieg entkräftet wurde, begann mit prächtigen Bauten" — S. 70 lautet die Ueberschrift eines neuen Kapitels: „Die Bauten des 18. Jahrhunderts von König Friedrich August I. bis König Friedrich August dem Gerechten" (!) — S. 98 steht folgender unfertige Satz: „Wenden wir uns zu dem Gutachten des Landbaumeisters Schatz, dessen ungemein vorsichtige Untersuchung des ganzen Baues am 4. August 1738, unter Zuziehung von drei Gesellen, welche am Bau von Anfang an mit gearbeitet hatten, so fiel es in jeder Beziehung beruhigend aus." — Solchen Dingen begegnet man fast auf jeder Seite, abgesehen von Gedankenlosigkeiten aller Art, wie dem neuerfundenen Worte Entnüchterung S. 117 und 127 (statt Ernüchterung), dem zweimal bei Nosseni begegnenden Vornamen Mariae (statt Maria) und ähnlichem. — Der Verfasser wird einräumen, daß nur großes Interesse an der Sache einen gebildeten Leser abhalten kann, ein derartig geschriebenes Buch nach den ersten zehn Seiten für immer zuzuklappen.

Mit Recht stellt Steche an die Spitze seiner Darstellung den Satz, daß die baugeschichtliche Entwickelung Dresden's in erster Linie durch die Fürsten beeinflußt worden sei, denen die Stadt seit länger als 600 Jahren zur Residenz dient, daß also eine Schilderung dieser Entwickelung sich am richtigsten an die Regentenfolge des sächsischen Fürstenhauses anschließe. Alle bedeutenderen baulichen Umgestaltungen, Erweiterungen, Bereicherungen Dresden's sind, so weit sich die Baugeschichte der Stadt nur zurückverfolgen läßt, von kunst- und prachtliebenden sächsischen Fürsten ausgegangen.

Bis an's Ende des 15. Jahrhunderts können wir uns von dem Umfange und der Beschaffenheit der Stadt nur aus vereinzelten Nachrichten ein ungefähres Bild machen. Die früheste Ansiedelung, das eigentliche Altdresden, ist am rechten Elbufer im heutigen Neustadt-Dresden zu suchen. Erst später trieb die Gefahr der Ueberschwemmungen einen Theil der Bewohner hinüber auf das höher gelegene linke Ufer, und so entwickelte sich dort unter dem Schutze der meißnischen Markgrafen eine neue Stadt, die jetzige Altstadt, während das ursprüngliche Altdresden zunächst Dorf blieb. Im Jahre 1145 ging die Stadt durch Verkauf aus dem Besitze des Bischofs Bernhard von Meißen in den Markgraf Otto's des Reichen über; schriftlich wird Dresden zuerst 1206, mit der ausdrücklichen Bezeichnung Stadt aber erst 1216 erwähnt. Der Umfang der Stadt beschränkte sich damals auf den Raum, den die jetzige eigentliche innere Stadt einnimmt. Sie war mit Wällen und Mauern umgeben, die nur nach drei Seiten hin sich öffneten: durch das Elbthor, das Wilsdruffer und das Pirnische Thor; die Mitte bildete der jetzige Altmarkt. Eine Art Vorstadt gruppirte sich östlich um die draußen vor der Stadtmauer gelegene, gegen 1080 erbaute Frauenkirche; südlich und westlich breiteten sich vor der Stadt drei weite Seen aus, an die noch jetzt der Name der Seevorstadt erinnert. In der Stadt selbst lag die Kirche zum heiligen Kreuz, die aber erst 1270 aus einer Kapelle zur Kirche erweitert wurde. Um dieselbe Zeit wird die Erbauung des markgräflichen Schlosses, als dessen Gründer Heinrich der Erlauchte (1221—88) zu betrachten ist, und des in unmittelbarer Nähe davon gelegenen Barfüßerklosters stattgefunden haben. Auch der Bau einer steinernen Elbbrücke wurde unter der Regierung dieses Fürsten vollendet. Unter Friedrich dem Strengen (1349—81) entstand an Stelle der Barfüßerkapelle die jetzige Sophienkirche, und in dieselbe Zeit wird der Bau einer St. Nikolaus-Kapelle zu setzen sein.

Von den Bauten jener Zeit sind heute nur noch kümmerliche Reste erhalten, da ein gewaltiger Brand im Jahre 1491 mehr als die Hälfte der Stadt und ihrer zum guten Theil noch aus Holz gebauten Häuser in Asche legte. Der nennenswertheste Ueberrest ist vielleicht das Erdgeschoß des 1473—74 errichteten „Thorhausbaues", des später sogenannten Georgenthores, ein Rest, der aller-

dings von besonderem Interesse ist, weil er möglicherweise von dem berühmten Erbauer der 1471 begonnenen Albrechtsburg in Meißen, Arnold von Westphalen, herrührt. Albrecht der Beherzte (1485—1500) sorgte energisch für den Wiederaufbau der Stadt, erließ auch eine neue Bauordnung, die nur noch die Aufführung steinerner Bauten gestattete. So wurde 1493—98 durch den Steinmetzmeister Hans Reinhard die Kreuzkirche wieder hergestellt.

Eine reiche Bauperiode — vorbereitet durch eine lange vorausgehende Friedenszeit und durch den unerschöpflichen Segen der Silberbergwerke des Erzgebirges — beginnt für Dresden, wie für die meisten größeren Städte Sachsen's, mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts, unter der Regierung Georg's des Bärtigen (1500—1539). Diese Zeit hat eine Folge prächtiger und anziehender Bauten hervorgebracht, welche gleichsam die Einleitung in die eigentliche Renaissanceperiode Dresden's bilden, und von denen schon reichlichere Reste erhalten sind, um einen Einblick in die damalige Physiognomie Dresden's zu ermöglichen.

Herzog Georg begann seine Baupläne 1520 mit einer umfassenden Befestigung der Stadt, in welche auch die bisherigen Vorstädte mit hineingezogen wurden, und welche noch durch starke Außenwerke gesichert wurde. Dann richtete sich seine Baulust vor allem auf die Erweiterung des Schlosses: er ließ das neue „Thorhaus“, den noch heute sogenannten Georgenbau, errichten, den Theil des jetzigen königlichen Schlosses, den man durchschreitet, um von der Elbbrücke nach der Schloßstraße zu gelangen. Als oberster Leiter dieses Baues wurde vom Fürsten sein Amtshauptmann und Oberrüstmeister Hans Dehn-Rothfelser (1500—1561) eingesetzt, nicht, wie man lange Zeit irrthümlich geglaubt hat, als Architekt, sondern als eine Art Intendant der fürstlichen Bauten, der nach und nach einen großen Kreis künstlerischer und technischer Kräfte, einheimischer wie auswärtiger, an sich zog und in Bewegung setzte. Leider hat der Schloßbrand von 1701 das Georgenschloß in seiner äußeren Architektur fast ganz vernichtet, und so können wir uns gerade von diesem Bau, der ein wichtiges Glied in der Kette der sächsischen Frührenaissancebauten bilden würde, nur eine unvollkommene Vorstellung machen; nur das reich ornamentirte Georgenthor und die seit 1733 an die Mauer des Neustädter Friedhofes übertragene plastische Darstellung des Todtentanzes erinnern noch an den Skulpturenschmuck, der ursprünglich das ganze Gebäude zierte. Doch finden diese Reste eine willkommene Ergänzung in einzelnen Erkern, Portalen und sonstigen dekorirten Architekturtheilen von Privatgebäuden jener Zeit.

Herzog Georg starb wenige Jahre nach der Vollendung des Georgenschlosses. Seine bauliche Thätigkeit wurde aufgenommen und fortgesetzt von Herzog Moritz, der ihm nach der kurzen Regierungszeit Heinrich's des Frommen 1541

im Regimente folgte. Die Regierungszeit dieses geistvollen und energischen Fürsten (1541 bis 1553) bezeichnet die zweite bedeutender hervortretende Bauperiode Dresden's.

Auch Moritz richtete seine erste Sorge auf die Verstärkung und Erweiterung der Dresdner Festungsbauten. Mit der Ausführung seiner Pläne wurde 1546 der Oberzeugmeister Caspar von Wierandt-Voigt unter der obersten Leitung des schon erwähnten Dehn-Rothfelser betraut. Im Jahre darauf, als Moritz sich den Kurfürstenhut erkämpft hatte, beschloß er, auch die alte herzogliche Residenz zu vergrößern. Auch hier wurde Dehn an die Spitze gestellt, während Caspar Voigt der ausführende Baumeister war. Zur Unterstützung der deutschen Werkleute wurden italienische Estrichschläger, Steinmetzen, Maurer und Maler herbeigerufen. Namentlich haben wir von den beiden Brüdern Benedict und Gabriel de Tola genauere Kunde, die Ende der vierziger Jahre an den kursächsischen Hof kamen und die reiche malerische Dekoration des Schlosses ausführten.

Leider ist auch der plastische und malerische Schmuck des Moritzbaues bis auf wenige Ausnahmen jetzt verschwunden. Zu den erhaltenen werthvollen Details gehören die durch vier Stockwerke gehende Loggia an der Hofseite des Thurmgebäudes, deren obere Hallen noch die Reste der einstigen Farbenpracht zeigen, während die Interkolumnien des Erdgeschosses und des ersten Stockwerkes jetzt ausgemauert sind, ferner die prächtigen, reich ausgestatteten Treppenthürme in den Ecken des Schloßhofes und ein Theil der Giebel, welche die Flügel des Hofes krönten. Ein wahres Juwel endlich bildet das ehemalige Schloßkapellenportal, welches seit 1875 restaurirt ist und seinen Platz neben dem Johanneum gefunden hat, dessen Entstehungszeit uns aber bereits in die Regierung Kurfürst August's hinüberleitet.

Kurfürst Moritz erlebte die Vollendung des Schloßbaues nicht. Sein Bruder, Kurfürst August (1553—1586), der die von Moritz erweiterten Festungswerke weiterführte, vollendete auch den inneren Ausbau des Schlosses und unter anderem auch den der Schloßkapelle, zu der das erwähnte, von 1554 bis 1556 entstandene Portal gehörte. Die Festungsbauten leitete unter Kurfürst August namentlich der Florentiner Roch von Linar, der später nach Berlin ging und dort einen Theil des Schlosses ausführte. Am äußersten Ostende der Festungswerke ließ der Kurfürst zum Andenken an seinen Bruder das noch heute zum Theil erhaltene Moritzmonument errichten, von dessen einstiger Pracht der gegenwärtige Zustand freilich keine Vorstellung gestattet. In den Jahren 1559—63 wurde durch Caspar Voigt das Zeughaus erbaut, das in der Grundrißdisposition und theilweise auch im Aufbau noch erhalten ist, 1565—67 das in seinem Aeußeren noch ziemlich unveränderte Kanzleihaus,

endlich 1578 die Annenkirche, deren ursprüngliche Gestalt durch den Brand von 1760 zu Grunde ging. Die Reihe der Privatgebäude, deren Giebel, Erker oder Portale aus der Bauperiode der Kurfürsten Moritz und August stammen und die auch hier wieder das durch die fürstlichen Bauten gewonnene Bild ergänzen können, ist schon eine wesentlich stattlichere, als die aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts; auch einige interessante Grabmäler schließen sich an, unter anderen das Grabmal des Mannes, dessen Namen mit dieser ganzen Bauperiode auf's engste verflochten ist, Dehn-Rothfelser's.

Unter August's Nachfolger, Kurfürst Christian I. (1586—91), ist wenigstens ein bedeutenderes Bauwerk entstanden, das durch den obersten Zeugmeister Paul Buchner erbaute, an das Georgenschloß sich anschließende Stallgebäude mit dem Stallhofe, bei dessen ungemein reicher und vielseitiger künstlerischer Ausstattung neben einheimischen Künstlern, wie dem Maler Heinrich Göding aus Braunschweig, dem Freiberger Gießer Martin Hilger, namentlich auch italienische Künstler beschäftigt waren, vor allen Johann Maria Nosseni aus Lugano, der vielseitig gebildete Architekt und Bildhauer, neben ihm der Bildgießer Carlo de Cesare aus Florenz. An Nosseni's, des Ausländers, Namen ist in der sächsischen Kunstübung der Umschwung der letzten mittelalterlichen Anschauungen zur Renaissance geknüpft: Nosseni ist der erste wirkliche Künstler im modernen Sinne. Unter Dehn-Rothfelser waren Handwerk und Kunst noch nirgends geschieden; die Namen der einzelnen Künstler bleiben hinter den Werken stehen, die ganze Summe des Ruhmes schmückt nur den, der an der Spitze einer großen Bauunternehmung steht. Auch Puchner's Thätigkeit haftete noch etwas vom Handwerksmäßigen an, erst Nosseni erzwingt sich die Anerkennung einer individuellen künstlerischen Persönlichkeit.

Der neuitalienische Stil, der im Anfange des 17. Jahrhunderts in Deutschland zur Herrschaft kam, hat in der Baugeschichte Dresden's nur geringe Spuren aufzuweisen. Da Kurfürst Christian's I. Bauthätigkeit große Summen aufgezehrt hatte, so bestrebte sich die Vormundschaft seines unmündigen Nachfolgers, nach allen Seiten hin zu sparen; auch die Kalvinistenunruhen wirkten lähmend. Erst unter Kurfürst Johann Georg I. (1611—56) wurden wieder größere Bauten aufgeführt. Das bereits 1587 unter Christian I. begonnene Lusthaus aus der Jungfernbastei wurde 1617 durch Nosseni wieder in Angriff genommen und von 1619 an durch Sebastian Walther, seinen Schüler und Nachfolger, vollendet; auch hier lieferte Carlo de Cesare den Skulpturenschmuck. Der prachtvolle Bau, der als ein wahres Wunderwerk bezeichnet wurde, wurde 1747 durch das unter ihm liegende Feuerwerkslaboratorium, in welches der Blitz schlug, zerstört. Auch der von Kurfürst August 1568 in der Neustadt gegründete, durch Christian I. und II. vergrößerte Jägerhof erhielt 1617 seinen Abschluß. In Folge fortwährender Aenderungen, die der Bau in späterer Zeit erhielt, erinnert aber der jetzige Zustand des Gebäudekomplexes auch nur noch in einigen Giebeln und Eckthürmen des Hofes an die frühere Gestalt. Während des dreißigjährigen Krieges wurden natürlich die Befestigungen der Stadt verstärkt und vorübergehend erweitert. Im Uebrigen wirkte der Krieg hier wie überall hemmend auf die architektonische Entwickelung der Stadt.

Erst unter Kurfürst Johann Georg II. (1656—80) erweiterte und schmückte sich Dresden wieder mit neuen Bauten. Das Erbe Nosseni's hatte damals Wolf Caspar von Klengel angetreten, der als Erbauer des 1667 vollendeten Opernhauses (des späteren Ballhauses und jetzigen Staatsarchivge-

bäudes), dann eines Ballhauses, Schießhauses, Reithauses, die sämmtlich im 18. Jahrhundert wieder abgetragen wurden, ferner beim Umbau und der Erhöhung des Schloßthurmes und den Befestigungsbauten der Stadt in den siebziger Jahren eine emsige Thätigkeit entfaltete. Das glänzendste Denkmal fürstlicher Prachtentfaltung aber und gleichsam die Ouvertüre zu all' der rauschenden Festlust, die am Anfange des 18. Jahrhunderts auch am sächsischen Hofe herrschte, ist die im Jahre 1676 begonnene Anlage des allbekannten „Großen Gartens" mit seinem 1679—80 erbauten Palais. Das Letztere ist wahrscheinlich eine Schöpfung Kargor's, eines Schülers von Klengel, aber unter wesentlicher Mitwirkung Klengel's selbst entstanden. Vor dem Ruße der Stadt durch die Waldung des Großen Gartens geschützt, ist die Außenarchitektur dieses Gebäudes noch heute auf's wunderbarste in seiner ursprünglichen Reinheit und Frische erhalten. Aber auch im Innern ist vieles noch unversehrt. Das Erdgeschoß enthält jetzt die Sammlungen des königlich sächsischen Alterthumsvereins, die Hauptetage das Rietschelmuseum.

Die Privatarchitektur Dresden's aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist durch hinlängliche Beispiele vertreten, um die Umgestaltungen in der Grundrißdisposition, im Façadenschmuck, in der Erker- und Portalbildung, die jene Periode mit sich brachte, verfolgen zu können. Die Abhängigkeit derselben von den fürstlichen Bauten zeigt sich auch hier wieder, insofern neben den entarteten Renaissanceformen am Ende des Jahrhunderts eine vereinzelte Strömung mit knapper, eleganter Formgebung im Stile italienischer Klassizität auftritt, vielleicht angeregt durch die Architektur des Palais im Großen Garten.

Die glänzendste Periode der Baugeschichte Dresden's bildet ohne Zweifel die Regierungszeit Friedrich August's I. (des „Starken") und seines Sohnes, Friedrich August's II. Diese Zeit, welche die älteren Bauten zum Theil wieder vernichtete, zum Theil in Schatten stellte, hat recht eigentlich der Stadt ihren baulichen Charakter aufgeprägt. Als eine Stadt, die noch immer zum guten Theile aus hölzernen Häusern bestand, fand Friedrich August I. (1694—1733) Dresden vor; als eine steinerne und mit prachtvollen Palästen gezierte hinterließ er sie seinem Sohne.

Die erste und zugleich die bedeutendste seiner baulichen Schöpfungen war der „Zwinger" — das Fragment jener grandios geplanten, aber nicht zur Ausführung gelangten Schloßanlage, deren immer wieder auf's neue und in veränderter Gestalt auftauchende Pläne sich wie ein rother Faden durch die Regierungszeit der beiden sächsisch-polnischen Herrscher hindurchziehen. Sieben Projekte sind es, die sich als selbständige Arbeiten bezeichnen lassen; drei davon fallen in die Regierungszeit Friedrich August's I., vier in die seines Nachfolgers. Die ersten Ideen zu dem Baue reichen jedenfalls bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück und wurden sofort durch den Schloßbrand von 1701 hervorgerufen, wenn sie sich auch erst 1703 zu konsolidiren begannen. Aus dem letztgenannten Jahre stammt wenigstens der älteste erhaltene Plan, vom Fürsten „selbsten inventiret und ordonniret und von dero Architekte Dietzen alleruntertһänigst verfertiget". Schon dieser Dietz'sche Plan, der für alle folgenden, mit Ausnahme des letzten, maßgebend blieb, zeigt als Hauptmotiv einen großartigen, architektonisch behandelten, bis an die Elbe hin und die Elbe entlang sich erstreckenden Lustgarten. Offenbar genügte er dem Fürsten nicht, und so entwarf in den nächsten Jahren Mathäus Daniel Pöppelmann, der geniale Erbauer des „Zwingers", mehrfache, von einander abweichende neue Pläne. Nach diesen Entwürfen begann der Bau im Jahre 1711 und wurde

bis 1722 fortgeführt, dann vorläufig eingestellt, aber nie wieder aufgenommen. Die Hoffnung auf eine Fortsetzung des Baues wurde aber nicht aufgegeben, wie die auf Befehl Friedrich August's II. entworfenen Pläne beweisen, deren erster aus dem Jahre 1737 wohl dem Oberlandbaumeister Longuelune zuzuschreiben sein dürfte. Die Künstler zwei weiterer, aus den vierziger oder fünfziger Jahren stammender Entwürfe sind unbekannt. Das letzte und großartigste Projekt vom Jahre 1759 (im vorliegenden Werke in Facsimile mitgetheilt) rührte von dem bayrischen Oberhofbaumeister Cuvillier her.

Neben seinen großen Schloß- und Lustgartenplänen nahm Friedrich August I. aber auch die Verschönerung der Stadt selbst energisch in die Hand. Der „Große Garten" wurde erweitert und mit zahlreichen Marmor- und Sandsteinbildwerken, namentlich von der Hand italienischer und französischer Künstler geschmückt. Den bedeutendsten Privatbau aus jener Zeit, das von 1715—17 von dem Feldmarschall Grafen von Flemming erbaute „Holländische", später „Japanische Palais", kaufte Friedrich August sofort 1717 an. Der Architekt war ein Franzose, Jean de Bodt. In die zwanziger und dreißiger Jahre fällt auch die Errichtung der Kasernen in Neustadt-Dresden, der Ritterakademie (des späteren Kadettenhauses) und des sogenannten Blockhauses, die wahrscheinlich sämmtlich von de Bodt entworfen sind.

Das Großartigste aber, was jene Periode neben dem Zwinger hervorgebracht hat, ist unstreitig die Frauenkirche. Merkwürdig genug, daß derselbe Fürst, der den Zwingerbau wegen Mangel an Mitteln unvollendet lassen mußte, den Neubau dieser protestantischen Kirche mit bedeutenden Mitteln ebenso wie durch das Gewicht seiner Entschlüsse unterstützte und so dies oft in Frage gestellte Unternehmen glücklich zum Ende führen half. Merkwürdig auch, daß neben Pöppelmann damals noch eine zweite geniale künstlerische Persönlichkeit in Dresden sich fand, die auf ihrem Gebiete nicht minder kühne Pläne entwarf, als Pöppelmann auf dem seinigen. Dieser Meister war Georg Bähr. Das Werk, das seinen Namen unsterblich gemacht hat, hat eine merkwürdige Entstehungsgeschichte, die wir uns vorbehalten, später einmal unsern Lesern in einem besonderen Aufsatze vorzuführen. Im vorliegenden Zusammenhange mögen die nachfolgenden Angaben genügen. Bähr war durchaus Autodidakt. Er war ein bescheidener Werkmeister, der ein paar kleine Kirchen erbaut hatte, als er 1722 dem Dresdner Rathe seine Pläne zur Frauenkirche übergab. Sie zeigten die Kirche mit einem hohen Thurme, einem niederen Glockenthurme und einer hölzernen, kupfergedeckten Kuppel. Da die Anschlagsumme zu hoch erschien, so forderte die Kirchenbehörde 1724 einen einfacheren Riß nebst Modell. Bähr lieferte beides, mußte sich aber 1726 noch zur Ausarbeitung eines dritten Planes entschließen, der dann endlich genehmigt und mit dessen Ausführung im August 1726 begonnen wurde. Zwei Jahre nach Beginn des Baues entspann sich ein Kampf um die Ausführung des projektirten Kuppelbaues. In seinen letzten Plänen hatte Bähr bestimmt, daß nur der obere Theil der Kuppel mit Kupfer, der untere Theil mit Steinen gedeckt werden sollte. 1728 trat Bähr sogar mit der Idee hervor, die ganze Kuppel in massivem Stein auszuführen. Der Rath gab wohl seine Zustimmung, unter den Bauverständigen aber rief die Idee Bähr's lebhafte Bedenken hervor. Zwar widerlegte der kühne Meister die Zweifler, zeigte, daß er von Anfang an den ganzen Unterbau auf eine steinerne Kuppel berechnet habe, und erklärte sich bereit, den bisher aufgeführten Bau von jedem Sachverständigen, wer es auch sei, prüfen zu lassen. Dennoch wurde der Rath in seinem Entschlusse wieder wankend. Da berief der König

den Baumeister zu einer Audienz, der bald vier weitere folgten, und bestätigte trotz aller Umtriebe der Gegner Bähr's Pläne. Nur de Bodt mußte, ehe die Kuppel in Angriff genommen wurde, 1734 noch ein Gutachten abgeben. Dieser billigte Bähr's Plan durchaus, fürchtete nur, daß die Kuppel nicht im Stande sein werde, auch noch die projektirte steinerne Laterne und Pyramide zu tragen, und so einigte man sich dahin, diesen Aufbau in Holz herzustellen. Darauf ließ man Bähr ungestört seinen Plan durchführen; Ende des Jahres 1736 schloß er als siebzigjähriger Greis den gewaltigen Kuppelbau. Da trat nochmals die Frage wegen der steinernen Laterne in den Vordergrund, und nochmals wurde das Gutachten einer Kommission eingeholt, welcher unter andern die drei Oberlandbaumeister Le Plat, Longuelune und Knöffel angehörten. Während diese noch mit der Sache beschäftigt war, fand der große Meister am 26. März 1738 seinen Tod durch einen Sturz vom Baugerüste. Nun war die Durchführung seines Werkes erst recht gefährdet. Das Gutachten der Kommission ging dahin, nicht blos die Laterne in Holz auszuführen, sondern auch die bereits vollendete Kuppel wieder abzutragen und an deren Stelle eine von Holz, mit Kupfer oder Blei gedeckt, aufzusetzen. Die ungeheure Aufregung, die dieses Gutachten in der Bürgerschaft hervorrief, erzeugte eine Gegenagitation. Die Aeltesten der Dresdner Zimmerinnung hielten es nur für wünschenswerth, auf de Bodt's Ansicht zurückzukommen, ein Kreis von Bürgern aber, der die Angelegenheit in die Hand genommen hatte, ging den König mit der Bitte an, daß der Landbaumeister David Schatz aus Leipzig zu einem Gutachten über die Angelegenheit berufen würde. Der Minister, Graf Brühl, war mit Schatzens Berufung einverstanden, wünschte aber, daß auch der unlängst angekommene italienische Baumeister Chiaveri in der Sache gehört werde. Wiederum traten zwei Ansichten einander schroff gegenüber. Chiaveri bestätigte das Urtheil der Kommission und beantragte, daß die Kuppel wieder abgebrochen werde. Schatz wies auf's evidenteste nach, woher die unbedeutenden Schäden, die sich bisher gezeigt hatten, stammten, erklärte, daß der Bau von der soliden Wissenschaft Bähr's hinreichendes Zeugniß ablege und daß von dem bisherigen Bau keine Gefahr zu befürchten sei. Die Laterne mit dem Obelisken schlug Schatz vor ganz wegzulassen, da die Kuppel ja schon an sich einen Thurm vorstelle. Auf Befehl Friedrich August's II. wurde jedoch 1740 auch noch die steinerne Laterne mit hölzernem Dach errichtet. Die Furcht vor dem Einsturz der Kirche legte sich nach und nach und schwand vollständig, als 1760 bei der Belagerung Dresden's die Bomben von dem Steinpanzer der Kuppel ohnmächtig abprallten.

Je näher wir der Gegenwart rücken, desto größer wird selbstverständlich die Zahl der Privatbauten, welche dem glänzenden Bilde der fürstlichen Bauthätigkeit an die Seite treten. Auch in der eben skizzirten Bauperiode errichteten Adel und Bürgerschaft, durch das Beispiel des Königs angespornt, eine große Anzahl hervorragender Bauwerke, in denen namentlich drei verschiedene Strömungen, die der Zwingerarchitektur, die einfachere des „Japanischen Palais" und eine zwischen beiden vermittelnde sichtbar werden. Einzelne Proben davon namhaft zu machen, müssen wir uns hier versagen.

Die großartigen baulichen Unternehmungen Friedrich August's I. fanden durch seinen prachtliebenden Sohn Friedrich August II. (1733—1763) ihre Vollendung und Erweiterung. Die bedeutendste architektonische Schöpfung dieses Fürsten ist die katholische Hofkirche. Mit den Plänen und ihrer Ausführung wurde vom König der italienische Architekt Gaetano Chiaveri betraut.

Auch diesem wurden, wie Bähr bei der Erbauung der Frauenkirche, viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt, die er aber durch Klugheit und Energie zu überwinden wußte. Die Fundamentirungsarbeiten begannen 1738, nachdem durch Abbruch eines Theiles der Festungswerke und Niederlegung mehrerer anderer Bauten der Bauplatz geschaffen war und die fremden Werkleute in besonderen kleinen Bauten, an die noch heute der Name des „Italienischen Dörfchens“ erinnert, sich häuslich eingerichtet hatten; der Grundstein wurde im Sommer 1739 gelegt. In den ersten Jahren wurde der Bau in erstaunlicher Weise gefördert, verschlang allerdings auch gewaltige Summen. Mit dem Jahre 1743 aber tritt das Bestreben nach Ersparnissen hervor, und Chiaveri's Pläne wurden wesentlich verkümmert. Als im Jahre 1747, nachdem das kühne Tonnengewölbe der Kirche längst geschlossen war, die Gerüste nicht beseitigt wurden, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, das Mittelschiff werde bei Wegnahme der stützenden Holzrüstung unfehlbar zusammenstürzen. Die in Furcht gesetzte Stadt erwartete jede Nacht den Eintritt der Katastrophe, und der König, der sich persönlich über die Sachlage aufklären wollte, wurde fußfällig von seiner Gemahlin und den Ministern davon zurückgehalten. Vergebens betheuerte Chiaveri die Grundlosigkeit des Geredes: der Bau wurde sistirt. Da nahm sich Raphael Mengs, der eben aus Italien zurückgekehrt war, des Baumeisters an, beide bestiegen das Gerüst, das niemand mehr zu betreten wagte, überzeugten sich von dem vortrefflichen Zustande des Baues, und Mengs beruhigte den König so vollständig, daß der Bau fortgesetzt wurde. Diese Erfahrungen aber, die Chiaveri übrigens daran erinnern konnten, wie er zehn Jahre früher Bähr dasselbe Schicksal zu bereiten im Begriff gewesen war, und fortwährende sonstige Kämpfe gegen die Intriguen seiner Feinde brachten den Baumeister 1749 zu dem Entschlusse, Dresden zu verlassen. Der Bau wurde dann bis in die Mitte der fünfziger Jahre in der Hauptsache durch den Oberlandbaumeister Knöffel zu Ende geführt, dabei freilich mancherlei, namentlich auch der Thurm, nicht ganz im Sinne Chiaveri's durchgebildet.

Die reiche Bauthätigkeit, die auch während der Regierungszeit Friedrich August's II. wieder von der Gemeinde und von Privaten entfaltet wurde, und aus der hier wenigstens die beiden städtischen Rathhäuser, das ehemalige Palais Marcolini (das jetzige Stadtkrankenhaus) und das ehemalige Brühl'sche Palais (jetzt in königlichem Besitz) hervorgehoben sein mögen, erlitt eine empfindliche Unterbrechung durch den siebenjährigen Krieg. Das Bombardement der Stadt im Jahre 1760 äscherte nicht nur ganze Vorstädte ein, sondern zerstörte auch Theile der inneren Stadt und unter anderem die Kreuzkirche. Aber sofort nach Aufhebung der Belagerung ging man energisch an die Wiederherstellung der schwer betroffenen Stadt. Im Jahre 1764 wurde der Grund zu der jetzigen Kreuzkirche gelegt, deren Entwurf der Rathszimmermeister J. G. Schmidt, ein Schüler Bähr's, gefertigt hatte. Die Reste des alten Thurmes sollten bei dem Neubau benutzt werden, da sie aber 1765 vollends zusammenbrachen, so machte sich eine Veränderung des Planes nöthig, die der Oberlandbaumeister Exner unternahm, der dann auch den Thurm und die Façade aufführte. Nach mehrmaligen Verzögerungen wurde der Bau endlich 1788 vollendet. Aus den ersten Jahren nach dem Kriege stammt auch das Josephinenstift, ebenfalls von Exner erbaut, die jetzige Gestalt des sogenannten Kurländer Palais, eine Schöpfung des schon genannten Knöffel, das Cosel'sche Palais (das jetzige Polizeigebäude), ebenfalls von Knöffel erbaut, endlich das jetzige Palais des Prinzen Georg, welches Oberlandbaumeister Krubsacius entworfen

hatte. Mit Krubsacius vollzieht sich in der Dresdner Architektur der Umschwung zu der Einfachheit, welche die Bauten aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts kennzeichnet; er ist der Vertreter der Uebergangsperiode vom Rokoko zum Zopf. Am Beginn dieser Periode steht das ehemalige Vitzthum'sche Palais, dem sich das Gewandhaus (1770) und das von Krubsacius 1774—75 erbaute Landhaus anschließen. —

Soweit die Steche'sche Darstellung. Wir schließen unsere Auszüge mit einem Vorschlage an die Verlagshandlung, der uns der Ueberlegung werth zu sein scheint: nämlich unter Zugrundelegung einer Auswahl der besten und interessantesten Abbildungen des vorliegenden umfänglichen Werkes eine Art kurzgefaßten, handlichen Cicerone über die Bauwerke Dresden's herauszugeben. Text und Abbildungen müßten darin durchweg, auch für das 19. Jahrhundert, chronologisch angeordnet, durch ein gutes Register aber auch eine rasche lokale Orientirung ermöglicht sein. Man sollte meinen, daß ein derartiges Buch für viele Besucher Dresden's ein willkommenes Hilfsmittel und zugleich eine werthvolle Erinnerung bilden würde.

Literatur.

Aus den Llanos. Schilderung einer naturwissenschaftlichen Reise nach Venezuela. Von Carl Sachs. Mit Abbildungen. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1879.

Der Verfasser ist Naturforscher, und seine Reise nach der vom Titel seines Buches genannten südamerikanischen Republik wurde durch den Wunsch veranlaßt, sich durch anatomische und physiologische Untersuchung des südamerikanischen Zitteraales, dessen wunderbare elektrische Kraft A. v. Humboldt zuerst planmäßig beobachtete, genauere Kenntniß über dieses interessante Thier zu verschaffen. Die Ergebnisse dieser Untersuchung werden in Gestalt einer größeren Monographie veröffentlicht werden. Im vorliegenden Buche behandelt Herr Sachs naturwissenschaftliche Gegenstände und Fragen nur kurz. Hauptsache sind ihm Land und Leute, Sitten und Bräuche, und gelegentlich wirft er auch auf politische Ereignisse und Zustände seinen Blick. Er hat sich nur etwa sieben Monate in Venezuela selbst aufgehalten, aber sein Besuch des Landes datirt aus neuester Zeit, d. h. aus dem Jahre 1877, er hat ein gutes Stück des erwähnten Staates gesehen und er hat auf seiner Tour Interesse auch für das scheinbar Kleine und Nebensächliche, ein scharfes Auge, die Kenntnisse, die ein verständiges Urtheil ermöglichen, und ein treues Gedächtniß oder ein gewissenhaftes Tagebuch bei sich gehabt. In Folge dessen sind seine Schilderungen, mögen sie uns nun von den Städten Venezuela's und den verschiedenen Klassen ihrer Bewohner oder von der Natur und den Menschen der Wildniß draußen, von den Staatsmännern, den politischen Umwälzungen und Kämpfen und dem Bildungszustande des von ihm beobachteten Volkes oder von dem Gethier der Wälder, Flüsse und Savannen, von dem Zitteraal (Gymnotus electricus) und dem Caribenfisch, von Alligatoren, Affen, Papageien, Palmen, Würgebäumen u. dgl. berichten, oder uns einen der von den Neu-

spaniern sehr geschätzten Hahnenkämpfe oder die Damen bei ihren Tänzen beschreiben, immer ebenso lebendig als lehrreich, sodaß wir sein Buch mit vielem Vergnügen gelesen haben und es als das beste in seiner Art den Lesern dieser Blätter empfehlen können. Die in den Text gedruckten Abbildungen (Holzschnitte) sind nicht zahlreich, aber gut ausgeführt.

Die jüdischen Frauen in der Geschichte, Literatur und Kunst. Von M. Kayserling. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1879.

Um „auf die Bildung und Veredelung des weiblichen Geschlechts einzuwirken" und „den Kreis der Gebildeten mit den hervorragenden Frauen des jüdischen Stammes, ihrem Lebensgange, ihrem Wirken und ihrem Dulden bekannt zu machen", um „das Selbstbewußtsein zu wecken und die Liebe zu dem Glauben zu stärken und anzufachen", greift der Verfasser, von den Frauen der Bibel absehend, in die Geschichte des Judenthums und zeichnet uns eine Anzahl mehr oder minder interessanter Jüdinnen mit mehr oder minder Geschick. Dabei verschmäht er auch halbgeschichtliche Persönlichkeiten und seltsamer Weise auch solche nicht, deren Wesen und Leben dem pädagogischen Zwecke seiner Arbeit unmöglich dienen kann. Was soll z. B. in einem Buche mit solcher Tendenz die Berliner Hofjüdin Liebmann (S. 102)? Wie wird „die Veredelung des weiblichen Geschlechts" durch die, beiläufig dürftige, Skizze des Lebens von Eva Frank, der Tochter und Gehilfin des kabbalistischen Schwindlers Jakob Frank, „die (S. 107) gerade kein Muster von Keuschheit und Sittenreinheit war", gefördert werden? Oder hatte dies Herr Kayserling etwa im Auge, als er das Bild von „Sarah der Messiasbraut" in seine Galerie tugendsamer Töchter Israel's aufnahm, dieses Frauenzimmer, von dem wir nicht viel mehr erfahren, als daß es schön und hochfahrend war, daß es als Kind schon durch Lügen sich interessant zu machen suchte (S. 102), und daß es später zu den Weibern zählte, die den Harem des Erzlügners Sabbatai Zewi bildeten, wobei der Berichterstatter die Dreistigkeit hat, den Stifter des Christenthums neben diesen kläglichen Patron zu stellen, der, nachdem er allerdings einen großen Theil der Judenheit des 17. Jahrhunderts in der lächerlichsten Weise bethört und zu den ärgsten Verrücktheiten getrieben, vor Todesfurcht den Islam annahm? Auch sonst nimmt der Verfasser vielfach, was er gerade findet, um sein Buch zu füllen, und was er uns von den Jüdinnen der Berliner Salons, Dorothea Mendelssohn, Henriette Herz und Rahel Levin mittheilt, ist, abgesehen davon, daß es großentheils ebenfalls nicht erziehend wirken kann, weder neu noch allenthalben richtig dargestellt. Irgend welchen wissenschaftlichen Werth besitzt dieses Sammelsurium nicht, es kennzeichnet sich nach Form wie nach Inhalt durchweg als ein Werk literarischer Betriebsamkeit mit Ansprüchen, zu denen es bei einigermaßen genauerer Besichtigung der Berechtigung entbehrt.

☛ Alle für die Grenzboten bestimmten Zuschriften, Manuskripte &c. wolle man in Zukunft an die Verlagsbuchhandlung richten.

(Adresse: Leipzig, Königsstraße 18.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Das Kynosarges.

Die ursprünglich nur der Förderung körperlicher Tüchtigkeit gewidmeten griechischen Gymnasien waren bald, als wissenschaftliche Bestrebungen in den Bevölkerungen der größeren Städte Wurzel zu schlagen begannen, die Stätten geworden, wo Sophisten und Philosophen theils ihre Schüler lehrend um sich sammelten, theils in dem Kreise zufällig Anwesender eine geistige Unterhaltung pflogen.

Als beliebte Spazierorte aber waren die das Peristyl umgebenden Säle und die Xysten der Gymnasien von jeher zahlreich besucht, zumal da Promenaden außerhalb der Stadt nicht unternommen zu werden pflegten. Athen besaß in seiner goldenen Zeit drei solcher Gymnasien: das Lykeion, die Akademie und das Kynosarges. Daß der Unterschied derselben ein rein lokaler gewesen, darf nach langem gelehrten Streit jetzt als ausgemacht angenommen werden.

Das Lykeion, von dem Tempel des Apollon Lykeios so genannt, befand sich am nördlichen Ufer des Ilissos. Hier stiftete Aristoteles seine Schule, welche in der theoretischen Eudaemonie das Endziel alles menschlichen Strebens erkannte. Es war eine Schule des vom Besondern zum Allgemeinen sich erhebenden Verstandes, die der große Stagirit heranbildete, indem er alle Erfahrungswissenschaften in das Bereich seiner Lehre zog. Ihm war Philosophie die Versicherung des Wissens, die Erkenntniß aus Gründen. Die von ihm begründete Naturwissenschaft erkannte als ihren obersten Zweck den Sieg der Form über die Materie an. So finden wir im Lykeion eine Philosophie des durch Erfahrung geschulten Verstandes energisch und scharfsinnig vertreten von einem Manne, den man den Begründer einer Weltliteratur nennen kann.

Im Westen von Athen, in der schönsten Vorstadt, am Ufer des Kephissos hingestreckt, nahe bei dem Thurme des Timon lag in reizendster Umgebung ein großer mit hoher Mauer umfriedeter Park, von zahlreichen Gängen durchschnitten und von zahlreichen Springbrunnen durchrauscht, dessen Eingang ein

dem Eros geweihter Altar bedeutungsvoll bewachte. An einem Altare des Prometheus vorüber gelangte der Eingetretene in das Dunkel des der Athene geheiligten Temenos, dessen Bäume den Preis für die Sieger im gymnastischen Kampfe der Panathenäen hergaben. Zwei Altäre, dem Hermes und dem Herakles geheiligt, befanden sich in der Nähe dieses geweihten Haines; dicht bei diesen aber stand, von hohen Platanen beschattet, ein von Platon erbautes Heiligthum der Musen, in welchem des Erbauers Neffe Speusippos die Bildsäulen der Chariten, ein Perser Namens Mithradates aber die vom Bildhauer Silanion gefertigte Statue des Gründers dieses Heiligthums gestiftet hatte.

In diesen Anlagen der Akademie, in welchen in den Gebilden der Kunst und der Natur Alles Schönheit und Ebenmaß predigte, war es, wo Platon seine Schüler versammelte, die seiner hohen Ideenlehre lauschten, der Lehre: der Mensch müsse durch ein Leben in göttlichen Ideen bethätigen, daß er göttlichen Ursprunges und seinem Geiste nach göttlicher Natur sei. Platon's ideologische Philosophie, welche nach einer vernunftmäßigen, sicheren Erkenntniß des wahren Wesens der Dinge strebt, mit der bloßen Meinung daher nichts gemein hat, war mit ihrem hohen Schwunge so recht für die benachbarten Besucher der Akademie geeignet, die größtentheils aus Mitgliedern der erbgesessenen athenischen Bürgerschaft, aus den begüterten Westendbewohnern bestanden.

Ebenfalls in einer Vorstadt Athen's, am südöstlichen Abhange des Lykabettos, am linken Ufer des Ilissos, befand sich das mit einem Lustwäldchen umschlossene Gymnasion Kynosarges, nach heutiger Topographie in der Ebene am Fuße des Berges St. Georg, südwestlich vom Kloster Asomaton, etwa da, wo sich jetzt das königliche Schloß erhebt. Die Annahme dieser Lage gründet sich besonders darauf, daß Platon in einem seiner Dialoge den Sokrates auf seinem Wege aus der Stadt vom Olympieion her nach dem Kynosarges das Ufer des Ilissos entlang gehen läßt: ein Umstand, den man sich nicht wohl anders erklären kann, als durch die Annahme, daß das Kynosarges auf der Seite des Lykabettos lag, welche dem Ilissos die nächste war. Den Namen Kynosarges leitete man von dem Zufalle her, daß, als der Athener Diomos an dieser Stelle dem Herakles zuerst als einem Gotte ein Opfer brachte, ein weißer Hund ein Stück des letzteren wegschleppte. Die ganze Gegend aber war dem Herakles geweiht, dessen ummauertes Heiligthum diejenige Stelle bezeichnete, welche von Theseus dem wahnsinnigen Heros zum Aufenthalt überwiesen worden war. Pausanias berichtet: „Kynosarges ist der Name eines dem Herakles geweihten Heiligthums. Was von der weißen Hündin erzählt wird, wissen diejenigen, welche mit dem Orakel bekannt sind. Hier sind Altäre des Herakles und der Hebe, der Tochter des Zeus, die man als Herakles'

Gemahlin betrachtet, auch ein Altar der Alkmene und des Jolaos, der ein Gefährte des Herakles bei vielen seiner Thaten war."

Das Kynosarges war der Versammlungsort derjenigen Einwohner von Athen, welche nicht das volle Bürgerrecht der Stadt besaßen, entweder weil beide Eltern nicht atheniſcher Abkunft waren, oder weil der Mangel legitimer Geburt oder frühere Sklaverei sie am Vollgenusse der bürgerlichen Ehren hinderte. Zum Schutzpatron hatte diese Klasse der Gesellschaft den Herakles sich erwählt, den ruhmgekrönten Heros, dessen glorreiche Thaten durch den Makel seiner illegitimen Herkunft nicht verdunkelt werden konnten. Aber weder der Ort, noch die dort verkehrende Gesellschaft wurde von den vornehmen Athenern mißachtet oder gemieden. Sokrates, selbst ein erbgesessener Bürger, kam oftmals in das Kynosarges, lehrend und zuhörend, und von Themistokles wird berichtet, daß er die athenische Elitejugend zu gymnastischen Uebungen dorthin führte. Das Kynosarges hat aber auch eine historische Berühmtheit in den Perserkriegen erlangt; es bildete den Punkt, wo sich die Athener nach dem Siege von Marathon zur Vertheidigung der Stadt aufstellten, auf das Gerücht hin, daß die Perserflotte von der marathonischen Küste nach Phaleron zu segle. Vor plötzlichem Angriffe des Feindes konnte die Athener nämlich keine Position besser schützen als die Höhen des Lykabettos, von denen aus sie die Straße nach Phaleron am besten übersehen konnten.

Dieses östliche Gymnasion Athen's war die Pflanzstätte einer Philosophie, deren straffe Disziplin und harte Moral den großen Zweck hatte, den Charakter des Menschen dadurch zu bilden, daß der Wille frei gemacht werde. Die Freiheit eines Jeden geht soweit wie seine Thätigkeit und sein Muth, und nur durch die Freiheit erhält das Individuum für sich und Andere Bedeutung und Werth: von dieser Grundwahrheit ausgehend fanden die Lehrer des Kynosarges, die Begründer der kynischen Philosophie, den Begriff des Charakters nur in der auf innerlich festgewordenen Formen gegründeten Stetigkeit in Werden und Sein. Platon und Aristoteles wollten die Menschen bilden, die Kyniker wollten sie erziehen durch die am Zwecke sich ausgleichenden Gegensätze des Bedürfens und des Könnens. Die eminent politische Bedeutung der kynischen Lehren ist von den Alten nie unterschätzt worden, und das logische Wissen des Aristoteles ist ja ohne Zweifel dem durch die Kyniker gebildeten praktischen Gewissen bei Erziehung freier Staatsbürger mindestens ebenbürtig. Wissen und Gewissen machen den Juristen, war der Wahlspruch eines alten Rechtslehrers im sechzehnten Jahrhundert. Aber nicht blos den Juristen macht diese Vereinigung aus, sondern einen Jeden, auf den das Vaterland bei Berathung und Gestaltung seiner heiligsten Interessen sicher zu zählen berechtigt sein soll. Und so will es gerade für unsere Tage politischer Haltlosigkeit geboten

erscheinen, auf jene alte Philosophenschule zurückzukommen, welche vor allen Dingen Gerechtigkeit lehrte, das heißt die Schätzung einer jeden Sache nach ihrer Beschaffenheit, Stellung und Bestimmung, nach dem, was sie nach dem Weltgesetz und in der Weltordnung ausfüllen soll.

Der Begründer der von ihrem Versammlungsorte, dem Kynosarges, später aber wohl mit ironischem Doppelsinne wegen ihrer weltverachtenden Bedürfnißlosigkeit und Entsagung sogenannten kynischen Philosophie war Antisthenes, ein Schüler des Gorgias, später des Sokrates. Letzterer ehrte ihn durch den Ausspruch, kein Athener sei edler, als dieser sein Schüler, und fertigte Jemanden, der dem Antisthenes vorwarf, daß er von einer thrakischen Mutter geboren sei, mit der Frage ab: „Glaubst du wohl, daß zwei erbgesessene Athener solch' einen tüchtigen Kerl würden zu Stande gebracht haben?" Antisthenes selbst wies den Vorwurf, nicht von freigeborenen Eltern abzustammen, mit der Entgegnung zurück: „Ich bin nicht von zwei Ringkämpfern erzeugt und doch ein Ringkämpfer."

Athen zählte zu Antipater's Zeiten 12000 Arme und nur 9000 Einwohner, von denen jeder 2000 Drachmen besaß. Aus der Zahl der Ersteren suchte Antisthenes seine Schüler zu gewinnen, um das Proletariat zu einer höheren und freieren Weltanschauung zu erziehen. Zu diesem Zwecke war er bemüht, seine Schüler ihre Armuth liebgewinnen zu lehren. Sie sollten nicht blos lernen, mit Gleichmuth zu entbehren und zu entsagen, sondern sie sollten die Reichthümer als die hauptsächlichsten und gefährlichsten Sittenverderber verachten und fliehen. Er ging davon aus, daß das Wesen der Gottheit in Selbstgenügen und Bedürfnißlosigkeit bestehe, und lehrte durch sein eigenes, schönes und kräftiges Beispiel die Süßigkeit sokratischer Entbehrung, durch welche ein braver und tüchtiger Mann sich zur Gottähnlichkeit emporarbeiten könne. Er lehrte, wie uns Epiktet berichtet, daß nichts unser wahres Eigenthum sei, als was uns die Götter als unentreißbares Gut verliehen hätten: unsere Vernunft und unsere Phantasie, und daß nur dasjenige vernünftig und deshalb dauernd sei, was ist und war. Die Tugend allein, zu deren Erlangung es nur sokratischer Seelenkraft bedürfe, mache glücklich, und nur ein Tugendhafter sei ein Freier. Die Zahl der Anhänger seiner herben Lehre war eine sehr geringe, und der Meister starb nach langer und schwerer Krankheit ohne die tröstliche Aussicht, seiner Philosophie große Theilnahme und Verbreitung gesichert zu sehen. Als ihn Diogenes, sein Schüler, in der letzten Krankheit besuchte und dem Schwerleidenden auf dessen Frage: „Wer wird mich von den Schmerzen befreien?" statt aller Antwort einen Dolch reichte, gab ihm Antisthenes den letzteren mit den Worten zurück: „Ich sagte von den Schmerzen, nicht von dem Leben." Sein Grab wurde ihm in einem der schat-

tigen Baumgänge des Kynosarges, dem Schauplatz seines Lehrens und Wirkens, bereitet.

Von den Aussprüchen des Antisthenes, die wir bei den Alten aufgezeichnet finden, mögen einige hier zur Belebung des flüchtig hingeworfenen Bildes eine Stelle finden. Mag einer oder der andere derselben gemeinplätzig erscheinen, so wird er doch nicht vornehm spöttisch belächelt werden, wenn man erwägt, wie viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende oft dazu gehören, um eine Wahrheit zum Gemeinplatz zu machen. Und wie wahr ist Bacon's von Verulam Ausspruch: „Sage etwas, das sich von selbst versteht, zum ersten Male, und du wirst unsterblich sein.“ Wir führen also von Antisthenes' Aussprüchen die folgenden an:

Es ist königlich, edel zu handeln und getadelt zu werden. — Das beste Reisegeld ist das, was aus dem Schiffbruche mit uns herausschwimmt. — Es ist besser, mit wenigen Guten gegen alle Bösen zu kämpfen, als mit vielen Bösen gegen wenige Gute. — Feinde sind uns nützlicher als Freunde, denn sie machen uns mit unseren Fehlern bekannt. — Das Nöthigste ist: das Böse zu verlernen. — Wenn man verlernt hat, die Guten von den Bösen zu unterscheiden, dann gehen die Staaten zu Grunde. — Durch den Kampf wird der Muth gestärkt. — Wer Vielen furchtbar ist, der muß auch Viele fürchten. — Was du nicht behaupten kannst, das begehre auch nicht von den Göttern. — Alle Dinge glänzen nur im Vergleich mit anderen Dingen.

Fast gleichzeitig mit der Bildung der Schule des Antisthenes hatte sich im Kynosarges eine Anzahl Männer zu einer Gesellschaft zusammengethan, welche sich, wie heutzutage die sogenannten „Gelehrten“ politischer Witzblätter, mit Humor über die namentlich über Athen hereingebrochene drangsalvolle Zeit hinwegzusetzen suchten. Die von diesem Kreise, welcher sich die „Gesellschaft der Sechzig“ nannte, ausgehenden Epigramme und Witzworte fanden als sogenannte „Sechziger-Witze“ so große Verbreitung, daß selbst Philipp von Makedonien davon Kenntniß bekam. Da er ein großer Freund des Witzes und der heiteren Laune war, übersandte er den Sechzigern ein Talent mit dem Wunsche, sie möchten ihm ihre Verhandlungen schriftlich und vollständig mittheilen.

Bedeutsamer als Antisthenes wurde für den philosophischen Verkehr im Kynosarges sein Schüler Diogenes, der schon wegen der Originalität seines kaustischen Humors eine nähere Betrachtung verdient.

Diogenes wurde zu Sinope, einer milesischen Kolonie am schwarzen Meere, um das Jahr 414 v. Ch. geboren. Sein Vater Hikesias betrieb dort das Geschäft eines Geldwechslers, welches er durch die einträgliche Nebenbeschäftigung mit Falschmünzerei zu einigem Flor gebracht hatte. Der anstellige Sohn

welcher dem biederen Vater bei der Hausmünze wacker an die Hand ging, brachte es in der strafwürdigen, aber reichen Gewinn abwerfenden Kunst bald dahin, daß er ausreichende Mittel besaß, eine langersehnte Reise nach Griechenland zu machen. Hier fand er am Tempel des Apollon in Delphi den bedeutungsvollen Spruch: „Auf die Münze präge den eigenen Stempel". Die in diesem mantischen Parangelma enthaltene Mahnung: der Mensch solle seiner natürlichen Artung den Stempel eines freien, selbständigen Charakters aufprägen, faßte Diogenes in humoristischer Perfidie wörtlich auf als Aufforderung zur Falschmünzerei und beschwichtigte so sein Gewissen mit leichtbeholfener jesuitischer Moral. Als er nach seiner Vaterstadt heimgekehrt war, fand er seinen Vater, den das Gesetz inzwischen ereilt hatte, im Kerker, wo er bald darauf starb. Ohne sich aufzuhalten, floh der in die Acht erklärte Diogenes bei dieser Lage der Dinge schleunig nach Athen mit Zurücklassung der väterlichen Habseligkeiten und tröstete sich damit, daß ihn die Sinopeer verurtheilt hätten, aus dem Lande zu gehen, er sie aber verurtheilt habe, darin zu bleiben.

Wie Musonios berichtet, machte diese Flucht „aus dem Idioten einen Philosophen". Bußfertig wandte sich der Flüchtling an Antisthenes und ließ sich von dessen wiederholter Zurückweisung nicht abschrecken, wieder und wieder um die Vergünstigung zu betteln, sein Schüler werden zu dürfen. Als ihn der sittenstrenge Meister einst mit dem Knittel forttrieb, hielt Diogenes in hartnäckiger Zudringlichkeit seinen Kopf mit den Worten hin: „Schlag nur immer zu! Du wirst kein so hartes Holz finden, mich eher wegzutreiben, als bis ich deiner Lehre überdrüssig bin." Die Antwort gefiel dem Antisthenes, er nahm den neuen Schüler an, der nun allen Ernstes beflissen war, den Meister in Enthaltsamkeit und Bedürfnißlosigkeit zu überbieten. Diese mit aller Energie bethätigte Sühne seines früheren Wohllebens bewog seinen Sklaven Manes, den Dienst des „verpöbelten" Herrn zu verlassen. Dieser aber tröstete sich über den Verlust mit den Worten: „Es wäre doch lächerlich, wenn Diogenes den Manes nicht entbehren könnte, da Manes des Diogenes nicht bedarf."

Seine Wohnung nahm der Neophyt in einem, im sogenannten Metroon, einem Heiligthume der Demeter, liegenden (jedenfalls nicht hölzernen, sondern irdenen) großen Fasse. In diesem, welches er sein Parthenon nannte, lag er Winter und Sommer ohne Kopfbedeckung und ohne Schuhe, mit einem Doppeltribon bekleidet. Um sich körperlich abzuhärten, wälzte er sich im Sommer in dem glühenden Sande, im Winter umarmte er marmorne Bildsäulen, die er sogar anbettelte, um sich, wie er sagte, im Abgewiesenwerden zu üben. Seine einzige Nahrung bestand in rohem Fleisch, rohem Gemüse und in ungekochten Seefischen; der öffentliche Markt war sein Speisezimmer. „Soll

ich nicht auf offenem Markte essen," fragte er, „da ich auf offenem Markte hungerte? Der Reiche soll speisen, wenn er will, der Arme, wenn er kann." Als Aristipp einst zu ihm trat und ihn mit den Worten höhnte: „Wüßtest du dich Königen angenehm zu machen, so brauchtest du deinen Kohl nicht selbst zu waschen," erwiederte er ihm: „Und du, wenn du deinen Kohl selbst wüschest, brauchtest du dich nicht zu bemühen, dich den Königen angenehm zu machen."

Der Satz, den Göttern eigne es, nichts zu bedürfen, den Menschen aber, die ihnen ähnlich werden sollen, gezieme es, wenig zu bedürfen, bildete die Grundnorm seines Lebens, aus welchem er einen beständigen Kampf gegen die Reichen und Besitzenden machte. In seiner verloren gegangenen Schrift „Diatriben" nennt er vornehme Leute nur die, welche, erhaben über Armuth, Verachtung, Mühsal und Tod, den Reichthum, das Ansehen, die Lust und das Leben verachten. Aus dem Aushungern seiner Begierden und Triebe hatte er sich ein förmliches System gebildet. Keiner Demüthigung ging er aus dem Wege, ja er suchte dieselbe geradezu auf und hatte in dieser Absicht, nur um sich der öffentlichen Verspottung Preis zu geben, bei den Athenern den Antrag gestellt, man solle ihm noch bei Lebzeiten eine Bildsäule errichten.

Bei aller dieser körperlichen und moralischen Askese vernachlässigte Diogenes keineswegs die Pflege seines Körpers. Athenodoros berichtet, daß er viel gebadet und stets seine Haut gesalbt habe. Bekannt ist die Frage, die er in einer nicht sehr sauberen Badestube an den Wärter richtete: „Wo werden nun aber diejenigen gewaschen, welche sich hier gebadet haben?" Seine moralische Kasteiung übte er stets mit listigem, keckem Humor, der auch seine Chrieen kennzeichnet, jene meist humoristischen, oft aber auch sehr ernsten Kraftsprüche, welche später aus dem Kynosarges in die Stoa verpflanzt wurden. Und gerade dieser Humor ist es, welcher die mitunter widrige Gestalt des Kynikers mit einer gewissen Liebenswürdigkeit umgibt, die ihn von indischen Büßern, Styliten, Trappisten und andern Selbstpeinigern anmuthig unterscheidet. Die christliche Resignation, die man in der Kreuzigung des Fleisches bei den Kynikern finden will, ist nicht zu verwechseln mit der indischen Negation des Sinnlichen. Letztere hob nicht allein das Sinnliche, sondern das mit demselben verbundene Geistige auf, während der resignirende Christ (und auch der Kyniker) mit um so größerer Energie die höhere Welt der Ideale anstrebte.

Der von Visconti in seiner griechischen Ikonographie abgebildete Kopf des Diogenes läßt den geborenen Humoristen und Ironiker nicht verkennen. Der Umgang mit der oben erwähnten lustigen Gesellschaft, die im Kynosarges verkehrte, und zu der er sich schon durch seine humoristische Naturanlage ganz besonders hingezogen fühlte, förderte die letztere wesentlich. Daß bei einem so

energisch fühlenden Menschen, wie Diogenes es war, sein Mitleiden mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur zur Ironie sich umsetzte, bedarf keiner psychologischen Erklärung. Das Bewußtsein von der Erfolglosigkeit des Bestrebens, die Welt mit dem Ideal auszusöhnen, beruhte aber bei Diogenes auf Reflexion, während es bei Sokrates rein naiv war und aus jener inneren Duplizität seines Bewußtseins hervorging, vermöge deren er in sich selbst, neben seiner eigenen Stimme die zweite seines Daemonion vernahm, der er unbedingt gehorchte, und der gegenüber er alle menschlichen Dinge für werthlos hielt. Diogenes gehört unter die Kategorie der Ironiker, von denen Aristoteles sagt: „Sie stellen die Dinge kleiner dar, als sie sind, sprechen aber nicht aus Gewinnsucht also, sondern um allen Schwulst zu vermeiden; weshalb sie es auch lieben, zu verleugnen, was ihnen zur Ehre gereicht." Durch den Humor aber, welchen er der Ironie beizumischen verstand, hat Diogenes der Schule, welche an Antisthenes' schroffer und düsterer Askese sicher hätte zu Grabe gehen müssen, ein neues und zwar populäres Lebensprinzip geschaffen. Sein philosophisches Glaubensbekenntniß, das fest in den Grundsätzen seines Lehrers wurzelte, verhielt sich den andern Philosophenschulen gegenüber rein negativ. Besonders aber war es Platon's hoher Idealismus, den er bei jeder Gelegenheit verspottete. Das Histörchen von Platon's Hahn-Menschen ist bekannt genug. Aber auch gegen Eukleides und gegen die Megariker war er ein allzeit fertiger Streiter. Daß er sich gegen Aristoteles feindlich verhielt, ist nicht berichtet, nur bei einer Gelegenheit verspottete er die Abhängigkeit des großen Peripatetikers von Philipp von Makedonien mit den Worten: „Aristoteles muß essen, wenn Philipp es für gut findet, Diogenes ißt, wenn Diogenes es für zweckmäßig hält."

Bei Chaeroneia focht unser Philosoph als guter Staatsbürger mit und wurde zum Gefangenen gemacht. Als ihn Philipp vorführen ließ und ihn fragte, weshalb er gegen ihn mit in's Feld gezogen sei, antwortete er dreist: „Um Zeuge deiner Unersättlichkeit zu sein." Die Geradheit der Antwort soll dem Könige so gefallen haben, daß er ihn sofort auf freien Fuß zu setzen befahl. Bald darauf verließ Diogenes Athen, wurde aber auf der Reise bei Aegina von Piraten gefangen, nach Kreta geführt und dort an einen reichen Korinther Xeniades als Sklave verkauft. Als ihn der Sklavenhändler fragte, was er verstehe und könne, erwiederte er: „Ich verstehe Menschen zu beherrschen." Auf den im üppigen Gewande vorüberrauschenden Xeniades wies er mit dem Finger und sagte: „An dieses Schaf mit goldenem Vließ verkauft mich, es scheint eines Herrn zu bedürfen." Als seine Freunde ihn loskaufen wollten, widersetzte er sich dem Ansinnen mit den Worten: „Seitdem Antisthenes mich frei gemacht hat, bin ich kein Sklave mehr." Der Erziehung der Söhne seines Herrn widmete

er sich mit großem Eifer. Sie gingen mit ihm, den sie sehr liebten, ohne Unterkleid und ohne Schuhe, wie kleine Kyniker im Philosophenmäntelchen, sittsam, schweigend und in sich gekehrt. Xeniades selbst äußerte oft, daß mit Diogenes ein guter Geist in sein Haus gezogen sei.

Auch ein neues Kynosarges schuf sich Diogenes in Korinth: das Kraneion, in der schönsten Vorstadt, wo unter hohen, schattigen Bäumen die nieversiegende Quelle Peirene floß. Hier lehrte Diogenes im Gymnasion, hier hatte er mit Alexander von Makedonien die bekannte Unterredung.

Sein eigenes Beispiel und den mündlichen Vortrag seiner Rede hielt Diogenes für das eigentliche Mittel seiner Lehre. Als Hegesias ihn um eine seiner Schriften bat, antwortete er ihm, es sei verwunderlich, daß er nach gemalten Früchten verlange, da er natürliche haben könne. Von seinen Schriften ist uns nichts überliefert worden. Nach der Eigenart seines Naturells ist aber wohl sicher anzunehmen, daß seine philosophischen Erörterungen sich nicht durch Tiefe der Spekulation und durch Höhe des Ideenfluges ausgezeichnet haben werden, sondern vielmehr durch Menschen- und Weltkenntniß, praktischen Verstand und kernigen, scharfgewürzten, chrieenhaften Vortrag. Der interessanteste und würdigste Gegenstand für seine Betrachtung war ihm der Mensch. Bekannt ist sein Ausspruch: „Wenn ich auch nur schön thue mit der Weisheit (Sophia), so philosophire ich schon." Seine Ethik ging blos darauf aus, das Gute im Menschen zu kräftigen, das Böse in ihm möglichst auszuhungern und das menschliche Bewußtsein den Göttern zu öffnen. Sein Grundsatz war, man müsse so leben, als ob man vor Jedermanns Augen lebte, denn sich selbst habe ein Jeder am meisten zu fürchten. Das Gewissen war ihm das durch Wissen erleuchtete Gemüth und zugleich die Grundlage der Wahrhaftigkeit, kraft deren der Wille beim Handeln keine andere Richtschnur kennt, als die Ueberzeugung, sich unumwunden und rückhaltlos zu dem zu bekennen, was man als wahr erkannt hat.

Durch rücksichtslose Bekämpfung der falschen Scham schreckte er sich manchen Schüler zurück. Als Einer, der sich seiner Lehre zugewendet hatte, von ihm aufgefordert wurde, ihm einen Häring am Schwanze nachzutragen, dieser aber ob der ihm lächerlich erscheinenden Zumuthung den Fisch unwillig auf die Erde warf, hob Diogenes denselben mit den Worten auf: „Ei sieh, Alterchen, da hast du mich ja um einen Zuhörer gebracht."

Diogenes war unter den Griechen der Erste, der sich einen Kosmopoliten nannte. Patriotismus war ihm so fremd wie im Allgemeinen das Verlangen, etwas für sich zu besitzen. Die Volksredner verachtete er als Volkslakaien; besonders ergrimmt war er auf Demosthenes, den er einen „Demagogen" nannte. Geld verwarf er, ebenso die Ehe, von der er sagte, wenn man jung

sei, sei es zum Heirathen noch nicht Zeit, wenn man älter geworden, nicht mehr Zeit. Seine Abneigung gegen die Weiber wird am besten durch das wenig rücksichtsvolle Betragen des barocken Philosophen gegen die schöne Lais, die ihn gern reden hörte, charakterisirt. Hochbetagt starb er, seinen alten Spruch bestätigend, daß es die höchste That menschlicher Freiheit sei, bereitwillig zu sterben. Man fand den neunzigjährigen Greis eines Morgens an seinem Fasse im Kraneion liegen, tief in seinen alten verschlissenen Mantel gehüllt, als ob er schliefe oder meditire; als man ihn anfaßte, war er eine Leiche.

Wir tragen schließlich noch einige Aussprüche und Charakterzüge nach, von denen auch Shakespeare's Zeitgenosse John Lilly in seinem Drama „Alexander und Kampaspe“ (d. i. Pankaspe, Alexander's Geliebte) mehrere verwerthet hat, um das Bild des originellen Philosophen noch etwas zu beleben. Zu seinen Aussprüchen gehören die folgenden:

Ich fürchte die Götter, aber ich fürchte mich nicht vor ihnen. — Für das Leben muß man entweder Vernunft oder einen Stock in Bereitschaft haben. — Man soll seinen Freunden niemals die Hand mit geschlossenen Fingern reichen. — Von den wilden Thieren ist der Verleumder, von den zahmen der Schmeichler das gefährlichste. — Der Unterricht verschafft den Jungen Eingezogenheit, den Alten Trost, den Armen Reichthum, den Reichen Zierde. — Wenn du krank bist, setze nicht deinen Arzt zum Erben ein. — Bei einer Rede des Rhetors Anaximenes vertheilte Diogenes gepökeltes Fleisch unter die Zuhörer, welche hierdurch mit ihrer Aufmerksamkeit natürlich von dem Redner abgelenkt wurden. Da rief er spöttisch: „Wie? die ganze Gelehrsamkeit des Anaximenes vernichtet ein Stückchen Pökelfleisch?“ — Als Alexander der Große ihm sagte: „Mir liegt die ganze Welt zu Füßen,“ antwortete er: „Mir auch; du beherrschest sie, ich aber verachte sie.“ — Alexander fragte ihn: „Wie denkst du über die Zeit?“ Seine Antwort war: „Daß wir wenig haben und viel verlieren.“ — „Wie denkst du von der Liebe?“ wurde er ein andermal gefragt. „Etwas schlechter als vom Hasse,“ erwiederte der Philosoph, „weil es besser ist, die Dinge zu hassen, welche Liebe erzeugen, als die Dinge zu lieben, welche Gelegenheit zum Hasse geben.“ — Aristoteles, der ihm einst vorwarf: „Trotz deiner Enthaltsamkeitswerke ist es von dir bekannt, daß du Geld gefälscht hast,“ wurde mit der Replik abgetrumpft: „Und von dir, daß du die Sitten gefälscht hast.“

Vor dem Thore, welches nach dem Isthmos hinausführte, ließen die Korinther dem alten Dulder ein Denkmal von parischem Marmor setzen, auf welchem ein Hund abgebildet war. Die griechische Anthologie hat uns verschiedene, zum Theil sehr schöne Epigramme auf dieses Grabmal hinterlassen,

von denen wir wenigstens die folgenden (in der Uebersetzung von Regis) mittheilen wollen:

Nenne mir, Hund, den Mann, auf dessen Grabe du wachest.
  Hund war's. — Und dieser Hund, wer ist gewesen der Mann?
Nun, Diogenes. — Sage, woher? — Von Sinope. — Der Faßmensch? —
  Eben derselbe; doch jetzt hat er die Sterne zum Faß.

(Antipater.)

Mürrischer Rudergehilfe des Hades, der du dies Wasser
  Acheron's immer im schwarzbläulichen Kahne befährst;
Wenn dir die grausige Barke von Todten auch schon überhäuft ist,
  Nimm noch Diogenes auf, ihn, den verstorbenen Hund.
All' mein Gepäcke sind Ränzel, Salbflasch', Stock und der alte
  Rock und des Obolos Fährmünze zum Todtengeleit.
Alles, was wir im Leben besessen haben, das bring' ich
  Mit mir und lasse nichts unter der Sonne zurück.

(Leonidas.)

In der That, ein bedeutungsvolleres Sinnbild als der Hund konnte dem Philosophen Diogenes nicht gesetzt werden. Es war nicht sowohl das Emblem seiner Schule, welches man ihm auf seinem Grabmal errichtete, als vielmehr das Sinnbild der Treue, der Treue, welche der Todte im Leben sich selbst bewahrt hatte. So armselig, freudenleer und trostlos dieses Leben immerhin erschien, so hatte es doch in dem mächtigen Willen, in der hohen Thatkraft der Seele, welche die Leidenschaften und Begierden energisch zu bändigen gelernt hatte, einen Gehalt, der die allgemeine und darum persönliche Macht der Freiheit in ihm zur Geltung brachte. Es war ein stilvolles Leben gewesen, welches in dem stets sich selbst treuen Ringen nach Prinzip den alten Asketen selbst in seinen Irrthümern als einen gewaltigen Charakter erscheinen läßt. Diogenes war, wie Seneca von einem seiner Anhänger, dem Demetrios, sagt, „nicht ein Lehrer, sondern ein Zeuge der Wahrheit", und zwar so, daß er nicht wie Platon und seine Anhänger „großartige Labyrinthe in der Luft baute", wohl aber, daß er durch sein persönliches Beispiel lehrte, wie man sich dem Willen der Götter nicht zu unterwerfen, sondern ihm beizustimmen habe.

Von den Anhängern des Diogenes werden genannt: Monimos von Syrakus, der als Sklave eines korinthischen Wechslers, treu der Lehre seines Meisters, das Geld seines Herrn zum Fenster hinauswarf, Menippos, Musonios, Karneades, Onesikritos, Hegesaios von Sinope, Philiskos von Aegina Metrokles, Theombrotos, Timarchos von Alexandria. Vor Allen aber verdient Krates aus Theben genannt zu werden, der sein bedeutendes Vermögen vertheilte und mit seiner Geliebten, der schönen und reichen Hipparchia, welche sich ebenfalls ihrer Besitzthümer entschlug, in selbstgewählter Armuth ein den strengen Grundsätzen seines Lehrers würdiges Leben führte.

Im fünften Jahrhundert war von Anhängern der kynischen Lehre keiner mehr vorhanden, nur eine Erscheinung in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zeigte einige verwandtschaftliche Züge mit den Lehren des Kynosarges. Es waren dies die Dogmen der Turilupini, von denen Alexander Rossäus in seinem Buche über die Religionen der Welt berichtet. In späterer Zeit fand der Satz des Spinoza: Intellectus et voluntas unum et idem sunt (Verstand und Wille sind ein und dasselbe), welcher den Kardinalpunkt der kynischen Lehre bildet, Vertreter in großer Zahl, die aber alle durch einen gewissen Zug von Familienähnlichkeit an Diogenes, den Kynosargiten, erinnern.

Robert Mayer.

(am 20. März 1878.)

II.

Das Leben der Männer, welche die geistige Entwickelung, Befreiung und Veredelung der Menschheit durch bahnbrechende Thaten gefördert haben, erweckt unser höchstes Interesse. Dankbar erinnern wir uns ihrer; die Dankbarkeit aber steigert sich zu pietätvoller Verehrung, wenn ein großer Geist für die Wahrheiten, die er der Welt offenbarte, feindlichen Gewalten, dem Egoismus und dem Neide des Unverstandes, sein Lebensglück hinopfern mußte. Robert Mayer hatte dies harte Loos gezogen.

Wir haben die Entdeckung Mayer's mit derjenigen Galilei's auf gleiche Stufe gestellt. Diese Nebenordnung ist nicht erschöpfend. Auch das persönliche Schicksal beider Denker hat ähnliche Züge aufzuweisen. Galilei, von dessen Ruhm Europa voll war, als seine Entdeckungen zuerst bekannt wurden, mußte als Greis die Qualen der Folter*) und einer langen Haft erdulden. Mayer, ohne Anerkennung und ohne Freunde, mit denen er über seine Ideen hätte verkehren können, verspottet von Feinden und Neidern, wurde im Zwangsstuhle des Irrenhauses vom „Größenwahn" kurirt und fand erst am Abende seines Lebens etwas von dem Ruhme, der ihm gebührt.

Erst kurz vor dem Tode Mayer's ist die ganze Tragik seines Schicksals bekannt geworden. Dühring, der seit Jahren für die wissenschaftlichen Ver-

*) Daß Galilei gefoltert wurde, nehmen wir nicht troß der neuesten Veröffentlichungen Gebler's an, sondern gerade diese sind es, welche eine solche Auffassung des Galilei'schen Prozesses bei uns hervorgerufen und befestigt haben.

dienste des großen Physikers mit Nachdruck eingetreten war, wurde von der Berliner Universität im Sommer 1877 mit „Remotion" bestraft, d. h. man entzog ihm die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten. Mayer hörte davon, trat mit Dühring in Verkehr und besuchte ihn im Herbst des Jahres auf mehrere Tage in Wildbad. Dort theilte er ihm mündlich seine Erlebnisse mit und bat ihn, sie vor die Oeffentlichkeit zu bringen, da er selbst über den ihm angedichteten Wahnsinn sich öffentlich nicht auslassen möge. Nach Berlin zurückgekehrt, kam Dühring diesem Wunsche nach und besprach das Schicksal Mayer's in einem öffentlichen Vortrage. Mayer erhielt darüber ein Zeitungsreferat, das die Aeußerungen Dühring's meistens wörtlich wiedergab und namentlich die über den angedichteten Größenwahn und die fortgesetzten Verkleinerungsversuche seiner Gegner. Bald darauf schrieb Mayer, seine Freude und Zustimmung ausdrückend, in einer für seine ganze Lage höchst charakteristischen Weise an Dühring:

„Gestern habe ich endlich einen ausführlichen Brief an Herrn Dr. Heinrich Rohlfs in Göttingen fertig gebracht, der schon vor Monaten an mich wieder geschrieben und sich dabei erkundigt hat, was ich von der „Dühring'schen Angelegenheit" halte. Ich schrieb ihm, ich hätte die von ihm gewünschte Autobiographie bis jetzt noch immer nicht fertigen können, da ich die Angelegenheit mit den Irrenhäusern und Zwangsstühlen (vgl. meine Schrift über Auslösung) weder verschweigen, noch selbst erzählen wollte. Nun sei aber durch Freund Dühring, den ich in Wildbad aufgesucht und persönlich kennen gelernt, geholfen, indem derselbe in seinem Vortrage vom 30. Oktober zu meiner großen Freude und ganz in meinem Sinne von den ihm in Wildbad gegebenen Notizen Gebrauch gemacht habe, und Sie werden ohne Zweifel gern bereit sein, ihm das Nähere hierüber für seine Geschichte der deutschen Medizin mitzutheilen. Von meiner genußreichen und mir unvergeßlichen Tour in's Wildbald und ihrem Zwecke habe ich natürlich kein Geheimniß gemacht, habe aber recht deutlich gesehen, daß diese kleine Reise vor den Augen offizieller und offiziöser Personen keine Gnade gefunden hat. Wie schade, daß ich nicht vorher angefragt! Still lächelnd habe ich bei mir gedacht: Der einzige Dühring ist mir lieber, als viele Professoren — wenn auch manchmal mit noch so langen Ohren. Da Jedermann weiß, daß ich ein Narr bin, so hielt sich auch Jedermann für berufen, eine geistige Kuratel über mich auszuüben." (Vgl. Dühring, Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie S. 110.)

Diesen Brief mögen sich alle diejenigen hinter's Ohr schreiben, welche heute die Meinung zu verbreiten suchen, das Schicksal Mayer's sei nur von Dühring so schwarz gemalt worden, in Wahrheit sei es ganz rosig gewesen. Ein Glück, daß Mayer einen Dühring fand und durch ihn erzählen konnte,

was ihm widerfahren. Wie leicht hätte sich sonst jetzt nach seinem Tode Alles in anderem Lichte darstellen lassen!

Außer Dühring hat Rümelin, ein Jugendgespiele und Jugendfreund Mayer's (gegenwärtig Professor an der Universität Tübingen), in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1878, Beilage zu Nr. 120—123) bald nach dem Tode Mayer's unter dem Titel „Erinnerungen an Robert Mayer" Einiges über sein Leben und namentlich über seine Jugend mitgetheilt, wogegen aber nach unserer Ueberzeugung Mayer Protest einlegen würde, wenn er könnte. Auch der Nachlaß Mayer's, in welchem sich eine kleine Selbstbiographie befand, ging in den Besitz Rümelin's über. Die Biographie ist bis jetzt nicht veröffentlicht, und doch hätte Rümelin die Pflicht gehabt, Mayer's eigne Aeußerungen über sein Leben eher als alles Andere zur öffentlichen Kenntniß zu bringen; nur so hätte er im Sinne Mayer's gehandelt.

Robert Mayer wurde am 25. November 1814 in Heilbronn geboren. Sein Vater war Apotheker und ein Mann von reichen Kenntnissen und wissenschaftlichem Streben. Er war in mehreren Städten Deutschland's und Frankreich's in Apotheken als Gehilfe thätig gewesen und hatte dabei mannichfache Anregungen erfahren. Da geselliger Verkehr für ihn keinen Reiz hatte, so widmete er die freie Zeit, die sein Beruf ihm ließ, gänzlich seinen naturwissenschaftlichen und besonders seinen chemischen Studien. Sein ganzes Haus war gefüllt mit physikalischen und chemischen Apparaten, mit botanischen und mineralogischen Sammlungen, mit Vorräthen von Droguen und Chemikalien, wie sie zu den Bedürfnissen einer Apotheke gehören.

Robert war der jüngste von drei Söhnen und der Liebling seiner Mutter. Lebhaften und frohen Sinnes, brachte er als Knabe den ganzen Tag im Freien, in den Höfen und Gärten und am oder auf dem Neckar zu. Ein eifriger und kühner Kahnfahrer, ein unübertrefflicher und unermüdlicher Schwimmer, ein unbesiegbarer Dauerläufer, erregte er die Bewunderung seiner Gefährten nicht sowohl durch Stärke und Gewandtheit seines Körpers, als durch die unglaubliche Ausdauer und Zähigkeit, die er bewies. Den Weg von Heilbronn nach Schönthal, der 7 Stunden beträgt, legte er stets in einem Nachmittage zurück und ging am folgenden Nachmittage wieder heim. Später, als Student, ging er von Tübingen bis Heilbronn, 77 Kilometer, an einem Tage innerhalb von 14 bis 15 Stunden mit einer einzigen Ruhepause. Spiele aller Art erregten von Jugend auf sein lebhaftestes Interesse; als Knabe ersann er immer neue und trieb jedes so lange, bis er ergründet hatte, von welchen Umständen das Gewinnen abhing. Später war er ausgezeichnet im Schach-, Whist-, L'hombre- und Tarokspiel, nicht minder geschickt zeigte er sich im Billard- und

beim Kegelspiel; alle Regeln, die er sich dafür gebildet hatte, verfolgte er mit äußerster Konsequenz.

Schon zu Hause, vom Vater und vom Bruder Fritz, der ihm etwa acht Jahre im Alter voraus und bereits als Gehilfe in der väterlichen Apotheke thätig war, lernte Robert bei dem großen Interesse, das er den Vorgängen in der Natur entgegenbrachte, ohne allen Unterricht, nur durch gelegentliches Hören und Sehen und durch die kleinen Hilfsleistungen, die er dann und wann verrichtete, viele fundamentale Naturerscheinungen und eine Menge von Eigenschaften der Naturkörper kennen. Als Knabe von 10 Jahren kannte er die Pflanzen seiner Heimat, war mit den elementaren chemischen Vorgängen und Versuchen bekannt und wußte über die Wirkungen der Luftpumpe und Elektrisirmaschine Auskunft zu geben und letztere bei seinen Spielgefährten zu erproben. Auch beschäftigte er sich damals lange und eifrig mit der Erfindung eines Perpetuum mobile, bis er sich endlich von der Unmöglichkeit desselben überzeugt hatte. Seine spätere Entdeckung sollte der endgiltige Beweis für die Unmöglichkeit einer derartigen Zaubermaschine werden. In etwas höherem Alter, als sein intimster Jugendfreund in das Seminar zu Schönthal aufgenommen und Robert vereinsamt war, beschäftigte er sich mit großer Ausdauer damit, die zahlreichen Mühlen und Fabriken am Neckar zu besuchen und den Mechanismus der Maschinen und Triebwerke zu studiren.

In der Schule waren seine Leistungen gering. Sein ausgezeichnetes Gedächtniß nahm nur solche Dinge auf, für welche er Interesse hatte, und dies Interesse erstreckte sich nur auf Dinge, in denen Regelmäßigkeit, Gesetzmäßigkeit oder ein ursächlicher Zusammenhang zu erkennen war. Zu solchen Dingen rechnete er weder die lateinischen Genusregeln, noch die Verba auf $\mu\iota$, noch die Konstruktionsregeln der lateinischen und griechischen Syntax; und da die Kenntnisse in diesen Dingen damals noch den einzigen Maßstab für die Schulleistungen abgaben, so ist es begreiflich, daß er nicht hervorragte. Wohl hatte er — und seine Schriften bezeugen es — für die formelle Seite der Sprache ein feines Gefühl, wohl brachte er den Schönheiten dichterischer Erzeugnisse eine reiche und tiefe Empfindung entgegen; in der Schule aber wurden diese Eigenschaften nicht geschätzt und noch viel weniger seine Kenntnisse von der Natur. Auch das mathematische Wissen, das er sich von seinem Bruder Fritz angeeignet und in dem er allen seinen Mitschülern soweit voraus war, daß er in der Schule überhaupt nichts Neues erfuhr, fand keine Geltung; der Abstand zwischen seinen und seiner Kameraden Schulkenntnissen konnte dadurch nicht ausgefüllt werden und trat im Seminar zu Schönthal — nach Schönthal kam er auf seinen dringenden Wunsch, mit seinem Gefährten Rümelin wieder vereint zu werden, der dort, weil er Theologie studiren sollte, vor ihm

Aufnahme gefunden hatte — noch mehr hervor als im Gymnasium seiner Vaterstadt.

Seinen Mitschülern, obgleich sie ihn in den Schulkenntnissen überragten, kam es doch nicht in den Sinn, ihn darum gering zu schätzen. „Sie sahen bald," sagt Rümelin in seinen ‚Erinnerungen', „daß er mit einem anderen Maßstab zu messen sei, daß er eine Menge von Dingen wußte und verstand, von denen wir keine Ahnung hatten; man traute ihm ganz wohl zu, daß er es nach Umständen einmal weiter bringen könne, als wir alle zusammen. Er war ebenso beliebt und beachtet bei den Lehrern wie bei den Mitschülern. Er gab sich stets, ganz wie er war; es kam kein unwahres Wort aus seinem Munde; er hatte eine volle und freudige Anerkennung für fremde Vorzüge und trat Niemandem zu nahe. Er war nach seiner Gemüthsart eine anima candida zu nennen. Aber alles, was er sagte und that, trug den Stempel der Originalität. Sein Gedankengang, der ganz logisch war, bei dem er aber die verbindenden Mittelglieder übersprang oder unausgesprochen ließ, war stets überraschend und oft verblüffend; bis man den Faden gefunden hatte, war er schon wieder wo anders angekommen. Und da es an Witz und gutem Humor nicht fehlte, so war seine Unterhaltung stets ergötzlich; an Zitaten und Sentenzen aus Bibel und Gesangbuch, aus Sprichwörtern, Dichtern und alten Autoren war er unerschöpflich und wußte sie anzubringen, wo sonst kein Mensch an sie gedacht hätte. Manche sahen ihn stets verwundert und erwartungsvoll an und lachten über jedes Wort, das er sprach. Einzelnen war ein solches Feuerwerk von Gedankensprüngen unbehaglich."

Auch in Schönthal unterhielt er die Kameraden mit physikalischen Experimenten. So ließ er einmal längere Zeit in einem der Kreuzgänge des alten Klosters Geister erscheinen und hielt, um die Belustigung noch größer zu machen, entsprechende Reden dazu, weshalb er zur Unterscheidung von den vielen anderen Mayern mit dem Beinamen „der Geist" belegt wurde.

Im Frühling 1832 ging er auf die Universität Tübingen zum Studium der Medizin. Er widmete sich derselben ganz ausschließlich und hörte, abgesehen von etwas Physik im ersten Semester, nur medizinische Fachvorlesungen und die praktischen klinischen Kurse. Andere Vorlesungen hatten nichts Anziehendes für ihn, und ohne Zweifel that er wohl daran, sie zu meiden; die Originalität seines Geistes blieb um so frischer. Wie groß sein Interesse und seine Begeisterung für die Medizin war und in welcher Art er seine Studien zu betreiben pflegte, das mag man aus einem kleinen Zuge erkennen. Um die Wirkung der verschiedenen Methoden der Wundbehandlung zu erproben, ließ er eine Reihe von Zunderstücken auf seinem Arme verglühen und behandelte darauf jede Wunde nach einer anderen Methode, eine originelle Art des

Studiums, die sich des allgemeinen Beifalls der Mediziner schwerlich wird zu erfreuen haben. Heute zwickt man lieber Katzen, Hunde und Kaninchen.

Etwas weiteres Bemerkenswerthes läßt sich aus Mayer's Universitätszeit kaum berichten, wenn man nicht das dafür nehmen will, daß er nicht blos am Krankenbett Beobachtungen und Berechnungen anstellte, sondern täglich mindestens einige Stunden beim Spiel zubrachte und daß er mit solcher Leidenschaft dabei war, daß er oft noch nach Wochen den Stand einer Schachpartie wiederherstellen konnte. Den Morgen widmete er den Studien, den Abend der Geselligkeit und selten kehrte er aus dem Kreise der Freunde eher heim, als bis die Polizeistunde schlug. Wie er alles, was er that, mit großem Feuereifer betrieb, so war er auch bei den Trivialitäten des studentischen Lebens, wenn sie einmal Reiz für ihn hatten, mit Leib und Seele. So begeisterte er sich noch in späten Semestern für die Gründung einer Verbindung, des Korps „Guestphalia", lernte Fechten und Reiten. Aber alle solche Aeußerlichkeiten der Repräsentation standen ihm nicht, er zeigte sich stets in seinem eigenen, originellen Wesen, so daß selbst über den Kreis seiner Bekannten hinaus manche Anekdote von ihm im Umlauf war. Als er bereits im Begriff stand, Tübingen zu verlassen, wurde er auf ein Jahr von der Universität verwiesen und zwar wegen Verbindungslappalien, die dem hohen Bundestage zu jener Zeit gerade ein Dorn im Auge waren, und — was noch erstaunlicher ist — weil er einem Balle einige Minuten lang ohne Frack zugesehen hatte. Seine Untersuchungshaft mußte man ihm in Hausarrest umwandeln. Er erzwang es durch eine Hungerkur. Den ehrwürdigen Perrücken des Universitätsgerichts mag das allerdings mehr als originell erschienen sein.

Mayer besuchte nun die großen Kliniken von München und Wien und machte dann im nächsten Jahre, 1838, die Examina für die medizinische Praxis Seine Arbeiten verriethen „gründliche Kenntnisse und selbständiges Urtheil". Es war seine Absicht, als Militärarzt in holländische Dienste zu gehen, um das Ausland kennen zu lernen, worin ihn der Vater lebhaft bestärkte. Da er aber hörte, daß ein besonderes Examen und die Kenntniß der holländischen Sprache dazu nöthig seien, so ließ er sich vorläufig als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder und studirte, da es mit der Praxis nicht sofort nach Wunsch gehen wollte, eifrig Holländisch. Im Herbst 1839 war er fertig damit. Nachdem er längere Zeit sich zusammen mit den Medizinern Wunderlich und Griesinger in Paris aufgehalten, wandte er sich nach Holland, bestand die Prüfung, erhielt das Patent als „Offizier von der Gesundheit" und nahm sofort auf einem von Rotterdam nach Java segelnden Kauffahrteischiffe die Stelle eines Schiffsarztes an. Er hatte viel von der Langeweile gehört, der ein Schiffsarzt während der Fahrt ausgesetzt sei. Er versäumte darum nicht, sich von Paris aus nicht

nur mit medizinischen und chirurgischen Instrumenten zu versehen, sondern auch physikalische, meteorologische und astronomische Bücher und Apparate mitzunehmen.

Es ist zweifellos, daß der Aufenthalt in Paris und die Reise in die Tropenwelt auf die Entwickelung Mayer's den größten Einfluß ausgeübt haben. Zwar haben wir von ihm keine Aeußerungen darüber — wenigstens sind bis jetzt keine veröffentlicht —, aber wir dürfen annehmen, daß er in der Pariser wissenschaftlichen Luft mit denjenigen Experimental-Untersuchungen bekannt wurde, die er später für seine Entdeckung mit so ungemeinem Scharfsinn zu benutzen wußte. Auch regte seinen Geist ja jene Beobachtung an, die er nur in den Tropen machen konnte, und die wir bereits im vorigen Artikel mitgetheilt haben. Auf der Seereise hatte er gleichfalls eine für seine Entdeckung wichtige Thatsache kennen gelernt. Der Steuermann seines Schiffes hatte ihm erzählt, daß das Meerwasser nach einem Sturme wärmer sei, als vor demselben. Die landläufige Erklärung, daß durch Reibung eben Wärme entstehe, befriedigte ihn ebenso wenig, wie die Erklärung, welche die deutschen Aerzte zu Batavia für den geringen Farbenunterschied des venösen und arteriellen Blutes gaben: es sei die Hitze, welche dies bewirke. Mayer wollte einen bestimmten Zusammenhang zwischen den Erscheinungen kennen lernen, und indem er unermüdlich danach suchte, fand er die Aequivalenz zwischen Bewegung und Wärme. Zu Surabaya im Jahre 1840 machte er seine große Entdeckung. Er selbst gibt diesen Ort und diese Zeit an in einem Briefe an die Pariser Akademie vom Jahre 1848 (Comptes rendus vom 16. Oktober 1848).

Es war Mayer's Absicht gewesen, auf längere Jahre von der Heimat fern zu bleiben. Aber sein neuer Gedanke ließ ihm keine Ruhe. Unerwartet schnell, im Februar 1841, kam er in Europa wieder an und kehrte ungesäumt nach Heilbronn in seine ärztliche Praxis zurück. Sofort ging er hier an die Arbeit, seine Ideen zu verfolgen und sie durch Experimente zu bekräftigen. Sein Bruder Fritz, jetzt Inhaber der väterlichen Apotheke, war sein erster Anhänger und — sein einziger. Allen trug Mayer seinen Gedanken vor, von denen er glaubte, Unterstützung und Förderung erwarten zu dürfen: den Kollegen und den Professoren zu Heilbronn, zu Stuttgart, zu Tübingen, zu Heidelberg. Ueberall begegnete ihm dasselbe bedenkliche Kopfschütteln, dasselbe überlegene Achselzucken. Man fragte, ob er dies und jenes Buch auch studirt habe, ob er den und jenen Abschnitt, der wichtig sei, auch kenne. Man rieth ihm, zu lesen und noch einmal zu prüfen. Sogar eine Hegel'sche Logik steckte man ihm in die Hand und die Hegel'sche Naturphilosophie. Aber Mayer trug sie dem glücklichen Besitzer nach wenigen Tagen wieder hin und bemerkte, daß er keine Silbe davon verstanden habe und nichts davon verstehen würde, auch

wenn er hundert Jahre darin läse. Genug, man verstand ihn nicht, und wenn irgend etwas die Größe der Umwälzung, welche in dem Mayer'schen Gedanken lag, lebendig darzustellen vermag, so ist es das damalige und spätere Verhalten gegen Mayer von Seiten der wissenschaftlichen Philister. Mayer ließ sich dadurch nicht irre machen; er war seiner Sache gewiß. Noch im Laufe des Jahres 1841 arbeitete er seine Entdeckung in dem kleinen Aufsatze: „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur" aus und schickte diese nach Berlin zur Aufnahme in die Poggendorff'schen „Annalen der Physik". Hier im Brennpunkte des wissenschaftlichen Lebens, hier mußte man ja seine Ideen zu würdigen wissen. Aber nein, Mayer irrte sich; sein Aufsatz kam zurück, er hatte keine Gnade vor Poggendorff's Augen gefunden — was konnte auch ein junger Mann, ein praktischer Arzt, entdecken? — und wenn er keinen größeren Fehler hatte, so war er mindestens nicht im Jargon der Annalen geschrieben. Genug, er war nicht aufnahmefähig. Mayer ließ ihn nun an Liebig nach Gießen gehen und war voll Freude, als er im Mai 1842 die Nachricht bekam, sein Aufsatz finde in den „Annalen der Chemie und Pharmazie" Aufnahme.

Die fünf bis sechs Jahre, die nun folgen, sind die glücklichsten in Mayer's Leben. Er wurde Oberamtswundarzt und später Stadt- und Armenarzt; seine Familie — er hatte sich im Sommer 1842 verheirathet — blühte auf, und endlich, was die Hauptsache war, in der Verfolgung der Konsequenzen seines neuen Gedankens war er ungemein glücklich. In dieser Zeit verfaßte er die beiden nach Form und Inhalt klassischen Werke: „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel" und „Beiträge zur Dynamik des Himmels". Die erste Arbeit erschien 1845, die zweite 1848. Die Druckkosten mußte Mayer selbst tragen.

Gegen das Jahr 1849 beginnen die Prioritätsstreitigkeiten. Die Leute vom „Fach" in England und Frankreich hatten mittlerweile gemerkt, daß in der Wissenschaft etwas Bedeutendes vorgegangen war — in Deutschland war man noch nicht so weit gediehen —, und da die alltägliche Beobachtung, daß aus Bewegung Wärme entspringt, und unklares Philosophiren über Kraft leicht mit der Entdeckung vermischt und der gewaltige Unterschied zwischen beiden Dingen leicht verwischt werden konnte, was ja selbst heutzutage noch von bedeutenden wissenschaftlichen Größen mit und ohne Bewußtsein und Absicht geschieht, so gehörte ein Streit über die Priorität der Mayer'schen Entdeckung gewiß nicht zu den Unmöglichkeiten des wissenschaftlichen Lebens. Dazu kam, daß der Engländer Joule um 1843, anderthalb Jahre nach Mayer, Experimente veröffentlicht hatte, die ebenfalls auf die Auffindung der Aequivalentzahl gerichtet waren, und die unter den Fachleuten rascher bekannt wurden, als die Mayer'sche Entdeckung, da man es in England weniger verschmähte, von einem sogenannten

Dilettanten — Joule war Bierbrauer — etwas Erhebliches zu lernen, als in Deutschland. Mayer hatte nicht versäumt, der Pariser Akademie 1846 von seiner Entdeckung und ihren Konsequenzen Mittheilung zu machen. Als nun im Journal des débats 1848 der Versuch gemacht wurde, seine Priorität in Zweifel zu ziehen und für französische und englische Physiker in Anspruch zu nehmen, machte er in einem Briefe an die Akademie seine Rechte geltend. Dadurch wurde Joule veranlaßt, in etwas plumper Weise über Mayer herzufallen und zu behaupten, Mayer habe die Aequivalentzahl nur geahnt; denn die Experimente, worauf er sich zu stützen vorgebe, seien von ihm, Joule, erst weit später gemacht worden. Nebenbei suchte er die Meinung zu erwecken, als ob in seinen früheren Abhandlungen und in denen anderer Forscher schon so etwas vom Wärmeäquivalent enthalten sei, was gar nicht der Fall ist. (Comptes rendus vom 22. Januar 1849.) Mayer schwieg; wir werden sehen warum. Joule wurde aber noch zudringlicher. In einer Abhandlung vom Juni desselben Jahres erwähnt er nur, daß Mayer Wasser durch Schütteln erwärmt habe, aber daß Mayer auch die Aequivalentzahl angegeben hatte, davon redet Joule schon gar nicht mehr. (Joule, Das mechanische Wärmeäquivalent S. 91.) Endlich im November antwortete Mayer (Comptes rendus vom 12. November 1849). Er erinnert Joule daran, daß die Experimente, auf welche er sich stütze, nicht erst von ihm, sondern schon weit früher von Gay-Lussac gemacht worden seien, und fügt hinzu, daß er dies in seiner Abhandlung auch angegeben habe. Damit war Joule für die Sachkenner so gründlich abgethan, wie nur möglich, die Unwissenheit, die er Mayer unterzuschieben suchte, war auf ihn zurückgefallen. Aber für Joule war das zu zart gewesen, besonders deshalb, weil Mayer unnöthiger Weise hinzugefügt hatte, daß er glaube, Joule habe gleichfalls die Aequivalenz selbständig entdeckt. Diese Höflichkeit, in Mayer's wahrheitsliebendem Charakter begründet, war einem Manne gegenüber, der ihm alle Ehre abzuschneiden versucht hatte, entschieden nicht am Platze. Sie sollte für Mayer verhängnißvoll werden. Er durfte von den Gelehrten nicht und am wenigsten von seinen Landsleuten erwarten, daß sie aus bloßen Andeutungen erkennen würden, wo der Kern der Sache in diesem Streite zu suchen sei. Joule war dreist genug, bei seiner Behauptung zu bleiben und Mayer's Entgegnung einfach zu ignoriren (Joule, Das mechanische Wärmeäquivalent, S. 122).

Aber auch in Deutschland betrachtete man die neue Wahrheit ausschließlich als eine englische Entdeckung. Mayer hielt es darum für nothwendig, auch hier auf seine Priorität hinzuweisen. Er ließ in der Augsburger Allgemeinen Zeitung am 14. Mai 1849 unter der Ueberschrift „Wichtige physikalische Erfindung" eine Reklamation seines „Prioritätsrechts auf die Entdeckung des

Prinzips sammt den daraus von ihm für die Physiologie, die Mechanik des Himmels ꝛc. gezogenen Konsequenzen gegen etwa auf ein jüngeres Datum sich stützende Ansprüche englischer und französischer Naturforscher" erscheinen. Man sollte meinen, die deutschen Physiker hätten sich nun ihres Landsmannes angenommen und ihn gegen freche Uebergriffe vertheidigt. Im Gegentheil: Am 21. Mai erschien in derselben Augsburger Zeitung von einem Tübinger Privatdozenten der Physik, Namens Seyffer, ein Artikel, der ohne das geringste Verständniß für die Sache so anmaßend und geringschätzig auf sie herabsah, daß Mayer in die höchste Aufregung gerieth. Er glaubte sich beschimpft und entehrt und schickte eine Entgegnung ein. Sie fand keine Aufnahme. Er that Schritte bei der Redaktion. Umsonst, er erzielte nichts. Auch in Liebig's „Annalen" konnte er keine Vertheidigung anbringen, geschweige denn, daß Liebig selbst damals seine Stimme für ihn erhoben hätte.

Der Grimm über die Verlassenheit und die erlittene Schmach verzehrte ihn Tag und Nacht, er fand keine Ruhe mehr. Entweder, meinte er, sei sein ganzes Denken anormal und sein richtiger Platz im Irrenhause, oder er habe eine wichtige Wahrheit entdeckt und finde statt Anerkennung nur Hohn und Schmähung; beides sei gleich niederdrückend. Endlich verfiel er in ein Nervenleiden. Da geschah es, daß er in der Frühe des 28. Mai 1850 nach einer schlaflosen Nacht im Fiebertraum unangekleidet vor den Augen seiner eben erwachten Frau zwei Stockwerke hoch auf die gepflasterte Straße sprang. Seine Füße wurden schwer verletzt, so daß er zeitlebens das rechte Bein stützen und nachschleppen mußte.

Erst nach langer und schwerer Krankheit konnte er zu seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten und zu seiner Praxis zurückkehren. Noch am Schlusse desselben Jahres schrieb er seine Reklamationsschrift: „Bemerkungen über das mechanische Aequivalent der Wärme", die ein Muster von populärer Darstellung ist und mannichfache Beweise von der großen und in ihrer Aufrichtigkeit seltenen Bescheidenheit — die heuchlerische ist ja häufig — Mayer's enthält. „Was ich," sagt er, „mit schwachen Kräften und ohne jegliche Unterstützung von außen geleistet, ist freilich wenig; aber — ultra posse nemo obligatur"; und an anderer Stelle: „Wenn auch die von mir veröffentlichten wenigen Arbeiten, die in der Fluth von Druckschriften, welche jeder Tag bringt, fast spurlos verschwunden sind, schon in ihrer Form den Beweis enthalten, daß ich nicht nach Effekt hasche, so soll damit doch keineswegs eine Geneigtheit, von dokumentirten Eigenthumsrechten abzugehen, ausgesprochen sein." Sein Recht also wahrte er, aber die Gegner freilich schonte er, anstatt sie an den Pranger zu stellen.

Die Augsburger Zeitung entschuldigt sich jetzt wegen der Zurückweisung

der Erwiederung Mayer's damit, daß vielleicht formelle Bedenken obgewaltet hätten. Als ob die Form sich nicht hätte mildern lassen, oder der allzeit höfliche Mayer überhaupt die Form hätte verletzen können. Ihr Benehmen zeigt nur, daß hinter ihr und dem Privatdozenten noch andere Leute steckten, die Mayer, sei es aus Unverstand oder aus Neid, nicht wohlwollten. Doch wir wollen die Attentatswaffe, womit man den schlichten „Dr. der Medizin" glaubte abthun zu können, hier in öffentlicher Verhandlung vorlegen. Das Schriftstück lautet in seinen Hauptstellen:

„Dr. Mayer's neue physikalische Entdeckung.

Die „neue physikalische Entdeckung", welche Herr Dr. Mayer von Heilbronn vor wenigen Tagen in diesen Blättern ankündigte, bedarf für den Mann vom Fach keiner näheren Erörterung, da er dieselbe auf den Standpunkt zurückzuführen weiß, der ihr zukommt; der Leser aber, welcher in solchen Dingen unbewandert ist, wird eine Erläuterung nach dem Stande der Wissenschaft gern vernehmen.

Herr Mayer hat schon vor mehreren Jahren in den Annalen der Chemie und Pharmazie einen Aufsatz über die Kräfte der unbelebten Natur bekannt gemacht und daselbst eine Menge von unhaltbaren Ansichten über die Naturkräfte aufgestellt. Die Verwirrung, welche darin zwischen den Begriffen Kraft, Ursache, Wirkung herrscht, und die Deduktionen, welche er daraus zieht, sind schon hinlänglich in ihrer Unhaltbarkeit in wissenschaftlichen Organen beleuchtet worden. Er sprach in demselben von dem Verhältniß der durch Bewegung, insbesondere durch Reibung entstandenen Wärme zu dieser Bewegung und stellte als Resultat seiner Ansichten hin, wie die Wärme Bewegung hervorbringen könne, könne umgekehrt auch wieder Bewegung Wärme hervorbringen; die Wärme an und für sich hat aber noch nie Bewegung hervorgebracht und die Bewegung noch nie Wärme; interpretirt man den Satz anders und sagt man, die Wärme kann unter gewissen Bedingungen in Gemeinschaft des materiellen Körpers, an den sie gebunden ist (oder wie man hier sagen will), Bewegung an einem andern Körper hervorrufen, auf den dieser Körper mechanisch wirkt, so mag dieser Satz seine vollkommenste Richtigkeit haben, und Niemand wird ihn bestreiten; so wie ihn sich aber Herr Mayer denkt, daß eine wirkliche Metamorphosirung zwischen Wärme und Bewegung stattfinde, ist er ein vollkommen unwissenschaftliches, allen klaren Ansichten über die Naturthätigkeit widersprechendes Paradoxon, dessen vollkommenste Unhaltbarkeit in dem Ausspruche hingestellt ist, den Herr Mayer später thut, eine Lokomotive sei einem Destillirapparat zu vergleichen, die Wärme gehe in Bewegung über und setze sich an den Achsen der Räder als Wärme wieder ab.... Ebenso gehört auch die neue Mayer'sche Entdeckung hierher, welche sich auf die Wahrnehmung beschränkt,

daß das Wasser durch Kompression Wärme frei macht; daß das Wasser hierbei selbst wieder erwärmt wird, nachdem es vorher durch das Freiwerden der Wärme erkältet worden war, läßt sich aus verschiedenen Umständen erklären, unter anderm, daß der Metallzylinder erwärmt wird, und diese Erwärmung auf die aus der kleinen Oeffnung ausfließende kleine Wärmemenge übertragen wird. Von dem Uebergange der Bewegung in Wärme oder davon, daß die Wärme als Aequivalent der Bewegung oder umgekehrt gelten kann, kann also keine Rede sein, wenn man sich nicht leeren Redensarten hingibt; es steht somit auch diese Wahrnehmung des Herrn Med. Dr. Mayer in keiner Verbindung mit den Experimentaluntersuchungen des großen englischen Physikers Michael Faraday &c. Dr. Otto Seyffer."

Die Jahre 1852 und 53 waren die traurigsten in Mayer's Leben. Als er von seiner Krankheit geheilt war, hörten die Schmähungen, die gegen ihn in Szene gesetzt waren, keineswegs auf. Beschimpfungen gleich denen, die die Augsburger Allgemeine Zeitung gebracht, und weit ärgere drangen bis in seine Umgebung. Man warf ihm Größenwahn und fixe Ideen vor, wie die, daß er eine große Wahrheit entdeckt haben wolle, und in seiner Heimat erlangte diese Wahnvorstellung über ihn bald Bürgerrecht. Von Natur zum stillen Dulden angelegt, konnte Mayer dagegen nichts ausrichten; an das weitere Publikum konnte er nicht appelliren; er war ihm nicht bekannt, und der Fall mit der Augsburger Allgemeinen Zeitung hatte ihn scheu gemacht; die Leute vom „Fach" waren nicht geneigt, sich seiner anzunehmen, sie hatten dazu keine Muße oder waren unfähig, ihn zu würdigen. So gerieth er von Zeit zu Zeit in eine schwermüthige Stimmung und, wenn er des ihm widerfahrenen Unrechts gedachte, in Zustände großer Erregung. Das war sein ganzes Leiden. Niemals kamen ihm Wahngedanken, wie er oft erklärt hat. Stets blieb nach dem Zeugniß seiner Umgebung sein Denken und Handeln folgerichtig, nie kränkte er Jemanden. Die Autoritäten aber dachten in diesem Punkte anders, als der Arzt Mayer, und so befand er sich eines schönen Tages gegen seinen Willen in der Irrenanstalt. Auch Herr Medizinalrath von Zeller hielt Mayer's physiologische Entdeckungen für fixe Ideen und hatte die Laune, sie ihm auszuzwicken. Er ließ den Zwangsstuhl, zweifellos die beste Kur gegen Größenwahn, seine Wirkung thun, und da Mayer sich diese Brutalität mit höchster Bitterkeit verbat, seine Gliedmaßen derartig mürbe machen, daß er auf Jahre an seinen Quetschungen und der Verzwängung des Rückgrates zu leiden hatte. Welche Machinationen und welche Personen von Amt und Würden es waren, die Mayer in jene Stätte der Menschenliebe brachten, ist nicht hinlänglich bekannt und wird wohl auch so bald nicht bekannt werden. So viel aber ist klar: die Torturen und die ganze Schmach wären ihm erspart geblieben, wenn eine einzige

der damaligen Autoritäten unter den Naturforschern und Aerzten von Amts wegen sich auf seine Seite gestellt hätte.

Während sich alle diese Dinge gewissermaßen im Verborgenen abspielten, war auch in Deutschland ein Nebenbuhler für Mayer erstanden, der zwar nicht die Aequivalentzahl aufgefunden hatte, aber doch über die Kraft ähnliche Gedanken wie Mayer gehabt zu haben meinte. Im Jahre 1847 nämlich hatte Helmholtz unter dem Titel „Erhaltung der Kraft" eine kleine Schrift veröffentlicht, die vielerlei bereits bekannte Dinge in einer neuen, wenn auch die Wissenschaft nicht fördernden Form vorführte. Die Joule'schen Arbeiten waren erwähnt, Mayer nicht. Der Schwabe war in den hohen Berliner wissenschaftlichen Zirkeln, in denen Helmholtz von Potsdam aus damals zu verkehren pflegte, noch nicht bekannt, wohl aber der Engländer. Auf diese Schrift hin, glaubte nun Helmholtz, müsse der Entdecker die Ehre der Entdeckung mit ihm theilen. In einem Königsberger Vortrage von 1854 sagt er, nachdem er Mayer, Colding und Joule auf eine Stufe gestellt hat: „Ich selbst hatte, ohne von Mayer und Colding etwas zu wissen und mit Joule's Versuchen erst am Ende meiner Arbeit bekannt geworden, denselben Weg betreten." (Helmholtz, Populäre wissenschaftliche Vorträge, S. 113.) Der Vortrag entwickelt dann im weiteren Verlaufe alle Konsequenzen, welche Mayer gezogen hatte, Mayer's Name aber findet nur ganz beiläufig bei einem Nebenpunkte Erwähnung. Das Weitere besorgten dann Andere und priesen Helmholtz als einen, der an der Entdeckung Antheil habe. Ja auf der Naturforscherversammlung zu Innsbruck wußte man darüber der Höflichkeit Mayer's selbst ein Zeugniß abzulocken. Und sogar 1877, nachdem die Verhältnisse allmählich aufgeklärt worden waren, erhob Helmholtz („Das Denken in der Medizin"), wenn auch schüchtern, noch einmal denselben Anspruch, so daß Mayer sich genöthigt sah, ihn nun zurückzuweisen, freilich in jener zarten Art, die von Manchem nicht verstanden, wohl gar für das Gegentheil gehalten oder zu bestimmten Zwecken absichtlich dazu umgedeutet wurde.

Die Taktik des völligen und, als dies nicht mehr anging, des halben Ignorirens, wie sie von Helmholtz in dem erwähnten Vortrage geübt worden war, blieb auch später noch lange Zeit bei den Männern vom Fach an der Tagesordnung. Man wußte so wenig von Mayer, daß die Augsburger Allgemeine Zeitung ihn ruhig im Irrenhause sterben lassen konnte und einige Jahre später, als er derselben Zeitung zum Trotz noch lebte, ihn auch ganz kaltblütig ohne ein Wort der Trauer wieder lebendig sein ließ; so wenig, daß Poggendorff, Professor der Physik in Berlin und Herausgeber der „Annalen der Physik", der schon an der ersten Arbeit Mayer's einen so rühmlichen Antheil gehabt hatte, in seinem Biographisch-literarischen Handwörterbuche zur Geschichte der exakten Wissenschaften, gestützt auf die Unfehlbarkeit der „Allgemeinen", die

kurze, aber inhaltschwere Mittheilung machen konnte: „Soll vor 1858 im Irrenhause gestorben sein. Augsburger Allgemeine Zeitung", um sie am Schlusse des Bandes ebenso kurz und geistvoll zu berichtigen: „Ist nicht 1858 im Irrenhause gestorben, sondern (1862) noch am Leben"; daß endlich selbst in Konversationslexizis Mayer's Wahnsinn und Tod eine ausgemachte Sache wurde.

Wie beleidigend die Insulte, selbst öffentlich, gegen Mayer ausfallen durften, davon hat der bekannte Karl Vogt in der Kölnischen Zeitung vom 22. September 1869 eine beschämende Probe gegeben. Er macht es dort den Geschäftsführern auf der Innsbrucker Naturforscherversammlung zum Vorwurf, daß sie Mayer zu einem Vortrage eingeladen hätten; was er vorgebracht, sei derartig gewesen, daß man sich staunend angesehen habe. Das Unglück freilich, das Mayer begegnet sei, mache das erklärlich: sein Geist sei eben umnachtet. Liest man den Vortrag, so wird man allerdings von gewaltigem Staunen ergriffen, aber nicht über Mayer's Unlogik, sondern über den Mangel an Logik bei den Staunenden. Niemand trat gegen diese Abscheulichkeit auf; ganz natürlich, denn Vogt sagte nur nach, was man auf der Versammlung kolportirt hatte; er selbst verstand ja von der Sache gar nichts. Der Artikel der Kölnischen Zeitung aber bildete nun das Beweisstück für den Wahnsinn, und sprach man in gelehrten Kreisen damals von Mayer, so sprach man nur von dem „wahnsinnigen Mayer" — selbstverständlich nicht ohne Beileidsbezeigungen.

Mit der Andichtung des Wahnsinns aber ging die wissenschaftliche Verkleinerung und Verleumdung Hand in Hand. Sie ging aus von Engländern und fand dann in Deutschland geflissentliche und ungehinderte Verbreitung. Stewart, W. Thomson und Tait waren in diesem Handwerk die Leistungsfähigsten. Obenan steht Tait. Noch vor etwa zwei Jahren hat er ein Pamphlet (Tait, Vorlesungen) gegen Mayer geschleudert, das niederträchtig sein würde, wenn es nicht lächerlich wäre, und es fand sich auch ein Landsmann Mayer's, der dem deutschen Publikum diese englische Delikatesse serviren zu müssen glaubte. Als Mayer gestorben war, und sein Name in den Zeitungen genannt wurde, hallte das Echo der Verkleinerung selbst in der „Illustrirten Zeitung" und in „Ueber Land und Meer" wieder, und Freund Rümelin, in dessen Shakespearestudien doch wahrlich von Physik nichts zu finden ist, wollte in der Allgemeinen Zeitung ganz freundschaftlich das Räthsel lösen, wie Mayer „ohne eigentliche Fachgelehrsamkeit zu Einblicken in den Zusammenhang der elementaren Naturkräfte gelangt sei".

Die Engländer und ihre Nachbeter wollen absolut nicht erkennen können, daß Mayer seine Rechnung auf Experimente gestützt habe. Sie reden stets von einer Hypothese und glücklichen Vorwegnahme Mayer's, die Joule erst

bewiesen habe. Selbst Tyndall, der gegen Mayer stets gerecht zu sein sich bestrebt, redet von Ahnungen, die Mayer gehabt habe. Auch rechnen sie es Mayer als Vergehen an, daß er unschuldig war an dem, was man heute ganz speziell „Mechanische Wärmetheorie“ nennt, und was doch weiter nichts ist, als die Verbrämung Mayer'scher Gedanken mit bereits vorhandenen mathematischen Rechnungen —, daß er sogar die ruhende Wärme nicht einmal als Molekülstöße anerkennen wollte. Und doch ist einzig und allein dort, wo man sich auf den Boden der Mayer'schen Vorstellungen stellte, nämlich von Dühring (Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie) etwas Fundamentales entdeckt worden, während der ganze Formelkram der Wärmetheoretiker unfruchtbar geblieben ist.

Mayer veröffentlichte — dies sei zum Schlusse noch einmal hervorgehoben — die Aequivalentzahl anderthalb Jahre vor Joule, und seine theoretische und experimentelle Beweisführung ist die subtilere; er war es, der den Satz aussprach, daß die Kräfte unvergänglich seien, wie die Materie, er allein zog für die Physiologie, die Pathologie und die kosmische Physik die Konsequenzen aus der neuen Entdeckung. Joule — und außer Joule kann hier Niemand in Frage kommen — war für das erste, die Aequivalentzahl, ein Nachentdecker, und seine zahlreichen und exakten Experimente lieferten neue Bestätigungen für das bereits vorhandene Gesetz. Aber diese hatten nur noch einen sekundären Werth, nachdem die Aequivalentzahl einmal aus dem Verhalten der Gase gefunden war, gleichwie das Newton'sche Gravitationsgesetz auch dann bereits als allgemein giltig angenommen werden durfte und auch thatsächlich angenommen wurde, als es blos an dem Verhalten des Mondes bewiesen war. Robert Mayer ist — so eifrig man auch bemüht gewesen ist, ihm diese Ehre streitig zu machen — der erste Entdecker jenes großen Gesetzes, und sein Ruhm wird wachsen, je mehr man seine Ideen wird benutzen lernen.

Die Manchesterdoktrin und die Papiermühlen.

Ein vielsagendes Beispiel der Wirkungen, welche die Theorieen vom absoluten Freihandel auf unsere Industrie geübt haben, ist die Lage, in welche die deutschen Papierproduzenten durch die auf jene Theorieen gegründeten Gesetze des Jahres 1873 versetzt worden sind. Seit dem Entstehen des Zollvereins und dem Uebergang der Papierfabrikanten vom Handbetriebe zum Maschinenbetriebe haben sich die Ziffern der Ausfuhr von Papier und Papierfabrikaten um das vierzigfache vergrößert. In den Jahren 1836 bis 1839 betrug die-

selbe durchschnittlich 16138, im Jahre 1877 aber 699000 Zentner, und die gesammte Mehrausfuhr der genannten Produkte belief sich in der Zeit von 1836 bis 1877 auf 5879995 Zentner. Bedenkt man, daß ein Zentner hier im Durchschnitt 36 Mark kostet, so wird man zugeben, daß die Arbeit unserer Papiermühlen bedeutend zur Steigerung des Nationalwohlstandes beigetragen hat, und betrachtet man jenes Steigen der Ausfuhr, so wird man ferner zugestehen müssen, daß die Erzeugnisse jener Arbeit sich auch im Auslande Anerkennung und Ansehen in reichem Maße erworben haben.

Leider ist aber, so klagt eine uns vorliegende Denkschrift,*) der Bestand dieses alten vaterländischen Gewerbes durch die Gesetzgebung der letzten Jahre erheblich erschüttert worden. Nachdem schon früher der Ausfuhrzoll auf Lumpen ermäßigt worden war, wurde 1873 die gänzliche Beseitigung desselben vom Reichstage beschlossen und von der Regierung genehmigt. Bereits vor jener Ermäßigung machten einsichtige Unternehmer auf die Gefahren aufmerksam, welche mit der Maßregel verbunden waren. „Allein unsere Politiker waren von den Ideen des Manchesterthums erfüllt und haben den Rath erfahrener Praktiker nicht beachten wollen: Auch 1870 und 1873 hat es nicht an Warnungen gefehlt, aber die Lehren des Freihandelssystems waren so in Mode, daß es vergeblich war, dagegen anzukämpfen.“ Jetzt aber spricht die Erfahrung gegen sie; denn von den Voraussetzungen, mit denen die Doktrinäre der Manchesterschule die Aufhebung des Ausgangszolles auf Lumpen in jener Zeit empfahlen, ist auch nicht eine in Erfüllung gegangen.

Man behauptete damals unter Anderem, die Ausfuhr der Lumpen aus Deutschland sei geringfügig, und der Lumpenmarkt England's sei überfüllt, sodaß an eine Steigerung unseres Exports nicht zu denken sei. Nun aber wurden im Jahre 1873 nur 73200, im Jahre 1874 dagegen schon 289835 Zentner Lumpen ausgeführt, und seitdem ist diese Ausfuhr stetig gewachsen, sodaß sie sich 1877 auf 560000 Zentner belief, womit sie die Einfuhr jenes Artikels bereits überflügelt hat.

Die Weisheit der Freihändler von der manchesternen Spezies wollte damals ferner wissen, unsere Papierindustrie sei nicht im Stande, das in Deutschland vorhandene Lumpenmaterial selbst zu konsumiren, und so müsse das letztere ausgeführt werden. Auch diese Behauptung wird durch die unserer Denkschrift beigegebenen Tabellen gründlich widerlegt; denn wir ersehen aus denselben,

*) Dieselbe hat den Titel: „Denkschrift betreffend die Wiederherstellung eines Ausgangszolls auf Lumpen und die Einführung rationeller Eingangszölle auf Papier und Papierfabrikate“, ist vom Vorstande des Vereins deutscher Papierfabrikanten ausgegangen und wendet sich mit ihren Vorstellungen und Klagen an die Reichsregierung.

daß das bei uns vorhandene Lumpenmaterial zur Befriedigung der Nachfrage unserer Papiermüller nicht genügt hat, sodaß sie genöthigt waren, eine sehr erhebliche Menge von Lumpen (in den letzten beiden Jahren zusammen weit über eine Million Zentner) von auswärts zu beziehen.

Ebensoviel werth war es, wenn die Freihändler ihr Verlangen nach Aufhebung des in Frage stehenden Ausfuhrzolles darauf gründeten, daß derselbe auf die Ansammlung von Lumpen ungünstig wirke. Wenn sie dabei auf Oesterreich hinwiesen, das in dieser Hinsicht hinter anderen Ländern, besonders hinter England, zurückstand, so war die Ursache nicht in dem Zolle, sondern in dem Umstande zu suchen, daß Slaven und Magyaren weniger Wäsche und andere Webstoffe verbrauchen als die Deutschen und die Engländer, und daß der Papierfabrikation der letzteren aus dem Verbrauch ihrer Rhedereien und Fischereien ein sehr erhebliches Material an alten Netzen, Segeln und Tauen zufließt.

Ganz und gar hinfällig war es endlich, wenn die Befürworter der Aufhebung des Lumpenzolles meinten, die Erfahrung lehre, daß die bestmögliche Verwerthung verbrauchter Webstoffe außerordentlich günstig auf die sittliche Hebung der unteren Volksklassen einwirke, indem sie dadurch zur Sparsamkeit angehalten würden. Kein Mensch ist von der hier prophezeiten Folge jener Maßregel irgend etwas gewahr geworden.

Als die Papierfabrikanten damals baten, man möge mit der Beseitigung des Lumpenzolles wenigstens so lange warten, bis Oesterreich und Rußland ihre Gesetzgebung in gleicher Weise änderten, antwortete man ihnen von den Bänken der Manchesterpartei patzig: „Diese Ritter des Gegenseitigkeitsprinzips verlangen, daß wir hier stillsitzen und in dieser Frage nicht debattiren, bis Rußland und Oesterreich die Lumpenausfuhrzölle aufgehoben haben, und Amerika sich entschlossen hat, den Eingangszoll auf Papier zu ermäßigen. Eine solche Zumuthung verdiente, wenn es nicht des Hauses unwürdig wäre, derartig zu beschließen, eine scharfe Zurechtweisung.“ Nun, glücklicherweise hat sich die Reichsregierung wiederholt zu dem hier so barsch verurtheilten Prinzipe bekannt, es bildet einen der Grundzüge des Schreibens unseres Kanzlers vom 15. Dezember, und man darf annehmen, daß die Mehrheit des deutschen Volkes, soweit es über unsere Erfahrungen in den letzten Jahren nachdenkt, die Ueberzeugung gewonnen hat, daß wir in Zollfragen ohne das Prinzip der Gegenseitigkeit unbedingt zu kurz kommen müssen.

Die Wissenschaft hat sich bemüht, der Papierfabrikation Surrogate für die Hadern zu verschaffen, und sie hat dabei Erfolg gehabt, aber keinen vollständigen Ersatz liefern können. Namentlich ist es ihr bisher nicht gelungen, die leinenen Lumpen, ohne welche sich die besseren Papiersorten nicht herstellen

lassen, durch einen anderen Stoff entbehrlich zu machen. Nun besitzt aber gerade Deutschland den Vorzug, daß seine Bevölkerung vorzugsweise leinene Unterkleider trägt, und ein Land, welches das Glück hat, ein so werthvolles Rohmaterial zu haben, sollte dasselbe festhalten und es daheim zur Herstellung feiner Industrieerzeugnisse verwenden. So gebietet eine gesunde Handelspolitik. Die Doktrin des Manchesterthums aber hat, wie in Betreff anderer Dinge, so auch in Bezug auf diese Frage zu Gunsten England's erfunden, das Gegentheil herbeigeführt, und die unheilvollen Folgen sind nicht ausgeblieben. „Zwar haben die Engländer," so bemerkt unsere Denkschrift, „in ihrer kolossalen Baumwollenindustrie und ihrer umfassenden Fischerei, Rhederei und Marine ergiebige und regelmäßige Bezugsquellen für den Bedarf der Papierfabrikation, aber denselben fehlten bis 1873 die leinenen Hadern, und weil fast alle Länder sich durch Ausfuhrzölle geschützt haben, so war es vom größten Vortheil für England, als seinen Händlern in jenem Jahre der deutsche Markt für ihre Ankäufe geöffnet wurde. Die Krisis, welche seit 1874 auf dem Gebiete unserer Papiermühlen herrscht, ist dadurch wesentlich gesteigert worden. Der Betrieb dieser Etablissements hat aufgehört, rentabel zu sein, und viele Fabriken haben ihn deshalb einstellen müssen. Andere beschränken sich, da die feineren Hadern in's Ausland gehen, auf die Herstellung von geringeren Papiersorten. Die besseren werden jetzt vielfach jenseits unserer Grenzen gemacht, erfahrungsmäßig aber geht jede Produktion zurück, welche genöthigt wird, die Anfertigung der werthvolleren Stoffe Fremden zu überlassen."

Einzelne Lumpengroßhändler, die aus der Aufhebung des Zolles Nutzen gezogen haben, sollen gegen die Wiedereinführung desselben eingewendet haben, daß dadurch ihr Gewinn geschmälert werde. Wir meinen mit unserer Denkschrift, daß dieses verhältnißmäßig nicht bedeutende Interesse gegenüber den Rücksichten, welche die deutschen Papiermühlen mit ihren Massen von Arbeitern und den in ihnen angelegten auf mindestens 250 Millionen Mark zu veranschlagenden Kapitalien beanspruchen dürfen, kaum in Frage kommt. Auf keinen Fall werden die Lumpensammler in ihrem Gewinne beeinträchtigt werden; denn da bisher die Einfuhr von Hadern immer noch größer gewesen ist als die Ausfuhr (nur das Jahr 1877 machte eine Ausnahme), so muß die Nachfrage nach den im Lande vorhandenen Hadern größer als das Angebot, und somit den Sammlern die Abnahme ihrer Vorräthe gesichert sein.

Der Einwand ferner, daß die Beseitigung des Ausgangszolles auf Lumpen den Preis der letzteren nicht beeinflußt habe, ist unbegründet. Die Preise für die besseren Sorten, die vorzüglich exportfähig sind, stiegen 1873 sehr beträchtlich, und noch jetzt, wo sie unter dem Druck der Gewerbekrisis gefallen sind, stehen sie noch höher als 1872, während die Papierpreise bedeutend unter den

Stand gesunken sind, den sie in letzterem Jahre hatten. Sodann aber liegt noch auf der Hand, daß man unmöglich Gesetze machen kann, die sich auf vorübergehende Konjunkturen stützen, und wenn unter dem Einfluß der überall hervortretenden industriellen Nothstände der Preis der Lumpen keine solche Steigerung erfahren hat, wie man nach Aufhebung des Ausgangszolles befürchten mußte, so ist mit Nichten daraus zu folgern, was die Freihändler daraus herleiten möchten. „Augenblicklich wird," so bemerkt unsere Denkschrift mit Recht, „in England und Amerika infolge der schlechteren Konjunkturen weniger konsumirt als früher. Sollten sich die Verhältnisse dort bessern und von dort größere Nachfrage eintreten, so würden die Lumpen aller Wahrscheinlichkeit nach erheblich im Preise steigen, unabhängig davon, ob hier in Deutschland die Verhältnisse sich gebessert haben, und unsere Fabrikanten für ihr Papier höhere Preise erzielen können oder nicht. Daß hierin eine große Gefahr für diesen wichtigen Industriezweig liegt, wird kein Unbefangener bestreiten wollen."

Die Schweiz belegt den metrischen Zentner bei der Hadernausfuhr mit 3,20, Rußland belegt ihn mit 5,60, Italien mit 6,40, Oesterreich-Ungarn mit 8, Dänemark mit 8,80, Portugal mit 9,80, Frankreich mit 9,90, Spanien mit 16,40 Mark. Der Reichskanzler hat wiederholt seinen Entschluß kund gegeben, Angesichts der hohen Schutzzölle Amerika's, Rußland's, Frankreich's und Oesterreich's auch der deutschen Arbeit einen angemessenen Schutz zu verschaffen, der so lange zu dauern hätte, als dort keine Herabsetzung zu erlangen wäre. Er hat sich erst vor Kurzem noch sehr entschieden dahin geäußert. Hier, auf dem Gebiete der Papiererzeugung, liegt ein Fall vor, wo Hilfe dringend noth thut, und da durch Wiedereinführung des Ausfuhrzolles auf Lumpen niemand erheblich geschädigt werden, die Papierindustrie aber an Sicherheit gewinnen und einen neuen Aufschwung nehmen würde, so steht zu hoffen, daß der Bundesrath die Bitte und Beschwerde, die unsere Denkschrift vorträgt, berücksichtigen und die Wiedereinführung eines Ausgangszolles auf Lumpen (ob in der Höhe von 4 Mark für 50 Kilo, wie die Bittsteller wollen, bleibe dahingestellt) möglichst bald beim Reichstage vorschlagen werde.

Der Bundesrath hat ferner die Beschwerden der deutschen Industrie theilweise als gerechtfertigt anerkannt und deshalb hinsichtlich der Gewerbszweige, welche von Aenderungen in der Zollgesetzgebung betroffen worden sind, Erkundigungen und Untersuchungen angeordnet. Das Ergebniß derselben ist, nach gewissen Mittheilungen in der Presse, von der Art, daß eine Erhöhung der bisherigen Zolltarifsätze für die fremdländischen Erzeugnisse dieser Industriezweige wenigstens für eine bestimmte Zeit, d. h. bis anderwärts der Schutz sich vertragsmäßig vermindert, erwartet werden darf. Auch die Papiererzeugung zählt zu den Gewerbszweigen, welche durch die in den letzten Jahren beliebten Ver-

änderungen der Tarifgesetzgebung besonders geschädigt worden sind, und obwohl für sie nicht wie für die Eisen-, Baumwollen- und Leinenindustrie eine Enquete angeordnet worden ist, so darf man nach dem Schreiben des Reichskanzlers vom 15. Dezember wohl glauben, daß bei der bevorstehenden allgemeinen Revision des Tarifs auch die Eingangszölle von Papier und Papierfabrikaten den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechend bis auf Weiteres erhöht werden dürften.

In Oesterreich-Ungarn erfreut sich die Papiererzeugung hoher Blüthe. Der bei Weitem größere Theil der nach dem deutschen Reiche kommenden Papiere stammt von dort. Trotzdem hat die dortige Regierung in dem neuen österreichisch-ungarischen autonomen Tarife nicht blos die hohen Zölle des bisherigen Konventionaltarifs beibehalten, sondern auch einige bis jetzt zollfreie Papiere und Papierfabrikate mit Zöllen belegt und überdies die Entrichtung der Zölle in Gold verfügt, was bei dem jetzigen Stande der Valuta einer Erhöhung derselben um 15 bis 17 Prozent gleichkommt.

Der deutschen Industrie ist der Wettbewerb mit der österreichischen insofern erschwert, als letztere durch mancherlei natürliche Vortheile, z. B. zahlreiche bedeutende Wasserkräfte, die der norddeutschen Ebene mangeln, dann durch die Valuta, die als Ausfuhrprämie wirkt, endlich aber dadurch unterstützt wird, daß in vielen Landestheilen des Kaiserstaates der Arbeiter sich mit einem Lohne begnügen kann, mit welchem der Arbeiter bei uns nicht zu bestehen vermöchte. Unter solchen Umständen ist es gewiß nicht zu viel verlangt, wenn man den Wunsch ausspricht, die deutsche Regierung möge der vaterländischen Papierfabrikation durch Abänderung der sie betreffenden Zollgesetzgebung zu einer Stellung verhelfen, wo sie auf dem heimischen und dem auswärtigen Markte Licht und Schatten gleichvertheilt sieht. „Will man die deutschen Unternehmer nicht zwingen, die Arbeitslöhne auf das Niveau der böhmischen und österreichischen herunterzudrücken, so wird," wie unsere Denkschrift meint, „die Reichsregierung sich entschließen müssen, dem deutschen Unternehmer für einzelne Positionen eine Erhöhung über das Maß des österreichisch-ungarischen antonomen Tarifs hinaus zuzugestehen — eine Erhöhung, die namentlich bei solchen Waaren eintreten muß, welche vorzugsweise von den österreichischen Industriellen nach Deutschland eingeführt werden."

Früher waren einzelne Papierfabrikanten der Ansicht, daß die Wiederherstellung des Ausfuhrzolles auf Hadern genügen werde, um die deutsche Papierfabrikation auf ihrer bisherigen Höhe zu erhalten und vor der unberechtigten Konkurrenz des Auslandes zu sichern. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben aber, wie die Verfasser der vorliegenden Denkschrift meinen, bewiesen, daß dies nicht der Fall ist.

Wir hören den Einwand gegen diese Darstellung der Sache: Ja, aber man muß nach dem Obigen doch zugeben, daß der Export deutscher Papiere und Papierfabrikate mit jedem Jahre zugenommen und sich auch nach 1873 bedeutend gesteigert hat. Möge darauf die Denkschrift selbst antworten. Zugestanden, sagt sie, aber „man darf sich dadurch nicht blenden lassen. Seit Jahren ist die Papierfabrikation bei uns unrentabel gewesen, und die Unternehmer waren, wenn sie ihr Anlagekapital nur einigermaßen verzinst haben wollten, genöthigt, mit Hilfe der Surrogate ihre Fabrikation auszudehnen, um dadurch an Generalkosten zu sparen. Die dadurch entstandene Ueberproduktion mußten sie ohne Gewinn, vielleicht sogar mit Verlust im Auslande absetzen. Schon aber treten bedenkliche Symptome hervor, unter Anderm die Mehreinfuhr von Lumpen und der Rückgang in der Fabrikation der besseren Papiersorten."

Die vergleichende Untersuchung des Papiers der verschiedenen Länder auf der letzten Weltausstellung hat den Rückgang der deutschen Papierfabrikation in der Qualität erwiesen. ♣

Die Veränderungen im technischen Unterrichtswesen Preußen's.

Auf wirthschaftlichem Gebiete hat unser Vaterland im letzten Jahrzehnt bittere Erfahrungen machen müssen. Zum Glück haben sie in mehrfacher Beziehung zur heilsamen Selbsterkenntniß geführt und — auf den Weg zur Besserung wenigstens auf zwei Gebieten, dem der Zollpolitik und des technischen Unterrichtswesens. Daß der Mangel einer tüchtigen gewerblichen Fachbildung eine der Hauptursachen des Rückganges im deutschen Gewerbe und Handwerk sei, diese Erkenntniß hat sich seit etwa zwei Jahren sowohl in der Regierung wie in Abgeordnetenkreisen allmählich Bahn gebrochen. Die preußische Regierung hatte seit den fünfziger Jahren mit ihren Gewerbeschulen viel experimentirt, aber zu durchgreifenden Reformen hatte sie es nicht bringen können. So kam es, daß Preußen in dieser Beziehung hinter anderen deutschen Staaten (z. B. Württemberg und Sachsen) und hinter Oesterreich, namentlich aber hinter Frankreich, das in dieser Beziehung stets den ersten Rang einnahm, bedeutend zurückgeblieben war. In dieser Ueberzeugung sandte man die

Geheimräthe Dr. Wehrenpfennig und Lüders nach Frankreich zum Studium der dortigen technischen Schulen. Nach ihrer Rückkehr berief man eine Kommission von Sachverständigen, Großindustrielle und Lehrer an technischen Anstalten, in's Handelsministerium und legte dieser die beabsichtigten Veränderungen in ihren Hauptzügen vor. Der Kernpunkt der Reform sollte in einer Trennung der Gewerbeschule bestehen: in solche Anstalten, die für den höheren technischen Beruf, für die technische Hochschule, vorbereiten, und solche, die direkt in die Praxis eines Faches einführen. Der Plan wurde einstimmig gebilligt.

Als das Abgeordnetenhaus zusammentrat, legte die Regierung eine umfassende Denkschrift über diese Materie vor, um die beabsichtigten Reformen zu motiviren. Die Denkschrift umfaßte mehr, als die Berathung der Sachverständigen im Handelsministerium; sie faßte nicht nur den mittleren technischen Unterricht in's Auge, sondern auch den höheren und namentlich den niederen, der ganz besonders daniederliegt oder vielmehr gar nicht vorhanden ist. Werkmeisterschulen, Musterwerkstätten, Lehrlingsanstalten — das sind die Losungsworte aufstrebender Industriestaaten. Ob diese Einrichtungen nun aus der Initiative der Großindustrie, der Kommune oder des Staates hervorgehen, ist für das Ziel gleich, wenn schon die beiden ersten die geeigneteren sein dürften. Auf jeden Fall wird die neue Schöpfung langsam vor sich gehen. In der gegenwärtigen Session wird vielleicht mehr das höhere und mittlere Unterrichtswesen in Frage kommen.

Die Regierung will die verschiedenen technischen Akademieen Berlin's verschmelzen zu einer „Technischen Hochschule“, die ähnlich organisirt werden soll, wie die Universitäten, und für Deutschland etwa das sein würde, was für Frankreich die Pariser polytechnische Schule ist. Zugang zu dieser Hochschule sollen alle Abiturienten der Gymnasien, Realschulen und Gewerbeschulen mit neunjährigem Kursus haben. Diesem Beschlusse der Sachverständigen-Kommission gegenüber wandte sich der Berliner Architektenverein, der größtentheils aus Baubeamten der Regierung besteht, an den Handelsminister mit der Bitte, nur Gymnasialabiturienten den Besuch der Hochschule zu gestatten, indem sie ausführten, daß es eine Herabwürdigung ihres Standes bedeuten würde, wenn Techniker ohne klassische Bildung in den Staatsdienst treten könnten. Der Minister entschied, ohne diese Petition zu berücksichtigen, im Sinne der Sachverständigen-Kommission, daß auch die Gewerbeschulen mit neunjährigem Kursus und zwei fremden Sprachen (Englisch und Französisch) Zutritt zu den technischen Staatsämtern haben sollten. Darauf wandte sich der Architektenverein an das Abgeordnetenhaus mit der gleichen Bitte; der Verein Großindustrieller des Rheinlandes aber versäumte nicht, das Abgeordnetenhaus um einen Entscheid im Sinne der Regierung zu ersuchen, indem er nicht ohne Ironie dem

Architekten-Verein gegenüber ausführte, daß bereits auf der Universität das Studium der Mathematik und Naturwissenschaft ohne eigentliche klassische Bildung betrieben werden könne.

Wir können uns trotzdem für den Vorschlag der Regierung, daß die Abiturienten der Gymnasien und Gewerbeschulen in gleicher Weise Zutritt zur technischen Hochschule haben sollen, nicht begeistern. Die sachliche Vorbildung wird dadurch viel zu verschiedenartig, als daß sie für den Unterricht gedeihlich sein könnte. Die Erfahrungen, die man in dieser Beziehung an den polytechnischen Schulen gemacht hat, sollten hier zur Lehre dienen. Der Unterricht ist genöthigt, auf diejenigen, welche mit dem geringsten Fonds von Vorkenntnissen eintreten, Rücksicht zu nehmen, und vernachlässigt dabei die andern. Diese finden es der Mühe nicht werth, den Unterricht zu benutzen, verfehlen den Zeitpunkt, wo dasjenige kommt, was ihren Kenntnissen angemessen ist, und bleiben so zurück. Das ist die Erfahrung an Polytechniken mit ungefähr gleicher Anzahl Gymnasial- und Realschul-Abiturienten. An den Universitäten ist es ähnlich; nur werden dort die Erfahrungen falsch gedeutet. Man würde an der polytechnischen Hochschule diesen Gefahren aus dem Wege gehen, wenn die Gymnasial-Abiturienten einem Nachexamen unterworfen würden oder, wenn dies nicht beliebt würde, an der technischen Hochschule Alle erst ein Aufnahme-Examen zu machen hätten. Uns erscheint der letztere Ausweg des allgemeinen Aufnahmeexamens als der beste.

Wegen der Theilung, die das preußische Handelsministerium erfahren hat, und weil die Verwaltung der Gewerbeschulen eine ungemein zersplitterte ist, ist es ferner nöthig geworden, das technische Schulwesen dem Kultusministerium unterzuordnen. Man hatte im Abgeordnetenhause große Bedenken dagegen, und mit Recht. Man fürchtete, daß in dieser Verwaltung die Fachbildung noch mehr, als es bei uns in Deutschland ohnehin schon der Fall ist, erdrückt werden würde. Der Abgeordnete Miquel hat nun in der Budgetkommission einen glücklichen Ausweg gefunden, um dieser Gefahr zu entgehen. Er stellte den Antrag: „Die Staatsregierung aufzufordern, bei Ueberweisung der technischen Unterrichtsanstalten an das Unterrichtsministerium eine ständige Kommission, in welcher außer den Ministerien der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten für Handel und Gewerbe und für öffentliche Arbeiten sachkundige Mitglieder aus dem Gewerbe- und Handwerkerstande vertreten sind, einzusetzen und dieselbe bei der weiteren Entwickelung des technischen Schulwesens und bei wichtigen Fragen der Verwaltung derselben gutachtlich zu hören." Der Antrag fand die Zustimmung der Regierungskommission und wird sicherlich angenommen werden. Auch gegen den weiteren Antrag des Abgeordneten Cohn, die landwirthschaftlichen Schulen gleichfalls dem Unterrichtsminister

zuzutheilen, ist kein Einwand mehr zu erheben. Am weitesten ging Virchow, indem er den Wunsch aussprach, daß für das gesammte Gebiet des Unterrichtswesens eine derartige begutachtende Behörde unter dem Namen „Unterrichtsrath" geschaffen werden solle. Sein dahin zielender Antrag fand ebenfalls Annahme, aber nicht die Billigung der Regierungsvertreter, und wird, da eine so allgemeine Organisationsfrage nicht unbedingt vorliegt, im Plenum höchstens als schätzbares Material für das kommende Unterrichtsgesetz der Regierung überwiesen werden. Welchen segensreichen Einfluß aber derartige Sachverständigen-Kommissionen haben können und wie mildernd sie auf die Bureaukratie einwirken können, hat die Erfahrung im Justizministerium und vor allen Dingen im landwirthschaftlichen Ministerium gezeigt, wo bereits solche Einrichtungen für Veterinär- und Mooranlegenheiten bestehen. Auch der Unterrichtsminister hat sich schon häufig der Gutachten von Sachverständigen bedient und wird dem weitestgehenden Antrage nicht gar zu abhold sein.

So weit sind die Angelegenheiten gegenwärtig vorgeschritten. Unmittelbar nach den Ferien sollen sie vor das Plenum des Abgeordnetenhauses gelangen. Hoffen wir, daß die wichtigen und folgenschweren Entschließungen desselben dem Lande zum Heile gereichen werden.

Leipzig, 27. Dezember 1878. N.

Literatur.

Gesetz und Budget. Konstitutionelle Streitfragen aus der preußischen Ministerkrisis von 1878. Berlin, Julius Springer, 1879.

In der Hauptsache eine Gelegenheitsschrift. Wie bekannt, verlangte das preußische Ministerium vor einiger Zeit vom Abgeordnetenhause das Gehalt für einen neuzuschaffenden Eisenbahn-Minister, dann Trennung der Zentralverwaltung der Domänen und Forsten vom Finanzministerium, endlich das Gehalt für einen etwa zu ernennenden Vizepräsidenten des Staatsministeriums. Die letzte dieser drei Forderungen wurde bewilligt, die beiden anderen lehnte man ab, und zwar vorzüglich deshalb, weil man annahm, die Verfassung des Staatsministeriums sei eine durch Gesetz geordnete, und bei einer Veränderung in den Ressorts der Ministerien müßten die einzelnen Gesetzbestimmungen, die einem Ministerdepartement gewisse Befugnisse zusprächen, geändert werden. Gneist leugnete die Begründung dieser Einrede, indem er namentlich aus dem

Artikel der Verfassung, nach welcher der König die Minister ernennt, nachzuweisen versuchte, die Abgeordneten könnten aus dem Budgetrechte die Befugniß, Ministergehalte zu bewilligen oder zu versagen, nicht herleiten. Eine gesetzliche Organisation der Verfassung des Staatsministeriums existirte also nach Gneist nicht und war nach ihm auch nicht zu wünschen. Die Versammlung eignete sich diesen Gedankengang nicht an, und die Vertreter der Regierung fügten sich.

In der vorliegenden Schrift führt Gneist die damals von ihm vertretenen Ansichten weiter aus; und mögen seine Beweise nach der formalen Seite hin anfechtbar sein, so muß zugegeben werden, daß er vom Standpunkte des Politikers sehr beachtenswerthe Wahrheiten vorträgt. Die Frage, die er bespricht, ist natürlich durch den Ausgang jener Kammerverhandlung nicht für immer entschieden, sie wird über kurz oder lang wieder diskutirt werden, da sie sich um das Machtverhältniß der obersten Faktoren des Staates dreht, und da sie sich nicht mit Anwendung formaler Regeln lösen läßt. Der Aberglaube, daß Letzteres bei allen Verfassungsfragen möglich, gehört, wie der Verfasser unserer Schrift mit vollem Rechte behauptet, zu den Mängeln unseres Konstitutionalismus und spielt bei der Behandlung der meisten Aufgaben unseres parlamentarischen Lebens seine nachtheilige Rolle. Die preußische Verfassung ist in Folge ihrer unnatürlichen Entstehung rein schematischer Natur, enthält in Folge dessen eine große Anzahl unklarer Stellen und ruft hierdurch wieder das stete Bestreben hervor, die Fülle und Mannichfaltigkeit des nationalen Lebens in ein todtes Buchstabenrecht hineinzubannen. Andererseits aber fehlt unsern Anforderungen an die politische Rednerbühne und die Presse der Ernst und die Tiefe, welche allein die starren Formen einer politischen Ordnung mit fruchtbarem Leben zu erfüllen vermögen. Sehr deutlich wird dies, wenn man mit Gneist die Verfassung des deutschen Reiches mit der preußischen zusammenhält. Jene ist zwar noch jung und unvollendet, und sie hat bei ihrer Weiterentwickelung große Schwierigkeiten vor sich. Ihr Grund aber wurde durch Zusammenwirken aller berechtigten Faktoren gelegt, sie knüpft an die Geschichte der Nation an und ist ein natürliches Produkt derselben, welches eine Zukunft hat. Fast das gerade Gegentheil hiervon ist die Verfassung Preußen's. Aus einer Katastrophe hervorgegangen, ist sie mit ihren wesentlichsten Bestimmungen gar nicht auf deutschem Boden gewachsen, sondern ein Abklatsch der belgischen Konstitution, die einem Geiste und Verhältnissen das Leben verdankt, welche zu dem Gott Lob noch immer sehr kräftigen Walten der monarchischen Idee in preußischen Landen äußerst wenig stimmen. Und wenn diese in ihren Hauptzügen von auswärts hergeholte staatliche Ordnung nur auf der Seite der Volksvertretung die rechte Behandlung erführe! So aber begegnet man hier nur zu oft Geistern, die in dem bloßen Spiel mit Formen Befriedigung

finden, und noch verhängnißvoller ist Folgendes. Unsere Abgeordneten kommen zu ihrer Arbeit meist mit den Gewohnheiten und Anschauungen von Stadtverordneten oder anderen Trägern des kommunalen Lebens, in welchem jedes Zugeständniß für ein anderes eingetauscht, jede Bewilligung nur bedingt ertheilt zu werden pflegt. Sie bringen in ihrer Mehrzahl einen feindseligen Advokatengeist mit, der die Regierung stets mehr oder minder als Gegnerin ansieht und ihr mit Mißtrauen gegenübersteht, und so ist ihre Thätigkeit in erster Linie ein fortwährender Kampf, statt daß sie ein Zusammenwirken mit der Regierung sein sollte, bei dem die eine Seite die andere ergänzte.

Dieses mißtrauische, feindselige Wesen ließ sich entschuldigen, so lange die Verfassung selbst noch in Frage stand, und eine mächtige Partei sie bedrohte. Heute denkt niemand mehr daran, an die Grundlagen derselben die Hand zu legen, und so wäre es Pflicht für Viele, in sich zu gehen, ihre gewohnten Rechtsauffassungen einer Revision zu unterwerfen und sich mit dem wahren politischen Geiste zu durchdringen, der aus der Berücksichtigung des Allgemeinen fließt. Sehr segensreich könnte hier eine tüchtig geleitete, wohlgesinnte Presse wirken. Aber Gneist hat Recht, wenn er dieses Mittel zur Klärung der Ansichten bei uns vermißt und in der Mehrzahl unserer Zeitungen lediglich das Streben, interessant zu sein, und Gefallen an Nichtigkeiten die erste Geige spielen sieht. „Man würde erstaunen," sagt er, „zu bemerken, welche Blätter bevorzugt werden, schlimmsten Falls mit der Entschuldigung, daß die für den Standpunkt des Hausherrn passenden Blätter gar zu trocken und uninteressant für die Familie seien. Das Skandalöse, das Triviale, das Anekdotenhafte hat hier wie im Theater und in der Kunst den entschiedenen Vorzug."

Vortrefflich ist endlich, was unsere Schrift von dem Fraktionstreiben in unseren Parlamenten sagt, von jenem leidigen Cliquenwesen, das keinen selbständigen Geist aufkommen läßt, und von jenen Abmachungen im Kreise der Partei, die den Einzelnen schon gebunden, verpflichtet und festgerannt haben, bevor die Regierung noch Zeit und Gelegenheit gefunden hat, die Gründe, die sie zu ihren Vorlagen bestimmen, und die Ziele, die sie damit verfolgt, anzugeben. Indem wir die Schrift als sehr beherzigenswerth empfehlen, schließen wir mit den Worten des Verfassers:

„Wir gehen einer Zeit entgegen, welche im preußischen Landtage wie im deutschen Reichstage vielleicht wenig zufriedenstellende Resultate, vielmehr zahlreiche Mißstimmungen, Enttäuschungen und höhere Steuern bringen wird. Vielleicht erinnern wir uns dann einmal daran, daß das Mißgeschick im Leben des Einzelnen wie der Völker von der göttlichen Vorsehung dazu bestimmt ist, den Ernst und das Pflichtgefühl zu wecken. Vielleicht wird sich noch die lebende Generation überzeugen, daß es der heutigen Welt etwas zu leicht ge-

macht worden ist mit der Erwerbung sehr zahlreicher und bedeutungsvoller politischer Rechte, und daß der deutsche Staatsbürger allmählich daran denken muß, selbst etwas für den Staat zu thun oder doch wenigstens zu wissen, was im Staate wirklich vorgeht."

Die Succession des Hauses Hannover in England und Leibniz*). Ein Beitrag zur Kritik des Dr. Onno Klopp von Otto Meinardus. Oldenburg, Stalling, 1878.

Das Buch ist im Wesentlichen ein mit guten Gründen unternommener Protest gegen die Art kritischer Geschichtsforschung, die Klopp, der bekannte welfische Historiker, in den Einleitungen zu seiner Ausgabe der Leibniz'schen Werke verübt hat, und mit welcher er zu dem Ergebniß gelangt ist, daß das Haus Hannover nur in Folge einer „merkwürdigen Verschlingung", eines Mißverständnisses oder der falschen Deutung eines Briefs der Kurfürstin Sophie, also wider seinen Willen auf den Thron von Großbritannien gelangt sei. Dem gegenüber versucht der Verfasser unserer Schrift, indem er zuerst die historischen und rechtlichen Grundlagen der hannover'schen Succession in England prüft, dann die politische Stellung und das Verhalten des Hauses Hannover gegenüber dieser Succession in den Jahren 1688 und 1689 betrachtet, darauf die hannover'sche Politik in der Zeit von 1700 und 1701 entwickelt und schließlich Leibniz und die betreffenden Denkschriften in's Auge faßt, die Thatsachen nach ihrer inneren Wahrheit zusammenzustellen, wobei er auf folgendes Resultat kommt. Als nach dem selbstverschuldeten Sturze der Stuarts das Haus Hannover Aussicht gewann, dereinst die englische Königskrone zu erlangen, empfand weder Sophie noch ihr Gatte oder ihr Sohn die Gewissensbedenken, welche Klopp ihnen andichtet; vielmehr verfocht jene Fürstin mit großer Energie die Rechte, die sie durch die Declaration of rights für sich und ihr Haus erlangt hatte. Erst dann, als die politische Lage Hannover's in den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts mehr und mehr zu einer verwickelten sich gestaltete, als die ganze Schwierigkeit und Unsicherheit der englischen Zustände während der Regierung Wilhelm's des Dritten klarer und immer klarer zu Tage trat, nahm das Haus Hannover eine reservirte Stellung ein, ohne deshalb eine gewisse geheime Agitation für seine Rechte aufzugeben. In Folge dessen erhielt die stolze Kurfürstin bei Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, wo der spanische Erbfolgekrieg und der nordische, von denen ganz Europa in Mitleidenschaft gezogen wurde, ihren Anfang nahmen, die glänzende Genugthuung, daß König und Parlament von ihr erbitten mußten, was sie nun mit dem Hinweis auf die Noth Europa's vor der Geschichte und der Nachwelt gewähren konnte: die

*) So und nicht Leibnitz schreibt der Verfasser den Namen durchgehends.

Wiederaufrichtung einer erblichen Monarchie in England und den Beginn stabiler Verhältnisse der europäischen Staaten zu einander.

Geschichte der Eroberung der Krone Großbritannien's von Seiten des Hauses Hannover. Aus Akten und Urkunden des Archivs von Hannover und den Manual-Akten Leibnitz's. Von A. F. H. Schaumann. Hannover, Rümpler. 1878.

Eine Ergänzung der obigen Schrift, welche, auf gründliche Kenntniß der betreffenden Dokumente gebaut (der Staatsrath Schaumann war lange Jahre Vorstand des Archivs in Hannover), in Betreff der Thatsachen ungefähr denselben Eindruck hinterläßt wie jene. Aber das kleine Buch ist nicht blos eine Darstellung der historischen Begebenheit, welche sein Titel bezeichnet, sondern zugleich ein interessanter Beitrag zum Verständniß von Leibniz' Leben und namentlich seiner politischen Thätigkeit. Wir lernen hier durch reiches, bisher ganz unbekanntes Material den großen Philosophen von einer besonderen Seite, als klugen und gewandten Diplomaten kennen.

Die piemontesische Herrschaft auf Sicilien. Von Dr. Karl Querner. Bern, Verlag von B. F. Haller. 1879.

Sicilien ist das kranke Glied am Körper Italien's. Um sich das erklären zu können, muß man seine Geschichte studiren, und das vorliegende Buch behandelt einen in kulturhistorischer Hinsicht ganz besonders interessanten Theil derselben. Es beschäftigt sich nämlich, wie der zu knappe Titel nicht errathen läßt, mit der Zeit, wo die Insel auf Grund der Friedensschlüsse von Utrecht und Rastatt zum ersten Male mit Piemont verbunden wurde, einer Zeit, bedeutungsvoll durch Reformen verschiedenster Art, anziehend durch den gewaltigen Kirchenstreit, der zum Interdikt und andrerseits zur Sequestrirung der Jesuitengüter und zur Verbannung von vierhundert Geistlichen führte, wichtig endlich durch die diplomatischen Verhandlungen, die von den Großmächten wegen des Besitzes von Sicilien oft in leidenschaftlicher Weise geführt wurden. Wie heute das italienische Parlament, so berieth, als die Insel an Piemont abgetreten war, vor hundertundsiebzig Jahren schon Victor Amadeus mit seinem Staatsrath die Hebung des arg verwahrlosten Landes in materieller und geistiger Hinsicht, und war die Periode der Verbindung desselben mit Piemont zu kurz, um dauernde Schöpfungen zu erzeugen, so verhilft sie wenigstens zu Aufklärungen über die jetzige Lage der Insel.

Notiz.

Die „Ostsee-Zeitung“ hat an der Spitze ihrer Ausgabe vom 8. Januar eine Erklärung der Redaktion in Betreff der Anmerkung in Nr. 1, S. 9 der „Grenzboten“ gebracht, in welcher letzteren es hieß:

„Es ist lange ein Geheimniß gewesen, aber jetzt keins mehr, daß der Stettiner Freihandelsverein, der gewissen Herren für ihre schriftstellerischen Leistungen zu Gunsten des Manchesterthums überreichliche Honorare zahlte, sehr wesentliche Zuschüsse aus England erhielt.“

Die Redaktion der „Ostsee-Zeitung“ bemerkt dazu:

„Der Stettiner Freihandelsverein, im Jahre 1846 gegründet, um der differenzialzöllnerischen Richtung der damaligen Vorsteher der Stettiner Kaufmannschaft entgegenzutreten, bestand längstens bis zum Jahre 1851 — in den letzten Jahren, nachdem seine soeben bezeichnete eigentliche Aufgabe erreicht war, nur noch dem Namen nach. Auf Grund der Aussagen der noch lebenden Mitglieder des Vereins halten wir uns zu der Erklärung berechtigt, daß die Behauptung, der Verein habe Zuschüsse aus England erhalten, unwahr ist. Sache der Redaktion der „Grenzboten“ (für welche der Verleger Herr Grunow als „verantwortlich“ zeichnet) wird es sein, sich durch Veröffentlichung der vermeintlichen Beweise für jene Behauptung von dem Vorwurfe der Verleumdung freizuhalten. Die Redaktion der Ostsee-Zeitung. Dr. Wolff.“

Nach dieser Erklärung ist der Herr Dr. Wolff über die Kassenverhältnisse des Stettiner Freihandelsvereins weniger gut unterrichtet als der Schatzmeister dieses Vereins, Konsul Gutike, bei dessen noch lebenden Freunden er sich erkundigen möge. Was er mit der „Verleumdung“ sagen will, verstehen wir nicht. Wenn die englischen Manchestermänner es sich nicht blos Lunge und Druckerschwärze, sondern auch baar Geld kosten lassen, die wahre Wissenschaft zu lehren, so ist das ja sehr edel von ihnen.

Uebrigens bemerken wir Herrn Wolff, daß „die Leitung der Grenzboten“ nicht, wie er so bestimmt behauptet, „von Herrn H. Blum auf Herrn Moritz Busch übergegangen ist“; letzterer hat weder die Redaktion, noch etwas, was man „Leitung“ nennen könnte, übernommen.

☛ Alle für die Grenzboten bestimmten Zuschriften, Manuskripte ꝛc. wolle man in Zukunft an die Verlagsbuchhandlung richten.

(Adresse: Leipzig, Königsstraße 18.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die neue Lage in Frankreich.

Vor einigen Tagen haben die gesetzgebenden Körperschaften in Paris ihre Arbeiten wieder begonnen und zwar unter wesentlich veränderten Verhältnissen. Mit den letzten Senatswahlen ist die französische Republik in ein neues Lebensstadium getreten, in welchem eine ernste Gefährdung derselben durch die monarchischen Parteien nicht mehr möglich ist. Der Bestand der Republik ist jetzt auf so lange gesichert, als die Sieger, die von Jahr zu Jahr stärker geworden sind, sich mit der durch die Umstände gebotenen Mäßigung vor Ueberspannung ihrer Ansprüche und vor Uebereilung bei der Verwirklichung ihrer Ideale hüten. Wenn wir wünschen und im Hinblick auf den Einfluß und das bisherige Verhalten Gambetta's hoffen, daß dies geschehe, so leitet uns dazu nicht sowohl Sympathie mit Frankreich oder Vorliebe für republikanische Einrichtungen als vielmehr unser eignes Interesse, das bei der Beurtheilung ausländischer Ereignisse und Zustände immer das entscheidende sein sollte.

Die neue Lage in Frankreich bedeutet, so lange sie ungestört bleibt, Stärkung der Friedenshoffnungen in Europa. Auch eine gemäßigte republikanische Regierung würde aus leichtbegreiflichen Gründen zu einem Kriege mit Deutschland keinen Verbündeten finden, und ohne Allianz werden die Franzosen uns schwerlich anzugreifen wagen. Auch eine gemäßigte französische Republik muß andererseits eine ähnliche Stellung zu den Ansprüchen des Vatikans auf Nebenregierung neben den staatlichen Gewalten einnehmen, wie das deutsche Reich sie seit dem Beginn des „Kulturkampfs“ einnimmt, und so werden wir die jetzt zur Herrschaft gelangte große Partei in Frankreich, so wenig sie uns auch sonst wohlwollen mag, in dieser Beziehung als stille Alliirte betrachten dürfen Der Papst wird sich im Hinblick hierauf über kurz oder lang zu Zugeständnissen herbeilassen müssen, die uns genügen.

Blicken wir auf die Entwickelung der Dinge zurück, die mit den letzten Senatswahlen ihren vorläufigen Abschluß gefunden hat, so gewahren wir ein stetiges Anwachsen der republikanischen Kräfte trotz aller Anstrengungen der

Anfangs übermächtigen und noch vor kurzem nicht ohnmächtigen Gegner. Die 1871 „in einer Unglücksstunde gewählte“ Nationalversammlung bestand Anfangs der Mehrzahl ihrer Mitglieder nach aus Monarchisten, die bis 1876, dem Zeitpunkte, wo die neuvereinbarte Verfassung in's Leben trat, nicht aufhörten, gegen die thatsächlich bestehende Regierungsform zu arbeiten, und nur deshalb nicht Erfolg hatten, weil die drei Parteien, in die sie zerfielen, sich in Betreff ihrer verschiedenen Ziele nicht verständigen konnten. Die Wirkung des Aufstandes der Kommunards auf die französische Bevölkerung unterstützte die Bestrebungen der monarchischen Parteien; denn die Thorheiten und Greuel desselben erschienen Vielen nicht als Auswuchs, sondern als nothwendige Folge und als Gipfelpunkt der republikanischen Tendenz. Frankreich wollte vor allem Ordnung und Frieden, und die schienen der Mehrzahl zunächst nur in einer starken Monarchie zu erreichen zu sein. Die „Fusion“ der Legitimisten mit den Orleanisten aber, die dazu verhelfen sollte, zerschlug sich an dem bornirten Starrsinn des Grafen Chambord, der die verhaßte „weiße Fahne“ erhob und damit die politische und kirchliche Reaktion als sein Ziel bezeichnete. Waren dadurch die Aussichten der Monarchisten wesentlich getrübt, so wurde gleichzeitig die republikanische Sache durch die Erfolge gestärkt, auf welche der ihr aufrichtig ergebene Thiers namentlich auf finanziellem Gebiete hinweisen konnte. Ende August 1871 wurde derselbe auf drei Jahre zum Präsidenten der Republik gewählt und die republikanische Staatsverfassung provisorisch angenommen. Wie die Nachwahlen zur Nationalversammlung und die Wahlen zu den Generalräthen der Departements zeigten, nahm von nun an die Hinneigung zur Republik in der Bevölkerung allmählich zu. Die Mehrheit in der Gesetzgebung, darüber erschrocken, beeilte sich, das ihr noch immer verbliebene Uebergewicht nach Möglichkeit auszunutzen, und da Thiers ihr zu Gefallen die Bestrebungen der Ultramontanen begünstigte, erregte er das Mißtrauen der Liberalen, ohne doch, da er die Republik den ihm vorgetragenen Wünschen der Rechten nicht aufopfern wollte, die Neigung der Konservativen zu gewinnen. Wäre er nicht in Folge seines persönlichen Ansehens für die Ordnung der Finanzen des Landes und die damit zusammenhängende baldige Räumung desselben von Seiten der deutschen Okkupationstruppen bis auf weiteres unentbehrlich gewesen, so würde man ihn ohne Verzug gestürzt haben, und als er nach dem Gelingen der betreffenden Anleihen und dem Abzug der Deutschen überflüssig geworden zu sein schien, ging die Rechte sofort daran, ihn zu beseitigen, wobei die Bonapartisten, deren Partei inzwischen an vielen Orten durch Wiederaufleben der Erinnerung an die guten Seiten des Kaiserthums und ebensosehr durch die Manöver der demselben zugethanen Beamten gewachsen war, die Hauptrolle übernahmen.

Am 5. Dezember 1872 wurde auf Vorschlag des Justizministers Dufaure eine Kommission zur Regelung der Beziehungen der Staatsgewalten gewählt, in welcher die Rechte die entschiedene Mehrheit hatte. Am 13. März 1873 nahm die Nationalversammlung den Antrag dieser Kommission, nicht eher auseinanderzugehen, als bis über die Organisation der legislativen und der exekutiven Gewalt und über die Errichtung und die Befugnisse einer ersten Kammer entschieden sei, mit 411 gegen 237 Stimmen an. Am 2. April zwang die Majorität der Versammlung Grévy, ihren republikanisch gesinnten Präsidenten, zur Niederlegung seines Amtes und ersetzte ihn durch Buffet, den Kandidaten der Rechten. Am 24. Mai endlich wurde Thiers, nachdem er die Erklärung abgegeben, die Monarchie sei vorläufig eine Unmöglichkeit, die Republik eine Nothwendigkeit, durch ein Mißtrauensvotum zum Rücktritt genöthigt und der Marschall Mac Mahon zum Präsidenten gewählt. Derselbe umgab sich mit einem Ministerium, das aus den Reihen der drei monarchischen Fraktionen zusammengesetzt und dessen Leiter Broglie war. Nachdem die Nationalversammlung im Einklang mit diesem Ministerium mehrere Gesetzvorschläge erledigt hatte, von denen einer die Klerikalen begünstigte, ein anderer das von Thiers eingeführte Schutzzollsystem stürzte, vertagte sie sich im Juli. Ein abermaliger Versuch, eine Verschmelzung der Legitimisten mit den Orleanisten zu Stande zu bringen, hatte keinen besseren Erfolg als der erste. Anfangs August erschien der Graf von Paris in Frohsdorf beim Grafen Chambord, um ihm als oberstem Vertreter des monarchischen Prinzips in Frankreich zu huldigen, und schon hatte sich die Mehrheit der Rechten zu einem Antrag auf Zurückführung des „Königs Heinrich V.“ auf den französischen Thron vereinigt, als durch ein Schreiben des Frohsdorfer Exulanten, welches jedes Zugeständniß an die modernen Vorstellungen von Staat, Regierung und Kirche verweigerte, alle Hoffnungen auf das Gelingen der bourbonischen Restauration zu nichte gemacht wurden.

Die Rechte gab deshalb ihre Sache noch keineswegs auf. Ihre drei Fraktionen verbanden sich zur Verlängerung und Ausbeutung des Provisoriums, und als Mac Mahon die Herstellung einer dauernden und starken Exekutivgewalt verlangte, beschloß die Versammlung am 20. November die Verlängerung seiner Präsidentur auf sieben Jahre. Unter dem neuen Kabinet, mit dem er sich umgab, und in dem Broglie den Vorsitz behielt, gedieh vor Allem der Ultramontanismus, der in den Hirtenbriefen seiner Bischöfe die feindselige Gesinnung gegen Deutschland, die ihn beseelte, deutlich kund gab und sein sonstiges Wesen in zahlreichen Erscheinungen der Mutter Gottes, Wundern und zahlreich besuchten Wallfahrten äußerte. Verschiedene reaktionäre Gesetzentwürfe der Regierung des Präsidenten wurden von der Mehrheit der Abgeord-

neten gutgeheißen. Ein Gesetz vom 23. Januar 1874 zerstörte, indem es die Ernennung der Maires in die Hände der Regierung legte, alle Selbständigkeit der Gemeindeverwaltung. Ein anderes unterwarf die Armee der Beaufsichtigung der Geistlichkeit. Die Beamtenstellen wurden mehr und mehr mit Monarchisten besetzt, und zwar berücksichtigte man dabei vorzüglich die Fraktion der Bonapartisten, die, je mehr die Erinnerung an den Krieg in der Bevölkerung verblaßt und je lebhafter die Sehnsucht nach Rückkehr der materiell so günstigen früheren Zeiten des Kaiserreichs geworden war, weiter Boden gewonnen hatten und bei den Nachwahlen des letztgenannten Jahres eine ziemlich große Anzahl von Mandaten erorberten. Am 16. Mai stürzten sie in vorübergehender Koalition mit der Linken durch Ablehnung eines von der Regierung eingebrachten, das allgemeine Stimmrecht stark beeinträchtigenden Wahlgesetzes das Ministerium Broglie, doch trat an dessen Stelle unter General Cissey's Vorsitz ein wesentlich gleichgesinntes Kabinet, auch blieb die Mehrheit der Nationalversammlung der Sache der Reaktion getreu. Die dramatischen Werke wurden wieder unter Zensur gestellt, über einige vierzig republikanische Zeitungen wurden Strafen verhängt, die von der Linken beantragte definitive Organisation der Republik wurde von der Regierung als unzeitgemäß bekämpft, und die Nationalversammlung lehnte sogar die vom Präsidenten geforderte Organisation des Septennats als Befestigung der republikanischen Regierungsform ab, bewies damit aber nur weiter, daß sie zu positiven Schöpfungen untauglich war. Sie hätte sich in Folge dessen auflösen sollen, beschloß aber lediglich Vertagung.

Während ihre Arbeiten ruhten, fanden im November die Gemeinderathswahlen statt und fielen fast in allen großen Städten entschieden zu Gunsten der republikanischen Partei aus, und bei den Nachwahlen zur Nationalversammlung gewannen die Republikaner nahezu gleich viele Mandate wie die Bonapartisten, während die Regierung keinen ihrer Kandidaten durchbrachte. Immer mehr mußte sich der gemäßigten Rechten, d. h. den Orleanisten, die Ueberzeugung aufdrängen, daß ihre Partei nichts mehr zu hoffen habe. Sie sahen nur noch die Alternative: Kaiserthum oder Republik vor sich, und da die letztere als das geringere Uebel erschien, wenn es gelang, ihr gemäßigte Formen zu geben, so entschloß man sich, zur Herstellung der Republik in dieser Gestalt mitzuwirken.

Die Folge dieses Entschlusses, der die Mehrheit, welche Thiers gestürzt, zerfallen ließ, zeigte sich sogleich nach dem Wiederzusammentritt der Versammlung, der am 5. Januar 1875 stattfand. Die Botschaft des Marschall-Präsidenten, welche schleunige Organisirung des Septennats unter Verzicht auf eine Entscheidung bezüglich des endgiltigen Charakters der Staatsform forderte, wurde mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt, worauf das Ministerium Cissey

seine Entlassung einreichte. Am 21. Januar begann die Berathung der Verfassungsvorlagen, und es kam zu sehr lebhaften Debatten. Bei der zweiten Berathung dieser Gesetze, welche die Regierungsform des Landes definitiv feststellen sollten, wurde das Amendement Wallon's, welches bestimmte, daß der Präsident „der Republik" von den beiden Kammern der Gesetzgebung auf sieben Jahre gewählt und wieder wählbar sein sollte, von der Linken und einem Theil des rechten Zentrums (353 gegen 352 Stimmen) angenommen, und Broglie's und Mac Mahon's Auffassung, daß bis auf bessere Tage ein Provisorium mit reaktionärer Tendenz das Wünschenswerthe sei, war als nicht übereinstimmend mit der Meinung der Majorität des französischen Volkes und seiner Vertreter charakterisirt.

Später fanden auch die weiteren Anträge Wallon's zur Organisirung der Republik Annahme, darunter das Gesetz in Betreff der Bildung eines Senats oder einer ersten Kammer, nach welchem diese Körperschaft aus 300 Mitgliedern bestehen sollte, von denen 225 von Notabeln der Departements und 75 von der Nationalversammlung gewählt werden sollten. Am 25. Februar nahm letztere die gesammte Verfassung mit 436 gegen 262 Stimmen an. Die Republik war — auf dem Papier — endgiltig begründet, das Provisorium hatte — wenn die Partei der Rechten ehrlich war — ein Ende, Mac Mahon mußte den Umständen Rechnung tragen, Broglie aufgeben und ein Kabinet unter Buffet's Vorsitz wählen, in welchem die Mitglieder, welche dem rechten Zentrum angehörten, die Mehrheit bildeten.

Das war die erste Periode des Lebens der französischen Republik, und die zweite, die noch in frischer Erinnerung ist, und die wir deshalb nicht nach ihren Einzelheiten betrachten, war in ihren ersten anderthalb Jahren nicht viel erfreulicher für die aufrichtigen Republikaner. Zwar wurde die zweite Kammer durch die Wahlen und Nachwahlen fortdauernd eine festere Stütze des republikanischen Baues, aber die Gegner desselben hatten in der ersten die große Mehrzahl der Stimmen für sich, und der Geist der Reaktion lebte im Senat offenkundig, in der Umgebung des Präsidenten im Stillen mit den alten Plänen fort, ja er feierte noch im Mai 1877 den bekannten kurzen Sieg, und selbst als diesem in den Oktoberwahlen jenes Jahres eine klägliche Niederlage gefolgt war, währte die Gegenwirkung der oberen Hälfte der Gesetzgebungsmaschine gegen die untere in unersprießlichster Weise fort, bis endlich die Senatorenwahlen vom 5. Januar dieses Jahres diesem Unwesen ein Ziel setzten.

Diese Wahlen haben gezeigt, daß die Bevölkerung Frankreich's in weit größerer Ausdehnung als erwartet wurde, d. h. auch in Landstrichen, die bisher unbestrittene Domäne der antirepublikanischen Alliirten waren, zu der

Ueberzeugung gelangt ist, daß sich in der Republik leben läßt, daß sie Frieden, Ordnung und Gedeihen bedeuten kann, und daß man den Versuch fortsetzen darf, dies durch die Erfahrung zu erproben. Eine Umkehrung der Verhältnisse wie diese ist selten dagewesen. Bisher waren die Reaktionäre im Senat um 38 Stimmen stärker als die Freunde der Republik, fortan werden die letzteren 58 Stimmen mehr als jene zählen. Bei der ersten Senatorenwahl belief sich die Zahl der Wähler, die für reaktionäre Kandidaten stimmten, auf 14000, während sie jetzt auf 3000 herabgesunken ist, die der republikanisch votirenden war damals nur etwa 5000, wogegen sie bei der Wahl vom 5. Januar 16000 betrug.

Am übelsten aber sind gerade die Bonapartisten gefahren, diejenige Partei, welche in den letzten fünf Jahren am sichersten und anspruchvollsten auftrat. Für immer abgethan jedoch sind sie keineswegs. Sie sind unpopulär geworden, aber sie können ihre einstige Popularität unter Umständen wiedergewinnen. Der Graf Chambord ist bei der großen Mehrheit der Franzosen entschieden in Mißkredit gerathen und völlig ungefährlich geworden. Er bedeutet dem Bauer — abgesehen von wenigen Gegenden, die sich daran nicht stoßen — Adelsvorrechte und Priesterherrschaft. Mit den Orleans steht es wenig besser: sie hatten in den dreißiger Jahren den größten Theil der Intelligenz des Landes für sich, haben aber diese Gunst durch unstaatsmännisches Verfahren, durch unfürstliche Betriebsamkeit und durch ihre damit zusammenhängende Förderung unlauterer Manöver der Geldaristokratie verscherzt. Stirbt der Graf Chambord, so werden diese Vettern von ihm mit seinen Ansprüchen zu den genannten Makeln auf ihrem Schilde auch seine Unpopularität erben. Der Stern der Imperialisten aber kann sehr wohl wieder einmal aufgehen und hell erglänzen, wenn die Republikaner sich in ihrem Glücke nicht zu mäßigen verstehen, und die Mehrheit der Bevölkerung durch Ueberstürzungen und Uebereilungen der Gesetzgebung und Regierung an dem Glauben irre wird, die Republik gewährleiste ihnen die ersehnte Entwickelung in Ruhe und Frieden.

Für die nächste Zeit sind, wie gesagt, derartige Abweichungen von dem Wege, den die politische Klugheit vorzeichnet, nicht zu erwarten. Allerdings soll Gambetta geäußert haben, auf die Zeit der Gefahren werde jetzt die Zeit der Schwierigkeiten folgen, und allerdings liegen einige Fragen vor, die zu überspannten Forderungen von Seiten der Radikalen und zu Konflikten derselben mit den gemäßigten Republikanern am Ruder führen könnten. Eine der ernstesten von diesen Fragen ist in dem Beschluß der zur Untersuchung der Amtshandlungen des Ministeriums vom 16. Mai 1877 eingesetzten Kommission gegeben, die Mitglieder desselben in Anklagestand zu versetzen. Der Marschall Mac Mahon hat sich bei der Beseitigung dieses Ministeriums

Manches gefallen lassen, aber mit ziemlicher Sicherheit ist anzunehmen, daß er eher von seinem Posten zurücktreten, als einer Verurtheilung seiner früheren Rathgeber zustimmen wird. Es handelt sich ferner um die Beiseiteschaffung der antirepublikanischen Elemente unter den Verwaltungsbeamten, um die Ueberwindung des Widerstandes, den eine Anzahl von Vertretern des Richterstandes leistet, wobei vorzüglich die Absetzung der Generalprokuratoren am Kassationshofe und einigen Appellhöfen in Betracht kommt, um das Verhältniß des Staates zur Geistlichkeit, um eine mehr oder minder umfassende Amnestie für politische Verbrechen der letzten Zeit, endlich um bessere Besetzung der höheren Befehlshaberstellen im Heere — Fragen, zu deren ersprießlichem Austrag es auf Seiten der einen Partei guten Willens, auf Seiten der andern weiser Mäßigung bedürfen wird. Die letztere ist bisher von Gambetta vertreten worden, die neu gewählten Senatoren gehören so wenig zu den Extremen der einen, wie zu denen der andern Partei, das Ministerium Dufaure wird sich nach Möglichkeit nachgiebig zeigen, und so werden diese Fragen und später vielleicht auch andere durch Kompromisse gelöst werden, die, wenn auch nicht Alle, doch die große Mehrheit im Parlament und im Lande draußen befriedigen.

Was freilich die fernere Zukunft bringen, ob der Wunsch nach Ruhe nicht mit der Zeit dem nach Veränderung überwiegen, was geschehen wird, wenn das Septennat abläuft, ob Gambetta, augenscheinlich der Befähigtste unter den Republikanern, seinen Ehrgeiz immer zu zügeln und den Verhältnissen anzupassen die Selbstüberwindung besitzen wird, sind Fragen, die sich nicht beantworten lassen. Es genügt, daß die Gegenwart und die nächste Zukunft Frankreich's nur leicht bewölkt erscheinen. Steigen später einmal Wolken auf, die uns bedrohen, so wird man bei uns Rath wissen. ♣

Der Ursprung der Parabel von den drei Ringen.

Woher Lessing die Parabel von den drei Ringen genommen, die er in seinen „Nathan“ verwoben, ist allbekannt. Es hat sich Niemand um die Quelle zu bemühen brauchen, wir kennen sie aus seinem eigenen Munde. In einem Briefe vom 11. August 1778*) schreibt er an seinen Bruder mit Bezug auf

*) Es ist diesen Winter just 100 Jahre her, daß Lessing den „Nathan“ schrieb. Am 14. November 1778 begann er mit der Versifikation des ersten Aktes, und im Mai 1779

seine eben wegen der „Wolfenbüttler Fragmente“ ausgefochtene theologische Fehde: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt seyn. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, soviel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ.... Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines Stücks allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo. Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgeren Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten.“

Daß die Parabel unter Lessing's Händen wesentlich umgestaltet und vertieft worden ist und erst durch ihn ihre welt- und kirchengeschichtliche Bedeutung erlangt hat, ist oft genug erörtert worden und braucht an dieser Stelle nicht wiederholt zu werden. Weniger bekannt dürfte es sein, daß die Ringfabel außer bei Boccaccio noch in zwei älteren Werken vorkommt: einmal in dem etwa vierzig Jahre vor dem Decamerone verfaßten Ritterroman L'Avventuroso Ciciliano des Busone da Rafaelli Gubbio, oder wie er gewöhnlicher genannt wird, Busone oder Busone da Gubbio *), eines Freundes und Zeitgenossen Dante's, und sodann in den Cento Novelle antiche. Alle drei italienischen Relationen stehen zu einander in einem auffälligen Abhängigkeitsverhältniß, und zwar weist Boccaccio's Darstellung zunächst auf Busone und dieser wieder auf die Cento Novelle zurück.

Die Abweichungen zwischen Boccaccio und Busone sind im Ganzen unbedeutend. Folgendes heben wir hervor. Während es bei Boccaccio einigermaßen zweifelhaft bleibt, zu welchem Zwecke der Sultan das Geld des Juden nöthig hat, ob zur Befriedigung seiner Prachtliebe oder zu einem neuen Kriegsunternehmen gegen die Christen, so erfahren wir bei Busone bestimmt, daß es sich um letzteren Zweck handelt. Ebenso gibt Busone den Grund an, warum der

---

lag das Stück gedruckt vor. Auf ein zweites Jubiläum bedarf es wohl kaum eines besonderen Hinweises: Der Tag, an welchem diese Nummer unseres Blattes vollendet wird, ist Lessing's 150jähriger Geburtstag (Gotthold Ephraim Lessing geboren am 22. Januar 1729 zu Camenz in der Lausitz). D. Red.

*) Busone wurde 1290 geboren und starb 1350. Seinen Roman vollendete er um das Jahr 1311, derselbe fand aber, weil er weder nach Inhalt noch Form fesselte, wenig Verbreitung.

Sultan den Juden, der übrigens bei ihm den Namen Absalon führt, zu berauben sucht. Die Juden sind verhaßt, man braucht sich daher kein Gewissen zu machen, einem unter ihnen sein Geld abzunehmen. Dem toleranten Boccaccio widerstrebte wohl eine solche Auffassung; deshalb stellt er den Juden als einen reichen, geizigen Wucherer hin.

Um vieles erheblicher sind die Abweichungen in der anderen Ueberlieferung. Die Cento Novelle sind bekanntlich eine Sammlung alter Erzählungen, Märchen und Anekdoten, der namentlich die aus arabischen Quellen geflossenen Erzählungen der Disciplina clericalis von Petrus Alphonsus, Schwänke und Züge der fabliaux-Dichtung der nordfranzösischen Trouvères, alte französische Ritterromane, italienische Chroniken u. a. zu Grunde liegen. Ueber Verfasser und Abfassungszeit dieses Sammelwerkes läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Eine Reihe der darin erzählten Begebenheiten gehört der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an, ja die 15. Novelle fällt nachweislich sogar in die ersten Dezennien des 14. Jahrhunderts. Vielleicht ist die Sammlung der Novellen sogar erst nach Boccaccio veranstaltet worden. Die Zahl der Novellen wenigstens in den gedruckten Ausgaben ist wahrscheinlich erst in Nachahmung des Decamerone auf hundert fixirt worden. Die wenigen Handschriften, welche den Herausgebern zu Gebote standen, weichen nach Zahl und Anordnung der Novellen bedeutend von einander ab. Wenn wir also sagten, Boccaccio habe aus Busone und dieser wieder aus den C. N. geschöpft, so bleibt dabei nicht ausgeschlossen, daß nicht schon ersterer die gegenwärtige Form der Ringparabel in den C. N. gekannt habe. Nur die Art der Nachahmung ergibt auf's bestimmteste eine direkte Anlehnung an Busone. Zu Busone's Zeit lebten die C. N., wie sie in der vorhandenen ältesten gedruckten Sammlung vom Jahre 1525 vorliegen, im Munde des Volkes, einzelne mochten auch bereits niedergeschrieben sein.

Nach der Darstellung in den C. N. lautet die Parabel kurz, wie folgt. Der Sultan ist in Geldverlegenheit, und um sich zu helfen, wird ihm gerathen, Gelegenheit gegen einen reichen Juden zu suchen, der auf seinem Grundbesitze lebt, und ihm sein beträchtliches Vermögen zu nehmen. Der Sultan läßt den Juden kommen und stellt ihm eine Falle, indem er ihn nach dem rechten Glauben fragt. Er denkt nämlich: Antwortet er: der jüdische, so beleidigt er mich, und ich habe das Recht, ihn zu bestrafen; sagt er dagegen: der sarazenische, so werde ich sagen: Wie darfst du am jüdischen festhalten? Der Jude merkt die List und antwortet mit der Parabel von den drei Ringen. Ein Vater hatte drei Söhne, aber nur einen Ring mit einem sehr kostbaren Steine. Um das Verlangen aller seiner Söhne zu beschwichtigen, ließ er von einem Goldschmied zwei dem echten Ringe so täuschend ähnliche machen, daß nur er

allein jenen erkannte. Er gab nun jedem Sohne einen Ring im Geheimen, und jeder glaubte den echten zu haben. So steht es auch mit den Glauben, deren drei sind; der Vater droben weiß den besten. Die Söhne sind wir, jeder meint den rechten Glauben zu haben. Als der Sultan hört, wie sich der Jude aus der Schlinge gezogen, weiß er nicht, was er sagen soll, und läßt ihn gehen.

Daß diese Relation von den beiden anderen genannten das Recht größerer Ursprünglichkeit in Anspruch nimmt, erhellt schon aus der Form. Das einfache und schmucklose Gewand vindizirt ihr entschieden die Priorität. Dazu kommt die Kürze. Der Bericht zählt nur 230 Worte; bei Busone ist er schon um hundert Worte gewachsen, und bei Boccaccio hat er bereits 740 Worte. Aber auch die sachlichen Abweichungen zwischen beiden Fassungen sind der Art, daß sich die Ursprünglichkeit auf Seiten der C. N. nicht verkennen läßt. Ihre Darstellung gibt nur an, daß der Sultan in Geldverlegenheit ist, es wird aber nicht gesagt, wozu er das Geld nöthig hat. Auch die Beraubung des Juden wird durch nichts motivirt. Der Jude nimmt unwillkürlich nicht gegen sich, sondern für sich ein; Geiz und Geldgier treten an seiner Person nicht hervor, und der Leser fühlt durch nichts den vom Sultan ihm gestellten Hinterhalt berechtigt. Ferner handelt es sich nach dieser Darstellung nicht, wie bei Boccaccio und Busone, um drei, sondern nur um zwei Religionen. Die christliche zieht der Jude unaufgefordert mit in die Parabel hinein, es bleibt indessen unerörtert, was ihn dazu veranlaßt, ein Umstand, der nicht ohne Bedeutung für die weitere Untersuchung sein wird. Ein sehr beachtenswerther Unterschied liegt ferner in der Nutzanwendung. In ihr wird die Frage an Gott verwiesen, der allein den besten Glauben kenne; bei Busone und Boccaccio dagegen ist zwar eine von den drei Religionen die echte; welche aber, diese Frage bleibt in der Schwebe. Endlich sind nach den C. N. der Sultan und der Jude namenlos, die Szene hat keinen bestimmten Schauplatz, und für Religion steht das Wort fede (Glauben), während Busone und Boccaccio dafür das Wort legge (Gesetz) setzen.

In jüngster Zeit ist nun vielfach die Frage nach dem eigentlichen Ursprunge der Ringparabel ventilirt worden. Vor allem hat sich der in Mainz erscheinende „Israelit" in einem längeren Artikel damit beschäftigt. Der „Israelit" hält nicht nur die Parabel für das Produkt eines Juden, sondern nimmt auch eine jüdische Quelle und zwar das Buch Schebeth Jehuda von R. Salomo aben Verga in Anspruch, welche das Original enthalten soll. Diese Entdeckung ist nicht neu, denn John Dunlop hat bereits vor mehr als 60 Jahren in seiner History of Fiction bei Betrachtung des Decamerone auf den Schebeth Jehuda als muthmaßliche Quelle der Parabel hingewiesen. M. Wiener, der

Herausgeber und Ueberſetzer des Schebeth Jehuda, iſt ſogar noch einen Schritt weiter gegangen, indem er in einem Aufſatze des Werthheimer Jahrbuchs für Israeliten (1857), S. 171—79 nicht nur auf die im Schebeth Jehuda enthaltene Erzählung aufmerkſam gemacht und dieſelbe mit den verſchiedenen Darſtellungen verglichen, ſondern ſie auch als urſprüngliche Quelle erwieſen hat. Das Reſultat ſeiner Unterſuchung läßt ſich kurz in die zwei Sätze zuſammenfaſſen: Die jüdiſche Relation des Märchens iſt ein Produkt des jüdiſchen Scharfſinns, und ſie hat die meiſte hiſtoriſche Glaubwürdigkeit und den größten ethiſchen Werth. Nach Wiener iſt endlich auch noch von Marcus Landau in ſeinem Werke über die Quellen des Decamerone (Wien, 1869) die jüdiſche Bearbeitung herangezogen worden, ohne daß er jedoch in ihr die Quelle für die italieniſchen Faſſungen erblickte.

Daß die Parabel einen Juden zum Verfaſſer hat, darüber kann wohl kaum ein Zweifel ſein. Eine Frage der ſchwierigſten Art iſt dagegen die, ob die in der jüdiſchen Quelle angeführte hiſtoriſche Thatſache ihr wirklich zu Grunde liegt und zu Grunde liegen kann. Die Erzählung, wie ſie ſich im Schebeth Jehuda (Kap. 32.) findet, lautet folgendermaßen:

König Don Pedro der Alte wollte einen Kriegszug gegen die Ungläubigen unternehmen. Da ſprach zu ihm der weiſe Nikolas von Valencia: „Warum willſt du gegen die Feinde draußen ziehen und die Ungläubigen im eigenen Lande, die Juden, verſchonen, deren Haß doch groß gegen uns iſt, und in deren Schriften es heißt, daß ſie uns nicht grüßen dürfen?“ — „Haſt du das mit eigenen Ohren gehört?“ fragte der König, worauf Nikolas erwiederte, er habe es von einem getauften Juden vernommen. „Einem ſolchen darf man nicht glauben, warf der König ein, „denn wer ſeine Religion wechſelt, dem fällt es auch nicht ſchwer, ſeine Worte zu wechſeln. Zudem iſt der Haß, der in Folge der Verſchiedenheit des Bekenntniſſes entſteht, oft nur ein zufälliger, indem man dabei nur die Liebe zu ſeinem eigenen an den Tag legen will.“ — „Mich ſchmerzt nichts mehr,“ fuhr Nikolas fort, „als die Unverſchämtheit jener, ſo daß ſie dir in's Geſicht ſagen werden: Unſer Herr, dein Bekenntniß iſt ein irriges.“ Der König ſprach: „So möge einer der jüdiſchen Weiſen gerufen werden, den wir fragen wollen.“ Darauf erſchien ein Jude Namens Ephraim Sancho Der König ſprach zu ihm: „Ich habe dich rufen laſſen, damit du mir ſageſt, welches von den beiden Geſetzen das beſſere ſei, das Geſetz Jeſu oder das deinige.“ Der Weiſe verſetzte: „Mein Geſetz iſt beſſer für mich, in Beziehung auf meine Verhältniſſe, da ich dereinſt in Egypten Sklave war, von dort aber von Gott durch Wunder und Zeichen herausgeführt worden bin; für dich aber iſt dein Geſetz beſſer, da es fortwährend das herrſchende iſt.“ — „Ich frage in Rückſicht auf die Geſetze ſelbſt,“ fuhr der König fort, „und nicht in Rückſicht

auf ihre Bekenner.“ Der Weise sprach: „Nach einer dreitägigen Ueberlegung will ich meinem Könige Bescheid geben, wenn es ihm recht ist“, womit sich der König einverstanden erklärte. Nach drei Tagen erschien der Weise wieder und stellte sich aufgebracht und verstimmt. Auf die Frage des Königs: „Warum bist du so verstimmt?“ gab er zur Antwort: „Man hat mich heute wegen nichts geschmäht, und dir, unserm Herrn, liegt es ob, meine Rechtssache zu führen. Dieselbe besteht darin: Vor einem Monate reiste mein Nachbar in die Ferne, und um seine beiden Söhne zu trösten, ließ er ihnen zwei Edelsteine zurück. Nun kamen die beiden Brüder zu mir und verlangten von mir, ich sollte sie von der Eigenthümlichkeit der Steine und deren Unterschied in Kenntniß setzen. Als ich ihnen bemerkte, daß dazu niemand geeigneter sei, als ihr Vater, der ja eine große Meisterschaft in der Kenntniß der Steine nach Werth und Form besitze, da er Juwelier sei, sie also an ihn sich wenden möchten, schlugen sie mich und schmähten mich wegen dieses Bescheides.“ — „Da haben sie Unrecht gethan,“ sprach der König, „sie verdienen bestraft zu werden.“ Der Weise versetzte darauf: „So mögen denn deine Ohren, o König, vernehmen, was soeben dein Mund gesprochen!*) Siehe, auch Esau und Jakob sind Brüder, von denen jeder einen Edelstein erhielt, und unser Herr fragt nun, welches der bessere sei. Möge unser Herr doch einen Boten an den Vater im Himmel senden, denn das ist der größte Juwelier, er wird den Unterschied der Steine schon angeben.“ Da sprach der König: „Siehst du, Nikolas, die Klugheit der Juden? Wahrlich, ein solcher Weiser verdient mit Geschenken und Ehren entlassen zu werden, du aber müßtest Strafe erhalten, weil du die gesammten Juden verleumdet hast.“

Vergleichen wir die Relation des Schebeth Jehuda mit den drei italienischen Darstellungen, so müssen wir gestehen, daß eine Reihe von inneren Gründen ihr den Stempel der Ursprünglichkeit aufdrückt. Vor allem zeigt die jüdische Quelle in der ganzen Komposition größere Konzinnität. Alles ordnet sich besser zusammen und ist schlagender und zutreffender. Dazu kommt, daß die Quelle nicht nur die Parabel, sondern auch ganz ausführlich eine Thatsache angibt. Wir sehen deutlich, wodurch die Parabel veranlaßt wird und wie sie zu Stande kommt. Die Parabel selbst zeigt größere Schärfe und Praegnanz. Die beiden Edelsteine sind die beiden Religionen, der Vater ist Gott, die beiden Söhne sind die Juden und Christen.**) In den italienischen Darstellungen hinkt die

---

*) Eine oft im talmudischen Schriftthum vorkommende Redensart.

**) Nach talmudisch-rabbinischer Anschauung gilt Esau als Repraesentant von Edom, dieses aber steht in übertragener Bedeutung für Rom und dann auch für die Christen. Edom bedeutet Rom, weil Idumäer die ersten Bekenner des Christenthums waren, welches Constantin zur römischen Staatsreligion erhob.

Parabel, denn es fehlt das tertium comparationis. Der Goldschmied wirkt störend, denn wer soll durch ihn dargestellt werden, etwa die einzelnen Religionsstifter? Ferner wird die Handlung der Parabel von einem sittlich reineren Geiste getragen. Weder der eine noch der andere Stein ist eine fabrizirte täuschende Nachahmung, sondern beide Steine sind gleich echt und gleich werthvoll. Nach den italienischen Relationen besitzt der Vater nur einen echten Edelstein und läßt zwei Steine nachmachen; er hintergeht also seine Söhne. Ist dies an und für sich schon eine unmoralische Handlung, so erscheint sie geradezu widersinnig, wenn sie auf Gott übertragen wird. Diese ganze Immoralität fällt in der jüdischen Quelle weg. Eine entscheidende Beweiskraft liegt weiter in der Lehre der Parabel. Da der Jude in seiner Antwort über keine der beiden Religionen ein Urtheil fällt, keine in Zweifel zieht, aber auch keiner einen Vorzug einräumt, so tritt er dadurch weder seiner eigenen, noch der des Königs zu nahe. Beide sind historisch berechtigt und stehen somit einander an Werth gleich, denn beide stammen von Gott. Dem Menschen steht es gar nicht zu, durch Gründe die Bekenntnisse abzuwägen und über ihren Werth oder Unwerth zu entscheiden. Dieses Recht kann Gott allein in Anspruch nehmen. Dem Menschen fällt nur die Aufgabe zu, den ihm von Gott gegebenen Schatz der Religion zu bewahren. Der Jude erweist sich demnach weder als ein Freidenker, noch tritt das Moment der Toleranz, das besonders Lessing in seine Darstellung hineingelegt hat, sichtlich hervor. Es wäre dies auch geschichtlich unwahr, denn der rabbinisch-orthodoxe Jude des Mittelalters war in religiösen Dingen ebenso unduldsam, wie der Christ und der Sarazene. Die christlichen Fassungen der Parabel legen eine viel gefährlichere Deutung nahe. Die zwei nachgemachten Ringe der Cento novelle lassen nicht nur die Möglichkeit des Zweifels an der Echtheit der einen oder andern Religion zu, sondern geben sie, da sich einmal die echte nicht herausfinden läßt, geradezu preis. Lessing hat diese Klippe glücklich vermieden. Jene Fassungen aber proklamiren damit religiöse Intoleranz oder religiösen Indifferentismus. Entweder wird der Mensch, indem er sich als Christ oder Jude im Besitze des allein wahren Glaubens dünkt, zu einem unverträglichen Ausschlußmenschen, oder er meint, da eine wahre Einsicht und Erkenntniß über die Vorzüge der Religionen nicht gewonnen werden könne, es bleibe sich gleich, welcher er sich zuwende. Am besten thue man, wenn man allen den Rücken kehre. Es springt sofort in die Augen, daß die italienischen Fassungen auf einen Umschwung der religiösen Anschauung hindeuten, und der Historiker merkt die Zeit, deren Zeichen sie an der Stirn tragen. Es ist die Zeit der Kreuzzüge, durch welche Christenthum, Islam und Judenthum einander näher rückten. Namentlich waren es die vier letzten Kreuzzüge, welche die Frage anregten, welche von den drei positiven Re-

ligionen wohl zur Weltherrschaft bestimmt sei. Ja es will fast den Anschein gewinnen, als ob der Sinn der berüchtigten Schmähschrift De tribus impostoribus in das Gewand der italienischen Relationen gehüllt wäre. Bekanntlich schiebt der offene Brief Gregor's IX. dieses Machwerk Friedrich II. unter. Wenn aber auch der Kaiser die Autorschaft entschieden in Abrede stellte, so hat doch der Papst den Gedanken auch nicht erfunden, er lag eben im Zeitbewußtsein. Klar und offen liegt der Zweifel über das Verhältniß der drei Religionen zu einander in einem Gedichte Walther's von der Vogelweide vor, welcher, wie bekannt, Friedrich II. 1228 auf seinem Zuge nach Palästina begleitete. Die betreffende Stelle lautet:

Juden, cristen unde heiden
jehent, daz diz ir erbe sî:
got müez ez ze rehte scheiden
dur die sîne namen drî.
al diu welt diu strîtet her:
wir sîn an der rehten ger,
reht ist daz er uns gewer.

Ganz ähnlich äußert sich auch Freidank in einem Gedichte:

Wer kan den strît gescheiden
under cristen juden heiden,
wan got, der si geschaffen hât
und allein dinc ân jemens rât?

Insbesondere mag der Tempelritterorden dieser freieren Ansicht gehuldigt haben. Nach Einenkel's Weltbuch (1190—1251) war selbst Saladin von religiösen Zweifeln nicht frei. Er soll sich, wie die Sage berichtet, als er sein Ende fühlte, und die Aerzte erkannten, daß er nicht genesen könne, zur Sicherung seines Seelenheils auf dreifache Weise vor seinem Tode assekurirt haben. Er zerlegte ein kostbares Erbstück, einen Tisch aus Saphir, in drei Theile, gab dem Machmet, dem Christengott und dem Judengott jedem ein Theil und sagte: „Wer nun der stärkste von allen dreien ist, der mag mir helfen.“ Damit schied seine Seele von hinnen. In der jüdischen Relation findet sich noch keine Spur von diesem Umschwunge der religiösen Anschauungsweise. Weder wird die eine der beiden Religionen für die echte erklärt, noch alle beide für gleich falsch und irrig. Judenthum und Christenthum sind vielmehr zwei von Gott stammende wahre Religionen, denen nicht der geringste Betrug anhaftet.

Lassen schon die angeführten Indizien die Ursprünglichkeit der Erzählung in der jüdischen Quelle nicht verkennen, so wird dieselbe noch erhöht, wenn wir auf die Art der Lösung des Problems sehen. Nach dem Schebeth Jehuda gibt der Jude auf die Frage des Königs, deren große Tragweite und schwerwiegende Bedeutung ihm sofort vor der Seele steht, zuerst eine ausweichende Antwort. Man merkt die Vorsicht und Berechnung, welche sich in

seinen Worten ausspricht, der Jude mag kein Urtheil fällen; er will weder das Christenthum herabsetzen, noch seiner Ueberzeugung etwas vergeben. Da sein Gebieter jedoch mit diesem Zweckmäßigkeitsbescheide sich nicht zufrieden gibt, sondern eine runde, klare und bestimmte Antwort fordert, so erbittet er sich drei Tage Bedenkzeit. Nach Verlauf dieser Frist erscheint er wieder und erzählt dem Könige ein Begegniß, das sich mit ihm zugetragen, und dies benutzt er dann und bringt es mit seiner Antwort in Zusammenhang. Die Parabel erscheint somit als das, was sie in Wahrheit ist, als ein Produkt reiflicher und allseitiger Erwägung. Nach den christlichen Fassungen ist die Parabel das Erzeugniß momentaner Inspiration, das Werk eines Augenblicks, was viel weniger einleuchtet. Man erwäge nur die Situation des Juden. Nicht nur, daß er vor seinem Herrn und Gebieter steht, es handelt sich auch um ein Problem, dessen Lösung für ihn und für sein Volk verhängnißvoll werden kann. Sein eigenes Wohl und Wehe wie das seiner Glaubensgenossen ist an seine Antwort geknüpft. Welcher Muth, welche Geistesgegenwart, aber auch welche weise Vorsicht war erforderlich, um in einem so kritischen Momente zu bestehen. Wie leicht konnte er der Religion des Königs zu nahe treten, wie leicht konnte er aber auch zum Verräther an seiner eigenen werden! Keins von beiden ist der Fall. Ohne jeglichen tendenziösen Beigeschmack, ohne jegliche Voreingenommenheit löst er das Problem in schlichter Einfachheit, aber zutreffender Schärfe. Die christlichen Fassungen sind im Vergleich dazu viel matter und hinkender. Sie erweisen sich deshalb nur als Umarbeitungen, als Variationen des jüdischen Originals.

Ein schlagender Beweis für unsere Annahme liegt aber weiter auch in der Einkleidung der Antwort in die Form der Parabel. Gerade die Redeform spielt in der alten jüdischen Literatur eine große Rolle. In den beiden Talmuden, sowie in der Midraschim kommt sie sehr oft zur Anwendung. Die mit der allegorisirenden Schriftauslegung sich beschäftigenden Rabbinen liebten es, schwierige Lehrsätze oder verfängliche Fragen, um sie den minder gebildeten Zuhörern verständlich zu machen, in ein parabolisches Gewand zu kleiden, indem sie Begegnisse aus dem Menschenleben vorführten oder Charakterzüge von Thieren entlehnten. Die Nutzanwendung ging entweder der Erzählung voraus, oder sie folgte ihr nach, in vielen Fällen ließ man sie auch ganz weg und stellte die Lösung dem Fragenden anheim. In unsrer Quelle folgt die Nutzanwendung erst, als der König die Tendenz des Gleichnisses nicht merkt.

Nicht minder fällt ein sprachliches Moment in die Wagschale: Es handelt sich um den Ausdruck des Wortes Religion. Die jüdische Quelle gibt den Begriff durch dath (דָּת) Gesetz, also gerade wie Busone und Boccaccio, welche ihm entsprechend legge haben. Die Cento Novelle dagegen haben dafür das

Wort fede, Glauben. Busone hat jedenfalls die ursprüngliche Form der Parabel, wie sie wahrscheinlich im Volke lebte, noch gekannt, oder er hat sie von seinem jüdischen Freunde Manoello gehört. Zu erörtern bliebe noch, welche Lesart in den von den Herausgebern der C. N. benutzten Handschriften steht; es wäre möglich, daß fede erst in die gedruckte Sammlung eingedrungen ist.*)

Endlich dürfte der Umstand noch für die Ursprünglichkeit der jüdischen Quelle sprechen, daß nach allen christlichen Bearbeitungen einem Juden die Parabel in den Mund gelegt wird. Und nach der Eigenthümlichkeit der Parabel kann es auch nur ein Jude gewesen sein, der sich durch eine solche kluge Antwort aus der ihm gelegten Schlinge zu ziehen wußte. Selbst wenn unserer Parabel keine historisch beglaubigte Thatsache zu Grunde läge, so könnte sie nur die Erfindung eines Juden sein. Die jüdische Quelle führt nun wirklich einen Juden vor, welcher die Parabel macht, und gibt auch das Motiv an, welches ihn dazu veranlaßt, und wie die Sache liegt, läßt sich wohl kaum ein gewichtiger Zweifel dagegen erheben.

Dem Haupteinwand, der gemacht werden könnte, die Abfassung des Schebeth Jehuda falle erst um's Jahr 1480, also sei noch späteren Datums, als Busone und Boccaccio, ist einfach damit zu begegnen, daß Salomo aben Verga in seinem Buche vorzugsweise Alterthümliches erzählt und die Nachrichten darüber, wie aus Wiener's Vorrede hervorgeht, „mündlichen und schriftlichen Traditionen verschiedener Zeiten, Fragmenten, alten historischen Schriften, insbesondere einer früheren geschichtlichen Zusammenstellung seines Ahn Jehuda aben Verga“ verdankt. Freilich läßt nach Wolf (Bibl. hebr. I. p. 1052) das Werk in der Schilderung der berichteten Thatsachen zuweilen die Treue und Wahrheit vermissen. Auch de Rossi (Diz. storico unter Salomo aben Verga) behauptet, daß die erzählten Denkwürdigkeiten aus ungenauen Quellen geschöpft seien oder auf unbegründeten Sagen beruhten. Gesetzt, diese Urtheile hätten ihre Berechtigung, so würde doch in diesem Falle das eher für als gegen unsere Quelle sprechen, wir hätten es dann eben mit einer sehr alten Sage zu thun, deren geschichtliche Haltepunkte sich nach Zeit und Personen nicht mehr genau fixiren lassen. Die Ansicht, das Märchen sollte aus den christlichen Quellen erst in die jüdische übergegangen sein, hat wenig Wahrscheinlichkeit. Angenommen, eine der italienischen Bearbeitungen wäre die ältere, so will es nicht einleuchten, daß der spätere jüdische Bearbeiter den mohammedanischen Fragesteller sollte in einen christlichen Fürsten verwandelt haben; wohl aber lag es

*) Sollten noch Handschriften von den C. N. vorhanden sein, so wäre es wohl der Mühe werth, wenn ein Romanist die Frage nach dieser Seite hin weiter verfolgte.

dem späteren christlichen Bearbeiter nach den Kreuzzügen nahe, den christlichen Fragesteller der älteren jüdischen Bearbeitung zu einem Bekenner des Islam zu machen. Das Märchen mag großes Aufsehen erregt und sich rasch unter den Juden verbreitet haben. Gelehrte Juden haben vielleicht selbst zu seiner Verbreitung beigetragen. Namentlich dürfte auf zwei Männer das Augenmerk zu richten sein. Der eine ist Petrus Alphonsus, falls die Parabel bis auf Don Pedro I. von Aragonien hinaufreichen sollte. Er hieß eigentlich Mose Sefardi und galt bei seinen Glaubensgenossen für einen Gelehrten. Im Alter von 44 Jahren trat er jedoch zum Christenthum über. Was ihn zu diesem Schritte bewogen, ob weltliche Rücksicht oder innere Ueberzeugung, ist nicht bekannt. Er wurde im Jahre 1106 in Hueska am Tage St. Peter und Paul getauft, wo ihm der König, welcher sein Pathe war, den Namen Petrus Alphonsus gab.*) Wenn er auch als Christ einen Dialog gegen die Juden schrieb, um sie zum Uebertritt zum Christenthume zu bewegen, so zeigt doch die Disciplina clericalis an den ingeniösen, an König Salomo's Jurisprudenz erinnernden Urtheilssprüchen, an den zahlreichen, oft paradox klingenden, aber immerhin Scharfsinn und Weltklugheit verrathenden Sentenzen und lakonischen Lebensregeln genugsam noch das orientalische Element. Die Einflüsse seiner Abstammung waren eben in ihm stärker als die seines neuen Christenthums und die der ritterlichen Gesellschaft, die neben ihm turnierte, mit den Mauren kämpfte und dem Gesange der Troubadours lauschte. Der andere Jude ist der Dichter Manoello, welcher, wie bereits erwähnt, ein Freund Busone's war.

Prüfen wir nun noch, nachdem wir die wichtigsten inneren Gründe für die Originalität der jüdischen Fassung zusammengestellt haben, die geschichtliche Thatsache selbst, wie der Schebeth Jehuda sie vorführt. Nach der Quelle trug sich die Begebenheit unter Don Pedro dem „Alten" zu. Jost denkt dabei an Pedro I. von Aragonien, welcher von 1096 bis 1106 regierte. Dieser Fürst plante gleich bei seinem Regierungsantritte einen Kriegszug gegen die Mauren in Spanien. Sein Vorgänger Sancho Ramirez war bei der Belagerung von Hueska durch einen feindlichen Pfeil tödtlich verwundet worden. Don Pedro betrachtete daher die Erwerbung Hueska's als seine Lebens- und Herrscheraufgabe; seine Blicke waren sofort auf dieses Bollwerk der moslemischen Macht im östlichen Spanien gerichtet. Es gelang ihm auch, nachdem er den Feinden bei Alcoraz eine empfindliche Niederlage beigebracht hatte, die Stadt zu erobern. Der Darstellung Verga's würde diese Thatsache nicht entgegenstehen. Wie aus dem Dialoge Don Pedro's mit Nikolas hervorgeht, beabsichtigte wirklich

*) Vgl. Jost, Geschichte der Isr. B. VI. S. 249. und M. Landau, die Quellen des Decamerone S. 79 f.

der König, einen Zug gegen die Ungläubigen zu unternehmen. Man braucht dabei nicht an die Sarazenen im Oriente zu denken, es können ebenso gut die in Spanien noch seßhaften Mauren gemeint sein. Die jüdische Quelle scheint auf das letztere auch insofern hinzuweisen, als die Ungläubigen bestimmt als Feinde des Königs bezeichnet werden. Andere, wie Grätz, haben an Don Pedro II. (1196—1213) gedacht. Auch er war mit einem Zuge gegen die Mauren beschäftigt. Denn gleich nach seiner Thronbesteigung, als Aben Jussuf, der Beherrscher von Marokko, nach der Belagerung Toledo's zu der von Cuenca schritt, versammelte Pedro all' sein Kriegsvolk in Daroca, dem stärksten Grenzorte der Mauren. Innocenz III. unterstützte ihn bei diesem Kampfe gegen die Ungläubigen und steuerte selbst durch geistliche Spenden dazu bei. Diese Thatsache steht mit Verga's Erzählung in noch besserem Einklange. Auch noch ein anderer Umstand gibt die Wahrscheinlichkeit in die Hand, daß sich die Begebenheit unter Pedro II. zugetragen haben kann. Die Juden befanden sich während seiner Regierung in einer günstigen Lage. Der Fürst hatte in der That solche humane Gesinnungen, wie sie Verga von ihm rühmt. Zwar hatte er 1204 eine Rom-Fahrt unternommen, bei welcher ihn der Papst zum König salbte und krönte, und Pedro ihm schwören mußte, seinen Nachfolgern und der römischen Kirche immer treu und gehorsam zu sein, den katholischen Glauben vertheidigen und die Ketzer im Lande vertilgen zu wollen. Doch der König nahm es mit seinem Schwure nicht so genau. Er kümmerte sich wenig um die Religionsverschiedenheiten, und es kam während seiner Regierung zu keiner Judenverfolgung. Auf jeden Fall steht die Geschichte mit der Darstellung Verga's in keinem Widerspruch. Auch Nikolas ist eine historische Person. Die jüdische Quelle nennt ihn einen „Weisen", worunter man bei dem etwas weitschichtigen Begriffe an einen Gelehrten, Schriftsteller oder Dichter denken kann. Und wirklich führt Johannes Alphonsus de Baena in einer auf der Bibliothek des Escurial aufbewahrten Handschrift Nikolas von Valencia als einen hervorragenden Dichter des Mittelalters auf.*)

Vergleichen wir endlich die Relation der jüdischen Quelle mit den italienischen Bearbeitungen, so stimmt dieselbe nicht nur mit der voraussichtlich ältesten Fassung der C. N. überein, sondern hebt sich auch nach manchen Beziehungen noch vortheilhaft von ihr ab. Zunächst handelt es sich in der jüdischen Quelle gerade so wie in den C. N. nur um zwei Religionen; der Unterschied besteht blos darin, daß es sich dort um die Alternative zwischen Judenthum und Christenthum, hier um die zwischen Islam und Judenthum dreht. Was den

---

*) Vergl. Bibliotheca Hispana vetus auctore Nicolao Antonio Hispalensi curante Franc. Perezio Bayerio. II. S. 252.

Juden veranlaßt, das Christenthum mit in die C. N. hereinzuziehen, kommt nicht zur rechten Klarheit, der Sultan verlangt über seinen Werth durchaus keine Auskunft. Die Frage des Sultans hätte außerdem auch wenig Sinn, da Islam und Judenthum nie so schroff sich gegenüberstanden wie Islam und Christenthum oder Christenthum und Judenthum. Der jüdische Bericht ist in dieser Hinsicht sachgemäßer und zutreffender. In Bezug auf die Lösung des Problems, worin unter den italienischen Bearbeitungen keine Uebereinstimmung herrscht, schließt sich der jüdische Bericht gleichfalls genau an die C. N. an, indem er ebenso wie diese die Frage an Gott verweist, aber noch nicht die lästige Vermehrung des echten Ringes durch zwei falsche kennt. Auch der Grund, warum gerade einem Juden die Aufgabe gestellt wird, ein Urtheil über die verschiedenen Religionen abzugeben, tritt im jüdischen Berichte deutlicher hervor als in den italienischen Fassungen. Die Veränderung des Schauplatzes, daß nämlich nach dem jüdischen Berichte die Szene am Hofe eines christlichen Königs, nach den italienischen am Hofe des Sultans spielt, hat nur untergeordnete Bedeutung. Uebrigens herrscht in den christlichen Darstellungen in diesem Punkte auch keine Uebereinstimmung. Die C. N. geben gar keinen bestimmten Ort an, der Vorfall spielt nur vor dem Sultan; Busone und Boccaccio nennen Alexandria.

Soviel über die jüdische Darstellung. Wir wollen uns nun in Kürze noch mit zwei anderen Bearbeitungen auseinandersetzen, aus denen sich vielleicht noch einige Argumente für die Ursprünglichkeit des jüdischen Berichtes gewinnen lassen. Die eine Bearbeitung enthalten die Gesta Romanorum, die andere befindet sich in einem altfranzösischen Gedichte aus dem 13. Jahrhundert.

Die Gesta Romanorum sind bekanntlich eine chaotische Sammlung von alten römischen Geschichten, arabischen Märchen, christlichen Legenden, Sittenzügen aus der Zeit der Völkerwanderung und Anekdoten aller Art aus dem mittelalterlichen Leben. Die Entstehungszeit des Sammelwerkes läßt sich nicht genau fixiren. Wenn auch Tyrwhitt zu Chaucer's Canterbury Tales (IV, 331) die Entstehung der Sammlung etwas zu früh setzt, indem er sie gegen Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts verlegt, so kann doch nach unserm Dafürhalten auch nicht viel weiter heruntergegangen werden. Jedenfalls steht Oesterley, der neueste Herausgeber der Gesta, schon auf der äußersten Grenze, wenn er sie Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts entstanden sein läßt. Von entscheidender Beweiskraft ist die Berliner Handschrift, welche noch nicht wie die andern Handschriften manche Nummern aus Holkot's († 1349) Moralitates entlehnt hat. Außerdem deutet auch die Spaltung der ältesten Handschriften in drei nach Inhalt, Darstellungsweise und Anordnung ganz wesentlich verschiedenen Familien mit Sicherheit darauf hin, daß zwischen der

Abfassungszeit des ersten Originals und dieser mannichfaltigen Entwickelung ein längerer Zeitraum liegt als einige Jahre oder einige Jahrzehnte. Nach der Ausgabe der Gesta von Adelbert von Keller ist der Inhalt der Erzählung folgender: Ein Vater übergibt dem jüngsten seiner drei Söhne einen kostbaren Ring, die beiden älteren dagegen empfangen Ringe, welche anstatt des edlen Steines nur gefärbtes Glas enthalten, im übrigen aber jenem täuschend ähnlich sind. Kaum ist der Vater todt, so fangen die Söhne über die Echtheit der Ringe an zu streiten. Sie wenden sich endlich an einen weisen Meister, welcher, um hinter das Geheimniß zu kommen, die Kräfte der Ringe prüft. „Wir wollen sehen," sagt er: „welcher Ring Siechthum vertreibt, der ist mit dem guten Steine." Allein nur der Ring des Jüngsten besteht die Probe. Die Nutzanwendung (moralisatio) am Schlusse versteht dann unter den drei Söhnen die drei Völker: die Juden, Sarazenen und Christen. Alle drei sind Gottes Söhne durch die Schöpfung. Allein nur die Christen sind im Besitze des wunderkräftigen Ringes, an den Ringen der Juden und Sarazenen haften solche Kräfte und Zeichen nicht.

Diese Fassung vindizirt zwar nicht einem Juden die Autorschaft, allein der Inhalt in seiner stark christlichen Färbung ist der Art, daß es sich auch gar nicht um ein selbständiges und unabhängiges Märchen handelt, sondern vielmehr um eine Umarbeitung der C. N. Nach Liebrecht in Dunlop's „Geschichte der Prosadichtungen" (S. 221) soll die Erzählung des Schebeth Jehuda in die Gesta gekommen und aus diesen wieder in die C. N. übergegangen sein. Doch schon der erste Blick ergibt, daß das nicht möglich ist, daß vielmehr die Fassung der Gesta die C. N. zu ihrer Grundlage hat, und diese wieder auf die jüdische Quelle zurückweist. Gräße's und Oesterley's Ausgaben der Gesta geben die Parabel übrigens mit mehreren Abänderungen. Nach ihnen hat ein Ritter drei Söhne, von denen er den jüngsten bevorzugt. Vor seinem Tode gibt er dem Erstgeborenen die Erbschaft, dem zweiten einen Schatz und dem dritten einen kostbaren Ring, welcher letztere aber an Werth höher steht als das Erbtheil der beiden anderen. Außerdem erhalten auch die älteren Söhne Ringe, die aber minder werthvoll sind (non tam pretiosos). Nach dem Tode des Vaters der Streit der Söhne. Um dahinterzukommen, wer im Besitze des echten Ringes sei, beschließen sie eine Probe, denn der echte Ring wirkt Wunder. Es werden verschiedene Kranke herbeigebracht, doch die Ringe der beiden älteren Brüder bewähren ihre Kraft nicht, nur der Ring des jüngsten Bruders heilt die Kranken. In der Nutzanwendung heißt es dann: Der Ritter ist unser Herr Jesus Christus, welcher drei Söhne hat, Juden, Sarazenen und Christen. Den Juden gab er das heilige Land, den Sarazenen Reichthum und Macht, die

Christen aber erhielten den köstlichen Ring, nämlich den christlichen Glauben, mit dem man Wunder wirken kann.

In diesen beiden Fassungen fehlt die Vermittelung des weisen Meisters, aber es gilt von ihnen dasselbe, was wir von der vorhergehenden Fassung bemerkt haben: Das stark christliche Kolorit kennzeichnet sie als Nachbildungen der C. N.

Die letzte christliche Darstellung der Ringfabel findet sich, wie schon erwähnt, in einem aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammenden und von A. Tobler 1871 edirten französischen Gedicht mit der Aufschrift: Lis dis don vrai aniel. Diese Quelle stellt nach der Angabe des Herausgebers unter dem Ringe das heilige Land dar. Die beiden älteren Brüder, die Juden und Sarazenen, haben dem jüngeren Bruder, den Christen, das ihm vom Vater verliehene Erbtheil entrissen, sie haben ihn daraus vertrieben, und er kann daselbst nicht fürder seinen Wohnsitz nehmen. Der Ort, wo Gott von einer Jungfrau geboren ward, ist bereits geräumt und erleidet schmähliche Behandlung. Acre, der Schlüssel zum heiligen Lande, ist des Ringes wahrer Stein, sein Reif ist aber keineswegs noch ganz, vielmehr ist er an mehreren Stellen zerstückt, und man sieht keinen von denen, die Gott auserwählt hat, des Ringes zu warten und ihn wieder zu erlösen, herbeieilen. Gott wird nicht mehr daselbst gepriesen, ihm wird nicht mehr gedient, der Ort ist vielmehr geknechtet. Die geistlichen Würdenträger tragen durch sträfliche Theilnahmlosigkeit mit dazu bei, daß der Ring zu Grunde geht.

Diese Fassung, wenn sie dem Märchen auch eine ganz neue Wendung gibt, steht an Werth noch hinter den Darstellungen der Gesta zurück und hat diese jedenfalls wieder zu ihrer Voraussetzung.

Fassen wir das Resultat zum Schlusse kurz zusammen, so lautet es dahin, daß jedenfalls das Buch Schebeth Jehuda die allen Versionen zu Grunde liegende Quelle enthält. Wenn auch das Werk das jüngste von allen ist, in welchen die Parabel vorkommt, ja noch hundert Jahre später als die Abfassung des Decamerone fällt, so erweist sich doch nach gewichtigen inneren und äußeren Gründen die darin mitgetheilte Parabel als die ursprünglichste Ueberlieferung. Sie ist die einfachste, klarste, schärfste und schönste; alle anderen sind nach der einen oder anderen Seite tendenziös und matt und spiegeln deutlich die Anschauungen der vorgeschrittenen Zeit wieder.

Dresden. A. Wünsche.

Zur Biographie von Petrus Paulus Rubens.

Gelegentlich der glänzenden Feier, welche die Stadt Antwerpen und mit ihr das gesammte Belgien zur dreihundertsten Wiederkehr des Geburtstages von Petrus Paulus Rubens im August 1877 veranstaltete, ist eine Reihe von Festschriften erschienen, die in Deutschland ziemlich unbekannt geblieben sind, und von denen doch die eine und die andere neues und werthvolles Material zur Kenntniß des großen Meisters beibringt. Die Mehrzahl dieser Schriften ist freilich polemischer oder panegyrischer Natur. Polemischer, weil die Antwerpener sich um keinen Preis den Ruhm nehmen lassen wollen, in ihren Mauern die Wiege ihres berühmten Mitbürgers beherbergt zu haben. Nach den archivalischen Forschungen unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß von den drei Städten, die sich um die Geburt des Malerfürsten streiten, Antwerpen, Köln und Siegen, die stolze Scheldestadt den geringsten und das kleine westphälische Städtchen den größten Anspruch auf die Ehre erheben darf, der Geburtsort von Rubens gewesen zu sein. Ein deutscher Kunstschriftsteller, Dr. Gaedertz, welcher der Einladung des Antwerpener Gemeinderaths zur Theilnahme an der Rubensfeier und dem damit verbundenen artistischen Kongreß gefolgt war, hat in einer kleinen Schrift*) noch einmal übersichtlich die Gründe zusammengestellt, welche für und wieder Antwerpen, für und wieder Siegen sprechen, und nebenher eine lebendige Schilderung von den zahlreichen Festen und Ausstellungen gegeben, mit welchen die Stadt Antwerpen die Fremden damals übersättigte.

Nach den authentischen, für Siegen sprechenden Zeugnissen konnte es nur einen komischen Eindruck machen, daß man die im Vestibul des Museums errichtete Kolossalbüste des Meisters mit der Inschrift: „Geboren in Antwerpen“ versehen hatte, umsomehr als der offizielle Katalog der Gemäldesammlung, ein Muster seiner Gattung, mit anerkennenswerther Objektivität Siegen für den wahrscheinlichen Geburtsort von Rubens erklärt hatte.

Den Mittelpunkt der Feste bildete oder hätte wenigstens bilden sollen der artistische Kongreß, der in dreitägigen Verhandlungen über verschiedene künstlerische Fragen von theils praktischer, theils theoretischer Bedeutung debattirte. Im Allgemeinen kommt bei solchen und ähnlichen Kongressen nichts heraus. Höchstens, daß aus einer langen Reihe von Resolutionen die eine oder die andere von dem einen Kongreß zum anderen hinübergerettet wird und

---

*) Rubens und die Rubensfeier in Antwerpen von Dr. Theodor Gaedertz. Leipzig, 1878, Wilhelm Engelmann.

den Ausgangspunkt von neuen, ebenso unfruchtbaren Diskussionen bildet. Von den verschiedenen Beschlüssen, die von dem ersten kunstwissenschaftlichen Kongreß in Wien (September 1873) gefaßt wurden, ist bis jetzt nur der auf die Katalogisirung von Gemälden bezügliche hier und da in der Praxis ausgeführt worden. Die Verhandlungen des artistischen Kongresses von Antwerpen füllen einen hohen, 570 Seiten umfassenden Quartanten, der allen Theilnehmern gewiß ein schätzbares Andenken sein, dessen Inhalt aber schwerlich einen ersprießlichen Einfluß auf die Förderung künstlerischer Interessen gewinnen wird. Gleichwohl verdient einer der gefaßten Beschlüsse, welcher in unmittelbarem Zusammenhang mit der Person des gefeierten Künstlers steht, eine baldige und exakte Ausführung, nämlich derjenige, durch die Stadt Antwerpen eine Kommission niedersetzen zu lassen, welche die Aufgabe übernimmt, in einem Codex diplomaticus Rubenianus alle auf das Leben und die Werke des berühmten Antwerpener Meisters bezüglichen Aktenstücke zu sammeln. Dahin gehören vor allen Dingen seine Briefe.

Nach einer annähreud richtigen Berechnung hat Rubens, dessen verhältnißmäßig kurzes Leben eitel Mühe und Arbeit gewesen ist, etwa 8000 Briefe geschrieben. Dieselben sind — man darf wohl in Anbetracht der gewaltigen Arbeit, die dem Historiker daraus erwachsen würde, sagen — glücklicherweise nicht mehr vollzählig vorhanden. Man kennt bis jetzt im Gegentheil nur einen sehr kleinen Theil seiner weitschichtigen Korrespondenz, etwa hundertundfünfzig Briefe, nächst Michel Angelo immer noch die meisten, die uns von einem der Heroen der Kunstgeschichte erhalten sind.

Das Rubensjubiläum ging nicht vorüber, ohne uns einen neuen Zuwachs von Dokumenten und Briefen zu geben, welche über ganze Perioden im Leben des Meisters ein neues Licht verbreiten. Gachard hat in seinem verdienstvollen Buche „Histoire politique et diplomatique de Pierre Paul Rubens“ (Brüssel, 1877) Briefe und Berichte von Rubens an den Herzog von Olivarez aus den Archiven von Wien und Simancas veröffentlicht, welche sich u. a. auf die diplomatische Sendung des Künstlers nach London beziehen, wo er zur Regelung der zwischen England und Spanien bestehenden Verwickelungen beitragen sollte. Eine zweite nicht minder wichtige Publikation*) von dem Konservator an der Brüsseler Bibliothek Ch. Ruelens enthält neun Briefe von Rubens, welche den Zeitraum von 1622 bis 1631 umfassen, und von denen sich einige auf den großen Bilderzyklus beziehen, welchen Rubens für Maria von Medicis gemalt hat, und der sich jetzt im Louvre befindet. Letzteres Buch ist nur in 50 numerirten Exemplaren in den Handel gelangt, und dies mag der Grund

---

*) Pierre Paul Rubens. Documents et Lettres publiés et annotés par Ch. Ruelens. Bruxelles 1877.

sein, weshalb man in Deutschland meines Wissens bis jetzt noch keine Notiz von den überaus wichtigen Mittheilungen dieser Publikation genommen hat. „Rubens' Briefe," sagt Ruele ns in der Einleitung, „sind wie seine Bilder: Seiten voll überströmenden Lebens. Der Künstler nimmt an allem, was vorgeht, seinen Antheil. Zu gleicher Zeit behandelt sein schaffender Geist politische, wissenschaftliche, literarische und künstlerische Fragen."

Die neun Briefe scheiden sich in zwei Gruppen: vier sind an den gelehrten, alterthumskundigen Parlamentsrath Nicolas Claude Fabre de Peiresc gerichtet, welchen Rubens durch den kaiserlichen Rath Gevaerts im Jahre 1622 in Paris kennen gelernt hatte, und vier an dessen Bruder, den Herrn von Valavès, der in Paris lebte. Der neunte Brief ist an den Syndikus Peter van Veen gerichtet, den Bruder des Otto Vaenius, des Lehrmeisters von Rubens.

In dem ersten Briefe an Peiresc, der von Antwerpen 3. August 1623 datirt ist, bedankt sich Rubens in den wärmsten Ausdrücken für eine Anzahl antiker Gemmen, welche ihm Peiresc zur Ansicht geschickt. Er macht einige Erklärungsversuche besonders merkwürdiger Stücke und schließt mit dem Wunsche einer glücklichen Reise. Es herrschte damals eine Seuche in Paris, und Peiresc soll sich beeilen, um der Gefahr der Ansteckung zu entgehen. Ferner ist in dem Briefe noch die Rede von einer Zeichnung für das perpetuum mobile. Wir werden aus den folgenden Briefen ersehen, was es mit diesem sonderbaren Instrument für eine Bewandtniß hat.

Der nächste Brief gilt dem Herrn von Valavès. Rubens zeigt ihm an, daß er das perpetuum mobile wohl verpackt an ihn nach Paris geschickt habe, und bittet ihn, dafür zu sorgen, daß es wohlbehalten nach Aix, dem Wohnort des Herrn von Peiresc, gelange. Bei den Vorsichtsmaßregeln, welche er ihm empfiehlt, verräth er Einiges über die Beschaffenheit des geheimnißvollen Apparats. Weiter ist in dem Briefe von literarischen und politischen Neuigkeiten, z. B. von der Belagerung von Breda die Rede, und am Schlusse sagt er: „Was mich betrifft, so hoffe ich mit Gottes Hilfe in sechs Wochen fertig zu sein, um zu meiner Reise nach Paris zu kommen, in der Zuversicht, Euch dort zu finden, was mir der größte Trost von der Welt sein wird. Auch hoffe ich, noch rechtzeitig anzukommen, um die Feier der königlichen Hochzeit zu sehen, welche wahrscheinlich im nächsten Karneval stattfinden wird." Der Brief ist aus Antwerpen vom 12. Dezember 1624 datirt.

Das Werk, welches Rubens in sechs Wochen zu vollenden hofft, ist der große Zyklus von 21 Gemälden, welche Maria von Medicis, die Wittwe Heinrich's IV. und Mutter Ludwig's XIII., bald nach ihrer Versöhnung mit ihrem Sohne bei Rubens bestellt hatte. Diese Bestellung muß Ende 1621 oder anfangs 1622 erfolgt sein. Im Februar 1622 war Rubens wieder in

Antwerpen. Die Gemälde waren für den Luxemburgpalast in Paris bestimmt und sollten einundzwanzig Momente aus dem Leben der Königin von ihrer Geburt bis zu ihrer Versöhnung mit Ludwig XIII. darstellen. Der Gesandte des Erzherzogs Albert und der Herzogin Isabella am französischen Hofe, der Baron de Vicq, hatte die Aufmerksamkeit der Königin-Wittwe auf den Antwerpener Maler gelenkt. Aus Dankbarkeit schenkte ihm Rubens eine Madonna mit dem Kinde und porträtirte ihn und seine Gattin. Ein Porträt des Barons befindet sich im Louvre. Als Rubens Ende 1621 nach Paris kam, fertigte er zunächst eine Reihe von Skizzen grau in grau an, welche von der Königin approbirt wurden, und nach denen der Meister die großen Bilder in Antwerpen ausführte. Später gingen diese Skizzen in den Besitz des Claude Maugis, Almoseniers der Königin und Abbés von Saint-Ambroise, über, welcher während der Arbeitszeit als Unterhändler zwischen seiner Herrin und dem Maler fungirte. Siebzehn von diesen Grisaillen befinden sich in der Münchener Pinakothek, die übrigen in der Eremitage zu Petersburg. Die Königin drang darauf, daß der ganze Zyklus zur Vermählung ihrer Tochter Marie-Henriette mit dem Herzoge von York, dem späteren König Karl I. von England, fertig sein sollte. Die Vermählungsfeierlichkeit war auf den 11. Mai 1625 festgesetzt.

In dem folgenden Briefe an Herrn von Valavès, vom 26. Dezember 1624 datirt, theilt Rubens mit, daß der Abt von St. Ambroise bei ihm angefragt habe, bis zu welchem Termin er die Bilder für die Königin-Mutter liefern könne. Er habe ihm geantwortet, daß er, wenn Gott ihm Leben und Gesundheit schenke, alles bis Ende nächsten Januars zu vollenden hoffe. Wenn es aber damit keine zu große Eile hätte, so würde es ihm lieber sein, wenn er noch etwas Aufschub erhalten könnte, damit die Farben gemächlich trocknen könnten. Alsdann würde man die Gemälde zusammenrollen und einpacken können, ohne Gefahr zu laufen, etwas daran zu verderben. Auch müsse man vierzehn Tage für die Reise des Wagens einrechnen, der die Bilder von Brüssel nach Paris zu transportiren habe. Nichtsdestoweniger hoffe er spätestens Ende Februar mit allen Bildern in Paris zu sein. Des Weiteren erzählt Rubens in diesem Briefe, daß ihm auch der Kardinal Richelieu ein Bild aufgetragen hätte, leider kein so großes, wie er gewünscht hätte, um dem Herrn gefällig zu sein. Auch hätte er für den Herrn Parlamentsrath von Peiresc die Zeichnung einer Mumie angefertigt, welche er, um sie besser vor Feuchtigkeit zu schützen, mit den Bildern nach Paris bringen würde.

Ob Rubens, der bekanntlich ein eifriger Kuriositätensammler war, selbst im Besitze der Mumie gewesen, die er für Peiresc gezeichnet, oder ob er dieselbe auf seinen Reisen gesehen und skizzirt hat, können wir nicht mehr ermitteln. Man weiß nur soviel, daß ein Herr van Parys, Rubens' letzter Nach-

komme, der von dem Enkel des Meisters, Alexander Joseph, abstammte, vor 25 Jahren eine aegyptische Mumie besaß, die angeblich aus dem Nachlaß des Malers herrührte.

Herr von Valavès hatte inzwischen dem Meister den Empfang des perpetuum mobile bestätigt. In seinem Antwortschreiben drückt Rubens zunächst seine Freude darüber aus, daß die Glasröhre des Apparats bei dem Transport nicht zerbrochen sei. Man würde dem großen Manne Unrecht thun, wollte man glauben, daß er in die Thorheiten vieler seiner Zeitgenossen verfallen sei, welche in ruheloser Hast auf die Entdeckung des Steins der Weisen, des perpetuum mobile, des Lebenselixirs, der Quadratur des Zirkels u. s. w. Jagd machten. Was Rubens in Gemeinschaft mit dem Graveur und Münzgießer Jean de Montfort konstruirt hatte, war nichts anderes als ein Instrument zur Temperatur- oder Luftbestimmung, eine Art Barometer oder Thermometer. Aus anderen, bereits früher publizirten Briefen an Peiresc erfahren wir, daß Rubens von Schwindlern, wie der Holländer Drebbel und die Rosenkreuzer waren, sehr geringschätzig sprach. Umsoweniger ist anzunehmen, daß er ihnen auf ihren schlüpfrigen Pfaden folgte.

Rubens theilt in dem Briefe an Herrn von Valavès weiter mit, daß der Abt von Saint-Ambroise ihn angewiesen habe, spätestens am 4. Februar mit den Bildern in Paris zu sein. Er müsse deshalb die Hände von den Gemälden lassen, sonst würden sie nicht mehr trocken, und sich dazu entschließen, die letzten Retouchen an den Bildern in der Galerie selbst zu machen. Unangenehmer als das sei ihm jedoch der Umstand, daß das Bild für den Kardinal nicht zu gleicher Zeit vollendet werden könne.

Der nächste Brief ist an Herrn von Peiresc gerichtet und aus Paris vom 13. Mai 1625 datirt. Rubens ist also glücklich in der französischen Hauptstadt angelangt, hat aber, wie wir aus dem Briefe erfahren, mit mancherlei Unannehmlichkeiten zu kämpfen gehabt. Zuerst ist Herrn von Valavès bei der Vermählungsfeierlichkeit ein Mißgeschick widerfahren. „Er befand sich," wie Rubens berichtet, „mit mir auf demselben Balkon, welcher für die Engländer aus dem Gefolge der Herren Gesandten bestimmt war. Eine große Zahl von Leuten war auf diesen Balkon gestiegen. Plötzlich brechen unter der enormen Last dieser Menge die Holzdielen, und ich sehe Ihren Bruder, der sich an meiner Seite befand, mit den anderen herunterstürzen. Darob bekam ich einen großen Schreck, und schwerer Kummer überfiel mich. Ich stand dicht an dem benachbarten Balkon, wo ich heil und wohlbehalten stehen blieb, wie wir bisweilen zwischen zwei Stühlen sitzen bleiben. Kaum habe ich Zeit gehabt, um mein Bein von dem zusammenstürzenden Balkon fortzuziehen und auf den Balkon zu setzen, welcher stehen blieb. Und es war Niemandem möglich her-

untergehen, ohne sich herabzustürzen. So war es in diesem Augenblick unmöglich, nach Ihrem Bruder zu sehen, oder zu erfahren, ob er verwundet war oder nicht. Ich war genöthigt, in meiner Angst bis zum Ende der Zeremonie oben zu bleiben. Nachdem ich dann, so schnell ich konnte, entschlüpft war, fand ich Ihren Bruder in seiner Wohnung mit einer Wunde an der Stirn. Ich war um so schmerzlicher erregt darüber, als von mehr als dreißig Personen, welche heruntergefallen waren, keine andere, soweit ich gehört habe, verstümmelt oder schwer verletzt worden ist. Der Schädelknochen ist nicht berührt, nur das Fleisch ist verletzt." Er geht dann auf seine persönlichen Angelegenheiten über und sagt: „In diesem Drang der Ereignisse kann ich keine energischen Schritte thun, weil ich fürchte, die Königin mit meinen Privatforderungen zu belästigen . . . Sonst weiß ich, daß die Königin-Mutter mit meiner Arbeit sehr zufrieden ist, was sie mir oft mit ihrem eigenen Munde gesagt hat, und sie wiederholt es Jedermann. Der König hat mir auch die Ehre erwiesen, unsere Galerie zu besuchen: es war das erste Mal, daß er seinen Fuß in den Palast setzte, an dem man vor 16 oder 18 Jahren zu bauen begonnen hat. Ich mußte gerade das Bett hüten, Dank einem Schuhmacher, der mir meine neuen Stiefel gemacht und dadurch fast den Fuß verdorben hat. Ich bin zehn Tage lang an das Bett gefesselt worden und noch jetzt empfinde ich Schmerz, wenn ich auch schon zu Pferde steigen kann. Seine Majestät hat seine volle Zufriedenheit mit meinen Malereien zu erkennen gegeben, was mir von allen wieder erzählt worden ist, welche dabei waren, besonders von dem Herrn Abt von Saint Ambroise. Dieser hatte die Bilder erklärt und dabei den wirklichen Sinn mit großer Schlauheit verhehlt oder umgedeutet. Ich glaube Ihnen geschrieben zu haben, daß man ein Bild entfernt hat, welches die Abreise der Königin von Paris darstellte, und daß ich an Stelle desselben ein ganz neues gemalt habe, welches das Glück ihrer Regentschaft und den blühenden Zustand des Königreichs Frankreich darstellt, sowie die Förderung der Wissenschaften und Künste durch die Freigebigkeit und den Glanz Ihrer Majestät, welche auf einem prächtigen Throne sitzt und in der Hand eine Waage hält, die anzeigen soll, daß ihre Klugheit und ihr Rechtsgefühl die Welt im Gleichgewicht hält. Dieser Gegenstand, welcher die Staatsraison, insbesondere die Frankreich's, nicht berührt, enthält keine persönlichen Anspielungen. Er hat sehr gefallen, und ich glaube, daß, wenn man sich ganz auf mich verlassen hätte, die anderen Gegenstände bei Hofe besser fortgekommen wären, ohne Aergerniß und Murren, und in Zukunft glaube ich, daß man nicht verfehlen wird, Schwierigkeiten in Betreff der Gegenstände der anderen Galerie zu machen. Diese sollen gefällig sein und frei von jedem Anlaß zur Verstimmung; ihr Thema ist so umfangreich und prächtig, daß es für zehn Galerieen ausreichen würde. Aber der Herr

Kardinal Richelieu, obwohl ich ihm ein kurzgefaßtes Programm schriftlich überreicht habe, ist mit der Staatsregierung so beschäftigt, daß er nicht die Zeit gehabt hat, es ein einziges Mal anzusehen. Ich bin also entschlossen, wenn ich meine Abfertigung erhalten kann, sofort abzureisen und ihm und dem Abt von St. Ambroise die Sorge zu überlassen, mir zu erkennen zu geben, was man beschließen wird. Im Ganzen habe ich diesen Hof satt, und wenn man mich nicht mit einer Schnelligkeit befriedigt, welche der Pünktlichkeit gleichkommt, deren ich mich im Dienste der Königin-Mutter bedient habe, kann es geschehen — ich sage es Ihnen im Vertrauen —, daß ich so leicht nicht wieder hierher zurückkomme, obgleich ich, um die Wahrheit zu sagen, mich bis jetzt nicht über das Benehmen Sr. Majestät beklagen kann; denn die Verzögerungen sind begründet und entschuldbar. Aber währenddem vergeht die Zeit, und ich bin fern von Hause, was mir großen Schaden verursacht."

Dieser auch in kulturgeschichtlicher Beziehung interessante Brief gibt uns bezeichnende Aufklärungen über die damalige Stimmung am französischen Hofe, über die Aufnahme der Epopöe, wie man den Bilderzyklus genannt hat, und zugleich authentische Mittheilung zur Geschichte desselben und zu dem sich daranschließenden zweiten Auftrag. Diese zweite Galerie, von welcher am Schlusse des Briefes die Rede ist, sollte in ähnlicher Weise die Thaten und die Regierung Heinrich's IV. verherrlichen. Doch gelangte dieser Zyklus nicht zur Ausführung. Sechs unvollendete große Gemälde befanden sich in Rubens' Nachlaß. Zwei derselben sind jetzt in den Uffizien in Florenz. Auch sind noch zwei Skizzen vorhanden, eine im Berliner Museum und eine in der Sammlung des Sir Robert Wallace in London. Der Grund, weshalb dieser Zyklus nicht zur Ausführung kam, ist die im Jahre 1631 erfolgte Verbannung der Maria von Medicis aus Frankreich. Es ist für den großen Meister im hohen Grade charakteristisch, daß er, obgleich ihm für den ersten Zyklus keine Bezahlung zu Theil geworden, doch an den zweiten heranging. Im Jahre 1631 kam Maria von allen Mitteln entblößt in Antwerpen an. Der Maler nahm die Vertriebene gastfreundlich in seinem Hause auf, und wenn er schließlich, als sie bei ihm noch eine Geldanleihe machte, ihre Juwelen als Pfand behielt, so darf man ihn deshalb nicht des Geizes oder der Habsucht zeihen. Er hatte die Arbeit von vier Jahren umsonst gemacht. Wir wissen, daß während dieser Zeit ihm viele Schüler zur Seite standen, welche ohne Zweifel mehr oder minder bedeutende Partieen auf diesen kolossalen, bis zu 12 Fuß hohen und bis 22 Fuß breiten Gemälden ausführten. Man war bisher über ihren Antheil zweifelhaft. Die beste Kontrole bietet uns das in dem obigen Briefe genannte Bild, „Glück der Regentschaft" (Louvre Nr. 448), welches Rubens in verhältnißmäßig kurzer Zeit — in höchstens acht Wochen — eigenhändig

in Paris ausgeführt hat, da nicht anzunehmen ist, daß seine Schüler ihn auch nach Paris begleitet haben. Man darf sich im Allgemeinen die Mithilfe der Schüler nicht allzu umfassend vorstellen. Wir werden später sehen, daß Rubens eine ungeheure Arbeitskraft besaß und in unglaublich kurzer Zeit unglaublich viel leisten konnte.

Die Bilder für Maria von Medicis sind im Jahre 1818 auf Befehl Ludwig's XVIII. aus dem Luxemburgpalast entfernt und in das Louvre überführt worden. Bei dieser Gelegenheit sind sie leider einer Restauration unterzogen worden. Wie weit dieselbe sich erstreckt hat, scheint sich nicht mehr feststellen zu lassen. Die Einen sprechen von einer „schreienden" Restauration, andere sagen, die Bilder seien nur zu scharf geputzt worden und hätten dadurch ihren goldigen Ton verloren. Aber trotz ihres gegenwärtigen Zustandes ist ihre Wirkung eine geradezu überwältigende. Wenn man von dem abenteuerlichen Gemisch von realen und allegorischen Elementen absieht, welches dem Geschmack und der Gelehrsamkeit des Zeitalters entsprach, und diese Bilder nur auf ihren rein malerischen Werth, die dargestellten Szenen auf ihren dramatischen Gehalt betrachtet, wird man ihnen schwerlich aus der Wirksamkeit eines andern Künstlers gleichwerthige Pendants in gleicher Zahl an die Seite stellen können. Als Rubens die sechs großen Bilder mit Darstellungen aus der Geschichte des Konsuls Decius Mus malte, die sich jetzt in der Galerie Liechtenstein in Wien befinden, beseelte ihn dieselbe dramatische Kraft, dasselbe Feuer und dasselbe großartige Stilgefühl.

Am 17. Juni 1625 war Rubens wieder in Antwerpen. Das ersehen wir aus dem sechsten, vom 3. Juli datirten Briefe in unserer Reihe, der an Herrn von Valavès gerichtet ist und bittere Klagen über die Verzögerung der Zahlungen aus Paris enthält. Ein Herr von Argouges war mit der Angelegenheit betraut worden, und um ihn sich geneigt zu machen, hatte ihm Rubens, wie er in dem Briefe hervorhebt, „ein großes und schönes Gemälde, ganz von seiner Hand" geschenkt. Es ist charakteristisch für jene Zeitperiode, daß Rubens bereits die Eigenhändigkeit einer Arbeit als besonders werthvoll hervorhebt. Das Datum des 17. Juni als Tag seiner Ankunft ist übrigens nicht so genau zu nehmen. Er sagt in dem Briefe, er sei nur zwanzig Tage hier, aber wir besitzen von ihm noch einen zweiten, aus Antwerpen vom 12. Juni datirten Brief, in welchem er sagt, er sei in der Nacht zum 11. Juni in Brüssel angelangt.

Der nächste Brief ist an Herrn von Peiresc gerichtet und aus Madrid vom 2. Dezember 1628 datirt. „Unsere ganze Korrespondenz," schreibt Rubens, „ist durch eine Reise nach Spanien unterbrochen worden, welche die erlauchteste Infantin mir zu machen befohlen hat, und zwar so geheimnißvoll und so schnell, daß sie mir nicht einmal erlaubt hat, einen einzigen Freund zu besuchen, nicht

einmal den spanischen Gesandten, auch nicht den Sekretär von Flandern, der in Paris residirt..... Ich darf die Geheimnisse der Fürsten nicht preisgeben. Aber es ist wahr, daß der König von Spanien mir befohlen hat, mit der Post zu kommen, und vielleicht hat meine erlauchteste Herrin geglaubt, daß ich wegen meiner engen Beziehungen zur Königin-Mutter einige Tage an ihrem Hofe aufgehalten werden würde. Ich beschäftige mich hier mit Malen, wie ich es überall thue, und ich habe schon das Reiterporträt Sr. Majestät des Königs fertig gemacht, dem es sehr gefallen hat, und der damit sehr zufrieden gewesen ist. Er scheint ein außerordentliches Vergnügen an der Malerei zu finden, und nach meinem Urtheil ist dieser Fürst mit den schönsten Eigenschaften begabt. Ich kenne ihn hinlänglich aus dem Umgange. Da ich ein Zimmer im Palaste habe, besucht er mich fast alle Tage. Ich habe auch die Porträts der ganzen königlichen Familie gemalt, getreu und mit größter Leichtigkeit in ihrer Gegenwart, für die erlauchteste Infantin, meine Herrin. Diese hat mir die Erlaubniß gegeben, den Rückweg über Italien zu nehmen, und ich hoffe, so Gott will, die Ueberfahrt von Barcelona nach Genua mit der Königin von Ungarn zu machen, welche Ende nächsten Märzes erfolgen soll."

Der Schleier, den Rubens in diesem Briefe mit achtungswerther Diskretion über seine politische Sendung geworfen hat, ist inzwischen durch die Publikation offizieller Aktenstücke aus den reichen Archiven von Simancas gelüftet worden. Es handelte sich um den Frieden zwischen England und Spanien, zu dessen Abschluß sich die erstere Macht, wie Rubens erfahren hatte, endlich geneigt zeigte. Er hatte deshalb an den spanischen Minister, Herzog von Olivarez, unter dem 30. März 1628 geschrieben, und am 6. Juli schrieb der König von Spanien auf Antrag des Staatsraths an die Erzherzogin Isabella, den Maler sofort nach Madrid zu schicken. Rubens traf daselbst nach schneller Reise Ende August ein. Er durfte, wie er in obigem Briefe schreibt, nicht einmal in Paris einen kurzen Aufenthalt nehmen. Die Hauptabsicht, welche der Madrider Hof mit der Berufung dieses geschickten, schon in mehreren Missionen bewährten Unterhändlers verband, lag darin, Zeit zu gewinnen und eine Entscheidung so weit als möglich hinauszuschieben. Erst am 26. April 1628 reiste Rubens von Madrid wieder ab. Sein Ausflug nach Italien unterblieb. Er war mit einer wichtigen Mission nach London betraut worden und ging deshalb über Paris, wo er sich am 12. Mai befand, direkt nach Antwerpen und von dort nach kurzem Aufenthalt nach London, von wo er unter dem 30. Juni seine erste diplomatische Depesche an den Herzog von Olivarez absandte.

Seine diplomatische Aufgabe in Madrid ließ ihm noch Zeit genug, seiner Kunst zu leben. Er entfaltete eine Thätigkeit von geradezu erstaunlichem Umfang. Nach der Berechnung Villaamil's, welcher die oben erwähnten Doku-

mente aus den spanischen Archiven veröffentlicht hat, vollendete er während der acht Monate seines Aufenthalts in Madrid nicht weniger als vierzig Bilder, d. h. in jeder Woche mindestens eins. Es befinden sich darunter Kopieen nach Tizian, Porträts und große Kompositionen für Kirchen und Schlösser. Die Beihilfe von Schülern ist hierbei natürlich auszuschließen. Die meisten dieser Bilder lassen sich heute noch nachweisen. Für uns sind diejenigen von besonderem Interesse, welche Rubens in seinem Briefe namhaft macht.

Das Reiterporträt des Königs Philipp IV., welches seiner Zeit so großes Aufsehen machte, daß es Lope de Vega in einem schwungvollen Gedichte feierte, ist wahrscheinlich durch den Brand des Escurial vom Jahre 1734 zu Grunde gegangen. Von da verschwindet es aus den Inventaren. Ein Verzeichniß vom Jahre 1636 beschreibt es mit diesen Worten: „Der König sitzt bewaffnet auf einem braunrothen Pferde, er trägt eine karmoisinrothe Schärpe, einen Stab in der Hand und einen schwarzen Hut mit weißen Federn. Oben befindet sich eine Erdkugel, die von zwei Engeln gehalten wird und von der Gestalt des Glaubens, welche ein Kreuz über den Globus erhebt und Sr. Majestät einen Lorbeerkranz darbietet. Auf der einen Seite blitzt die göttliche Gerechtigkeit seine Feinde nieder, auf der andern sitzt auf dem Erdboden ein Indianer, welcher einen Helm trägt."

Ebenso wenig läßt sich mit Sicherheit nachweisen, welche von den verschiedenen noch vorhandenen Porträts der spanischen Königsfamilie von der Hand unseres Meisters für das erzherzogliche Paar in Brüssel gemalt worden sind. Albert und Isabella hatten eine besondere Vorliebe für Familienporträts und besaßen eine große Sammlung derselben in ihrer Brüsseler Residenz. Bei dem Brande dieses Schlosses im Jahre 1734 gingen mehrere Werke von Rubens unter, vielleicht befanden sich unter ihnen auch die spanischen Porträts. Vielleicht sind dieselben auch früher in die Sammlung des Erzherzogs Leopold Wilhelm übergegangen, die 1657 nach Wien ging. Dort befindet sich im Belvedere ein Porträt des Prinzen Ferdinand, des Kardinal-Infanten und Bruders des Königs, das mit großer Wahrscheinlichkeit als ein Bestandtheil jener spanischen Serie zu bezeichnen ist.

Der achte Brief gehört zu den ältesten, die wir von der Hand des Künstlers besitzen. Er ist vom 19. Juni 1622 datirt und an den Advokaten Peter van Veen gerichtet, der ein Bruder des Otto Vaenius war, des Lehrers von Rubens. Peter van Veen war ein eifriger Kunstsammler und hatte an Rubens geschrieben, er solle ihm diejenigen Kupferstiche schicken, die er in einem gewissen Zeitraume nach seinen Bildern und Zeichnungen hatte anfertigen lassen, und die in seiner Sammlung noch fehlten. Rubens antwortet, daß es folgende seien: Stigmatisation des

heiligen Franziskus („diese Platte ist ein wenig roh gravirt; es war ein erster Versuch"), die Rückkehr der Madonna mit dem Kinde aus Aegypten, eine kleine Madonna, welche das Kind küßt („diese Platte scheint mir gut"), eine Susanne, („die ich den besten beizähle"), ein großer Stich mit dem Sturze Luzifer's („der nicht schlecht ausgefallen ist"), die Familie Loth's verläßt die Stadt Sodom („eine Platte, die zu einer Zeit ausgeführt worden ist, als der Stecher mein Gehilfe wurde"). „Ich habe noch eine Amazonenschlacht in sechs Blättern," fährt er fort, „es fehlen noch einige Tage Arbeit daran; aber ich kann sie nicht aus den Händen dieses Menschen loskriegen, obwohl der Stich schon seit drei Jahren bezahlt ist..... Ich habe noch ein Architekturbuch von den schönsten Palästen von Genua, ungefähr in 70 Blättern, mit den Plänen veröffentlicht, aber ich weiß nicht, ob Euch das Vergnügen machen wird." Der Stecher, um den es sich hier handelt, ist Lucas Vorstermann, der seit 1620 für Rubens arbeitete. Die Amazonenschlacht trägt das Datum des 1. Januar 1623. Es bedarf keines ausdrücklichen Hinweises auf die große Wichtigkeit des Rubens'schen Briefes für die Chronologie seiner Werke und sein Verhältniß zu dem Stecher, der unter seiner Leitung arbeitete. Alle Gemälde, deren Reproduktionen er in seinem Briefe erwähnt, sind noch vorhanden. Das Werk über die genuesischen Paläste erschien in zwei Theilen, der erste mit 72 Tafeln im Frühjahr 1622. Die Vorrede ist vom 29. Mai datirt. Der zweite Theil mit 67 Tafeln erschien etwas später. Da sich Rubens nur 7 Wochen in Genua aufgehalten hat, kann er unmöglich die zahlreichen, in dem Buche enthaltenen geometrischen Pläne und Façadenzeichnungen selbst angefertigt haben. Er spielte in diesem Falle wohl nur die Rolle eines Herausgebers.

Der letzte der Briefe in unserer Reihe, an Peiresc unter dem 27. März 1631 gerichtet, berührt neben zahlreichen, politischen Angelegenheiten noch einmal den zweiten großen Zyklus von Gemälden, welchen ihm Maria von Medicis aufgetragen hatte, die Henriade. Er preist sich glücklich, daß der Abbé von St. Ambroise ihn vier Monate lang durch allerlei Diskussionen von der Arbeit abgehalten habe. Angesichts der am französischen Hofe bevorstehenden Katastrophen hält er seine ganze Arbeit für „rein verloren". „Alle Höfe," sagt er schließlich, „sind großen Zufälligkeiten und Wandlungen unterworfen; aber an dem Hofe von Frankreich sind sie zahlreicher als an jedem anderen."

Berlin. Adolf Rosenberg.

Französische Kinderlieder.

Französische Kinderlieder? Gibt es die überhaupt? Ist es nicht eine feststehende Ansicht: „La poésie enfantine n'existe pas en France"? — Wenn man nach dem „poetischen" Theile der landläufigen französischen Lesebücher und Chrestomathieen urtheilen soll, so möchte man allerdings glauben, daß es den Franzosen an echter Kinderpoesie vollständig fehle, und man wird auch rasch bereit sein, das sehr erklärlich zu finden, da man ja im allgemeinen geneigt ist, dem französischen Volke Verständniß für echt kindliches Fühlen und Denken abzusprechen. Aber man prüfe doch einmal die „Heimatskunden" *), die „Musikalischen Jugendfreunde", die „Sängerhaine", und wie die schönen Büchlein alle heißen, die in der deutschen Volksschule eingeführt sind und für tausende und abertausende von Kindern außer der Gesangbuchslyrik die einzige poetische Nahrung bilden, — ist denn dort etwa eine Spur von echter Kinderpoesie zu finden? Würde ein Franzose, der das deutsche Kinderlied an diesen Quellen studiren wollte, nicht beinahe zu demselben Ergebnisse gelangen? Wir sagen: beinahe, denn es wäre ungerecht, wenn man leugnen wollte, daß die deutschen Dichter, die sich kunstmäßig im Kinderliede versucht haben, wie Hey, Güll, Reinick, Rückert, Arndt, Hoffmann von Fallersleben u. a., und deren Produkte einen guten Theil unserer Kinderliedersammlungen ausmachen, nicht dann und wann einmal den echten Kinderton recht hübsch getroffen hätten.

Den Franzosen zum ersten Male eine Sammlung echter, volksthümlicher Kinderlieder gegeben zu haben, ähnlich wie wir sie schon seit den fünfziger Jahren in den Sammlungen von Simrock und Rochholz besitzen, ist das Verdienst Kuhff's.**) Vorgearbeitet war ihm allerdings durch die allgemeinen Volksliedersammlungen von Champfleury, Bugeaud u. A., aber die erste Uebersicht dessen, was aus dem größeren Schatze als eigentliches Kinderlied sich abhebt, ist doch ihm zu danken. Vor wenigen Wochen ist nun auch eine Sammlung französischer Kinderlieder in deutscher Uebertragung von Otto Kamp erschienen,***) die sich an Kuhff's Sammlung anschließt, neben

*) In Leipzig ist jetzt bei dem ersten Schulbuche, das dem Kinde in die Hand gegeben wird, der alte, gute, gemüthliche Titel „Heimatskunde" durch den äußerst weisen und sicherlich aus tiefsinnigster Erwägung hervorgegangenen Titel: „Der Wohnort" ersetzt worden! Es friert einen förmlich angesichts der Nacktheit dieser unglaublichen Prosa.

**) Ph. Kuhff, Les Enfantines du bon Pays de France, le livre des Mères. Paris, Sandoz et Fischbacher, 1878.

***) Frankreich's Kinderwelt in Lied und Spiel Für Jung und Alt in deutscher Uebertragung von Otto Kamp. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1878.

ihr aber durchaus selbständig dasteht, insofern der Uebersetzer das ganze einschlagende Gebiet der französischen Literatur von neuem durchwandert und vieles herangezogen hat, was Kuhff entgangen ist. Manches von dem, was er mittheilt, steht allerdings auf derselben Stufe wie die erwähnten Kinderlieder von Güll, Reinick u. a., insofern der Dichter oder die Dichterin nachweisbar ist; die überwiegende Mehrzahl aber gehört der Volkspoesie an. Räumlich hat bei der Wahl natürlich nicht das politisch abgegrenzte Frankreich, sondern das französische Sprachgebiet den Ausschlag gegeben; auch die Schweiz, Belgien und selbst — Canada, das ja vormals zu Frankreich gehörte, haben Beiträge geliefert. Zeitlich umspannen die Lieder ein Gebiet von sechs bis sieben Jahrhunderten; einzelnes reicht nachweislich mit seiner Entstehung in's 13. und 14. Jahrhundert zurück. Das Ganze ist in vier Abschnitte eingetheilt: „Ein Tag im Kinderleben", „Ein Jahr im Kinderleben" (gruppirt zum Theil nach den Jahreszeiten, zum Theil nach den kirchlichen Festen), „Spiellieder" (darunter eine Anzahl sogenannter Abzählsprüche), endlich „Lieder" schlechthin, welche die Thierwelt, Stände und Gewerbe, Land und Vaterland u. a. in den Kreis der poetischen Behandlung ziehen.

Die Sammlung hat uns in hohem Grade interessirt und uns viele Freude gemacht. Nicht nur, daß wir daraus gesehen, daß die Franzosen in der That einen reichen Schatz echter, naiver, gesunder Kinderpoesie besitzen, sondern daß auch, was freilich zu erwarten war, ein beträchtlicher Theil davon eine auffällige Aehnlichkeit mit deutschen Kinderliedern hat und offenbar ebenso, wie zahlreiche Volksmärchen, als gewandertes Gut zu betrachten ist. Das Abweichende und Eigenartige aber ist von mannichfachem Interesse für die Kulturverhältnisse. Man vermißt Vorstellungen darin, die im deutschen Volksliede fortwährend wiederkehren, und umgekehrt. So ist es z. B. bei der hohen Ausbildung, deren sich in Frankreich die Geflügelzucht erfreut, gewiß kein Zufall, daß das französische Kinderlied die Henne mit einer Aufmerksamkeit behandelt, wie sie in der deutschen Kinderpoesie etwa dem Hasen zu Theil wird. Eine ziemliche Anzahl dreht sich auch um das Hirtenleben, das im deutschen Kinderliede ziemlich leer ausgeht, und ähnliches. Leider müssen wir es uns versagen, eine Auswahl aus der Sammlung hier mitzutheilen. Ein einziges Verschen wollen wir als Probe spenden, welches zugleich das komische Element, an dem es auch nicht fehlt, in ergötzlicher Weise repräsentirt:

Die drei Hennen.

Drei Hennen schreiten hin zum Feld,
Die erste vor den Zug sich stellt,
Die zweite folgt in gleichem Schritt,

Und hinter sie die dritte tritt.
Wie man das Ding auch sieht und dreht,
Die erste stets zuvorderst geht.

Nun aber die Gewissensfrage: Für wen ist die Kamp'sche Sammlung bestimmt? Der Herausgeber hat allen Ernstes sich in erster Linie die deutsche Kinderwelt als sein Publikum gedacht und die Absicht gehabt, das deutsche Kinderlied mit seinem Büchlein zu bereichern. Wir halten das für eine sehr gutgemeinte Absicht, glauben aber, daß die Hoffnung des Herausgebers eine vergebliche sein wird. Dem deutschen Kinderliede frisches Blut zuzuführen, thäte freilich recht noth. Das echte Kinderlied ist ja bei uns — Gott sei's geklagt! — so ziemlich im Aussterben begriffen. Die Stätten, wo es außer der Kinderstube allein gedeiht und wo es vor zwanzig Jahren auch in den größeren Städten noch von Mund zu Munde ging, sind Garten, Hof und Straße. Aber in unsern großen Städten haben die Kinder keine Gärten und Höfe mehr, und die Straße ist immer gefahrvoller für sie geworden. So werden sie denn in die Kindergärten gepfercht, mechanische Dressiranstalten, wo sie von eben so mechanisch dressirten Kindergärtnerinnen mit allerhand neumodischen Spielen und Reimen gefüttert werden, die der gute Fröbel und eine Anzahl blaustrümpfiger Fröbelianerinnen ausgeklügelt haben, und die kindlich sein sollen, aber in Wahrheit kindisch sind. Um das körperliche Wohl und die Zucht und Sitte der ihm anvertrauten Kleinen erwirbt sich der Kindergarten unstreitig große Verdienste, aber um die geistige Speise, die er ihnen bietet, ist es recht traurig bestellt. Der Kindergarten hat — es muß das einmal ausgesprochen werden — die schwere Sünde auf sich geladen, daß er die gute, alte Kinderpoesie hinausgeworfen hat, weil sie angeblich aus albernen Gassenliedern besteht, die keinen Sinn haben, und hat äußerst gedankenvolle, aber auch äußerst abgeschmackte und poesielose Verslein an ihre Stelle gesetzt. Doch auch im Hause und in der Familie verstummt das alte Kinderlied mehr und mehr. Die Mütter verlernen es, mit ihren Kindern zu singen. Und was der Kindergarten verfehlt, das Haus versäumt, das setzt die Schule redlich fort. Man sehe sie nur an, die offiziellen Liederbücher unserer Volksschulen — welchen unnützen Ballast führen sie neben dem wirklich Guten mit sich! Und nun vollends der klägliche gereimte Text, den nach einem weit verbreiteten und tief eingewurzelten Vorurtheile alle unsere Bilderbücher, auch die besten, haben müssen, und den viele Eltern thöricht genug sind ihre Kinder auswendig lernen zu lassen — alles das arbeitet an der Verdrängung des echten Kinderliedes, so daß es bald nur noch in den gedruckten Sammlungen zu finden sein wird, wo es einen so wehmüthig anblickt, wie die trockenen verblaßten Blumen im Herbarium und wie die aufgespannten Sommervögel an der Nadel.

Die echten, alten Kinderlieder brauchten nur wieder lebendig gemacht zu werden, die Kindergärtnerinnen vor allen müßten sie singen lernen, die Mütter sie wieder singen lernen, so hätten wir, was wir brauchen. Den heimischen Vorrath durch ausländisches Gut zu vermehren, ist ganz überflüssig, aber es würde kein Unglück sein'; es ist aber auch — ganz unmöglich. So taktvoll und liebenswürdig der Herausgeber seine französischen Kinderlieder in's Deutsche gebracht hat — jenen undefinirbaren Zauber, der auf dem echten Kinderliede ruht, hat er seinen Uebersetzungen nicht mitgeben können. Die meisten darunter klingen eben — übersetzt, und die abgerundetsten, die zur Noth für Originale gelten könnten, klingen so „gebildet", als ob etwa solche Püppchen sie singen sollten, wie Oskar Pletsch sie gezeichnet hat.

Für Kinder ist also die Sammlung entschieden nicht geeignet. Wohl aber wird sie allen, die sich aus wissenschaftlichem Interesse oder Liebhaberei mit dem Volksmärchen und dem Volksliede beschäftigen, willkommen sein. Zwar greifen diese lieber nach den Originalen, aber wo stecken die Originale? Nun, der Herausgeber hat durch gewissenhafte Quellennachweise dafür gesorgt, daß jeder, der Lust dazu hat, sie sich verschaffen kann.

Literatur.

Die Jesuiten in Nordamerika. Von Franz Parkman. Stuttgart, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung, 1878.

Ein höchst interessantes Buch über einen Gegenstand, der bisher nur ganz oberflächlich bekannt war. Nach dem Titel könnte man meinen, der Verfasser erzähle uns von dem Wesen und Wirken der Gesellschaft Jesu im Norden des westlichen Kontinents, wo dieselbe, wie man weiß, in bedenklicher Weise festen Fuß gefaßt und weitreichenden Einfluß gewonnen hat. Dem ist indeß nicht so, das Buch ist vielmehr eine Fortsetzung der Beiträge zur ältesten Geschichte Canada's und der südlichen Nachbarländer, welche Parkman in früheren Schriften geliefert hat, und es berichtet uns von den Versuchen der Jesuiten des siebzehnten Jahrhunderts, die Indianer zu bekehren und eine Art Neufrankreich neben Neuengland zu gründen, ihren Erfolgen, ihren Abenteuern und Leiden und dem schließlichen Scheitern des Unternehmens in Folge des Unterganges des Huronenstammes, auf den die Missionäre vorzugsweise ihr Auge geworfen hatten, und der von den Irokesen in einem langen, mit entsetz-

licher Grausamkeit geführten Kriege bis auf geringe Reste ausgerottet wurde. Eine wunderbare Welt tritt uns hier aus dem bisherigen Dunkel, farbig, plastisch, lebendig, bis in's Detail geschildert entgegen, die Natur der Wildnisse an den nördlichen Seen und Strömen, der Charakter und die Sitten der Rothhäute, die Klugheit und der furchtlose Glaubenseifer der Jesuiten, ihre Standhaftigkeit und Unermüdlichkeit. Episode auf Episode der ergreifendsten Art spielt sich vor unseren Augen ab. Verhungernde Völker, ganze Stämme von Seuchen hingerafft, volkreiche Städte vom Tomahawk und der Brandfackel eines erbarmungslosen Feindes in blutige Aschenhaufen verwandelt, Teufel in Menschengestalt um Martergerüste versammelt und die Opfer mit der Erfindungsgabe des Satans peinigend und verstümmelnd, die Hölle auf Erden — alle diese Nachtbilder ziehen an uns vorüber, während uns in ihrer Mitte die lichten Gestalten der Jesuiten, licht trotz ihres Aberglaubens, durch ihren vor keiner Gefahr zurückschreckenden Opfermuth und ihre Ausdauer in der Verfolgung ihrer Zwecke wie Wesen einer höheren Welt mit Bewunderung erfüllen. Zuletzt legen wir das Buch in der Stimmung hin, die ein erschütterndes Drama hinterläßt.

Neben diesem ästhetischen Werthe des Werkes besitzt es aber auch einen bedeutenden historischen, auf den wir eingehend zurückkommen werden, wenn wir, wie demnächst geschehen soll, ausführliche Mittheilungen aus seinem Inhalt bringen. Für jetzt bemerken wir nur noch, daß der Verfasser durchgängig aus den Quellen geschöpft hat, und daß ihm sehr reichlich fließende Quellen zunächst in den Berichten zu Gebote standen, welche die canadischen Jesuiten vierzig Jahre hindurch in jedem Sommer ihrem Provinzial in Paris abstatteten, und welche, durchaus ehrlich und in gutem Glauben geschrieben, als authentische geschichtliche Urkunden zu betrachten sind. Neben diesen offiziellen und 1850 von der canadischen Regierung veröffentlichten Relationen existiren aber noch eine große Menge privater Berichte, Denkschriften, Tagebücher und Briefe, von denen einige vor kurzem ebenfalls gedruckt worden, andere aber nur im Manuskripte vorhanden sind. Parkman hat dieses Material gewissenhaft studirt und verglichen, und es ist ihm, da er die dichterische Ader besitzt, welche wir heutzutage von jedem Geschichtschreiber verlangen, die Gabe, gut zu gruppiren, das Leben im Kleinen wie im Großen zu sehen und in seiner Darstellung abzuspiegeln, gelungen, die größte Genauigkeit zu erreichen und uns die Vergangenheit aufzuwecken wie sie leibt und lebt. Nur selten hat er unserm Gefühle nach zu viel gethan, sodaß man in der Fülle des Details den Faden zu verlieren Gefahr läuft, und der Fluß der Erzählung durch zu weit ausgesponnene Beschreibung und Schilderung beeinträchtigt wird.

Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Von François Lenormant. Autorisirte und vom Verfasser bedeutend verbesserte und vermehrte deutsche Ausgabe. Jena, Hermann Costenoble. 1878.

Ein interessantes, aber in den Ergebnissen seiner Untersuchungen mit Vorsicht aufzunehmendes Buch. Lenormant ist ein Gelehrter, der auf dem Gebiete der Urgeschichte der alten Völker Westasien's sich erhebliche Verdienste erworben und manchen guten Fund gethan hat, er besitzt einen scharfen Blick, reiche Kenntniß des Details und einen beweglichen Geist, der oft mit Geschick räumlich oder zeitlich weit Auseinanderliegendes nahe rückt und es zuweilen in überraschender Kombination zur Aufhellung von Dunkelheiten verwendet. Ebenso häufig aber geschieht es, daß seine Beweise zu wünschen übrig lassen, daß er mit dem ihm zu Gebote stehenden, in der That ausgebreiteten Wissen, aber zugleich mit allzu reger und zu wenig gezügelter Phantasie zu Schlüssen gelangt, die an das Verfahren von Schnelldenkern erinnern, und daß er uns auf einer Unterlage von Hypothesen ein Gebäude aufführt, das wieder aus gewagten Hypothesen besteht, von ihm selbst aber als im Wesentlichen sicher und feststehend angesehen wird — eine Methode etwa, wie sie der verstorbene Hitzig in seinen Schriften anzuwenden pflegte.

Dies gilt auch von dem vorliegenden Werke. Man ist in der Entzifferung der ältesten Keilinschriften des Euphrat- und Tigrisgebiets in den letzten Jahren bedeutend fortgeschritten, und Vieles, was in der Geschichte der Völker Mesopotamien's dunkel war, ist wenigstens in Dämmerlicht gerückt, aber noch weit mehr davon liegt noch in tiefem Dunkel, und wir sind der Meinung, daß zunächst noch an der Verbesserung der Mittel zur Erkenntniß der Thatsachen, d. h. an der Vervollkommnung der Kunst, die betreffenden Idiome zu verstehen, also philologisch, zu arbeiten ist, ehe der Historiker mit der Hoffnung auf sichere Resultate sein Werk beginnen kann. Lenormant hat diese Ansicht nicht getheilt, und wenn manches, was er mit seinen im allgemeinen unzulänglichen Mitteln enträthselt zu haben glaubt, sich als in der Hauptsache richtig bewähren wird, so wird vieles andere in den Ergebnissen seiner Untersuchung die Probe wahrscheinlich nicht bestehen und durch spätere sprachliche und ethnographische Entdeckungen umgestoßen werden. Auf die Einzelheiten des Werkes einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es genüge, zu bemerken, daß der Verfasser sich zunächst die Aufgabe gestellt hat, mit Hilfe einer Anzahl von ihm übertragener chaldäischer Urkunden festzustellen, was die chaldäische Beschwörungs- und Wahrsagekunst gewesen, daß er dieselbe mit der ägyptischen Magie vergleicht, und daß er sich durch Untersuchung der religiösen Grundlagen der Zauberkunst der Chaldäer darzuthun bemüht, daß sie von derjenigen der Aegypter verschieden ist, und daß sie einen andern Ausgangspunkt hat, nämlich denselben, von

welchem die finnischen Zauberlieder herstammten, wie sie in der Kalewala sich finden, mit andern Worten, daß ihr Ursprung in eine Zeit fällt, wo Babylonien und Chaldäa von „Turaniern", mit den Ostjaken und andern altaischen Stämmen naheverwandten Völkerschaften, bewohnt waren, oder sagen wir lieber bewohnt gewesen wären. Man sehe sich die Beweisführung des Buches und seine Resultate an, man wird vielem Interessanten begegnen, aber vermuthlich auch das oben über das Verfahren des Verfassers ausgesprochene Urtheil bestätigt finden.

Graf Franz zu Erbach-Erbach. Ein Lebens- und Kulturbild aus dem Ende des 18. und dem Anfange des 19. Jahrhunderts von L. Ferdinand Dieffenbach. Mit dem Porträt des Grafen. Darmstadt, Literarisch-artistische Anstalt, 1879.

In der Geschichte wird es nicht viele so interessante Epochen geben, wie die Jahrzehnte kurz vor und kurz nach Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts. Schroff standen sich die Gegensätze gegenüber. Auf der einen Seite wissenschaftlicher Rückschritt, auf der andern jäher Uebergang zu neuen Lehren, krasser Aberglaube neben absolutem Unglauben, leutselige, aufgeklärte Herrscher neben wüsten Despoten, Joseph II. neben Karl Eugen von Württemberg, Pastor Götze neben Lessing, Cagliostro und St. Germain neben Voltaire und Rousseau. In diese Zeit der Gährung und Scheidung, in der sich die neue Welt von der alten losrang, wurde der Mann geboren, von dem uns hier erzählt wird. Es ist ein mediatisirter kleiner Souverän, der für die Kultur- und Kunstgeschichte eine Bedeutung hat, welche bisher von unserer Literatur nicht hinreichend gewürdigt worden ist. Zu der hohen Bildung, deren sich die deutsche Nation heutzutage erfreut, hat neben den Universitäten wesentlich die große Anzahl kleiner unabhängiger Gemeinwesen beigetragen, in die Deutschland ehedem zerfiel; nur diese vielen Fürsten- und Grafenhöfe, Abteien und Klöster ermöglichten es, daß die Bildung, deren wir uns erfreuen, alle Gegenden und alle Bevölkerungsschichten bei uns fast gleichmäßig durchdrang, und daß es dabei nicht zu einseitiger Geistesentwickelung kam. Stets neu sich gestaltend, macht der deutsche Genius im Laufe der Jahrhunderte die merkwürdigsten Metamorphosen durch, und wenn seine Produktionskraft ermattet, kräftigt und verjüngt er sich durch Hinabtauchen in die Welt des Alterthums. In der Vermählung Faust's mit Helena hat Goethe uns diesen Vorgang im Leben unserer Nation, diese Verschmelzung der Romantik mit der Antike symbolisch dargestellt. Hier, in unserer Schrift, sehen wir, wie dieselbe sich in der Seele eines edeln Mannes, in einem bescheidenen Städtchen Süddeutschland's, an einem kleinen Grafenhofe vollzog, wie sie auch hier zur geistigen Wiedergeburt unseres Volkes beitrug, und wie sie für ganze Generationen zu einer Fülle von An-

regungen wurde. Wir sehen, wie der Graf Franz sich allmählich entwickelte, und wir begleiten ihn auf seinen Reisen, die ihn mit den interessantesten und bedeutendsten Männern und Frauen in Berührung bringen. In Lausanne besuchen wir eine Adelsakademie der damaligen Zeit, von Genf aus machen wir mit ihm einen Abstecher zu dem „Philosophen von Ferney“, dessen geistreiche Causerie uns vielfach vergnügt, dann durchziehen wir mit ihm die Schweiz, um dann in Lyon Rousseau einen Besuch abzustatten. Später begeben wir uns mit ihm nach Paris und an den Hof Ludwig's XV., wo wir ihm in Verkehr mit allerlei interessanten Persönlichkeiten, mit dem König selbst, mit dem Dauphin, mit Madame Geoffrin, deren Salons die Schöngeister der französischen Metropole in sich versammelten, u. a. sehen und mit ihm dem berüchtigten Scheidungsprozesse des Vicomte de Bombelles und einer Abendandacht zu Ehren der „heiligen“ Frau v. Maintenon beiwohnen. Andere Abschnitte führen uns nach London; an den Hof Friedrich's des Großen; nach Wien zu Kaiser Joseph dem Zweiten, zu Gluck und Metastasio; nach Italien, wo sich bei dem jungen Reisenden die Neigung ausbildete, der Erbach seine berühmten Sammlungen verdankt; nach Venedig, wo wir mit ihm die Bekanntschaft des wunderlichen Halborientalen de Montague machen; nach Rom, wo wir mit ihm dem Papst Clemens dem vierzehnten (Ganganelli) vorgestellt werden; nach Neapel und Florenz. Allenthalben haben wir mit ihm Gelegenheit, lehrreiche Blicke in das Leben der vornehmen Welt und in die Sitten des Volkes zu thun. Die Schilderung des Festes z. B., bei dem in Neapel das Blut des heiligen Januarius fließt, S. 75 ff., ist vielleicht die beste, die existirt. Auch die ferneren Kapitel, welche uns von den Regierungsjahren des Grafen, von seinen Bauten, Ausgrabungen und Sammlungen, seiner zweiten italienischen Reise berichten, uns die Mitarbeiter derselben porträtiren, uns die Rheinbundszeit und die Bestrebungen der Mediatisirten auf dem Wiener Kongresse charakterisiren und schließlich die letzten Lebensjahre des Helden dieser Darstellung schildern, enthalten eine Fülle interessanten Stoffes, und so bildet das Buch einen durchweg lesenswerthen Beitrag zu unserer kulturhistorischen Literatur.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Freihändlerische Polemik.

„Mit dem Programm des Reichskanzlers wird nur die Rückkehr zu den Grundsätzen, die vor 1865 galten, beabsichtigt, Grundsätzen, bei denen Staat und Volk sich wohlbefanden, während die seit jenem Jahre bei uns mehr und mehr zur Geltung gekommenen, von England importirten und nur in dessen Interesse gepredigten Grundsätze des internationalen Freihandels wesentlich dazu beigetragen haben, unsere finanzielle Kraft zu schwächen und den Rückgang von Industrie, Verkehr und Handel herbeizuführen, den wir in den letzten Jahren zu betrauern hatten und noch heute zu betrauern haben. Wir haben alle Ursache, dem Reichskanzler dankbar zu sein, daß er zur Abstellung dieses Unwesens mit unzweideutigem Freimuth die Initiative ergriffen."

So sagten wir am Schluß des Artikels „Bismarck und das Manchesterthum"*), so wiederholen wir heute, und dabei gedenken wir zu verbleiben. Den Freihändlern der National-Liberalen Korrespondenz aber hat das nicht gefallen. Sie fanden darin sogar eine größere Ungeschicktheit als in den Aeußerungen anderer Vertheidiger des Bismarck'schen Zollprogramms, und sie meinten vermuthlich ihrerseits etwas ganz besonders Geschicktes vorzubringen, wenn sie in Betreff des zweiten der obigen Sätze bemerkten: „Dieser Schilderung der durch das Jahr 1865 eingeleiteten Entwickelung hätte der Verfasser nur noch hinzufügen sollen, daß jene Entwickelung sich von Anfang an vollzogen hat unter der Leitung des Fürsten Bismarck."

Da hatten wir's. Ein ungewöhnlich gescheidter Hinweis, ein wohlgezielter Hieb, der abführen mußte, nicht wahr? Wir antworten: mit Nichten. Jedem das Seine. Die Entwickelung unseres Zollwesens im Geiste und nach dem Geschmacke der Manchesterpartei hat sich nicht unter der Leitung unseres Reichskanzlers, sondern unter derjenigen eines neben ihm fungirenden Ministers vollzogen, den er wegen seiner ungewöhnlichen Arbeitskraft und anderer

*) Vgl. Nr. 1 der diesjährigen Grenzboten, S. 19.

lobwürdiger Eigenschaften Vertrauen schenkte und vorläufig freie Hand ließ und der — jetzt nicht mehr Minister ist. Man hat diesen und seine Partei gewähren lassen, weil man sie bis auf weiteres gewähren lassen mußte. Oder sollte es den Herren von der National-Liberalen Korrespondenz unbekannt sein, daß der Fürst Bismarck sich mehr als einmal darüber beklagt hat: wie man ihn für zu gesund und zu reich halte, so halte man ihn auch für zu mächtig? War er etwa auch für das Mühler'sche Regiment verantwortlich zu machen, das doch ebenfalls geraume Zeit unter ihm als Ministerpräsidenten weiten Kreisen Schädliches förderte? Konnte er an die Verwirklichung aller Gedanken und Pläne, die ihm am Herzen lagen, an die Beseitigung aller Mißstände, die er erkannt, auf einmal gehen, und gab es nicht wichtigere Fragen zu erledigen, bevor die wirthschaftliche Reform in Angriff genommen werden konnte?

Wir haben Grund zu der Annahme, daß wenigstens die Grundzüge dieser Reform dem Reichskanzler schon vor Jahren, d. h. schon vor Gründung des deutschen Reichs, vor Augen standen. Aber zunächst waren bedeutungsvollere Aufgaben, die seit dem Jahre 1864 an ihn herantraten, und die wir kaum zu nennen brauchen, zu lösen, und schon deshalb war jene Reform zu vertagen. Oder ginge es nicht über die größte Energie im Denken und Handeln, überstiege es nicht jede menschliche Arbeitskraft, die Frage der wahren politischen Einigung der Deutschen und diejenige der Beseitigung fremden, österreichischen, französischen, römischen Einflusses auf unsere nationalen Geschicke erfolgreicher Lösung entgegenzuführen und zu gleicher Zeit die tiefgreifende Frage einer wirthschaftlichen Umgestaltung unserer Verhältnisse gedeihlich zum Austrag zu bringen?

Sodann aber gibt es ein Sprichwort, nach dem gut Ding Weile haben will. Jene reformatorischen Gedanken, die wir bei dem Fürsten voraussetzen, mußten wie andere Vorhaben reifen, sie mußten detaillirten Inhalt gewinnen und an der Erfahrung geprüft werden, es mußten sich Aussichten auf ein siegreiches Vorgehen in ihrem Sinne eröffnen. Aussichten der Art waren aber in dem Jahrzehnt von 1865 bis 1875 so gut wie gar keine vorhanden. Es war rein unmöglich, in dieser Zeit schon auf Einhalt und Umkehr in der freihändlerischen Bewegung hinzuarbeiten, die sich in den Jahren vorher wie eine Epidemie weiter Kreise der Bevölkerung und darunter gerade der einflußreichsten bemächtigt hatte. Die Erfahrung hatte noch nicht über die „Wissenschaft" gerichtet, und die Doktrin Mr. Cobden's und seiner deutschen Schüler galt für unfehlbar und unanfechtbar. Die Schulen, die Presse in der bei weitem größeren Hälfte ihrer Organe, die Verfasser der gebräuchlichen Lehrbücher der Finanzwissenschaft, die Staatsbeamten, welche berufen waren, auf dem in Rede stehenden Gebiete zu wirken, alle glaubten an die alleinseligmachenden Prinzipien des internationalen Freihandels, alle ließen sich mit mehr oder minder

Wärme und Eifer an ihrem Theile die Verwirklichung ihrer Ideale angelegen sein. Gegnerische Stimmen verhallten oder wurden kurz und barsch als kaum der Beachtung werth abgefertigt. Die den Schaden hatten, durften auch für den Spott nicht sorgen. Hätte man einen volkswirthschaftlichen Senat gehabt, wie er in Frankreich zum Heile der dortigen Gewerbsthätigkeit und nicht zum Unsegen des neben ihr hergehenden Volkslebens bestand, so wäre etwas zu hoffen gewesen. So aber hatten wir einen Reichstag, ein Zollparlament und Landtage, wo die Mehrheit gleichermaßen der Einseitigkeit und den Vorurtheilen huldigte, aus welchen sich die Lehre des Manchesterthums oder des Freihandels in seiner Uebertreibung zusammensetzt.

Dem allen gegenüber war kaum recht zu Worte zu kommen, geschweige denn Aussicht, etwas ausrichten zu können, wenn man nicht allmächtig oder wenn man nicht wenigstens mächtiger als der Reichskanzler war. Aber der Himmel hat sich geklärt, die Zeiten sind andere geworden. Das Leben hat die Theorieen der Apostel des internationalen Freihandels der Unwahrheit überführt, es hat deren Schädlichkeit für Staat und Volk überzeugend für jeden, der sehen kann und will, dargethan, es hat mindestens gezeigt, daß sie nur halbe Wahrheiten, nur mit starker Einschränkung richtige Grundsätze enthalten. Alle Unbefangenen haben allmählich einsehen gelernt, daß sie lediglich England und gewissen Klassen der deutschen Kaufmannswelt zu Gute kommen, und in der festgeschlossenen, ihrer Sache gewissen Phalanx der Freihändler sind weite Lücken entstanden, während in anderen ihrer Glieder Selbstgefühl, Zuversicht und Ueberzeugungsgewißheit zu wanken beginnen. Die neue Reichstagsmajorität endlich ist der Beschützung der nationalen Arbeit vor der erdrückenden Konkurrenz des Auslandes günstig gestimmt.

Und jetzt war der Moment gekommen, wo der Reichskanzler deutlicher und immer deutlicher und zuletzt ganz offen und entschieden mit seinen inzwischen gereiften, aber noch einige Zeit vor wichtigeren Fragen und der Ungunst der Umstände vertagten zoll- und steuerpolitischen Reformprojekten hervortreten und Erfolg damit zu erzielen hoffen konnte.

Im vorigen Herbst erging von 204 Reichstagsabgeordneten, die sich der bekannten „Freien volkswirthschaftlichen Vereinigung" angeschlossen hatten, welche den Vertretern des internationalen Freihandels gegenüber unbefangen auf praktische Erfahrungen gestützt die Reform unserer Zoll- und Handelspolitik vertritt, eine Erklärung, die mit den Worten begann: „In den weitesten Kreisen des deutschen Reiches sieht man mit Spannung einer endlichen klaren Entschließung der verbündeten Regierungen rücksichtlich der Grundlagen des deutschen Handelsverkehrs mit dem Auslande entgegen." Als Antwort hierauf richtete der Reichskanzler an den Reichstagsabgeordneten v. Varnbüler,

einen der Führer jener Vereinigung, ein Schreiben, welches die Zollreform betraf und seine handelspolitischen Absichten kurz andeutete. Bald darauf sprach er sich über dieselben in einem Schreiben an den Bundesrath deutlicher und ausführlicher aus. Am 15. Dezember endlich erfolgte die von der „Freien volkswirthschaftlichen Vereinigung" gewünschte „klare Entschließung": Dieselbe kam zwar noch nicht von Seiten der verbündeten Regierungen, sondern nur von Seiten des Reichskanzlers, aber sie war dafür mehr, als man erwartet hatte, d. h. sie war ein zollpolitisches und zugleich ein steuerpolitisches Programm, sie bedeutete nach beiden Richtungen hin die Absicht vollständiger Umkehr auf den Wegen, die man bisher gegangen. Erst von jetzt an können wir mit Fug sagen, daß die Entwickelung der Dinge, die hier in Rede stehen, sich „unter der Leitung des Fürsten Bismarck vollzieht", und wenn inzwischen v. Varnbüler, den wir von lange her als Fürsprecher des nationalen und als entschiedenen Gegner des internationalen Freihandels thätig sahen, vom Fürsten zum Vorsitzenden der Kommission ernannt worden ist, die der Bundesrath zur Revision des deutschen Zolltarifs bestellt hat, so bleibt kein Zweifel mehr über die Richtung, in welcher die Dinge sich entwickeln werden.

Mit dem Vorstehenden konnte und sollte nicht in Abrede gestellt werden, daß das Programm, mit welchem die Zoll- und Steuerpolitik des Reichskanzlers verkündigt worden ist, seine Gestalt und theilweise auch seinen Inhalt durch äußere Umstände gewonnen hat, die erst in den letzten Jahren sich herausgebildet haben. In keiner Theorie befangen, weniger der „Wissenschaft" als dem Leben zugewandt, hat der Fürst es eben nicht verschmäht, im Laufe der Jahre zu lernen, sich seine Ansichten von der Erfahrung modifiziren, sich durch die Verhältnisse bestimmen zu lassen und sich den Thatsachen nach Möglichkeit anzupassen, wie das seine Art überhaupt ist.

Man hat ihn im Hinblick auf die jetzt von ihm in's Auge gefaßte beinahe allgemeine Zollpflichtigkeit der in Deutschland eingehenden Waaren daran erinnert, daß er vor etwa drei Jahren im Reichstage gesagt habe: „Es fragt sich blos, ob Sie uns helfen wollen, einen Schritt in der Richtung einer Reform zu thun .... daß wir in unseren Zöllen, ganz unabhängig von der Frage, wie hoch jedes Einzelne besteuert werden soll, uns doch freimachen von dieser zu großen Masse von zollpflichtigen Gegenständen, daß wir uns auf das Gebiet eines einfachen Finanzzollsystems zurückziehen und alle diejenigen Artikel, die nicht wirklich Finanzartikel sind, d. h. nicht hinreichenden Ertrag geben, über Bord werfen — die zehn oder fünfzehn Artikel, welche die größte Einnahme gewähren, so viel abgeben lassen, wie wir überhaupt aus den Zollquellen für unsere Finanzen nehmen wollen." Mit Recht erwiederte darauf die „Provinzial-Korrespondenz", die Blätter, die hierauf hingewiesen, hätten doch auch

die Sätze wieder abdrucken sollen, die der Kanzler unmittelbar nach jenen hinzugefügt: „Ich will nur im Allgemeinen das System entwickeln, nach dem ich streben würde, wenn sich dieses Streben so leicht verwirklichen ließe wie die Gedanken, die eben leicht im Kopfe bei einander wohnen; aber im Raum, da stoßen sich fünfundzwanzig Regierungen und die verschiedenen Interessenten und Parlamente, ja selbst schon die Ministerien in sich und die eigenen Mitarbeiter, wie wir hier bei einander sitzen, selbst wir würden eine Menge einander bekämpfender Gedanken zum Vorschein bringen, die man um des Friedens willen sich verschweigt, und da ist die Herstellung einer Einigung über große durchgreifende Reformen eine Herkulesarbeit." Der Kanzler hat, so bemerkte das Blatt, sein Hauptziel, die Deckung der Staatsbedürfnisse vornehmlich durch indirekte Steuern, unverändert festgehalten, aber er bedurfte bei dem Wege, der ihm zunächst vorschwebte, der Unterstützung von Seiten der Regierungen, der Parlamente und der Bevölkerung, und diese Unterstützung blieb aus. Sie ist ihm für den in jener Rede angedeuteten Plan, nach englischem Muster nur wenige ergiebige Finanzartikel, darunter vor allem den Tabak, zu besteuern, versagt worden, und so mußte ein anderer Weg eingeschlagen werden, um zum Ziele zu kommen.

Ferner ist das Programm des Reichskanzlers ohne Zweifel durch Beobachtung einer Erscheinung beeinflußt worden, welche von der „Times" unzutreffend als die „Fluthwelle der Schutzzollsucht" bezeichnet worden ist. Es ist das Bestreben aller Staaten und Völker nach wirthschaftlicher Freiheit auf eigenem Gebiet, nach Wegschaffung der als verderblich erkannten Folgen der europäischen Handelsverträge, nach der Möglichkeit für jede Nation, ihre wirthschaftlichen Forderungen nach den durch ihre Entwickelungsstufe gegebenen natürlichen Verhältnissen zu gestalten. Vor diesem wohlberechtigten Bestreben fällt das System jener Verträge allmählich zusammen, und allenthalben sieht man der Ersetzung dessen, was nach den Grundsätzen des internationalen Freihandels vereinbart worden ist, durch neue Bedingungen entgegen, wie sie die Forderungen des nationalen Freihandels vorschreiben.

Die Fluthwelle, die der „Times" das Herz schwer macht, ist selbst in England, der Heimat des doktrinären Freihandels, mächtig gestiegen. Der Sekretär des „Liverpool Shipping Trades Council" schrieb vor kurzem an Gladstone, täglich breche sich der Glaube mehr Bahn, daß der Mangel an Beschäftigung für geschickte Arbeiter der zollfreien Zulassung ungeheurer Massen von Fabrikaten des Festlandes und Amerika's zuzuschreiben sei, und daß, obschon der Freihandel in mancher Hinsicht gut sein möge, man dem englischen Arbeiter doch nicht zumuthen sollte, sich seine Arbeit vom Auslande stehlen zu lassen. In einer Zuschrift an die „Times" ferner heißt es: „Unsere Lehrmeister

im Freihandel haben noch manches zu lernen, aber das ist jetzt schon klar, daß die Freihandelstheorieen in der Praxis gänzlich Fiasko gemacht haben." Endlich liest man im „Mining Journal": „Als die Freihandelspolitik, welche die Handelsinteressen unseres Landes nahezu ruinirt hat, nur erst sehr theilweise adoptirt war, wurde Seitens der Konservativen und ganz besonders von Herrn Disraeli darauf hingewiesen, daß, wenngleich an dem Freihandel als abstraktem Begriff nichts auszusetzen, derselbe doch den Ruin unseres einheimischen Handels unvermeidlich herbeiführen müsse, es sei denn, daß wir darauf bedacht wären, daß für jeden englischen Markt, den wir den ausländischen Produzenten öffneten, uns ein Markt in dem Lande, welchem solche ausländische Produzenten angehörten, für ein annähernd gleiches Quantum unserer Fabrikate geöffnet werde."

Nach den neuesten Mittheilungen aus Paris werden dort Maßregeln in Betreff der Handelsverträge mit England und Belgien vorbereitet, aus denen wir ersehen, daß das Jahr 1879 nicht blos für Deutschland sehr bedeutungsvolle Veränderungen in den Handelsbeziehungen zu fremden Staaten zu bringen bestimmt ist. Frankreich hat nicht nur jene Verträge gekündigt, sondern ist auch zur Kündigung anderer, die am 1. Juli ablaufen, entschlossen, sodaß es von Anfang des nächsten Jahres an zu einer neuen Regelung aller dieser Verhältnisse vollkommen freie Hand haben wird. Und das kann nicht überraschen; denn es ist bekannt, daß die Franzosen schon längst, d. h. schon unter der Präsidentschaft Thiers', von der Verehrung der Freihandelsprinzipien zurückgekommen sind, die Napoleon III. einst durch den mit England abgeschlossenen Handelsvertrag in Frankreich zur Geltung gebracht hatte.

Wir schalten ein, wie das zuging; denn das Handelsgeschäft, das die Engländer hierbei mit dem Kaiser abschlossen, ist äußerst bezeichnend für das Wesen der englischen Politik. Im August 1859 wurde der Premierminister Lord John Russell im Parlament interpellirt, ob die Regierung damit umgehe, einen Handelsvertrag mit Frankreich abzuschließen. Der Lord erwiderte: nein, er wisse von nichts der Art. Einige Wochen darauf ging Cobden in aller Stille nach Paris und redigirte hier mit dem bekannten Nationalökonomen Michel Chevalier und Louis Napoleon den Handelsvertrag, der am 24. Januar 1860 unterzeichnet wurde und u. a. den Eingangszoll auf französische Weine von 150 auf 18% herabsetzte. Am 1. März des letztgenannten Jahres aber erklärte der Kaiser, daß er Nizza und Savoyen revindiziren wolle, und am 24. März wurde in Turin der Vertrag abgeschlossen, durch den Viktor Emanuel diese beiden Provinzen an Frankreich abtrat. Vor und nach diesem letzten Datum fanden im englischen Unterhause ungewöhnlich heftige Debatten über diesen Austausch von Gefälligkeiten statt, und die Regierung mußte hören, daß

man der Landesvertretung das Recht über den Kopf genommen habe, und daß der Handelsvertrag das Butterbrod sei, durch welches der britische Löwe bewogen worden, zur Abdrückung jener Gebiete der piemontesischen Monarchie zu schweigen. Bright rief u. a.: „Perish Savoy!“ und wurde vom Lord John Manners in einer glänzenden Improvisation zurechtgewiesen und abgeführt.

Kehren wir in die unmittelbare Gegenwart zurück, so zeigt das entschiedene Vorgehen der französischen Regierung, daß man den Beschluß gefaßt hat, mit den Napoleonischen Traditionen und den Vorspiegelungen des Cobdenklubs völlig zu brechen. Da wir nun zur Zeit mit Frankreich auf dem Fuße des Rechts der meistbegünstigten Nation verkehren, so ist die Richtung, in welcher sich die französische Handelspolitik zu entwickeln begonnen hat, auch für Deutschland von entschiedener Bedeutung, und man kann es mit der „Börsen-Zeitung“ als ein Glück bezeichnen, daß wir infolge der Bemühungen des Fürsten Bismarck zu Beginn des nächsten Jahres mindestens in demselben Maße freie Hand haben werden, unsere Handelsbeziehungen nach unseren eigenen Interessen zu regeln, wie die Franzosen sie nach den ihrigen gestalten. „Zu gleicher Zeit aber erhalten wir einen neuen Beweis, wie wenig angebracht es gewesen wäre, die Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn zu überstürzen und sich nach dieser Seite hin zu binden, während an unserer westlichen Grenze eine radikale Neuformation der Zoll- und Handelsbeziehungen geplant wird. So wie die Dinge jetzt liegen, und wie sie liegen werden, nachdem die Zolltarif-Kommission einen neuen selbständigen Tarif für Deutschland ausgearbeitet haben wird, können wir mit Ruhe abwarten, wie sich in Frankreich und Oesterreich die Verhältnisse entwickeln werden, und die deutsche Regierung wird immer die Macht haben, der heimischen Industrie und unserem Handel diejenige Berücksichtigung zu verschaffen, welche nöthig ist, die unter dem bisherigen Regime aber von unsern Nachbarn, wo es sich irgend thun ließ, verweigert wurde.“

Zum Schlusse noch ein paar Worte zur Verständigung über weiteren Tadel in der National-Liberalen Korrespondenz und den von ihr bedienten Blättern. Dem musikalischen Gefühl derselben hat die Ueberschrift unseres Artikels „Bismarck und das Manchesterthum“ als „hochtönend“ mißfallen. Wir können sie nur bezeichnend finden; denn der Aufsatz unter ihr sagt, was Bismarck als Reformator unseres Zoll- und Steuerwesens ist und will, und charakterisirt ihm gegenüber in gleicher Weise das Manchesterthum, und so waren und bleiben wir der Beistimmung unbefangener und leidenschaftsloser Leser des Artikels zu unserer Meinung vom Titel desselben sicher.

Schlimmer ist es, wenn der gestrenge Kritiker der National-Liberalen Korrespondenz behauptet, der Aufsatz sei „lediglich ein nichtssagender Auszug aus

einer älteren schutzzöllnerischen Schrift". Denn dabei verschweigt er erstens wohlweislich, daß die von uns wiederholt sammt ihrem Verfasser genannte und nichts weniger als schutzzöllnerische, sondern durchweg im Sinne des nationalen Freihandels darstellende und urtheilende Schrift, Gottfried Stommel's vortreffliche Abhandlung: „Die deutsche Industrie vor dem Reichstage" ist, die selbst von Blättern der Manchesterpartei als höchst bedeutend anerkannt wurde.*) Zweitens aber will er nicht wissen oder weiß er wegen allzuflüchtiger Lektüre unseres Auszugs wirklich nicht, daß demselben eine erhebliche Anzahl von theilweise recht ausführlichen Einschaltungen hinzufügt worden ist, welche das Manchesterthum und die englische Handelspolitik noch deutlicher als Stommel's Ausführungen zu charakterisiren geeignet waren.

Wie es schließlich mit der „Verleumdung" steht, deren wir uns nach der Ansicht des entrüsteten Kritikers durch die Andeutung schuldig gemacht haben sollen, „daß die Vertreter der Freihandelsidee in Deutschland von England bezahlt worden seien" (beiläufig nicht unsere Worte, sondern eine Redewendung, die Eigenthum der National-Liberalen Korrespondenz ist), haben wir am Schluß von Nr. 3 der diesjährigen „Grenzboten" dargethan: der „Verleumder" war niemand anderes als — der Schatzmeister des Vereins, welcher die Betreffenden honorirte.

Das Vorstehende soll keine Polemik gegen die National-Liberale Korrespondenz sein, mit der wir uns überhaupt aus Mangel an Zeit und Neigung auf Erörterungen nicht einlassen können. Es ist einzig und allein an unsere Leser gerichtet, die daraus ersehen mögen, mit welcher außergewöhnlichen „Geschicklichkeit" und, noch mehr, mit welcher eminenten Wahrheitsliebe die Myrmidonen des Freihandels für ihre Götter und Altäre zu Felde ziehen. Es kann — so werden unsere Leser, die dergleichen oft schon gewahr geworden sein müssen, sich sagen — keine gute Sache sein, die mit Verschweigen und Verdächtigen vertheidigt werden muß. ♣

---

*) Die „National-Zeitung" u. a. rühmte ihr „umfassende Kenntniß auf wirthschaftlichem Gebiet" und „sachentsprechende Darstellung" nach und nannte sie „einen dankenswerthen Beitrag zum Verständniß der schwebenden Fragen in der Zollpolitik", und die „Deutsche Volkswirthschaftliche Korrespondenz" bezeichnete sie als „eine sehr werthvolle Bereicherung der handelspolitischen Literatur". Es wäre uns lieb, wenn jemand uns sagen könnte, wie sich darauf das „nichtssagend" der N.-L. K. reimt.

Wilhelm Vischer's Kleine Schriften.

Oft genug ist es beklagt worden, wie selten doch — im Kreise der Universität wie der Schule — eine ersprießliche und fruchtbringende Lehrthätigkeit neben einer bemerkenswerthen schriftstellerischen Thätigkeit auf die Dauer bestehen kann. Die Schule vor allem legt auf die meisten, die ihr dienen, das schwere Joch der Resignation. Zugestanden auch, daß die Mittelmäßigkeit hier wie überall in der Welt die Majorität bildet, welche Summe von Fähigkeit, Wissen und Lust mag Jahr für Jahr im Schulamte verkümmern? Eine gewissenhafte Erfüllung aller mit dem Amte verbundenen Pflichten erfordert schlechterdings den vollen Einsatz der Persönlichkeit; da gilt kein Paktiren, kein Halbiren, kein Zersplittern. Und obgleich kein Beruf so dringend wie der des Lehrers, bei der unerquicklichen, abstumpfenden und aufreibenden Arbeit, die vielfach mit ihm verbunden ist und leider verbunden sein muß, es nöthig hätte, daß von Zeit zu Zeit durch Berührung mit dem Fruchtboden der Wissenschaft ihm neue Kraft zuströmte, wie dem Antaeos durch die Berührung mit der Muttererde, wie wenigen ist diese öftere Berührung vergönnt! Viele sind in's Amt getreten, den Kopf voll wissenschaftlicher Pläne und Entwürfe, welche eine glückliche Studienzeit in ihnen angeregt hatte. In jungen Jahren, so lange die Kräfte noch frisch waren, ist wohl auch die und jene Kleinigkeit davon zur Ausführung gekommen, aber mit jedem Jahre ist's weniger geworden. Die knapp zugemessene Mußezeit der Ferienwochen, in der es einen anfangs mit magnetischer Gewalt zur alten Liebe zurückzog, und nach deren Verlauf man sich mit Schmerzen wieder losriß, um das eben begonnene, eben eine kleine Strecke geförderte Werk für Monate wieder in's Pult zu sperren, diese Mußezeit führt gar bald nicht mehr die variatio, quae delectat, sondern das ganz gemeine, triviale far niente mit sich; und endlich kommt sie gerade dann, wenn es die höchste Zeit ist und wenn sie ohne Schaden nicht länger ausbleiben dürfte. Wer soll dann die gelb gewordenen Blätter mit den Notizen und Kollektaneen, die vor zwanzig, vor dreißig Jahren gesammelt worden sind, noch mit der alten Freudigkeit wieder zur Hand nehmen? Verzichten, verzichten — das ist das herbe Wort, das anfangs leise, aber bald immer vernehmlicher in der Brust erklingt. Es liegt ein gut Theil Tragik in dieser Sehnsucht und in der Unmöglichkeit sie zu befriedigen, aber es gehen vielleicht mehr tragische Gestalten der Art in der Gesellschaft umher als man glauben möchte.

Wohl fehlt es auch nicht an solchen, denen das Lehramt kein Hinderniß ist, ihren wissenschaftlichen Neigungen unbefangen nachzugehen. Und vielleicht erringen sie damit nicht blos literarische Erfolge, sondern auch Beförderung im Amte. Denn da die große Menge sich gern an sichtbare und greifbare Leistungen

hält und die stille, unsichtbare, nicht auf die Hand zu legende Arbeit der Schule nur in seltnen Fällen zu würdigen weiß, so beurtheilt sie auch die amtliche Thätigkeit wohl gar nach schriftstellerischen Leistungen. Wie mag es dann aber in Wahrheit oft um das Amt stehen? Wie oft haben Behörden sich schon betrogen, die einen Gelehrten auf seine schriftstellerischen Arbeiten hin in ein Lehramt beriefen und zu spät einsahen, daß Lehrthätigkeit und literarische Thätigkeit sehr verschiedene Voraussetzungen haben. Sie sagten sich nicht, was doch so nahe lag, daß der Berufene, wenn er mit Leib und Seele in seinem Amte gestanden hätte, schwerlich jene imponirende, ausschlaggebende schriftstellerische Thätigkeit hätte entfalten können. Denn klein, verschwindend klein ist die Anzahl derer, welche die eiserne Arbeitskraft, die Frische des Geistes, die rasche Auffassungsgabe und die Leichtigkeit der Darstellung besitzen, um auf die Dauer nach beiden Seiten hin Bemerkenswerthes zu leisten und in dieser Zwiespältigkeit sich nicht aufzureiben. In den meisten Fällen wird eins von beiden zu kurz kommen, das Amt oder die Wissenschaft, oft aber beides: das Amt wird als Nebensache betrachtet werden, und an die Stelle echter, ehrlicher Forscherarbeit, durch welche die Wissenschaft wirklich gefördert werden würde, wird jene vielgeschäftige, oft nur auf materiellen Gewinn gerichtete literarische Betriebsamkeit oberflächlicher Popularisirer der Wissenschaft treten, wie sie gerade in den Kreisen der Schule heutzutage und zum Theil an recht exponirter Stelle vielfach zu beobachten ist.

Aehnlich, wenn auch günstiger liegen die Dinge an der Universität. Wenn auch der Universitätsdozent schon durch die geringere Anzahl seiner Kollegien, durch reichlicher und im Vergleich zu anderen Lehranstalten vielleicht sogar überreichlich bemessene Ferienzeit wesentlich besser gestellt ist, als der Lehrer an der höheren Schule, so ist doch die praktische Thätigkeit, die er außer den Kollegien als Leiter von wissenschaftlichen Gesellschaften, als Mitglied von Prüfungskommissionen, als Direktor wissenschaftlicher Sammlungen oft auszuüben hat, eine so anstrengende und zersplitternde, daß nur eine außergewöhnliche Kraft im Stande ist, noch eine bedeutendere literarische Thätigkeit damit zu vereinigen. Mit Recht wird auf die letztere an der Universität ein noch höheres Gewicht gelegt als an der Schule; dennoch sollte die Neigung, die Bedeutung eines Dozenten nach den von ihm veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten zu beurtheilen, nicht eine so verbreitete sein, wie sie es thatsächlich ist. Wie viel Universitätslehrer gibt es nicht, die durch ihre Feder sich einen geachteten Namen erworben haben und Schüler von nah und fern herbeilocken, und die doch in ihrer Lehrthätigkeit so wenig Beruf an den Tag legen, daß sie auf jedem Schulkatheder vor einer kritiklustigeren Jugend glänzendes Fiasko machen würden, auf dem Universitätskatheder freilich geduldig ertragen werden müssen! Und umgekehrt: die größten pädagogischen Meister, denen es gelingt, einen Kreis

von Schülern dauernd festzuhalten, weil jeder von ihnen den positiven Gewinn des Unterrichts fühlt, wie oft sind sie gerade unter denen zu suchen, die „nichts geschrieben" haben! Selten genug ist auch im Universitätsleben die Erscheinung, daß ein Gelehrter, der voll und ganz seinem Dozentenberufe lebt, zugleich durch umfassende und epochemachende schriftstellerische Arbeiten die Wissenschaft bereichert.

Wilhelm Vischer, der am 5. Juli 1874 verstorbene Professor der griechischen Sprache und Literatur an der Universität zu Basel, wäre der Mann gewesen, eine „Griechische Geschichte" zu schreiben, die, was Kunst der Gruppirung, Anschaulichkeit der Darstellung, Schönheit der sprachlichen Form betrifft, sich ohne Zweifel neben die von Ernst Curtius hätte stellen können, durch den Umfang eigener Forschung aber, durch die Vorsicht im Kombiniren, durch Enthaltsamkeit auf dem Gebiete der Hypothese sie vielleicht übertroffen haben würde; er ist nicht dazu gekommen, weil er ganz und gar in seinem Lehramte aufging. Vischer wäre der Mann gewesen, uns eine „Griechische Literaturgeschichte" zu schenken, die, auf umfassender Belesenheit in den Quellen beruhend und in das Gewand einer im besten Sinne populären Darstellung gekleidet, Otfried Müller's schönes Fragment, zu dem noch immer jeder greift, der die trocknen Paragraphen und den bibliographischen Notizenkram seines Handbuches sich beleben möchte, hätte ergänzen und — ablösen können. Auch dazu ist er nicht gelangt, weil seine vielseitige amtliche Thätigkeit ihn fort und fort in Anspruch nahm. „Kleine Schriften" — das war alles, worin er, abgesehen von seinen etwas umfänglicheren „Erinnerungen und Eindrücken aus Griechenland" jederzeit die Ergebnisse seiner Studien niederlegte, „kleine Schriften" freilich, durch die er die Wissenschaft mehr gefördert hat, als mancher andere durch dickleibige Bücher; denn „alle seine Arbeiten sind echte, selbständige Forschungen, welche das Gebiet des Wissens wirklich erweitern. Er gehörte nicht zu denen, welche mit dem von anderen gesammelten Material spielen, welche die Bausteine, die längst beigebracht sind, nur noch einmal durch einander werfen; seine Schriften sind immer Fortschritte des Erkennens, sie sind allgemein anerkannt als eine Stufe am großen Bau, auf der sich unbedenklich weiter bauen läßt, und auf der auch er und andere weiter gebaut haben." Mit diesen ehrenden Worten, die jeder seiner Fachgenossen mit Freuden unterschreiben wird, ist seine wissenschaftliche Thätigkeit gewürdigt in dem kleinen, knapp und prägnant gezeichneten Lebensbilde, mit welchem der langjährige Freund des Verstorbenen, A. v. Gonzenbach, eine soeben vollendete zweibändige Sammlung der „Kleinen Schriften" Vischer's begleitet hat.*)

*) Kleine Schriften von Wilhelm Vischer. 1. Band: Historische Schriften, herausgegeben von Dr. H. Gelzer. Leipzig, Hirzel, 1877. 2. Band: Archäologische und Epigraphische Schriften, herausgegeben von Dr. A. Burckhardt. Ebenda, 1878.

Vischer war ein Baseler Kind und hat seit dem Ende seiner Studienzeit ununterbrochen seine Kraft der Vaterstadt gewidmet. Er war 1808 geboren. Der Vater stand an der Spitze eines geachteten Handelshauses, die Mutter war eine Enkelin Isaak Iselin's, des berühmten Historikers. Seine Ausbildung hatte er in der einst berühmten Fellenberg'schen Erziehungsanstalt in Hofwyl empfangen, an der damals Griepenkerl, Fr. Kortüm und andere ausgezeichnete Kräfte als Lehrer wirkten, und der eine große Anzahl von Schülern aus aller Herren Ländern und zum guten Theil aus hocharistokratischen Kreisen zugeführt wurden, hatte dann seit 1825 an der Baseler Universität, und von 1828 bis 1831 an deutschen Universitäten (Bonn, Jena, Berlin) studirt; Niebuhr, Welcker und Boeckh waren es, an die er vornehmlich sich angeschlossen. Nach Basel zurückgekehrt, fand er bald am dortigen „Pädagogium" Anstellung, begann aber gleichzeitig auch Vorlesungen an der Universität zu halten, und schon 1835 wurde er zum außerordentlichen, im Jahre darauf zum ordentlichen Professor der griechischen Sprache und Literatur ernannt. Doch blieb mit dieser Professur der Unterricht im Griechischen an den beiden obersten Klassen des Pädagogiums verbunden, und beinahe dreißig Jahre lang hat Vischer in dieser Doppelstellung gewirkt. Erst 1861 trat er von der Thätigkeit an der Schule zurück.

Seine akademische Thätigkeit hatte er mit Vorlesungen über Aeschylos' „Prometheus" begonnen; in der Folgezeit erweiterte er, von der griechischen Dichtung ausgehend, das Gebiet seiner Vorlesungen fort und fort, bis es sich über die meisten bedeutenden Schriftsteller aus der Blüthezeit der griechischen Literatur ausdehnte. Pindar und die Fragmente der übrigen Lyriker, die Elegiker, die Tragiker und Aristophanes, Thukydides und die Redner, Platon und Aristoteles, sie alle hat er nach und nach in exegetischen Kollegien behandelt. In zusammenhängenden Darstellungen trug er die Geschichte der griechischen Philosophie und die griechische Literaturgeschichte vor und führte seine Zuhörer in das Studium der griechischen Geschichte und der griechischen Alterthümer und Inschriften ein. Daneben leitete er Interpretationsübungen, anfangs auf eigne Faust, seit 1861 offiziell an dem neubegründeten philologischen Seminar. Dreimal, in den Jahren 1845, 1846 und 1857, bekleidete er das Rektorat der Universität. Ueber dreißig Jahre lang, bis an seinen Tod, leitete Vischer außerdem die 1841 unter seiner Mitwirkung gegründete „Antiquarische Gesellschaft" in Basel, und als 1849 die Sammlungen derselben mit dem der Universität gehörigen Antikenkabinet vereinigt wurden, wurde er zum Vorsteher der Kommission erwählt, welcher die ganze, neu zu organisirende Sammlung übergeben wurde. Unermüdlich war er auch hier bestrebt, durch Mittheilungen und Vorträge das Interesse für die Sammlung zu erwecken und zu erhalten und ihren Werth durch eine wohldurchgeführte Ordnung zu erhöhen. Namentlich auf den Katalog

der Münzsammlung, die er in wildem Durcheinander übernommen hatte, verwendete er eine erstaunliche Ausdauer. Als er sich 1861 vom Pädagogium zurückgezogen hatte, in der Hoffnung, sich nun wenigstens einer größeren Muße zu erfreuen, wurde ihm bald darauf die Leitung des Baseler Erziehungswesens übertragen, und auch dieser Aufgabe, die wieder ein volles Einstehen der ganzen Persönlichkeit erforderte, entzog er sich nicht.

Kann es Wunder nehmen, daß Vischer bei dem lebhaften Eifer, mit dem er sich allen diesen mit seiner amtlichen Stellung verbundenen Arbeiten hingab, und bei der Wirksamkeit, die er daneben in den politischen Behörden seiner Vaterstadt entfaltete, zu umfänglicheren schriftstellerischen Arbeiten keine Muße fand? Er ist — man muß sagen: leider, so segensreich auch seine praktische Thätigkeit war — nie dazu gekommen, den Schwerpunkt seiner Arbeit in schriftstellerischen Leistungen zu suchen. Immer blieb es bei — „kleinen Schriften“.

Vischer war Philolog nicht im Sinne der kleinlichen Konjekturalkritik, die vor noch gar nicht langer Zeit die Herrschaft in der deutschen Philologie hatte, und der nicht minder kleinlichen Sprachstatistik, die heute das Szepter führt, sondern in dem hohen und umfassenden Sinne, den Boeckh mit dem Worte verband. Seit seiner Studienzeit hatte sich sein Eifer in erster Linie geschichtlichen und archäologischen Fragen zugewendet. Ihren Ausgang nahmen seine historischen Arbeiten von der Erforschung der Geschichte Athen's, zunächst im Zeitraume des peloponnesischen Krieges. Nach und nach kam er dazu, auch die übrigen Perioden und auch die Verfassungsgeschichte der übrigen griechischen Staaten in den Kreis seiner Studien hereinzuziehen. Aber damit sind auch schon die Grenzen derselben nach dieser Seite hin gezogen. Wenn er ausnahmsweise einigemal Themata aus der geschichtlichen Vergangenheit seiner Heimat zur Bearbeitung herausgriff, so waren es solche, die mit seiner Wissenschaft in so fern in engster Beziehung standen, als sie sich auf die Pflege derselben in seiner Vaterstadt bezogen. Nur seine „Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529“, die er, halb dazu gedrängt, 1860 zum 400jährigen Jubiläum der Universität schrieb, greift über diesen Rahmen hinaus. In derselben Doppelrichtung bewegen sich seine Arbeiten auf dem Gebiete der Archäologie und der Inschriftenkunde. Sie hängen entweder zusammen mit seinen Forschungen in der griechischen Geschichte oder sie beziehen sich auf die aus dem heimatlichen Boden stammenden antiken Ueberreste. Mit Arbeiten der letzteren Art, mit der Beschreibung keltischer und römischer Alterthümer begann er. Die Beschäftigung mit den griechischen Denkmälern trat erst in den Vordergrund, nachdem er 1852 bis 1853 auf einer längeren Reise Italien, Sicilien und Griechenland — in Rom traf er mit Welcker zusammen — kennen gelernt hatte. Vor allem hat die Inschriftenkunde von dieser

Reise großen Gewinn gezogen. An eine Sammlung von 76 Inschriften, die er auf seinen Wanderungen kopirt hatte, und deren Publikation er 1855 Boeckh widmete, schlossen sich in den folgenden Jahren eine Reihe kleinerer Arbeiten derselben Gattung an. Für seine Beschäftigung mit archäologischen Gegenständen im engeren Sinne wurde eine zweite Reise noch fruchtbarer, die er im Frühling 1862 auf Ernst Curtius' Einladung und in dessen Gesellschaft unternahm, um die damals durch Strack geleiteten Ausgrabungen des Dionysostheaters in Athen zu verfolgen. Von archäologischen Spezialitäten interessirten ihn namentlich die antiken Schleudergeschosse, von denen er selbst eine beträchtliche Kollektion zusammengebracht hatte, die er, wie alle von ihm erworbenen Antiquitäten, später dem Museum zu Basel vermachte.

Die zahlreichen kleinen Schriften, die Vischer in einem Zeitraume von beinahe vier Jahrzehnten veröffentlichte, sind meist in Schul- und Universitätsprogrammen und in den verschiedensten wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen. In der Schweiz ist vieles davon auch in den weiteren Kreisen der wissenschaftlich Gebildeten bekannt geworden, in Deutschland wird ihre Bekanntschaft sich kaum über die Kreise der eigentlichen Fachgenossen hinaus erstreckt haben, vieles davon ist sicherlich nicht einmal dahin immer gedrungen. So hat denn der Hirzel'sche Verlag in Leipzig mit der Auswahl derselben, die er veranstaltet, und die in zwei stattlichen Bänden jetzt vollendet vorliegt, sich ein entschiedenes Verdienst erworben. Vischer selbst hat sich in seinen letzten Lebensjahren mit dem Gedanken getragen, eine solche Sammlung vorzunehmen, ist aber auch hieran durch seine vielseitige und angestrengte amtliche Thätigkeit verhindert worden. Von der Hand zweier seiner ehemaligen Schüler ist ihm das Denkmal nun errichtet worden, zu dem er selbst in jahrzehntelangem Fleiß die Bausteine geliefert.

Zu bedauern ist es, daß in der Anordnung der Sammlung keine Scheidung möglich gewesen ist zwischen solchen Arbeiten, die lediglich für den Fachmann von Interesse sein können, und solchen, die jeder tiefer Gebildete mit Gewinn und Genuß studiren wird. Zu den letzteren gehört entschieden ein großer Theil derer, die im ersten Bande als „Historische Schriften" vereinigt sind. Wir rechnen namentlich hierher die Studien über Kimon, über den Feldherrn Demosthenes, über Alkibiades und Lysander, über die oligarchische Partei und die Hetärieen in Athen, über den makedonischen König Perdikkas II., über Epameinondas, ferner die feine und scharfsinnige Abhandlung „Ueber die Benutzung der alten Komödie als geschichtliche Quelle", endlich den sachkundigen kritischen Aufsatz „Ueber die neueren Bearbeitungen der griechischen Geschichte" (1861). Geringere Ausbeute für weitere Kreise liefert der zweite, mit 26 lithographischen Tafeln geschmückte Band, der die „Archäologischen und Epigraphischen Schriften" umfaßt. Doch heben wir auch hier wenigstens hervor den Aufsatz „Zwei antike Köpfe

des Basler Museums", der die beiden Steinhäuser'schen Repliken von den Köpfen des belvederischen Apoll und des farnesischen Herakles behandelt, von denen ja namentlich die erstere bei ihrem Bekanntwerden Aufsehen erregte und lebhafte Diskussion hervorrief, ferner den bisher ungedruckten Vortrag „Basel in römischer Zeit" und die Abhandlung „Ueber die Prometheustragödie des Aeschylos".

Alle die genannten Arbeiten gehören nach Gehalt und Form zu dem Besten und Gediegensten, was wir von populärwissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft besitzen. Es sind reife und abgerundete Leistungen, die ihren Platz neben Otto Jahn's „Populären Aufsätzen aus der Alterthumswissenschaft" und Ernst Curtius' „Göttinger Festreden" beanspruchen dürfen, wenngleich sie von diesen sich dadurch unterscheiden, daß sie, wenigstens zum Theil, nicht von vornherein für weitere Kreise bestimmt gewesen sind. Eine willkommene Zugabe zum zweiten Bande bildet die schon erwählte biographische Skizze, welche, abgesehen von der wissenschaftlichen Bedeutung Vischer's, auch seine politische Wirksamkeit und Stellung schildert und den Fernerstehenden auch für den edlen, charaktervollen und liebenswürdigen Menschen zu erwärmen weiß. Die oben gegebenen Mittheilungen über Vischer's Leben sind dieser Skizze entnommen.

Aus der Türken- und Jesuitenzeit einer deutsch-ungarischen Stadt.

Von Otto Kaemmel.

I.

Eine der interessantesten, aber auch unbekanntesten Partieen unserer deutschen Städtegeschichte bilden die Schicksale der deutschen Gemeinden des nördlichen Ungarn's. Seit dem 13. Jahrhundert durch Begabungen einsichtiger ungarischer Könige in's Leben gerufen, rasch aufblühend unter dem Schutze einer starken Selbstverwaltung und durch die Tüchtigkeit ihres mitteldeutschen Bürgerthums, erreichten diese Städte im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts den ihnen beschiedenen Höhepunkt. Lebhaft waren stets ihre rechtlichen und kommerziellen Verbindungen mit dem deutschen Mutterlande; sie wurden noch gesteigert, als Luther's Lehre auch die Deutschen Ungarn's ergriff. Seit-

dem bestand der regste geistige Verkehr zwischen den fernen Kolonieen des Karpathenlandes und den protestantischen Universitäten der alten Heimat; zahlreiche junge Deutsch-Ungarn saßen zu den Füßen der Professoren von Wittenberg, Jena und Tübingen, und nicht wenige Deutsche aus dem Reiche fanden in Ungarn lohnende Stellung. Auch die seit der Unglücksschlacht von Mohács (1526) kaum jemals endenden Türkenkriege störten diese Entwickelung wenig, weil sie Ober-Ungarn selten direkt berührten. Aber schlechthin unerträglich gestaltete sich die Lage der deutsch-protestantischen Städte, als sie in's Gedränge geriethen zwischen der habsburgischen Gewalt, die ihren evangelischen Glauben, und der magyarischen Erhebung, welche ihre Nationalität bedrohte.

Seit der Katastrophe von Mohács war Ungarn getheilt zwischen den Türken, die den ganzen Kern des Landes — seit 1541 als Paschalik Buda — beherrschten, und den Habsburgern, welche den Westen und Norden mit schwankendem Kriegsglück behaupteten. Siebenbürgen, von beiden begehrt als mächtige Gebirgsfeste, war am Anfange des 17. Jahrhunderts nach langem Schwanken den Habsburgern zugefallen. Die politische Spaltung zu vergrößern kam die kirchliche Trennung hinzu. Der magyarische Adel im deutschen wie im türkischen Ungarn fiel der protestantischen, zumal kalvinischen Lehre zu in einem Grade, daß die reformirte Konfession seitdem in Ungarn als „ungarischer Glaube" (magyar hit) bezeichnet wurde, die deutschen Städte Ober-Ungarn's dem Lutherthume, das den Ungarn seitdem „der deutsche Glaube" (német hit) hieß. Bereits im Jahre 1549 verständigten sich die fünf königlichen Freistädte Ober-Ungarn's: Kaschau, Eperies, Bartfeld, Zeben, Leutschau, die seit dem 15. Jahrhundert unter Kaschau's Leitung in festem Bunde vereinigt waren, über ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß; zehn Jahre später folgten die sogenannten Bergstädte: Schemnitz, Kremnitz, Alt-Sohl, Neu-Sohl, Libethen, Bries, Königsberg, Pukancz diesem Beispiele. Da Ferdinand I. und Maximilian II. weder die Neigung noch die Macht besaßen, in diesen schwerbedrohten Grenzmarken eine starke Bewegung gewaltsam zu unterdrücken, so gelang es den deutschen Städten, die landesherrliche Anerkennung ihrer kirchlichen Neuerungen durchzusetzen und mehrere Jahrzehnte hindurch von dieser Seite ungestört ihre Verhältnisse zu behaupten und zu entwickeln.

Erst mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts wirkte die veränderte kaiserliche Politik auch auf sie ein.*) Im Jahre 1592 war der türkische Krieg von

---

*) Für das Folgende sind, soweit es die allgemeinen Verhältnisse betrifft, benützt: **Isthvánffy**, Historiarum de rebus Hungaricis libri XXXIV (Köln, 1622). Der Verfasser ist habsburgisch und katholisch gesinnt, aber als hochgestellter Zeitgenosse gut unterrichtet. — **Katona**, Historia regni Hungar. Bd. XXVIII. — **Ribini**, Memorabilia Augustanae confessionis in regno Hungar. I. (1787). — **Gindely**, Rudolf II. und seine Zeit, I. (1863). — **Klein-**

neuem ausgebrochen. Unterstützt vom deutschen Reiche gelang es den kaiserlichen Generalen, nicht unbedeutende Vortheile über die Osmanen zu erfechten. Sie entrissen ihnen das wichtige Stuhlweißenburg, die alte Krönungsstadt Ungarn's, sie vertheidigten mit Glück das donaubeherrschende Gran gegen einen gewaltigen Angriff, während auf der anderen Seite eben damals Siebenbürgen in ihre Hände fiel. Diese militärischen Erfolge verführten Kaiser Rudolf II. oder vielmehr die Partei, welche ihn damals beherrschte, zu einem ebenso unbilligen als unvorsichtigen Vorgehen. Eben damals arbeitete das Haus Habsburg in seinen deutsch-slavischen Landen eifrig daran, mit dem Protestantismus auch die überwiegende Macht seiner Stände, die ihrerseits wieder die wesentlichste Stütze des evangelischen Bekenntnisses bildeten, zu zerstören und mit der Herrschaft der katholischen Kirche zugleich eine kräftige landesherrliche Gewalt aufzurichten. Es sollte das Verhängniß des österreichischen Protestantismus werden, daß seine Sache unauflöslich verbunden war mit einem politischen Interesse, welches nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit vertrat — denn der Zug der Zeit drängte allerorten auf die Schwächung der adelichen, die Stärkung der monarchischen Macht — und der Sympathie der deutschen Reichsfürsten völlig entbehrte. Wie nun mit fanatischer Konsequenz Erzherzog Ferdinand in Steiermark und Kärnthen den heimischen Protestantismus vernichtete, in den österreichischen und böhmischen Landen überall die Reaktion wenigstens kräftig einsetzte, so sollte auch in Ungarn gleichzeitig die evangelische Kirche zerstört, der magyarische Adel gebrochen werden, weil seine Uebermacht allerdings in diesem Grenzlande, dessen Vertheidigung die schärfste Konzentration aller Kräfte verlangte, unerträglich schien.

Zum Werkzeug hatte sich die kaiserliche Regierung wie natürlich das starke Heer ausersehen, das sie in Ungarn unterhielt, ein dem Lande völlig fremdes Söldnerheer, zusammengesetzt vorwiegend aus Deutschen und Wallonen, fast durchaus befehligt von italienischen Generalen, deutschen und wallonischen Obersten, jedenfalls also skrupellos genug, sich gegen Ungarn und Protestanten verwenden zu lassen, soweit nicht etwa Sympathieen für die letzteren evangelische Söldner störten. So ging denn zunächst die königliche Kammer bei jeder Veranlassung gegen magyarisch-protestantische Edelleute mit Prozessen vor, um sie in ihrem Besitze zu schädigen, militärische Exekutionen gaben den Rechtssprüchen Nachdruck. Das allein indeß hätte wenig bedeutet. Binnen kurzem aber gesellten sich kirchliche Bedrückungen hinzu. Seit 1586 bestanden zwei Jesuitenniederlassungen in Ungarn, die bald wie überall zu festen Haltpunkten des

---

Feßler, Geschichte von Ungarn IV. (1875). — Ritter, Geschichte der deutschen Union II. (1873). — Krones, Handbuch der Geschichte Oesterreich's III. (1878).

katholischen Wesens, zu Ausgangspunkten gegenreformatorischer Thätigkeit wurden. Bald ging man entschlossener vor. Anfang 1604 erfolgte die Wegnahme der Elisabethkirche in Kaschau. Den Beschlüssen des Preßburger Landtags im Februar fügte der Kaiser eigenmächtig einen neuen Artikel hinzu, der die alten, längstvergessenen Ketzergesetze Stephan's des Heiligen wieder in Kraft setzte und damit dem ungarischen Protestantismus den Krieg auf Leben und Tod ankündigte, und als darauf die Stände der oberungarischen Gespanschaften, in Gál-Szécs (Zempliner Komitat) versammelt, die Zahlung der zu Preßburg bewilligten Steuern verweigerten, sahen sich ihre Häupter zu harten Strafen verurtheilt. Zugleich wurde, um die Durchführung des königlichen Willens zu sichern, eine Reformationskommission niedergesetzt, welche aus den Bischöfen von Erlau, Neutra, Groß-Wardein, Gran und mehreren Laien bestand. An jenem Beschlusse hatten auch die Zipser Deutschstädte theilgenommen; umsomehr hielt sich die Regierung berechtigt, auch über sie die schärfsten Maßregeln zu verhängen. Wie König Sigismund III. von Polen den Erzbischof Martin Pethe von Colocsa, der seit 1603 den Posten des kaiserlichen Statthalters von Ungarn bekleidete und zugleich Statthalter der Zips polnischen Antheils war, beauftragte, in den dreizehn Städten dieses Antheils die Kirchen zu visitiren, die evangelischen Prediger zu entfernen und sie durch katholische zu ersetzen, ohne daß freilich der Erzbischof gegenüber dem entschlossenen Widerstande der Gemeinden, die „Worten mit Worten zu begegnen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben" sich gelobten, Erhebliches durchzusetzen vermochte, so verfügte Kaiser Rudolf II. durch Mandat vom 10. Oktober 1604 dasselbe für seine Stadt Leutschau, den Hauptort der ungarischen Zips und Mitglied des Fünfstädtebundes.

Doch diese Maßregeln, in Verbindung mit der Zurücksetzung, die der magyarische Adel schon Jahre hindurch erfahren zu haben glaubte, wie mit dem Haß gegen alles deutsche Wesen, das freilich hier als das Werkzeug habsburgischer Unterdrückung erschien, trieben einen furchtbaren Aufstand der Magyaren hervor, der die kaiserliche Autorität in Ungarn bis in ihre Grundfesten erschütterte, den Türken die Wege bahnte, den Anstoß gab zu heftigster Bewegung auch in den deutsch-slavischen Landen und so die Katastrophe der Rudolfinischen Regierung einleitete.

Das war das Werk des ostungarischen Magnaten Stephan Bocskay. Bereits in heimlicher Verbindung mit den Türken in Temesvár und mit siebenbürgischen Unzufriedenen, wie Bethlen Gabor, den das Geschick noch zu größeren Dingen bestimmt hatte, sah Bocskay diese Beziehungen entdeckt, sich selbst von dem kommandirenden General in Ober-Ungarn, Graf Barbiano von Belgiojoso zur Verantwortung gezogen und durch starke Truppenansammlungen um Debreczin

und Groß=Wardein bedroht. Da brach er los. Mit Hilfe der ungarischen Truppen in kaiserlichen Diensten, die er zum Abfall bewogen, überfiel und vernichtete er am 15. Oktober bei Adorian (zwischen jenen beiden Städten) das deutsche Reiterregiment des Obersten Petz und zwang, durch eine rasche und allgemeine Erhebung der magyarischen Bevölkerung unterstützt, den kaiserlichen General zum schleunigen Rückzuge nach der oberen Theiß.

Doch schwerlich wäre es ihm gelungen, die oberungarischen Gespanschaften mit sich fortzureißen, deren deutsche Städte dem nationalen Fanatismus der Magyaren durchaus keine Sympathieen entgegenbrachten, hätte nicht die kaiserliche Regierung durch die Versuche zu rücksichtsloser Reaktion diese Städte selbst, ihre natürlichen Stützpunkte, auf's schwerste gereizt und sie gezwungen, in den wilden Haufen Bocskay's ihre Befreier von unerträglichem Drucke zu begrüßen.

Die Haltung keiner anderen Stadt aber hat in diesem Konflikte zwischen monarchischer Gewalt und adelicher Libertät, zwischen katholischer Reaktion und protestantischer Gegenwehr, zwischen magyarischem Nationalstolz und der Herrschaft fremder Beamten eine so entscheidende Bedeutung gewonnen wie die von Kaschau, des Platzes, der durch seine Lage an der großen Straße nach Polen und am Eingange des karpathischen Hochgebirges in der gesammten Geschichte dieser Gegenden eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Wie Kaschau's Bürgerschaft in die verzweifelte Stimmung versetzt wurde, die sie zum Abfall vom Kaiser geneigt machte, und wie sich dann dieser Abfall vollzog, das soll im Folgenden, zum guten Theil nach ungedruckten Aktenstücken des königlich sächsischen Hauptstaatsarchives, dargestellt werden.

Der Ursprung von Kaschau*), das im fruchtreichen Thale der Hernad sich ausbreitet, reicht bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück. Denn schon im Jahre 1261 wird es als königliche Villa, also als offener Ort erwähnt, und zwar neben einer Burg Ober=Kaschau, welche erst im Jahre 1347 in den Stadtbezirk von Kaschau einbezogen wurde. Aus diesem Dorfe erwuchs um 1290, zu derselben Zeit als die Zipser Städte fröhlich aufblühten, eine königliche Freistadt mit deutscher Verfassung, deren Bestimmungen wesentlich dem sächsischen Rechte entnommen waren, wiewohl auch das schwäbische Recht von Ofen her einen sekundären Einfluß gewann, und die dann wieder für das Recht der benachbarten Gemeinden: Eperies, Bartfeld, Klein=Zeben mustergiltig wurde. Eben in dieser Rechtsgemeinschaft liegt der Ursprung des Fünf=

---

*) Vgl. Fr. Krones, zur Geschichte der oberungarischen Freistadt Kaschau, im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen 1864, XXXI. — Zur Geschichte des deutschen Volksthums im Karpathenlande. Graz, 1878.

städtebundes, der durch die Zipserstadt Leutschau verstärkt unter Kaschau's Leitung sich bildete und namentlich seit dem 15. Jahrhundert scharf hervortritt. Die städtische Selbständigkeit wurde noch verstärkt durch die Verleihung des Blutbannes im Jahre 1346 und des Münzrechtes unter König Matthias Corvinus (1457—1490). Dem Protestantismus schloß sich Kaschau auf's eifrigste an; eine evangelische Schule blühte auf, der auch die benachbarten Magnaten mit Vorliebe ihre Söhne anvertrauten, und zahlreiche Fäden spannen sich aus dem Thale der Hernad zu der kleinen Elbstadt Wittenberg. Zwar begannen in derselben Zeit, als eben deutsches Geistesleben hier am kräftigsten sich entfaltete, magyarische Elemente in die Bürgerschaft, ja sogar in den Rath einzudringen, was für die künftige Entwickelung der Stadt von großer Bedeutung war, aber der materielle Wohlstand behauptete sich trotz arger Kriegsbedrängniß. Die Gemeinde verfügte über ein ausgedehntes Gebiet, das nicht weniger als 28 Dörfer umfaßte; ihren Bürgern gehörte ein großer Theil der Weinberge in der Hegyallja, und ihr edles Gewächs lieferte den Hauptgegenstand ihres schwunghaften Handels mit Polen. Die kommerzielle Bedeutung und der darauf beruhende Reichthum machte die Stadt zum wichtigsten Platze des gesammten habsburgischen Ungarn. Hier befand sich der Hauptsitz der königlichen Finanzverwaltung (Kammer), ein königliches Zeughaus, ein stattliches Residenzgebäude; von hier aus nahmen die kriegerischen Operationen in diesen Gegenden ihren Ausgang, weshalb auch eine stehende Garnison — damals ein deutsches Fähnlein — sich hier befand, und der Oberkommandant auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes hier sein Hauptquartier aufzuschlagen pflegte.

So durfte die Stadt in jeder Beziehung eine hervorragende Geltung beanspruchen, als die kaiserliche Regierung sich anschickte, in diesem seinem Hauptsitze dem Protestantismus Ober-Ungarn's einen tödtlichen Schlag zu versetzen. Auf Antrag des Domkapitels von Erlau, das nach der Einnahme dieser Stadt durch die Türken im Jahre 1596 seine Zuflucht in Kaschau gefunden hatte, wies ein kaiserliches Mandat vom 11. November 1603 den Rath der Stadt an, die von den ungarischen Königen für den katholischen Kultus erbaute Elisabethkirche und die sogenannte ungarische Kapelle mit ihren Kleinodien dem Kapitel zu übergeben und dem katholischen Gottesdienste fortan beizuwohnen. Zugleich kam dem kommandirenden General in Ober-Ungarn, Graf Belgiojoso, der Befehl, den kaiserlichen Willen durchzuführen.

Die Elisabethkirche, um die es sich handelte, ist noch gegenwärtig eines der herrlichsten Denkmäler gothischer Baukunst in Ungarn*) und war des

*) Ueber sie außer Krones, Zur Geschichte u. s. w. besonders K. Weiß, Der Elisabeth-Dom zu Kaschau in Ungarn, in den Mittheilungen der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, II. 1857 (mit Ansichten und Plänen).

Kampfes wohl werth, der sich um sie entspann. Ein mächtiger zweigethürmter Bau mit hohem Mittelschiff und niedrigen Seitenschiffen, verdankt sie ihren Ursprung gleichzeitig den Königen Ungarn's und dem kräftigen Bürgersinne Kaschau's, ihren Namen der heiligen Elisabeth von Thüringen (gestorben 1231, heiliggesprochen 1235), welche als Tochter König Andreas' II. selbst dem Geschlechte der Arpáden angehörte. Seit 1554 war sie dem lutherischen Kultus gewidmet, wie es scheint ausschließlich der deutschen Gemeinde, denn die Ungarn hatten daneben eine besondere Kapelle inne, wohl die alte Michaelskirche am Hauptplatze. Mit jener protestantischen Besitzergreifung begann ein zähes Ringen um die Herrschaft über die Kirche, das bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts anhielt, und dessen einzelne Phasen den Gang des Kampfes zwischen den ungarischen Parteien und Konfessionen deutlich widerspiegeln.*) Aber kein Akt desselben sollte für die habsburgische Herrschaft in Ungarn verhängnißvoller werden, als die Katholisirung der Kirche im Januar 1604, welche Graf Belgiojoso mit brutaler Energie erzwang.

Es war am 3. Januar 1604, als der Bischof von Neutra, Franz von Forgács, in Kaschau anlangte, ohne daß die Bürgerschaft etwas Bedenkliches darin gesehen hätte. Zwei Tage später meldeten die Bauern der städtischen Dörfer, daß der „Feldobrist" Belgiojoso seine vier Fähnlein berittener Arkebusiere mit einer wallonischen Kompagnie ihnen in's Quartier gelegt habe. Sie hatten vollen Grund zur Beschwerde, nicht nur, weil in jener Zeit die Aufnahme von Truppen überhaupt — und mit Recht — für ein wahres Unglück erachtet wurde, sondern weil erst im Dezember des vergangenen Jahres die benachbarten Gespanschaften und die fünf Freistädte für die Verpflegung der Truppen beträchtliche Lieferungen übernommen und auch sofort ausgeführt hatten, natürlich unter der Voraussetzung, daß sie dafür mit weiteren Leistungen verschont blieben. In diesem Falle kam es der städtischen Behörde zu, die ihr untergebenen Bauern nachdrücklich dem kaiserlichen General gegenüber zu vertreten. An der Spitze der Kaschauer Bürgerschaft stand damals als Stadtrichter eine in ganz Ungarn wohlbekannte Persönlichkeit, Johannes Bocatius, anerkanntermaßen der bedeutendste lateinische Dichter des Landes.**) Seine

*) Die Kirche wurde katholisch 1604, protestantisch im Oktober desselben Jahres und blieb es bis 1618. Bethlen Gabor verlieh sie 1620 wiederum den Evangelischen. Nach seinem Tode (1629) fiel sie den Katholiken zu, Georg Rákóczy I. (1630—1648) gab sie den Evangelischen zurück, die sie bis 1671 behaupteten. Von da an bis 1682 blieb sie katholisch; durch Emmerich Tököly abermals protestantisch geworden, fiel sie endlich 1682 den Katholiken in die Hände, die sie noch besitzen. In neuester Zeit ist das Innere in geschmacklos bunter Weise „restaurirt" worden.

**) Ueber sein Leben wird nicht viel mehr bekannt sein, als hier mitgetheilt wird. Etwas Zusammenhängendes, aber sehr Unvollständiges bietet nur Bél, Adparatus ad historiam

Laufbahn ist charakteristisch für seine Zeit wie für die engen Beziehungen, welche damals zwischen den entlegenen Kolonieen und dem Mutterlande bestanden. Geboren zu Vetschau in der Nieder-Lausitz hatte er in Wittenberg seine theologischen Studien gemacht, dort auch den Magistertitel sich erworben und mit einer Reihe bedeutender Männer daselbst persönliche Beziehungen angeknüpft. Früh war er dann, wahrscheinlich auf Veranlassung seines Lehrers Nicolaus Gäbel, der damals die Leitung der Schule in Kremnitz erhielt, nach Ungarn gekommen und hatte hier Anfang 1594 das Rektorat der blühenden Schule zu Eperies übernommen. In weiteren Kreisen bekannt machte ihn nicht nur diese Thätigkeit, — denn zahlreiche junge Edelleute Ober-Ungarn's wurden seiner Erziehung anvertraut — sondern vor allem seine lateinische Dichtung, deren erste größere Probe der Siracida war, eine freie Umarbeitung der Sprüche des Jesus Sirach (Wittenberg 1596); sie verschaffte ihm auch im Jahre 1596 den Kranz des poeta laureatus und die Erhebung in den Adelsstand durch Kaiser Rudolf II., der, so viele Schwächen er sonst haben mochte, für Interessen geistiger Art sehr empfänglich war. Durch so reiche Anerkennung aufgemuntert gab sich Bocatius auf's eifrigste seinen poetischen Arbeiten hin und verherrlichte in einer Reihe von epischen und elegischen Gedichten, die große Gewandtheit der Form mit wirklichem Talent verbinden, die Ereignisse und die Feldherren des türkischen Krieges; er hat sie später in seiner Hungarias vereinigt (Bartfeld 1599). Obwohl er nun in Eperies durch seine Vermählung mit der Tochter des hochangesehenen Johann Bels, der gelegentlich als kaiserlicher Gesandter verwendet wurde und lange in Konstantinopel gelebt hatte, festen Fuß gefaßt zu haben schien, so folgte er doch im Jahre 1599 dem ehrenvollen Rufe als Rektor der Stadtschule des bedeutenderen Kaschau und so rasch gewann er hier das Vertrauen seiner neuen Mitbürger, daß er kurze Zeit darauf in den Rath gewählt und endlich zum Richter, d. h. zum Bürgermeister der großen Gemeinde erhoben wurde. Gelehrter Theolog und trefflicher Schulmann, eine Natur, wenn man aus seinen Schriften schließen darf, von feiner, fast weicher Empfindung und doch bereit, für seinen evangelischen Glauben auch das Schwerste auf sich zu nehmen, sollte er, in dem sich gewissermaßen die ganze Fülle deutsch-ungarischer Geistesbildung konzentrirte, das harte Schicksal haben, mit der brutalen Gewalt eines kaiserlichen Söldnerführers den hoffnungslosen Kampf aufzunehmen und dann als Diener des Insurgentenführers Stephan Bocskay in den Kampf gegen seinen Landesherrn auf's tiefste verflochten zu werden.

Hungariae, Pressburg 1735. Außerdem ist mir noch der Siracida zur Hand gewesen, nicht aber die Hungarias (s. unten).

Er also war es, der damals als Haupt der Stadt Kaschau mit dem General zusammenstieß. Auf jene Beschwerde der Bauern sandte er sofort zwei Rathsherren zum Feldobristen, um Aufklärung über ein so auffälliges und eigenmächtiges Vorgehen zu verlangen. Sie lautete dahin, der General habe die Truppen nur zu seinem Geleite für eine Bereisung der Grenze bestimmt; sie seien durch ein Versehen um einen Tag zu früh gekommen, man möge sich also gedulden. Dabei glaubten Richter und Rath sich beruhigen zu müssen, ja, Bocatius bewilligte sogar dem Belgiojoso auf dessen Bitte Wagen und Pferde, um sein Gefolge zur Grenze zu bringen.

Aus so harmloser Sicherheit sah er sich bald grausam aufgeschreckt. Denn am 6. Januar Abends, als die Thore schon geschlossen waren, ließ Belgiojoso auf den nächsten Morgen früh 7 Uhr den Rath und die geschworene Bürgerschaft (etwa „Stadtverordnete") zu sich entbieten. Zugleich trat das Besatzungsfähnlein von Kaschau unter Gewehr, erhielt Munition und blieb den ganzen Tag in Bereitschaft; auf dem Hauptplatze wurden Geschütze aufgefahren und geladen, aus den Fenstern des Zeughauses die Doppelhaken auf die Häuser der Bürgerschaft gerichtet, in die Vorstädte rückten die Arkebusiere ein, welche bis jetzt auf den Dörfern gelegen.

Dieser schweren und zunächst unbegreiflichen Drohung gegenüber ließ Bocatius schon um 3 Uhr Nachts den gesammten Rath und die geschworene Bürgerschaft auf's Rathhaus bescheiden und bewirkte hier den Beschluß, statt der Gesammtheit nur eine Deputation von drei Rathsherren und zwei geschworenen Bürgern zu Belgiojoso zu senden. Doch dieser ließ sie gar nicht vor und bewilligte erst — und auch jetzt nur auf Fürsprache der anwesenden geistlichen Herren: des Bischofs von Neutra, Franz von Forgács, Kanzlers für Ungarn, des Nicolaus Micatius, Bischofs von Groß-Wardein und Präsidenten der kgl. Kammer (Finanzverwaltung) in Kaschau, endlich des Bischofs von Fünfkirchen, Georg Szalatnok — eine Audienz, als der ganze Rath mit zweien aus der Gemeinde vor ihm erschien, mit Vollmacht „zu hören und zu traktiren". Dem Schlimmes ahnenden Richter überreichte darauf der General ein kaiserliches Schreiben; es war das Mandat vom 11. November 1603, welches die Bürgerschaft anwies, die Elisabethkirche mit der ungarischen Kapelle dem Domkapitel zu Erlau zu übergeben und selbst fortan dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen. Umsonst bat Bocatius dieser vernichtenden Sentenz gegenüber um Gewährung einer Frist, erst von sechs Wochen, dann, nur Schritt für Schritt weichend, von vier, von zwei Wochen, darauf von drei Tagen, endlich von einem Tage; Belgiojoso bewilligte nur eine Stunde zu Verhandlungen über eine kategorische Antwort. Umsonst protestiren Richter und Rath unter Berufung auf ihre Privilegien und auf das Recht Ungarn's; mit Hohn ent-

gegnet ihnen Nicolaus Micatius, „es hätte da keine hungarische Exzeption statt, Ihro Gnaden (der General) machten's itzo auf Wellisch."

Den Bedrängten blieb nichts übrig, als den ihrer auf dem Rathhause harrenden Geschworenen die Forderung Belgiojoso's mitzutheilen. Doch diese wollten die Entscheidung darüber nicht auf sich nehmen und bestanden darauf, daß der Fall der gesammten Bürgerschaft vorgelegt werde. Während aber nun die angesehensten Männer in aller Hast berufen wurden, strömte das Volk auf die Kunde von dem Geschehenen in hellen Haufen vor dem Rathhause zusammen; mit lautem Geschrei erklärten die Aufgeregten, sie wollten „Leib und Leben, Gut und Blut dabei zusetzen, die Kirche mit dem Schwerte schützen, sich neben ihrem Gottesdienste schlachten lassen", und schon eilten Einzelne nach Hause, um ihre Waffen zu holen. Nur mit Mühe verhinderte der Rath den Ausbruch offener Empörung, während er gleichzeitig nicht im Stande war, einen Beschluß der Bürgerschaft herbeizuführen, und doch auf eigene Verantwortung vorzugehen sich nicht getraute. In qualvollstem Zweifel vergingen die Stunden.

Da überhob Belgiojoso die Schwankenden jedweder Unsicherheit. Längst war die gewährte Frist verflossen, es war die dritte Nachmittagsstunde herangekommen, als auf seinen Befehl wiederum der Richter mit drei Rathsherren und dem „Vormunde" (Vertreter) der Gemeinde sowie einem Aeltesten derselben vor ihm erschien. Abermals weigern sie sich, selbständig irgend etwas ihm zuzugestehen; da läßt der General den Profoß holen und Ketten herbeibringen, während gleichzeitig die vier Fähnlein Arkebusiere und die wallonische Kompagnie kampffertig mit fliegenden Fahnen unter dem Schmettern der Trompeten in die geängstete Stadt einrücken, dort alle Plätze und Gassen besetzen und jeden Verkehr zwischen den Bürgern unterbrechen. So der Stadt versichert befiehlt er, die städtischen Abgeordneten umringt von Hellebardieren und Musketieren nach der Kirche zu bringen. In ihrem Beisein werden die Thüren erbrochen, dann unter Siegel gelegt, somit formell die Besitzergreifung des Gotteshauses vollzogen. Draußen halten die Reiterhaufen mit brennenden Lunten, in den Häusern harrt angstvoll und erbittert die Bürgerschaft des Kommenden.

Es war 9 Uhr Abends geworden, als auf die flehentlichen Bitten der Rathsherren, die einen blutigen Konflikt mit der zornbebenden Bevölkerung befürchteten, Belgiojoso sich entschloß, die Reiterei aus der Stadt in die Vorstädte zurückzuziehen. Er that es jedoch nur unter der Bedingung, daß ihm der Aelteste der Gemeinde, Melchior Renner, als Geisel übergeben werde.

Die weltliche Gewalt also hatte die Kirche ihren bisherigen Inhabern entzogen; am nächsten Morgen ergriff die Geistlichkeit ihrerseits Besitz. In feierlicher Prozession unter militärischem Geleite zog der Bischof von Fünfkirchen mit dem

Erlauer Kapitel unter Gesang und Trompetenschall in die Elisabethkirche ein und weihte auf's neue die durch ketzerische Greuel besudelte Stätte.

Um aber auch nach seinem Abzuge die römische Geistlichkeit im Genuß ihres Eigenthums zu sichern, erzwang Belgiojoso vom Rathe die Ausstellung eines Reverses unter städtischem Siegel, der ihn verpflichtete, gegen die Kirche nichts vorzunehmen. Erst als er das Aktenstück in den Händen hatte, räumte seine Reiterei die Vorstadt.

Die tief erbitterte Bürgerschaft mochte glauben, nunmehr des Drängers ledig zu sein. Doch sie stand erst am Anfange ihrer Leidenszeit und sollte bald erkennen, daß es sich nicht um Besitz und Verlust einer Kirche, sondern um die Behauptung ihres evangelischen Glaubens selber handle.

Als nämlich am nächsten Sonntage (11. Januar) Georg Zabo, ein begüterter Bürger und Kaufmann magyarischer Nationalität, auf dringendes Bitten einiger Evangelischen in seinem Hause lutherischen Gottesdienst veranstaltete, da forderte, als der Prediger noch kaum begonnen, Belgiojoso unter den schärfsten Drohungen die sofortige Einstellung der heiligen Handlung, und obwohl nun Zabo auf der Stelle diesem Befehle nachkam, so entging er doch nicht schwerster Bestrafung, vielmehr wurden am nächsten Tage durch den Hauptmann von Kaschau Gustav Duckart alle Räume seines Hauses unter Siegel gelegt, er selbst in Arrest genommen und überdem seine Landgüter konfiszirt. Alle Bitten seiner Frau und der städtischen Behörden blieben fruchtlos; erst auf die Verwendung eines benachbarten Edelmanns entließ ihn Belgiojoso gegen Zahlung von 1500 Dukaten, Lieferung beträchtlicher Naturalien und Herausgabe von vier gefangenen Türken, von denen schweres Lösegeld zu erwarten stand.

Nicht besser erging es dem Apotheker Michael Lippardt, dessen ganzes Vergehen darin bestand, daß er vom Hauslehrer seiner Kinder für sich und sein Gesinde eine Predigt hatte lesen lassen. Dafür büßte er mit der Sperrung seiner Apotheke, die er nur durch Zahlung von 100 Dukaten und große Geschenke rückgängig zu machen vermochte.

Hatten diese harten Maßregeln nur einzelne getroffen, so bewies die nächste, daß es wirklich um die Katholisirung der ganzen Gemeinde sich handle. Der kaiserliche Feldherr forderte die Prediger deutscher, ungarischer und slovakischer („windischer“) Nation auf, binnen drei Tagen die Stadt zu räumen. Erst auf die dringende Verwendung von Rath und Bürgerschaft gestattete er ihnen gegen Erlegung von 300 Dukaten eine Frist von sechs Wochen, doch mußten sie durch Revers geloben, bei Verlust von Hab und Gut, Leib und Leben sich während dieser Zeit aller Amtshandlungen gänzlich zu enthalten.

Damit mußte jeder Zweifel an den Absichten Belgiojoso's und seiner Auftraggeber schwinden. Waren doch in jener Zeit bei gewaltsamer Gegen-

reformation die Wegnahme der Kirchen, die Verjagung der evangelischen Geistlichen stets die Maßregeln, die dem Zwange zum Uebertritt oder zur Auswanderung vorhergingen. Dem letzten Schritte konnte Kaschau jetzt entgegensehen. Dagegen schien nur eine Hilfe zu bleiben: die Appellation an des Kaisers Majestät. So schickte denn die Bürgerschaft gemeinsam mit den andern vier Freistädten eine Deputation nach Prag, bei welcher sich wie natürlich auch Johannes Bocatius befand, um fernere Gewährung freier Religionsübung zu erbitten. Es war umsonst; fast fünf Monate verweilte die Deputation in der böhmischen Hauptstadt, ohne trotz zahlreicher dringender Eingaben auch nur eine Audienz bei Rudolf II. zu erlangen. Denn war der Monarch überhaupt damals äußerst schwer zugänglich, so arbeiteten in diesem Falle feindliche Einflüsse direkt den Kaschauern entgegen und erwirkten endlich einen Bescheid, der ihre Beschwerden und Bitten thatsächlich abwies durch die Berufung auf die soeben dem Preßburger Landtage aufgezwungene Wiederherstellung der Ketzergesetze König Stephan's (s. oben S. 178).

Inzwischen hatte in der Heimat die Lage sich nur noch verschlimmert. Zwar hatte Belgiojoso vom Aeußersten noch abgesehen, aber gereizt durch die Abordnung der Gesandtschaft nach Prag hatte er jetzt auch Pfarrhof und Schule nebst den dort aufgespeicherten Vorräthen okkupirt und dem Rathe, von welchem in diesem Momente nur fünf oder sechs Mitglieder zur Stelle waren, eine schriftliche Erklärung abgenöthigt, daß diese Güter bisher der Stadt nicht zu Recht gehört hätten, und daß ein genaues Verzeichniß aller Kirchengüter sowie alle städtischen Privilegien eingereicht werden sollten. Das erste Versprechen war denn auch erfüllt worden; mit der Uebergabe der Privilegien hatte man begreiflicherweise gezögert, so sehr auch der Gegner drängte.

So standen die Dinge, als im Juni Johannes Bocatius mit seinen Genossen aus Prag zurückkehrte. Doch sie sollten noch Schlimmeres erleben; nachdem ihre Kultusfreiheit vernichtet worden, sollte auch ihre Gewissensfreiheit angetastet werden. Denn am 23. Juni forderte Belgiojoso, Richter und Rath sollten insgesammt am Johannistage ihm das Geleit zur Kirche geben und daselbst der (katholischen) Predigt beiwohnen. Doch die Kirche hatte er ihnen wegnehmen, die Prediger verjagen können; seine jetzige Forderung stieß auf unbeugsamen Widerstand. Es half nichts, daß er drohte, er werde ihre Geißel und Peitsche sein, nichts, daß er wiederum die geladenen Geschütze auf dem Hauptplatze auffahren ließ. Rath und Bürgerschaft beharrten fest auf ihrer Weigerung. Und doch mußten sie den äußersten Maßregeln des erbitterten Drängers entgegensehen, der mit allen Schreckmitteln und aller Gewalt die geängstete Stadt zu beugen suchte. Es hieß, er habe einige Tausend Mann ungarischer Irregulärer („Hajduken") in der Nähe zusammengezogen, um die

Stadt überfallen und plündern zu lassen, und der Verdacht schien dadurch bestätigt zu werden, daß die Thore mehrere Nächte durch geöffnet blieben. Noch bedenklicher war, daß Belgiojoso den Versuch machte, die magyarische Bürgerschaft gegen die deutschen Bürger und ihren Rath zu hetzen, indem er ihr unter der Hand die Zusicherung gab, wenn sie dem katholischen Gottesdienste beiwohne, so werde er dem deutschen Rathe das Regiment der Stadt nehmen und es in die Hände der Magyaren legen. Der Versuch mißlang zunächst, wie er verdiente, aber es muß als gerechte Nemesis erscheinen, daß eben dieser Theil der Einwohnerschaft es war, welcher wenige Monate später den Uebertritt der Stadt zu Bocskay entschied.

Erwies sich nun die gesammte Bevölkerung einig gegenüber solchen Bestrebungen, so sollte eine neue Gewaltmaßregel die Gesammtheit treffen. Sämmtliche städtische Dörfer, 28 an der Zahl, die reichen Weinberge der Hegyallja, die einträglichen Mühlen an der Hernad, kurz der ganze Grundbesitz der Gemeinde wurde jetzt mit Beschlag belegt, die Abführung des fälligen Getreidezehntens an die städtischen Magazine verhindert und für die kaiserlichen eingefordert, ganz abgesehen noch davon, daß die wehrlose Bürgerschaft allem Unfug und allen Mißhandlungen sich ausgesetzt sah, deren die rohe Soldateska jener Zeit nur irgend fähig war.

So in ihrer Gewissensfreiheit bedroht, ihres Besitzes beraubt, der Willkür eines übermüthigen Kriegerhaufens preisgegeben suchte die Stadt zunächst Hilfe bei den Genossinnen des Fünfstädtebundes. Auf dem Tage von Leutschau gaben sich die Städte das Wort, Widerstand zu leisten, und setzten sich zugleich mit den Ständen der benachbarten Komitate in Verbindung. Kaschau selbst, das schon das litt, was die andern erst fürchteten, entschloß sich, nochmals unmittelbar an den Kaiser sich zu wenden und zugleich die Sympathieen der Protestanten im Reiche für sich aufzurufen.

Dieser Absicht verdankt jedenfalls eine ausführliche Denkschrift ihre Entstehung, von der sich unter dem Titel: „Kurtzer Bericht des Processes, so Herr Veldt-Obrister in Ober-Hungarn in Hinwegnehmung der Kirchen zu Caschaw vndt hernach mit der Burgerschafft fürgenommen“ eine Copie im Dresdner Archive findet.*) Eine andere kürzere Darstellung unter dem Titel: „Warhafftige vnd Beweißliche Articel, durch welche Graff Beliosa Feldoberster in Ober-Vngarn,

*) Offiziell ist sie nicht an den sächsischen Hof gelangt, da sie keinerlei Adresse oder Unterschrift trägt. Vermuthlich hat Joseph Gans, kaiserlicher Feldkriegszahlmeister in Ober-Ungarn, der von sich in einem Schreiben an Kurfürst Christian II. von Sachsen datirt Prag 26. April 1605 rühmt, er habe dem Kurfürsten schon sieben Jahre „mit Avisirung der hungarischen Zeitungen absonderlich gehorsamblichen gedienet“, das Schriftstück nach Dresden geschickt, wo man die österreichischen Wirren überhaupt mit großer Aufmerksamkeit verfolgte.

die Stadt Caschaw, General Landstände, Häyducken vnd Botschkey zur Rebellion, auch die Niederlag vnd Verlust der Römischen Kay. May. Krieges Volk verursacht hat" unterscheidet sich von der ersten besonders durch die Schärfe des Tones und das Bestreben, das Verfahren Belgiojoso's auf eigennützige Motive zurückzuführen, soll aber seine Schuld nicht nur an dem Abfalle Kaschau's, sondern auch am Aufstande Bocskay's beweisen, ist also im Interesse der Insurgenten überhaupt geschrieben. Sie wurde durch den Druck verbreitet als „Zeitung" oder Flugblatt. Die uns vorliegenden zwei Exemplare tragen beide die Aufschrift: „Auß Prag vberschickt, anno 1605", ohne Angabe des Druckorts, als den indeß bei dem einen eine wie es scheint gleichzeitige handschriftliche Notiz Eisleben angibt.

Nordamerikanische Arbeiterverhältnisse.

Wieviel von einer rothen Internationale in der Wirklichkeit, und wieviel davon nur auf dem Papier und in den Köpfen existirt, läßt sich zur Zeit nicht wohl absehen, wenn auch außer Frage steht, daß eine Anzahl deutscher sozialdemokratischer Führer seit Jahren unausgesetzt und eifrig an der Herstellung einer solchen Verbindung arbeitet und hie und da auch in der Ferne sympathisches Entgegenkommen findet. Wir wollen also über das, was von dieser Thätigkeit im Laufe der Zeit etwa zu fürchten oder zu hoffen sei, nicht konjekturiren. Keinesfalls ist es aber ein müssiges Thun, wenn wir eine internationale Fühlung entgegengesetzter, d. h. friedlicher und fruchtbarer Art vorzubereiten trachten und zu diesem Zwecke die Arbeiterverhältnisse des Auslandes näher kennen zu lernen suchen. Die Gesetzgebung einiger anderer Industrieländer ist von unseren Staatsmännern und Vertretungskörpern schon vielfach zu Rathe gezogen worden, mehr und mehr empfindet man jedoch das Bedürfniß, tiefere Blicke zu thun in die ausländische Arbeiterwelt selbst, ihr Kleinleben, ihre Leistungen, ihre Bedürfnisse, um Beispiele theils zur Nachahmung, theils zur Warnung in weiteren Kreisen bei uns bekannt zu machen. Die Entwickelung des Weltverkehrs gibt diese Mahnung immer deutlicher. Ueber eine Probe dieses Strebens sollen die folgenden Zeilen berichten.

Die Zeitungen meldeten seiner Zeit, daß Arthur von Studnitz auf Veranlassung des „Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen" in Berlin und mit Unterstützung des preußischen Handelsministers im Jahre 1876 eine Reise nach den Vereinigten Staaten unternommen habe, um die dortigen

Arbeiterverhältnisse zu studiren. Die Frucht dieser Reise liegt jetzt, unter dem Titel „Nordamerikanische Arbeiterverhältnisse“, in einem stattlichen Bande, (Leipzig, Duncker und Humblot) uns vor.

Das Werk von 570 Seiten zerfällt in folgende 21 Abschnitte: Geographische Vertheilung der Wirthschaft — Wohnungsverhältnisse — Nahrung, Kleidung, Beleuchtung, Heizung — Arbeitszeit — Löhne, Löhnungsmethoden, Gewinnbetheiligung — Arbeiterbudget — Frauenarbeit — Kinderarbeit — Lehrlinge — Wohlfahrtseinrichtungen — Gesundheit — Hilfsgesellschaften — Genossenschaften — Kommunistische Gesellschaften — Gewerkvereine und Arbeitgebervereinigungen — Molly Maguires — Streiks und Lockouts — Leistungen — Landsystem — Arbeiterbewegungen — Gesetzgebung. Wer auch nur diese Ueberschriften liest, erkennt den Umfang und die Mannichfaltigkeit der gestellten Aufgabe und ahnt die Schwierigkeiten der Einsammlung und Sichtung des Materials. Erfährt er vollends, daß der Verfasser nur von Ende Juni bis zum 9. September 1876 in Amerika zubrachte, also wenig über zwei Jahre zur Ausarbeitung des Werkes brauchte, so wird er nach Prüfung des Inhalts ihm gern zugestehen, daß er seine Zeit wohl ausgenutzt hat, und daß er zu sehen und zwar mit nationalökonomisch gebildetem Sinne zu sehen versteht. Durch das angezogene Motto (Sirach 18, 5 u. 6) deutet er an, daß er sich bewußt ist, nichts Erschöpfendes, Vollkommenes, von Irrungen Freies geliefert zu haben; jeder verständig Urtheilende wird ihm aber bezeugen, daß er „sein Bestes gethan“ und etwas Gutes geliefert hat, wohl geeignet, auch bei uns Fruchtkörner auszustreuen.

Aus der Fülle seiner belehrenden Mittheilungen sei hier nur Einiges hervorgehoben.

Ein anziehendes Bild tritt uns entgegen in der Schilderung eines Arbeiterhauses in Philadelphia. Es hat eine äußere Treppe von weißem Marmor, eine innere ist mit Teppich belegt. Das Haus besteht aus 7 Räumen, einem Wohn-, einem Eßzimmer und 3 Schlafstuben für Eltern, Töchter und Söhne, Badekabinet und Küche. In dem durchaus beteppichten Wohnzimmer sind hübsche, zweckmäßig konstruirte, gut gehaltene Möbel, ein Pianino, eine kleine Büchersammlung; Wasserleitung ist stets vorhanden, desgleichen Hofraum. Monatsmiethe 60 Mark. Das ist ein Arbeiterhaus, wie deren in Menge in Philadelphia — allerdings der bedeutendsten Industriestadt der Union — existiren. In geringeren Straßen gibt es ebenso geräumige Quartiere für 40 Mark. Ein Viertel bis ein Drittel aller Arbeiter wohnen nicht zur Miethe, sondern in eigenem Hause. Aus der amtlichen Statistik von Massachusetts ist zu entnehmen, daß unter den Hausbesitzern mehr Handarbeiter sind als Kopfarbeiter (Beamte, Kaufleute, Lehrer, Aerzte, Werkführer, Journalisten, Künstler ꝛc.),

und der Prozentsatz der handarbeitenden Besitzer, deren Häuser mit Hypotheken belastet sind, kleiner ist, als der der anderen Kategorie. Die vielgescholtene „Grundlage des jetzigen Gesellschaftssystems“ muß also doch wohl nicht ganz so sein, wie die kühnen Architekten des rothen Zukunftsstaatsgebäudes behaupten, welche dem Weltverkehr ihre Hirngespinnste als Basis unterschieben möchten.

Die Jahresausgabe einer Arbeiterfamilie, zu 5,14 Gliedern angenommen, wird vom statistischen Bureau in Boston auf 422 Dollar (1 Dollar = 4 Mark 28 Pf.) berechnet, wovon 311 auf Brod, Gemüse, Kolonialwaaren kommen, 81½ auf Fleisch, 20 auf Milch, 10 auf Fische. Auf Nahrungsmittel verwendet durchschnittlich ein Werkführer 469 Dollar, ein „gelernter“ Handarbeiter 427, ein ungelernter 415. Der Unterschied ist also gering. Unter 400 befragten Familien kam nur in dreien Fleisch seltener als einmal täglich auf den Tisch, in 223 Fällen zweimal. Die Heizung kostet durchschnittlich der Familie des Handarbeiters 40, des gelernten 44, des Aufsehers 53½ Dollar. Die durchschnittliche Arbeitszeit beträgt im Osten 60 bis 66 Stunden wöchentlich. Seit dem Gesetze von 1868 wird in den Regierungswerkstätten nur 8 Stunden täglich gearbeitet. Neuerdings kommt mehr und mehr Stundenlöhnung auf, um Streitigkeiten zu vermeiden, auch scheint Stücklohn beliebt zu sein.

Auffällig ist das Ergebniß der Statistik von Massachusetts in Bezug auf Frauenarbeit. Der Durchschnitt dieser beträgt 259 Tage, derjenige der Männerarbeit nur 242 Tage, die Weiber arbeiten also 19 Tage mehr. Gesetzliche Arbeitstage bestehen 308.

Kinderarbeit spielt durchweg, wenigstens im Osten, leider eine große Rolle, mehr noch als in Europa, und zwar geht sie bis zu 11 Stunden täglich. Mit Kindern gesegnete Eheleute sind in den Fabriken am liebsten gesehen; es kommt sogar vor, daß gewandte, zuverlässige einzelne Arbeiter gelegentlich vom Prinzipal mit der brutalen Erklärung entlassen werden, daß er „Leute mit heranwachsender Familie brauche“. Wie das Schulwesen sich dabei steht, läßt sich errathen. 60000 Kinder in Massachusetts lernen nicht lesen. Die unglücklichen kleinen Wesen besuchen nur die Schule des moneymaking. Jene Klassen bedenken also nicht, daß sie im sozialen Gebiete das treiben, was der Landwirth „Raubbau“ nennt. Solche Kinder helfen dann dereinst als Erwachsene Gesetze geben und den Staat regieren! Bekanntlich gedeiht ohnehin schon die weiße Race auf transatlantischem Boden nicht sonderlich, die Gestalten und Gesichter werden immer länger und fleischloser, die Fruchtbarkeit nimmt ab, die Kurzlebigkeit zu. Nicht lauter günstige Sterne sind es fürwahr, die über dem glorious country des Sternenbanners leuchten. Ganz neuerdings wird übrigens lebhaft agitirt gegen die erbarmungslose Kinderausbeutung, deren Schuld

fraglos weit minder auf die Fabrikanten als auf die Eltern fällt, und die Legislative beginnt, ihr Augenmerk auf das schimpfliche Unwesen zu richten.

Der Kampf zwischen Großindustrie und Handwerk ist in Nordamerika schon viel weiter vorgeschritten, als bei uns, mit ihm die Arbeitstheilung. Wer in irgend einer, sei es auch ganz untergeordneten und beschränkten Spezialität höhere Fertigkeit erlangt hat, gilt als „gelernter" Arbeiter, mag er sonst auch noch so roh und ungeschickt sein. Wie dabei das Lehrlingswesen sich gestalten muß, leuchtet ein. Uebrigens bemerkt der Verfasser und wohl mit Recht: viele Handwerke verfallen nicht, weil es an Lehrlingen dafür fehlt, sondern umgekehrt fehlen diese, weil die betreffenden Gewerbszweige verfallen. Die erstere Meinung wird auch unseres Wissens nur von Meistern vertreten, die — keine Meister sind.

Charakteristisch für die Menschen und Dinge der Union ist es, daß dort Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter von Seiten der Unternehmer fast ganz fehlen, dafür auch weniger Bedürfniß und Antrieb vorhanden ist, als in Deutschland. Theils rührt das her aus der großen Unstätigkeit der Bevölkerung*), theils aus dem gegenseitigen Verhältniß von Arbeiter und Arbeitgeber, welches rein geschäftlicher Art und allem Patronatswesen entgegen ist. Vielleicht sind auch die Arbeiter den wenigen bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen besonders deshalb abgeneigt, weil diese meistens darauf zielen, den Arbeitern den Aufenthaltswechsel, mit anderen Worten: die rasche Wahrnehmung besserer Lohnchancen, zu erschweren. Diese Freiheit hat nun allerdings ihre guten Seiten, aber auch ihre üblen, gibt u. a. der Ablohnung mit Lebensmitteln und Waaren (Trucksystem) weiten Spielraum. Hier und da freilich ist das System von der Nothwendigkeit diktirt, z. B. dann, wenn an einem von allem Verkehr weit entlegenen Punkte eine Fabrik angelegt wird. Natürlich muß der Unternehmer daselbst für Wohnung und Unterhalt der Leute sorgen, zieht dabei meist unverhältnißmäßig hohen Nutzen und übt nicht selten außerdem noch Eigenmächtigkeiten und Bedrückungen. Es ereignet sich u. a. wohl, daß der Fabrikherr einen umherziehenden Händler, der sich da niederläßt, austreibt, um dessen Konkurrenz los zu sein.

Auch das Genossenschaftswesen findet drüben keinen rechten Boden. Erstens erklärt sich das wieder aus der mangelnden Seßhaftigkeit der Bewohner und

---

*) Nicht der Engländer ist, beiläufig bemerkt, heutzutage der Tourist Numero Eins, sondern der Nordamerikaner, besonders der Neuengländer. Mögen dabei geheimnißvolle klimatisch-tellurische Einflüsse mitwirken, welche zu beständiger Ortsveränderung drängen, oder nicht, jedenfalls scheint, ohne daß eine bemerkbare Blutsvermischung stattgefunden hätte, von dem rastlosen Wandertriebe der rothhäutigen Jägerstämme, welche diese weiten Gebiete innehatten, viel auf die eingewanderte englisch-schottische Race übergegangen und den ihr angeborenen Hang noch gesteigert zu haben. Nur ist ihre Jagd nicht mehr auf Büffel und Hirsche gerichtet, sondern auf Gelderwerb.

dem unablässigen sozialen Gährungsprozeß, der die Wellen des Menschenstroms bald hier bald dorthin wirft, so daß man auf Kirchhöfen fast nie drei Generationen vertreten findet. Der zweite Grund, die Bedürfnißfrage, die vom Verfasser ausführlich erörtert und verneint wird, ist aber der hauptsächliche. Konsumvereine sind in Amerika nicht so am Platze, weil der Trieb zum Erwerben viel reger und zugleich viel fruchtbarer ist, als zum Ersparen und Zusammenhalten. Mit einer Schnelligkeit, die in der alten Welt unglaublich erscheint, werden in der neuen Vermögen erworben und verloren: da lohnt es allerdings nicht, um kleine Ersparnisse sich viel zu bemühen. Produktivgenossenschaften andererseits gedeihen nicht, weil diese sich auf das Handwerk stützen, und dasselbe in Amerika noch weit mehr als bei uns von der Großindustrie überholt ist. Endlich zeigt sich die Gesetzgebung der meisten Staaten dem Genossenschaftswesen ebensowenig günstig, wie die öffentliche Meinung. „Pionniere von Rochdale" sind dort nicht aufgetreten, auch kein Huber oder Schulze-Delitzsch. Eine den Vereinigten Staaten eigenthümliche Veranstaltung sind die Bauvereine, eine Gattung Spar- und Leihgenossenschaft. Wenn aber auch die kooperative Arbeit, die in Europa mehr und mehr Eingang findet, in der Union sich nicht einbürgern will, so liegen doch gerade dort eine Menge Beispiele vor von rein kommunistischen Verbindungen, also dem fortgeschrittensten Genossenschaftswesen. Es werden deren zehn aufgezählt. Ueber Gewerkvereine ist amtlich nichts festgestellt, ihre Zahl wird jedoch auf 1500 geschätzt, und wohl jeder namhafte Industriezweig mit entsprechender Betheiligung ist darin vertreten. Ueber die Molly Maguires, einen merkwürdigen geheimen Verbrecherorden, brachte im April 1877 die Böhmert-Studnitz'sche „Sozial-Korrespondenz" in Dresden eingehende Schilderungen, die auch vielfach in deutsche Blätter übergingen, so daß wir hier davon absehen dürfen.

An Streiks und Lockouts, z. Th. weitverzweigten und halsstarrigen, hat es in den Vereinigten Staaten nicht gefehlt. Daß in manchen Fällen die einen wie die anderen als einziges Lehrmittel für harte Köpfe und verstockte Gemüther dienen können, soll nicht geleugnet werden. Im Ganzen bestätigt sich jedoch auch jenseits des Ozeans, daß sie eine Schule der allerkostspieligsten und peinvollsten Art für beide Theile sind. Auf beiden Seiten bricht sich denn auch die Ueberzeugung Bahn, daß wirkliche Unbilligkeiten nicht auf die Dauer aufrecht zu erhalten sind, sondern, wenn nur die Reaktion dagegen verständig und gemäßigt auftritt, auf friedlichem Wege abgestellt werden können. Ist das Unrecht auf Seite des Arbeitgebers, so hat freilich der Arbeiter oft einen schweren Stand, wenn er isolirt handelt; gehört er jedoch einem Gewerkverein an, in welchem der richtige Geist waltet, so wird ihn dieser in der Regel befähigen, seine Waare, die Arbeitskraft, nicht zu Nothpreisen verschleudern zu

müssen. Zeitweilige Erfolge, die durch Einschüchterungen herbeigeführt wurden, sind nie von Bestand. Denn die wirthschaftlichen Gesetze, nicht Menschen sind hier die Machthaber.

Ein Vergleich der Leistungen nordamerikanischer Durchschnittsarbeiter mit denen deutscher fällt zu Ungunsten der letzteren aus, welche von ersteren an Ernst, Tüchtigkeit und Sorgfalt übertroffen werden. Auch wir haben von Landsleuten, die Amerika näher kennen lernten, von jeher leider durchweg dasselbe Urtheil vernommen. Die Arbeit wird dort geschäftlich, nicht „gemüthlich" betrieben, wie so oft in Deutschland, es wird nicht dabei geschwatzt und geraucht, die Mahlzeiten werden nicht über die Gebühr ausgedehnt, Versprechen pünktlich gehalten, endlich grassirt das Kneipenwesen nicht dermaßen, wie bei uns. Im übertriebenen Genusse berauschender Getränke wetteifern unsere neueingewanderten Landsleute vielfach mit den Irländern.

Zu wünschen wäre, daß in Deutschland u. a. das recht beachtet würde, was Herr von Studnitz über die Werkzeuge der Arbeiter mittheilt. Diese sind bekanntlich weit besser als die deutschen, manche sogar den englischen überlegen. Das erklärt sich z. Th. daraus, daß in Amerika Arbeitszeit und Kraft so theuer ist, daß die ganze Nation, eifriger als jede andere, ihr Dichten und Trachten auf Ersparnisse daran richtet und schon darum es weiter bringen mußte in der Herstellung von Geräthen, Werkzeugen und Maschinen. Das amerikanische Werkzeug ist leicht, handlich und aus bestem Material. Hammer, Bohrer, Feilen, Schärfungs- und Schneidewerkzeuge, Aexte,*) Sägen, Hobel, Spaten, Sicheln, Schrauben, Nägel haben sich neugestaltet. Auch dem Gußeisen hat man mit Vortheil eine viel weitere Anwendung gegeben, als bei uns. Eine Menge Maschinen- und Werkzeugtheile sind nicht Schmiedeeisen, sondern werden gegossen, und zwar in vorzüglicher Güte und genauesten Dimen-

*) Vor etwa zwanzig Jahren wurde ein Histörchen erzählt (irrt der Schreiber dieser Zeilen nicht, so hörte er es in Leipzig von Gerstäcker), daß der Vielgereiste dem Herzog von Gotha folgende Wette vorschlug und — gewann. Es wurden zwei benachbarte, gleichartige und gleich dicke Waldbäume ausgesucht, an deren einem stand Gerstäcker, der bekanntlich nichts weniger als Athlet war, mit einer amerikanischen Axt, am andern Baume der stärkste und gewandteste Waldarbeiter, den der Herzog finden konnte, mit einer deutschen Axt. Auf ein Kommando begann die Thätigkeit an beiden Stellen. Der Arbeiter schonte sich nicht, sondern hieb augenscheinlich aus allen Kräften drauf los, denn als Siegespreis war ihm eine gute Belohnung zugesichert. Aber vergebens. Unter den Streichen des kleinen, schmächtigen, im Holzfällen gewiß nicht sonderlich geübten Touristen fiel der Baumriese, lange bevor der andere niedergestreckt war. Ob diese demonstratio ad oculos, so recht amerikanisch, nach Art Franklin's, weitere praktische Folgen gehabt hat, ob etwa für die herzoglichen Forsten nun amerikanische Aexte angeschafft worden sind, wissen wir nicht. Jedenfalls liegt die Betrachtung nahe, daß man in Deutschland wohl thäte, sich mehr als bisher auf Einführung desjenigen zu verlegen, was in praktischem Gebiete das Ausland erprobt hat. Mit dem Herbeischaffen gewisser anderer Importartikel, sowie dem Ausklügeln nagelneuer Gesellschaftsformen hat es keine Eile.

sionen. Bricht etwas, so läuft eine Postkarte an die Fabrik mit der Katalognummer ab, und der Ersatz ist bald und billig verschafft. Sattsam bekannt ist, welche Noth uns oft die geringste Reparatur oder Ergänzung macht. Keinen geringen Antheil an der Tüchtigkeit der Hände und Werkzeuge in Amerika hat der Umstand, daß die letzteren beinahe durchweg Eigenthum des Arbeiters sind. Er sucht sie sorgfältiger, für seine Persönlichkeit passender aus, schont sie mehr, und es findet eine Art „Zuchtwahl" statt zu Gunsten des Produkts. In Europa liefert meist der Fabrikant das Werkzeug, der Arbeiter muß folglich diesem, zum Nachtheil der Sache, seine Hand anpassen. Hinzukommt, daß die Arbeitstheilung zwar sehr entwickelt, doch aber der Einzelne vielfach genöthigt ist, sich auf verschiedenen Feldern zu versuchen, wodurch er zeit- und mühesparende Vortheile aus einem Handwerk in's andere übertragen lernt. Nirgend sonst als in Amerika dürfte sich soviel polytechnisches Geschick, ja sogar Erfindungsgeist zeigen. „Der Deutsche geizt mit dem Stoffe, der Engländer mit der Zeit, der Amerikaner mit der Kraft."

Die Arbeiterbewegung der Unionsstaaten zerfällt in drei Kategorieen. Die erste, die kommunistische, besteht größtentheils aus eingewanderten französischen Kommunards, die aber womöglich noch etwas weiter „avancirt" sind, als die daheim gebliebenen; die zweite wird von Gewerkvereinlern gebildet, die dritte, ursprünglich Social Democracy, 1876 Workingmens Party, durch Beschluß von 1877 Socialistic Labor Party benannt, ist die eigentliche sozialistische Arbeiterpartei. Sie wird nur auf 100 000 Wahlstimmen geschätzt. Ihre Grundsätze sind ungefähr die der deutschen Sozialdemokratie, wie diese sucht sie die gesammte Arbeiterwelt zu gewinnen, vergißt aber nicht, im Gegensatz zur unsrigen, sich an amerikanische Verhältnisse anzulehnen.

Das letzte Kapitel, gewiß das mühsamste des ganzen Buchs, behandelt die Arbeitergesetzgebung des Bundes und der einzelnen Staaten und ist aus hundert voluminösen Gesetzsammlungsbänden geschöpft. Der Verfasser resumirt: „In Nordamerika hat die Zentralgewalt des Bundes auch nicht die allgemeinsten gesetzlichen Vorschriften bezüglich der speziellen Arbeiterverhältnisse erlassen, demgemäß sich die Gesetzgebung der einzelnen Staaten sehr verschieden entwickelt. Es scheint, daß hierbei nicht sowohl die natürlichen Bedürfnisse und die verschiedene physische Beschaffenheit der Länder maßgebend waren, als vielmehr die Machtstellung der Arbeiter auf politischem und sozialem Gebiete.... Der den Arbeitern gewährte Schutz geht in einzelnen Staaten bedeutend weiter als bei uns, in anderen jedoch stehen die Arbeiterschutzgesetze hinter unseren Reichsgesetzen zurück."

Möchte die fleißige, umsichtige, inhaltreiche Studnitz'sche Arbeit recht viele aufmerksame Leser finden, die auch ihre Nutzanwendung davon machen.

Die Pest in Rußland.

Eine große Gefahr droht von Osten her. Fast ist nicht mehr zu bezweifeln, daß dort im Wolgagebiet eine Krankheit wieder aufgetreten ist, die man seit langen Jahren für nicht mehr existirend ansah, und die das nördliche Europa im gegenwärtigen Säkulum nicht mehr heimgesucht hat, während sie vordem hier wie im Morgenlande Verheerungen der furchtbarsten Art angerichtet hatte. Wenn nicht Alles täuscht, so ist in der Stanitza, d. h. dem Kosakendorfe, Wetljanka im Gouvernement Astrachan*) die orientalische Pest oder wenigstens eine ihr nahe verwandte, namentlich wie sie rasch und auf grauenhafte Weise tödtende Krankheit ausgebrochen. Man erzählt, daß ein aus dem türkischen Armenien heimgekehrter Kosak seiner Geliebten einen Shawl mitgebracht habe, und daß das Mädchen, nachdem sie das Geschenk ein paar Tage getragen, unter beunruhigenden Symptomen erkrankt und nach wenigen Stunden gestorben sei. Kurz nachher, so heißt es weiter, folgten ihr, von demselben unheimlichen Uebel ergriffen, alle Hausgenossen und später eine Anzahl der Nachbarn in's Grab, und die Seuche trat, vermuthlich von Flüchtlingen aus Wetljanka verschleppt, auch an anderen Orten in der Nähe der Wolga auf.

Dies geschah in den letzten Tagen des November und in der ersten Woche des Dezember. Seitdem hat die russische Regierung Maßregeln gegen das Uebel ergriffen: sie hat die angesteckten Dörfer absperren lassen und Aerzte zur Feststellung des Charakters der Epidemie und zur Behandlung der an ihr Erkrankten abgeschickt, und die neuesten Nachrichten lauten günstiger. Mit dem Eintritt strenger Kälte — in Astrachan stand am 8. Januar die Quecksilbersäule des Thermometers 12 Grad unter Null — hat die Zahl der Erkrankungen abgenommen. Aber noch immer scheint die Gefahr groß; denn man weiß aus Erfahrung, daß Thauwetter der Seuche ihren bösartigen Charakter wiedergeben kann, und infolge dessen herrscht in den russischen Städten, selbst im Norden

---

*) Wetljanka liegt im Kreise Jenotajewsk, 149 Werst von der Stadt Astrachan entfernt, 10 Werst vom Dorfe Prischib und doppelt soweit von dem Dorfe Nikolskoje, auf dem rechten Ufer der Wolga. Das letztere erhebt sich ziemlich hoch über den gewöhnlichen Stand des Flusses und ist eben und unbewaldet. Der Boden um die Stanitza, die etwa 1700 Einwohner und ungefähr 200 Gehöfte mit nicht besonders saubern und geräumigen Holzhäusern hat, ist lehmig, die Vegetation dürftig. Die Einwohner beschäftigen sich ausschließlich mit Fischfang. Nach dem Bericht älterer Leute im Orte ist Wetljanka in Cholerazeiten von der Krankheit fast immer schwerer betroffen worden als die übrigen Dörfer der Gegend; bei Masern- und Scharlachfieber-Epidemieen hatte der Ort stets einen größeren Prozentsatz von Erkrankungen aufzuweisen als diese, in den Jahren 1859 und 1860 war die Syphilis hier stark verbreitet und entwickelt, und im Jahre 1864 gab es viele Fieberkranke.

allgemeine Angst. An Gründen dazu fehlt es nicht. Denn der Bericht des fachmännischen Kommissars, den die Petersburger Regierung nach der infizirten Gegend abgesandt hat, lautet keineswegs tröstlich. Dr. Krassowski bezeichnet die Krankheit zwar nicht mit Bestimmtheit als die asiatische Pest, aber er sagt ausdrücklich, daß die Symptome, unter welchen sie auftritt, der reißend schnelle Verlauf, den sie nimmt, und die Verwüstungen, welche sie anrichtet, entschieden der furchtbaren Ansteckungskraft und der unbedingten Unbesiegbarkeit gleichen, welche jene Seuche nach den früheren Beobachtungen charakterisirten. Bis dahin hatte es in den offiziellen Rapporten wenigstens geheißen, daß etwa fünf Prozent der Erkrankten wieder genesen seien. Krassowski aber meldet: „Bis zum heutigen Tage war der Prozentsatz der Sterblichkeit genau in Uebereinstimmung mit dem der Erkrankungsfälle.“ Und nicht weniger beunruhigend wie dieser Bericht wirkt das Gutachten, welches die vom russischen Ministerium einberufene Kommission von Fachmännern abgegeben hat. Zu dieser Kommission gehören Prof. Botkin und der Leibarzt des Kaisers Alexander, Dr. Zdekauer, Autoritäten ersten Ranges auf dem Gebiete der praktischen Medizin, und die Kommission hat sich nicht nur einstimmig dahin ausgesprochen, daß die im Wolgagebiet ausgebrochene Epidemie wirklich die orientalische Pest sei, sondern diese ihre Meinung auch in einer Weise begründet, die unwiderleglich erscheint. Kein Wunder daher, wenn Schrecken sich in Rußland aller Welt bemächtigt hat, und wenn benachbarte Regierungen sich bereits bewogen gefunden haben, der Sache ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Fragen wir nun, was ist die Pest, so mag uns zunächst die Schilderung, die uns Boccaccio im ersten Tag seines „Decamerone“ nach eigner Beobachtung und vom Standpunkt des Wissens seiner Zeit von ihr entwirft, darüber Auskunft geben. Ein neueres vortreffliches Bild ihres Wüthens enthält die anonym erschienene englische Schrift „Eothen“. Der große italienische Novellendichter aber erzählt:

„Die Jahre von der heilbringenden Menschwerdung des Sohnes Gottes waren bis zur Zahl eintausend dreihundert achtundvierzig angewachsen, als das todbringende Pestübel in die herrliche Stadt Florenz gelangte, nachdem es einige Jahre früher in den Morgenlanden, entweder durch Einwirkung der Himmelskörper oder als eine von Gott im gerechten Zorne über unsern sündhaften Lebenswandel den Menschen herabgesandte Strafe begonnen, dort eine unzählige Menge Lebendiger getödtet hatte und dann ohne Aufenthalt, von Ort zu Ort sich verbreitend, nach den abendländischen Gegenden jammerbringend weitergeschritten war. Gegen dieses Uebel half keine menschliche Klugheit oder Vorkehrung, obwohl man es daran nicht fehlen und die Stadt durch eigens dazu bestellte Beamte von allem Unrathe reinigen ließ, auch jedem Kranken den Ein-

tritt verwehrte und über die Bewahrung der Gesundheit häufig Berathungen hielt. Ebenso wenig halfen die demüthigen Gebete, die nicht einmal, sondern oftmals in wohlgeordneten Prozessionen und auf andere Weise von frommen Leuten Gott vorgetragen wurden.

Ungefähr zu Anfang des Frühjahrs begann die Seuche schrecklich und wunderbar ihre verheerenden Wirkungen zu zeigen. Dabei war aber nicht, wie im Morgenlande das Nasenbluten ein offenbares Anzeichen unentfliehbaren Todes, sondern es kamen zu Anfang der Krankheit, bei Mannsleuten wie bei Frauen in derselben Weise, an den Weichen oder in den Achselgruben Geschwülste zum Vorschein, die zuweilen so groß wie ein Apfel, manchmal wie ein Ei wurden, bei den Einen in größerer, bei den Andern in geringerer Zahl hervortraten und schlechthin Pestbeulen genannt wurden. Von jenen Theilen des Körpers verbreiteten sich diese verhängnißvollen Geschwülste rasch über alle übrigen. Später aber nahm das Uebel eine andere Gestalt an, indem Viele an den Armen, den Lenden und andern Gegenden des Leibes schwarze und braune Flecken bekamen, die bei Einigen groß und weit auseinanderliegend, bei Einigen klein und dicht bei einander waren. Und wie vorher die Pestbeule eine Verkünderin unvermeidlichen Todes gewesen, waren es nun diese Flecke bei allen, an denen sie erschienen. War es, daß die Art dieser Krankheit ärztlichem Rath und der Kraft jeder Arznei widerstand, oder war es, daß die Unwissenheit der Heilkundigen den rechten Grund der Seuche nicht erkennen und ihr deshalb kein wirklich heilendes Mittel entgegenstellen konnte, genug, daß die Wenigsten genasen und fast Alle binnen drei Tagen nach Erscheinen der beschriebenen Zeichen mit Tode abgingen, der Eine etwas früher, der Andere später, die Meisten aber ohne Fieber oder sonstige Zufälle.

Die Seuche gewann um so mehr an Heftigkeit durch den Verkehr der Gesunden mit den Kranken, sie war wie das Feuer, wenn es trockne und brennbare Stoffe ergreift, die ihm nahe gebracht werden. Ja, soweit erstreckte sich dieses Uebel, daß nicht allein der Umgang die Gesunden ansteckte und den Keim des Todes in sie legte, sondern daß schon die Berührung der Kleider oder anderer Dinge, die ein Kranker getragen oder angefaßt hatte, die Krankheit dem, welcher dergleichen berührte, mitzutheilen schien.“ ... „Nicht allein vom Menschen zum Menschen übertrug sie sich, sondern, was viel mehr sagen will, auch jedes Thier, das Gegenstände antastete, welche einem an der Pest Leidenden oder an ihr Gestorbenen gehört hatten, wurde von dem Krankheitsstoffe erfaßt und starb binnen kurzem an dem Uebel. Von dieser Erscheinung habe ich zu wiederholten Malen Beispiele mit eigenen Augen gesehen, insbesondere aber das fast unglaublich scheinende, daß zwei Schweine die Lumpen eines armen Mannes, der an dieser Seuche gestorben war, und die man auf die Straße geworfen hatte,

dort fanden und nach Art dieser Thiere erst mit dem Rüssel durchwühlten, dann mit den Zähnen packten und hin und herschüttelten, nach kurzer Zeit aber, zuckend, als ob sie Gift gefressen hätten, todt auf die übel zugerichteten Fetzen hinstürzten."

Boccaccio erzählt nun ausführlich weiter die Folgen des allgemeinen Entsetzens über diese Heimsuchung, und wie man sich in Florenz ihr gegenüber verhielt. Einige suchten sich durch mäßiges Leben und Absperrung in ihren Häusern zu schützen. Andere thaten das Gegentheil, schwelgten in Essen und Trinken, zogen mit Sang und Klang durch die Straßen und hielten Scherz und Lachen für das beste Mittel, sich das Uebel vom Leibe zu halten. Sie trieben ihr Unwesen und ihren Muthwillen nicht blos in Schenken, sondern auch in fremden Privathäusern, was ihnen um so leichter wurde, als viele der letzteren herrenlos geworden waren, und das Ansehen der Gesetze, da deren Vollstrecker todt oder krank oder ohne die nöthigen Gehilfen waren, sich sehr vermindert hatte. Wieder Andere schlugen einen Mittelweg ein: sie fasteten weder wie die Ersten, noch hielten sie im Trinken und andern Ausschweifungen so wenig Maß wie die Zweiten. Auch schlossen sie sich nicht ein, sondern gingen umher, wobei sie an Blumen oder duftigen Kräutern rochen, „überzeugt, es sei besonders heilsam, durch solchen Duft das Gehirn zu erquicken; denn die ganze Luft schien von den Ausdünstungen der Leichname, von dem Geruche der Kranken und der Arzeneien geschwängert zu sein". Noch andere waren herzloser wie die Uebrigen, indem sie sagten, kein Mittel sei gegenüber von Seuchen so zuverlässig, als die Flucht vor ihnen. So verließen Viele, Männer wie Weiber, allein auf die eigene Rettung bedacht, Haus, Vermögen und Vaterstadt, Kinder und Verwandte und flohen auf das Land hinaus, „als ob der Zorn Gottes, der die Ruchlosigkeit der Menschen strafen wollte, sie nicht überall gleichmäßig ereilen und nur die vernichten könnte, die sich von ihm innerhalb der Mauern dieser Stadt betreten ließen".

Unter den Zurückgebliebenen vermied jeder den andern, besonders wenn dieser erkrankt war. Der Oheim ließ den Neffen, die Schwester den Bruder, die Frau oft den Mann im Stich, ja das Schreckliche begab sich, daß Väter und Mütter sich weigerten, ihre Kinder zu besuchen und zu pflegen. Nur gegen übermäßigen Lohn verschafften wohlhabende Kranke sich Bedienung, die überdies dann meist ohne Einsicht und Geschick besorgt wurde. Zuletzt kam es dahin, daß viele Leichen nicht in herkömmlicher Weise feierlich beerdigt wurden, auch wenn die Betreffenden vornehme Leute gewesen waren, die Armen aber nicht einmal in die geweihte Erde des Gottesackers gebettet, sondern einfach, nachdem man sie vor ihre Thür geworfen, in großen Gruben, die Hunderte zugleich aufnahmen, untergebracht wurden.

Draußen auf dem Lande aber war es nicht besser. Auf den zerstreuten Gütern und Meierhöfen starben die unglücklichen Bauern mit den Ihrigen ohne ärztlichen Beistand und ohne Pflege von Dienstboten auf Straßen und Feldern wie in ihren Häusern, ohne Unterschied bei Tag und bei Nacht. So nahmen auch sie gleich den Städtern ausschweifende Sitten an: „sie kümmerten sich nicht mehr um ihre Angelegenheiten, sie dachten nicht mehr daran, die Früchte ihres früheren Schweißes, ihrer Ländereien und ihres Viehstandes für die Zukunft zu pflegen und zu vermehren, sondern bemühten sich mit Scharfsinn, sie so schnell wie möglich zu verzehren, als ob sie demnächst sterben müßten. Daher geschah es, daß Rinder, Esel, Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner, ja selbst Hunde, die dem Menschen doch am treuesten anhängen, aus den Häusern, zu denen sie gehörten, vertrieben, nach Belieben auf den Feldern herumliefen, wo das Getreide verlassen stand und weder gehauen noch eingefahren wurde. Manche von diesen kehrten, ohne von einem Hirten getrieben zu werden, wie wenn sie mit Vernunft begabt wären, nachdem sie den Tag über geweidet, am Abend gesättigt in ihr Gehöfte zurück."

„Was kann ich" — so schließt unser Berichterstatter seine Schilderung dieser Noth, die übrigens auch in andern Städten und Gegenden Italien's und später auch im Norden Europa's die Menschheit dezimirte und demoralisirte — „was kann ich Stärkeres sagen, wenn ich mich nun wieder zur Stadt zurückbegebe, als daß die Strenge des Himmels und die Härte der Menschen so groß waren, daß man mit Sicherheit annimmt, vom März bis zum nächsten Juli seien, theils durch die Gewalt der Seuche, theils aus Mangel an Hilfe, innerhalb der Mauern von Florenz über hunderttausend Menschen dem Leben entrissen worden, während man vor diesem verheerenden Ereignisse der Stadt vielleicht kaum so viel Bewohner zugeschrieben haben würde.*) Ach, wie viele große Paläste, wie viele stattliche Häuser und wie viele vornehme Wohnungen, die ehedem voll glänzender Dienerschaft, voll edler Herren und Damen gewesen waren, standen jetzt bis auf den niedrigsten Stallknecht leer. Wie viele denkwürdige Geschlechter blieben ohne Stammhalter, wie viele bedeutende Hinterlassenschaften und wie viele reiche Besitzungen ohne Erben! Was für eine Menge von rüstigen Männern, holden Frauen und blühenden Jünglingen, welche, anderer zu geschweigen, selbst Galen, Hippokrates und Aeskulap für durchaus gesund gehalten hätten, aßen noch am Morgen mit ihren Verwandten, Spielgenossen und Freunden, um schon am nächsten Abend in jener Welt mit ihren Vorfahren zu speisen!"

Diese Beschreibung der Pest, die 1348 Florenz entvölkerte und später noch länger als ein Jahrzehnt den größten Theil des europäischen Festlandes, weder

*) Darin hätte man vermuthlich geirrt; denn Florenz war damals die volkreichste Stadt nicht nur Italien's, sondern ganz Europa's.

hoch noch niedrig verschonend, heimsuchte, ist in keiner Weise übertrieben, und sie zeichnet uns auch die Herkunft und die Symptone der Krankheit ziemlich genau. Das Folgende mag sie indeß ergänzen, da neuere und neueste Beobachtung unsere Kenntniß der Pest erheblich vermehrt hat.

Mit dem Ausdrucke Pest bezeichnet der Volksmund jede ansteckende Krankheit, die sich weit ausbreitet und rasch tödtet. In diesem Sinne wird das Wort auch von den alten Schriftstellern angewendet, in deren Werken solche Seuchen oft erwähnt, doch niemals recht deutlich, sodaß ihr Charakter vollkommen erkennbar wäre, beschrieben werden. Dahin gehören die Epidemieen, deren im Alten Testamente wiederholt gedacht wird, und die furchtbare Seuche in Athen, welche Thukydides uns geschildert hat. Die erste Weltseuche, die sicheren Nachrichten zufolge der im engeren Sinne jetzt Pest genannten Krankheit glich, ist die sogenannte Justinianische Pest, welche vom Jahre 542 n. Chr. an, vom Morgenlande kommend, ein halbes Jahrhundert hindurch Europa verheerte und ängstigte. Von dieser Zeit an erst scheinen die Geschichtsschreiber unter dem Worte Pest nur die Krankheit verstanden zu haben, die wir als Drüsen- oder Beulenpest oder auch als orientalische Pest bezeichnen, und die, wie wir annehmen müssen, gegenwärtig in Rußland ausgebrochen ist. Sie gehört in die Klasse der Fieberkrankheiten und hat einerseits Aehnlichkeit mit dem Typhus, während sie andererseits an den Milzbrand erinnert. Im Mittelalter waren Pestepidemieen, die aus dem Orient kamen, nicht selten. Der „schwarze Tod“, dieselbe Seuche, die Boccaccio uns soeben auf's anschaulichste beschrieben hat, und die in Frankreich und Deutschland Hunderttausende hinraffte, stieg bis nach Skandinavien hinauf und verbreitete sich im Jahre 1352 von da nach Pskow und Nowgorod und zuletzt über den größten Theil des heutigen russischen Reiches. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert waren Pestepidemieen im nördlichen Europa ziemlich häufig, und noch zu Anfang des achtzehnten wüthete die echte orientatalische Pest in dieser Gegend zuweilen mit großer Heftigkeit. Sie trat damals in Deutschland, Holland und Italien bald sporadisch, bald in weit ausgedehnten Epidemieen auf und war dann bald für längere, bald für kürzere Zeit verschwunden. In England schloß die schreckliche Pest, die London 1688 heimsuchte, im Westen die, welche 1720 in Marseille und in der Provence wüthete, die lange Reihe dieser Erscheinungen. Im östlichen Europa, namentlich in Rußland und Ungarn, trat die orientalische Pest noch kurz vor dem Schlusse jenes Jahrhunderts auf. Nachdem Astrachan im Jahre 1692 von ihr befallen worden und zwei volle Jahre von ihr gelitten, folgten 1770 und 1797 in Rußland wieder zwei große Epidemieen der Art, von denen die erstere, die vorzüglich Moskau und seine Umgebung verheerte, noch heute in der Erinnerung des Volkes lebt.

In unserem Jahrhundert waren nur noch der eigentliche Orient und Nordafrika der Schauplatz großer Pestepidemieen, und einzelne, bisweilen ziemlich häufige Fälle von Erkrankungen an der Seuche kamen 1827 bis 1829 auf den Inseln und Küsten des Mittelmeeres und in den untern Donauländern vor. In Aegypten wüthete die Pest zum letzten Male in der alten furchtbaren Weise 1835. Jetzt ist sie auch dort sowie in Syrien und Kleinasien seit länger als dreißig Jahren nicht mehr bemerkt worden. Schon war man geneigt, an das Erlöschen derselben auf der ganzen Erde zu glauben, als sie sich 1850 unvermuthet noch einmal im nördlichen Afrika und zwar unter der in schrecklichem Elend lebenden Nomadenbevölkerung in der Nähe der im Paschalik Tripolis gelegnen Stadt Bengasi zeigte, durch Verschleppung in die letztere sowie in andere benachbarte Orte gelangte und im nächsten Jahre verschwand. 1867 ferner trat sie in Mesopotamien und 1870 an der Nordgrenze Kurdistan's zwischen den persischen Städten Urnika und Maraga epidemisch auf. Weitere Pestausbrüche fanden 1871 in Nordpersien und 1873 in den untern Euphratgegenden statt, und der letzte, der im Jahre 1874 die Welt erschreckte, betraf abermals die Nachbarschaft von Bengasi.

Daß die Moräste von Unterägypten die Pest ausgehaucht, ist nicht erwiesen.*) Gewiß ist dagegen, daß sie wenigstens in der letzten Zeit ihres Auftretens in Mitteleuropa immer aus dem Morgenlande dahin gekommen ist. Sie wird einer gesunden Bevölkerung zunächst durch das Zureisen von Leuten aus den von ihr ergriffnen Gegenden mitgetheilt. Ist die Krankheit aber an einem Orte ausgebrochen, so scheint sich in der Luft ein Kontagium zu entwickeln, bei dem direkte Berührung mit Pestkranken oder Dingen, die von solchen gebraucht worden sind, zur Fortpflanzung der Seuche auf Gesunde nicht erforderlich ist. In den meisten Fällen bricht die Pest innerhalb sieben Tagen, bisweilen aber schon am zweiten, in vereinzelten Fällen auch erst am fünfzehnten Tage nach Aufnahme des Ansteckungsstoffs in den Körper aus. Ueber die Natur dieses Stoffs fehlt uns alle nähere Kenntniß, doch scheint er Aehnlichkeit mit dem sogenannten Leichengifte zu haben. Die in Armuth und Elend lebenden Volksschichten werden von der Pest am leichtesten ergriffen. Wie behauptet wird, bleiben diejenigen, welche viel mit Wasser zu thun haben, namentlich aber die Oelträger und Fettwarenhändler, gewöhnlich von ihr verschont.

Nach Verlauf der Inkubationszeit, d. h. derjenigen Zeit, in welcher das Pestgift im Körper nur schleichend wirkt, bricht die Seuche bald mit örtlichen Zufällen, Pestbeulen oder Karbunkeln, denen dann Fieber und allgemeine Erkrankung folgen, bald sofort mit letzterer, nämlich mit Ohrenbrausen, Schwindel

*) 1873 bewies Dr. Tolosan, daß die Pest eine sich selbst erzeugende Krankheit ist, die sich unter jedem Längen- und Breitengrade der Erdoberfläche erzeugen kann.

und wüthendem Kopfschmerz, Mattigkeit, Frost, beschleunigtem Athem und Pulsschlag, heißer Haut und bisweilen mit Durchfall und Erbrechen aus. Die Pestbeulen, angeschwollene und vereiternde Lymphdrüsen, erscheinen gewöhnlich in den Weichen, seltener im Nacken oder in den Achselgruben als runde Geschwülste mit oder ohne Röthung der darüberliegenden Haut, verursachen meist stechende Schmerzen und gehen zuletzt in der Regel in Verjauchung und Brand über. Der Pestkarbunkel entsteht aus kleinen flohstichähnlichen Flecken, die sich unter brennenden Schmerzen auf der Haut, besonders der Beine, bilden, zu großen blaurothen Stellen anwachsen, verhärten, ein Bläschen in der erhöhten Mitte zeigen und endlich in einen Brandschorf mit lebhaft entzündetem Hof übergehen, unter welchem Haut und Muskeln vereitern und zerstört werden. Nach dem Auftreten dieser örtlichen Pestmale steigert sich das Fieber zu heftigen typhusartigen Symptomen, die Kräfte des Kranken nehmen rasch ab, und derselbe stirbt an einem Schlagfluß, Gehirnaffektionen, Blutung oder Blutzersetzung. Genesung tritt selten ein. Die Dauer der Krankheit beträgt, wie es scheint, fünf bis sechs Tage, doch tödten manche dieser Epidemieen unter den Erscheinungen der intensivsten Blutvergiftung schon in den ersten vierundzwanzig Stunden. Einige Kranke stürzen dann hin, als ob sie der Schlag getroffen hätte, andere quälen sich tagelang, manche behalten bis zum letzten Augenblicke ihre volle Besinnung und laufen dann zuweilen wie rasend auf Straßen und Feldern umher. Manche wieder verfallen sehr bald in stumpfe Bewußtlosigkeit.

Die Vorbauungsmittel sind theils allgemeine, theils individuelle. Zu jenen gehören die von allen seefahrenden Völkern eingeführte Quarantäne und die Pestkordons an den Grenzen der Binnenländer. Der einzelne von der Pest in seiner Umgebung Bedrohte sichert sich am besten dadurch, daß er den Pestkranken und deren Wohnungen und Kleidern fernbleibt, unreinliche Orte und Menschen möglichst meidet und sich nach Kräften Gemüthsruhe bewahrt. Einreibung des Körpers mit Baumöl verdient als Schutzmittel versucht zu werden. Die Behandlung der Pestkranken endlich muß in der Hauptsache eine diätetische sein. Man sorgt für reine frische Luft, wendet gutes Wasser innerlich und äußerlich an und läßt den Patienten Limonaden und andere kühlende Getränke trinken. Massaria in Vicenza hat (1576) Aderlässe mit Erfolg angewandt. Auber empfiehlt Brechmittel und Phosphor, doch gebrauchte er in einigen Fällen auch Haschisch. Indeß sind die Resultate dieser Kuren fast immer kläglich gewesen; denn gewöhnlich entging kaum ein Zehntheil der Erkrankten dem Tode.

Vergleichen wir zum Schluß mit diesen meist auf Beobachtungen deutscher und französischer Aerzte in Aegypten beruhenden Meinungen der medizinischen Wissenschaft in Betreff der Pest mit dem ausführlichen Berichte des Dr. Depner,

welcher die in Wetljanka ausgebrochne Seuche als Oberarzt des Astrachan'schen Kosakenheeres zu untersuchen hatte, so schwinden wohl die letzten Zweifel an der Behauptung, daß diese Seuche die orientalische Pest oder doch eine ihr sehr nahe verwandte Krankheit ist.

Zuerst allerdings konnte dies nicht so scheinen. Zu Anfang des vorigen November stellte sich bei einigen Bewohnern der genannten Stanitza Fieber ein, und nach etwa einer Woche bildeten sich Anschwellungen der Lymphdrüsen in den Achselgruben. Hiervon benachrichtigt, traf Dr. Depner am 18. November in Wetljanka ein und fand 8 Kranke in folgendem Zustande vor: mäßiger Fieberzustand von remittirendem oder intermittirendem Typus, die Kranken munter und auf den Füßen, der Appetit gut, der Schlaf und alle Funktionen des Körpers normal, die Abszesse unter den Achseln sonderten, wenn sie sich öffneten, gutartigen Eiter ab, die Kranken genasen ohne Ausnahme nach 10 bis 12 Tagen. Aehnliche Erscheinungen hat der Berichterstatter im Mai 1877 in Karatschi-Buzor und in Astrachan beobachtet, und bei allen diesen waren Verlauf und Ausgang der Krankheit identisch.

Seit dem 27. November aber hatte sich in Wetljanka eine Seuche gezeigt, an welcher Viele erkrankten und Einzelne starben. Im Dezember traf unser Doktor zum zweiten Male dort ein und fand 23 Kranke mit folgenden Symptomen vor: fürchterlicher Schmerz in Stirn und Schläfen, desgleichen Schmerzen in den Gliedern, nicht lange anhaltendes mäßiges Frösteln, welchem brennende Hitze in Gesicht und Augen folgte, der Leib aufgedunsen, Leber und Milz angeschwollen, Puls 100 bis 120 in der Minute. Dieser Zustand währte zwei bis drei Tage, worauf in günstigen Fällen Transpiration und Abschwächung der geschilderten Symptome eintrat, bei den meisten Kranken aber erneuerten sich die Paroxysmen dann in schwerer Form, Delirium stellte sich ein, Schlaflosigkeit, Unruhe, Hitze bis zu 42 Grad, Trockenheit der Zunge, röthlicher Urin waren weitere Aeußerungen der Krankheit, und nach dem zweiten oder dritten Fieberanfall erfolgte der Tod unter krampfhaften Zuckungen in komatösem Zustande bei sehr schneller Abnahme der Kräfte. Die Verstorbenen erstarrten bald, und nach etwa zwölf Stunden zeigten sich die Leichenflecke. Vom 27. November bis zum 9. Dezember starben von den Kranken 43 Prozent und nur 17 genasen.

Vom 9. Dezember an verschlimmerte sich der Charakter der Krankheit: bei im Allgemeinen günstig erscheinendem Zustande der Patienten trat plötzlich sehr starkes Herzklopfen ein, der Puls war unbestimmbar, Uebelkeit und Schwindel, Brustbeklemmungen und Erbrechen dünnen, nicht gerinnenden Blutes folgten, das Gesicht zeigte sich bleich, der Ausdruck desselben war apathisch, die Pupillen der glanzlosen, tiefeingesunkenen Augen erweiterten sich. Nach diesem Anfall verfiel der Kranke auf mehrere Stunden in die äußerste Ermattung, und dann

folgten Hitze, Lethargie und leichtes Delirium. Mit dem 10. Dezember aber kamen zu allen diesen Erscheinungen in einzelnen Fällen Flecken am Körper von der Größe eines Hirsekornes bis zu der eines Zehnkopekenstückes. Die Kranken gaben einen eigenthümlichen honigartigen Geruch von sich, und der Tod erfolgte im Zustande bewußtlosen Betäubtseins unter rascher Abnahme der Kräfte. Die Leichen erstarrten nicht und gingen nach zwei bis drei Stunden in Verwesung über. Vom 9. Dezember an nahm der Prozentsatz der Sterblichkeit stetig zu, so daß er am 14. Dezember 100 erreichte.

Am 18. November und in den nächsten Tagen, wo die Krankheit sich gutartig angelassen, hatte der Berichterstatter innerlich Chinin in großen Dosen und Chlorwasser angewendet, bei den noch nicht aufgegangenen Drüsenabszessen hatte er Merkurialsalbe, bei den offenen Karbolumschläge gebraucht, und dieses Heilverfahren hatte gute Resultate ergeben. Jetzt sperrte man die Kranken von den Gesunden ab und versuchte es bei der Heilung der ersteren mit allen Mitteln gegen Fieberkrankheiten, mit Chinin, Salicylsäure, Salzsäure, Kälte u. a. Aber nichts half, fast alle Erkrankten starben, und die Ansteckung erreichte den höchsten Grad. Das gesammte am Orte anwesende medizinische Personal, das sich mit den Kranken abgegeben hatte, der Arzt Koch und sechs Feldscheerer, wurden ein Opfer der Epidemie. Der Priester der Stanitza starb, die Kosaken starben, welche die Kranken gepflegt und die Todten fortgeschafft hatten, fast alle, die irgendwie mit den von der Seuche Ergriffenen in Berührung gekommen waren, erkrankten und waren nach wenigen Tagen Leichen, obwohl sie mit desinfizirenden Schutzmitteln versehen gewesen waren. Das einzige Mittel zur Unterdrückung der gräßlichen Epidemie war Absperrung des Dorfes und seiner Umgebung und strenge Quarantäne, und demgemäß wurden am 12. Dezember vom Hetman der Kosaken Maßregeln getroffen.

Nach den Aussagen der Feldscheerer tauchte die schwerere Krankheit, die am 27. November ihren Anfang nahm, plötzlich nach der vorhergegangenen leichteren auf, als die an letzterer Erkrankten sämmtlich genesen waren. Dr. Depner aber ist der Ansicht, daß zwischen beiden Krankheiten ein enger Zusammenhang besteht. „Auf diesen Zusammenhang weist“ — so sagt er — „das Auftreten von Geschwulst und Entzündung der Lymphdrüsen mit Uebergang in Abszesse hin, welche anfangs nicht von typhischem Fieber begleitet waren, und dann das Ausbrechen der Seuche erst nach neun Tagen mit offen hervortretenden außergewöhnlichen Symptomen in akuterer Form, welche vor meinen Augen zu einer so furchtbaren Bösartigkeit ausarteten, daß beinahe alle Erkrankten in Zeit von zwölf Stunden bis drei Tagen starben. Die von mir beobachteten Symptome dieser entsetzlichen Seuche geben mir das Recht, sie entweder für einen sehr bösartigen Typhus oder für eine eigengeartete Menschenpest (pestis indica, Hirsch) oder für eine neue, zwischen Typhus und Pest zu stellende Krankheit zu halten.“

Durch die Tagesblätter werden die Leser bereits unterrichtet sein, daß das Reichsgesundheitsamt in voriger Woche schon Maßregeln zur Abwendung der Gefahr von den deutschen Grenzen in's Auge gefaßt und sich zu diesem Zwecke mit den betreffenden österreichischen Behörden in Verbindung gesetzt hat. Man hat Entsendung von Aerzten nach den infizirten Orten, ein Einfuhrverbot in Betreff gewisser russischer Waaren und zwanzigtägige Quarantäne beschlossen, und das wird hoffentlich genügen, uns zu schützen. D. Barak.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Ueber einige Mängel an unseren Parlamenten.

I.

Vor ungefähr einem Jahre, als auch das Verhältniß der Nationalliberalen zum Reichskanzler sich unfreundlich gestaltet hatte, brachte ein südwestdeutsches Blatt einen Artikel, in welchem „ein nationalliberaler Parteigenosse" für den Fürsten Bismarck Partei ergriff, und den wir uns als eine merkwürdig unverblümte Aeußerung der Stimmung, die damals weite Kreise beherrschte, aufhoben.

Es hieß da ungefähr, unser Volk sei erfüllt von den außerordentlichen Verdiensten des Fürsten, es wisse, daß wir ohne ihn vielleicht in Jahrhunderten nicht zu der Einheit, Macht und Größe gekommen wären, deren wir uns jetzt erfreuten. Anders der Reichstag, in welchem wir statt entgegenkommendem Vertrauen zu dem überlegenen Urtheile des Kanzlers einer „sich breitmachenden nörgelnden Advokaten- und Professorenweisheit" begegneten.

„Wir achten," so fuhr der Verfasser fort, „den Stand der Professoren und Advokaten; aber daß der Lehrende, auf dessen Wort der Schüler schwören muß, leicht den Unfehlbarkeitsdünkel annimmt, und daß die Rechtsanwaltschaft, die immer eine Partei einseitig zu vertreten hat, zur Rechthaberei und Besserwisserei werden kann, lehrt die Erfahrung. Das sind nun leider die Typen unserer parlamentarischen Beredtsamkeit, die, statt unsere Geschäfte vernünftig zu führen, aus den kleinlichsten Streitigkeiten mit dem Reichskanzler nicht herauskommen. Dabei vergessen viele Parlamentsherren, denen weise Selbstbeschränkung und nüchternes Erfassen der Sachlage meist abgeht, daß es außer ihnen noch andere Mächte gibt, die ein Wort im Staate mitreden. Sie meinen nach ihren Aeußerungen, sie trügen wie ein Atlas den Erdball auf ihren Schultern, bis sie durch das oder jenes kleine Vorkommniß daran erinnert werden, daß ihre mit Pathos und Selbstgefühl vorgetragene Meinung den Thatsachen nicht entspricht. Man hat von der französischen Akademie gesagt: ‚Wenn man zu viel geistreiche Leute an einem Orte versammelt, so werden

ihre Köpfe eng und beschränkt', und man hat über die französische Kammer von 1848 bemerkt: ‚Wenn eine derartige Versammlung eine Zeit lang beisammen ist, so verliert sie jeden Blick und jedes Urtheil in Betreff der Außenwelt.' Diesen Weg wandelt man jetzt in unserem Reichstage. Idealisten und alte Junggesellen, die des lebendigen Verkehrs mit dem Volke entbehren, haben in einzelnen Parteien einen geradezu schädlichen Einfluß erlangt; die Entscheidung über die für die Volkswohlfahrt wichtigsten Gegenstände ist dadurch in die Hände professionsmäßiger Politikmacher, Intriganten und Koteriehelden gelegt ... Die meisten Reden in unserem Reichstage hören sich nachgerade an wie eine zweite vermehrte Auflage der Frankfurter Nationalversammlung: viel Worte, wenig Sinn, fast immer dieselben rhetorischen Klopffechter, die über alle Gegenstände nach fertigen Theorieen und Schablonen reden und das letzte Wort behalten."

Der Verfasser konnte seinen Unmuth milder und höflicher ausdrücken. Er hat in seinem Tadel bisweilen auch inhaltlich ein wenig zuviel gethan. Er mußte ihn deutlicher, als geschehen, auf gewisse Parteien, auf gewisse Flügel von solchen und auf gewisse Persönlichkeiten beschränken, die freilich unbequem genug sind. Aber die Beobachtung und Empfindung, die seinen Bemerkungen zu Grunde liegt, ist im Ganzen nicht wohl als unrichtig zu bezeichnen, und daß Viele im Volke seine Ansicht theilten und sehr wahrscheinlich noch theilen, haben die letzten Wahlen auch hinsichtlich der nationalliberalen Partei gezeigt.

Es ist richtig, daß sich in den Debatten des Reichstags wie in denen des preußischen Abgeordnetenhauses häufig ein Unfehlbarkeitsbewußtsein ausspricht, dessen Berechtigung außerhalb dieser Körperschaften in weiten Kreisen nicht anerkannt wird, und das auf Manche sogar komisch wirkt. Häufiger noch tritt in der That bei den Versuchen der Regierung, sich mit diesen Parlamenten über gewisse Nothwendigkeiten zu verständigen, ein Wesen hervor, das den Betreffenden als Ueberzeugungstreue erscheinen mag, von Anderen aber als Rechthaberei empfunden wird. Kleinliche Streitigkeiten nehmen mehr Zeit als billig in Anspruch. Oft wird bei Verhandlungen mit dem Kanzler außer Acht gelassen, daß es außer dem letzteren und der ihm näher stehenden von den liberalen Parteien noch eine andere Macht gibt, welche Ja zu sagen hat, wenn das in Aussicht genommene Abkommen perfekt werden soll, und welche gewisse Forderungen niemals bewilligen würde. Daß manche von den Reichstagsmitgliedern, deren Redefertigkeit ihnen eine Führerrolle gewonnen hat, in Theorieen befangen und dem Leben abgewandt sind, sodaß sie in der Regel die thatsächliche Lage als sich günstiger, als sie in Wahrheit ist, ansehen und die wahren Bedürfnisse des Volkes nicht erkennen, ist ebensowenig zu leugnen, als daß bei ihnen das Gefühl ihrer „Würde" (ein sehr beliebtes und viel häufiger als nöthig zu hörendes

Wort) oft intensiver und ausgedehnter zu sein scheint als das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit vor ihren Wählern und vor der Geschichte.

Endlich sind auch die Klagen des Verfassers unseres Artikels, die sich auf das handwerksmäßige Politikmachen, auf das Gefallen an rhetorischen Klopffechterproduktionen, das freilich von Presse und Publikum getheilt wird, und auf das leidige Koteriewesen unserer Parlamente beziehen, bekanntermaßen nichts weniger als unbegründet.

Alle Welt in Deutschland, soweit sie natürlich empfindet, nimmt Anstoß an dem parlamentarischen Cliquenthum, das gewissermaßen eine Fortsetzung des Treibens der Korps und Burschenschaften ist, und das, wie d. Bl. bei der Besprechung des jüngsten Gneist'schen Buches neulich bemerkten, bei den Einzelnen keinen selbständigen Geist aufkommen läßt, Ueberlieferungen der Partei als für alle Fälle bindenden Komment festhält, die neuen Mitglieder den schon länger zur Gesellschaft gehörigen unterwirft wie Füchse den alten Häusern und durch geheime Abmachungen die Fraktionsgenossen schon verpflichtet und bindet, bevor die Regierung noch Gelegenheit gefunden hat, die Gründe, die sie zu ihren Vorlagen bestimmen, und die Ziele, die sie damit verfolgt, anzugeben.

Auch die Paukantenkünste, zu denen die Einrichtung der „persönlichen Bemerkungen" Gelegenheit bietet, und die sehr wenig zu der Würde — wir meinen diesmal die wahre Würde — des Hauses stimmen, erscheinen nur als ein Nachklang studentischen Treibens. Oft wird man dabei im übeln Sinne persönlich, zuweilen boshaft und hämisch, mitunter grob, sackgrob. Man sagt dem Gegner, ganz vergessend, daß er auch Kollege ist, spitze Redensarten, die wie Hiebe auf der Mensur erwiedert werden, man spricht nur, um seine Schlagfertigkeit zu zeigen, seinen Witz recht scharf leuchten und einschlagen zu lassen und womöglich das Vergnügen zu genießen, seinen Widerpart „abgeführt" zu haben. Die Sache, um die es sich bei der vorhergehenden Debatte handelte, kommt wenig oder gar nicht in Betracht.

Vollzögen sich solche Wortkämpfe in harmloser guter Laune, in anmuthigem Stile, in feinen Wendungen, so möchte gegen sie, obwohl sie meist mehr oder minder aus Eitelkeit entspringen, nicht viel einzuwenden sein; man könnte sie manchmal als eine Art Erholung von meilenlangen dürren und leeren juristischen Wortklaubereien und Silbenstechereien betrachten, zu welchen die Verhandlungen nicht selten ausarten. Was aber soll man denken und sagen, wenn ein Abgeordneter dem anderen zuruft, wenn dieser seine Darstellung „noch nicht kapirt" habe, so „bedauere er dessen geringes Maß an Urtheil"? Warum nicht gleich lieber „einen dummen Jungen aufbrummen"? Es wäre so ziemlich ein Aufwaschen. Und kann irgend jemand es dem in solcher Weise Angefahrenen verdenken, wenn er dem parlamentarischen Unhold erwiederte, er könne

ihn nicht beleidigen? Wir sagen: das ist schlechter Ton, das sind Manieren, die vielleicht in das Repräsentantenhaus zu Washington oder in den dortigen Senat oder sonst wohin gehören, aber nicht in unsere Parlamente, welche sich umsomehr vor ihnen hüten und das Unwesen, wo es eingerissen ist, mit den strengsten Mitteln und Maßregeln aus ihrer Mitte verbannen sollten, als sie berufen sind, anderen Instituten des öffentlichen Lebens, der Presse, den Stadtverordneten, den Volksversammlungen als ein Vorbild guter Sitte, urbanen Verhaltens und humaner Rücksicht auf die Gefühle Anderer voranzuleuchten, und als sie mit den in ihnen herrschenden Begriffen von Anstand wirklich bereits einen bestimmenden Einfluß auf die genannten Institute ausüben.

Noch Eins aber zu diesem Kapitel. Nicht blos bei den persönlichen Bemerkungen sollte man mehr daran denken, die Würde der gesetzgebenden Versammlungen zu wahren, sondern auch die Ehre außerhalb der letzteren stehender Personen sollte nicht ungestraft von unseren Herren Legislatoren verletzt werden dürfen. Daß dies wiederholt geschehen, ist bekannt. Erst vor kurzem hatte man davon in den Ausfällen eines Mitglieds der klerikalen Partei im Abgeordnetenhause eine beklagenswerthe Probe zu verzeichnen, neben welcher der vom Reichskanzler dem Bundesrathe vorgelegte Gesetzentwurf in Betreff der Strafgewalt des Reichstages über seine Mitglieder begründeter erscheint als die Entrüstung, die sich darüber in einem großen Theile der Presse kundgab. Auf alle Fälle sollte dieser Gesetzentwurf Gelegenheit und Antrieb zu einer Revision der Geschäftsordnungen unserer Parlamente geben, die schon seit Jahren zu wiederholten Malen in parlamentarischen Kreisen und noch mehr vielleicht außerhalb derselben als Bedürfniß empfunden worden ist.

Es ist gewiß ganz richtig, wenn v. Bennigsen neulich behauptete, daß der Präsident weder berechtigt noch verpflichtet sei, Beleidigungen zu ahnden, die dritten, weder dem Hause noch der Regierung angehörigen Personen durch Mitglieder des ersteren von der Tribüne herab zugefügt und dann in den Zeitungen wiederholt und über das ganze Land hingetragen werden. Aber besteht das vor der Gerechtigkeit? Sollen die, welche unsere Gesetze machen, und die deshalb doch wohl die Ersten und Gewissenhaftesten in deren Befolgung sein sollten, mit dem Privilegium begnadigt bleiben, sie nach Belieben als nicht vorhanden betrachten zu dürfen? Soll der von der Rednerbühne Verletzte, wenn er sich den Schutz der Gesetze entzogen sieht, wenn er seinen Namen in hunderttausend Zeitungsberichten verunreinigt findet, etwa Hilfe bei der Presse suchen und dem Beleidiger hier seine Schuld heimzahlen? Soll er anderweite Mittel ergreifen, um sich Genugthuung zu verschaffen? Oder soll er etwa ähnlich wie der oben angedeutete Abgeordnete sagen: Der Herr X. im Reichstage oder Landtage kann mich nicht beleidigen, weil — je nun, weil

ich ihn gesetzlich nicht zur Rechenschaft ziehen kann, weil auf ihn der Grundsatz der Gleichheit Aller vor dem Gesetze keine Anwendung findet, weil er ein Eximirter ist? Wie, wenn er für gut fände, diesen Grund zu verschweigen? Wo bleibt in allen diesen Fällen die Würde der parlamentarischen Versammlungen, und werden wir, wenn sich Fälle, wie der vorhin erwähnte, wiederholen, nicht schließlich dahin kommen, dem Ausdruck „parlamentarisch", der bisher etwa mit feinfühlig, rücksichtsvoll oder schonend zusammenfiel, eine Bedeutung beizulegen, die das Gegentheil dieser Eigenschaften eines Gentleman einschließt?

Aber die Sache hat ihre großen Schwierigkeiten, wirft man uns ein. Die Volksvertretung hat das verfassungsmäßige Recht, zu reden, was ihr beliebt, die Verhandlungen sind öffentlich, und die Presse kann dieselben straflos verbreiten, wenn sie dieselben nur getreu der Wahrheit wiedergibt. Daran läßt sich auf dem Wege einer Umgestaltung der Geschäftsordnung nichts ändern. Keine Geschäftsordnung kann in jene verfassungsmäßigen Bürgschaften eingreifen. Diejenige des Reichstags, sowie die des preußischen Abgeordnetenhauses, bietet als einziges Gegenmittel gegen Ausschreitungen zuerst Ordnungsruf, dann Entziehung des Wortes in Bezug auf den vorliegenden Gegenstand, und über die letztere Maßregel hat der Präsident, ehe er sie verhängt, das Haus zu befragen, wogegen die Befugniß zur ersteren seinem eigenen Ermessen anheimgegeben ist. Hier wäre vielleicht damit zu helfen, daß man dem Präsidenten das Recht beilegte, bei besonders schweren Fällen sofort beim ersten Ordnungsrufe und ohne erst die Versammlung um ihre Zustimmung zu befragen, dem Mitgliede, das sich Beleidigungen von Kollegen oder von Personen außerhalb des Hauses oder sonstige Rede-Exzesse, die bei Anderen strafrechtlich geahndet werden könnten, zu Schulden kommen läßt, das Wort zu entziehen.

Wir meinen, daß damit Manches verhütet werden könnte. Aber genügen würde das nicht. Die Beleidigung, das außerhalb der Versammlung strafwürdige Wort wäre heraus und machte seinen Weg ungehindert und straflos durch die Zeitungspresse und in die Welt. Es könnte bei der Erörterung eines anderen Gegenstandes und wieder eines anderen wiederholt werden und von neuem die Reise durch die Zeitungen, die gegenwärtig ja allesammt Berichte über Parlamentsverhandlungen zu bringen pflegen, und die sich „Pikantes" und „Sensationelles" niemals entgehen lassen, ungehindert antreten und so seine Wirkung verdoppeln und verdreifachen. Wenn man also innerhalb der Geschäftsordnung keinen anderen Weg zu finden weiß, einem offenbaren Uebelstande abzuhelfen, so wird man den Weg des Gesetzes betreten müssen, und hier bietet der Entwurf des Reichskanzlers unseres Erachtens Vorschläge, über die man sehr wohl zu einer Verständigung gelangen könnte. Weiß man einen anderen Ausweg, der zum Ziele führt, so wird der Fürst, wie wir ihn zu kennen

glauben, nicht viel dagegen haben. Die Form ist nicht wesentlich, ja sie kann gleichgiltig erscheinen, wenn nur die Sache erreicht wird. Die Genossenschaftsgerichte, welche die Würde einer Korporation erhalten und erhöhen, die Ehrengerichte unserer Offiziere, ähnliche Einrichtungen bei den früheren Zünften — alles das kann hier Anhaltspunkte und Fingerzeige geben.

Zum Schlusse sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß unsere Geschäftsordnungen sämmtlich nach französischen und belgischen Vorbildern eingerichtet sind. In der Zeit, wo sie entstanden (seit 1848), wußte man von der englischen mit ihrem Sergeant at Arms, ihrem Karzer, ihrer hohen Karzergebühr u. a. d. noch nichts. Die Engländer aber finden das nicht despektirlich. Nach altem Herkommen und Gesetz darf ein Parlamentsmitglied für das von ihm als solchem Gesagte nicht außerhalb des Parlaments zur Rechenschaft gezogen werden, aber es ist dem Hause, dem es angehört, dafür verantwortlich, dieses übt die Strafgewalt.*) In vielen Fällen wurden früher Parlamentsmitglieder wegen beleidigender Ausdrücke, deren sie sich im Hause bedient hatten, zur Rechenschaft gezogen und gestraft, einige durch Verweise, andere durch Einsperrung, wieder andere (im Unterhause) durch Ausstoßung. In neuerer Zeit war man bei Beurtheilung von Ausschreitungen in Rede und Gegenrede weniger streng. Mitglieder, die den Anstand verletzten, wurden zur Ordnung gerufen und gaben in der Regel durch Erklärung oder Entschuldigung dem Hause Genugthuung. Hütet der Abgeordnete sich vor Verstößen gegen die dem letzteren schuldige Ehrerbietung, so darf er in der Diskussion sagen, was ihm beliebt, mag es selbst den Ruf von Individuen beflecken. Aber dies beruht auf der Fiktion, daß die Debatten, die eigentlich nicht öffentlich sein und nicht veröffentlicht werden sollen, wirklich geheim sind und bleiben. May sagt hierüber: „Aeußerungen im Parlament werden — so fingirt man — nirgendwo anders bekannt; sie können nur durch Privilegienbruch verbreitet werden. Veröffentlicht ein Parlamentsmitglied seine Rede, so wird der Druck als eine mit den Verhandlungen des Parlaments in keinem Zusammenhange stehende Veröffentlichung angesehen.“ Diese Auslegung kann keinem der Häuser als eine irrthümliche oder auf Täuschung berechnete vorgehalten werden, da nach ihren eigenen Gesetzen die Veröffentlichung der Debatten unzulässig ist. „Unmöglich aber kann ein Privilegium einer Handlung zu gute kommen, welche selbst als Verstoß, als Privilegienbruch gilt.“ Diese Auffassung kam in zwei bemerkenswerthen Fällen zur Geltung, und zwar einmal im Oberhause und das zweite Mal im Hause der Gemeinen.

---

*) Vgl. May, das englische Parlament und sein Verfahren. Deutsch von Oppenheim. S. 104 ff.

„Gegen Lord Abingdon wurde 1795 auf Grund einer Schmähschrift ein Strafverfahren eingeleitet. Er hatte in einer im Oberhause gehaltenen Rede seinem Anwalt den Vorwurf unsauberen Benehmens gemacht und diese Rede in verschiedenen Zeitungen abdrucken lassen. Der Lord vertheidigte sich vor dem Gerichtshofe von Kings Bench und behauptete, was er nach Parlamentsrecht zu sprechen befugt sei, müsse er auch drucken zu lassen berechtigt sein. Lord Kenyon aber erwiederte: „Unstreitig hat ein Parlamentsmitglied das Recht, seine Rede zu veröffentlichen; das darf aber nicht ein Werkzeug abgeben, andere Personen zu verunglimpfen, und ist das der Fall, so liegt eine Beleidigung vor." Der Gerichtshof verurtheilte darauf die Lordschaft zu drei Monaten Gefängniß, hundert Pfund Geldbuße und Bürgschaft für weiteres Wohlverhalten.

Der zweite und wichtigere Fall ereignete sich 1813. Das Unterhausmitglied Creevey griff einen anderen Abgeordneten an, und in einigen Zeitungen erschienen ungenaue Berichte über seine Rede. Mr. Creevey schickte dem Redakteur des „Liverpool Paper" richtigere Mittheilungen mit dem Ersuchen, dieselben durch seine Zeitung zu veröffentlichen. Nachdem eine Untersuchung wider ihn eingeleitet worden war, erklärten die Geschworenen den Angeklagten für schuldig der Beleidigung durch eine Schmähschrift. Der Gerichtshof von Kings Bench lehnte den Antrag auf abermalige Verhandlung der Sache ab, und Lord Ellenborough ließ sich dabei folgendermaßen vernehmen: „Ein Abgeordneter hat das gesagt, was er für wesentlich hielt, und was er als Abgeordneter des Hauses auszusprechen befugt war. Insoweit schützt ihn sein Privileg. Dabei ist der Angeklagte aber nicht stehen geblieben. Ohne Ermächtigung des Hauses hat er für gut befunden, einen Bericht über seine Rede zu veröffentlichen, den er eine Berichtigung zu nennen beliebt. Diese Veröffentlichung aber enthält Beleidigungen einer Person." Creevey wurde darauf zu einer Geldstrafe von hundert Pfund verurtheilt. Er beschwerte sich bei dem Unterhause über dieses Verfahren in Kings Bench, das Haus aber erkannte die von ihm geltend gemachte Ansicht, daß darin eine Privilegiumsverletzung liege, nicht an, und so verblieb es bei der Strafe.

Auf die Gepflogenheiten des englischen Parlaments werden sich die Gegner der Gedanken, welche dem Gesetzentwurfe des Reichskanzlers zu Grunde liegen, also nicht berufen können.

♣

Die Erdkunde von Élisée Reclus.

I.

Es gab eine Zeit, wo es beliebt war, uns Deutsche nicht nur ein „Volk von Philosophen" zu nennen, sondern eine ähnliche Ehre auch unserm geographischen Wissen anzuthun und so auf zwei Gebieten, die doch nicht eben viel mit einander gemein haben, uns eine bevorzugte Stellung vor den übrigen Nationen Europa's anzuweisen. Und gewiß, an Deutschland's geographischem Himmel schimmern drei Sterne erster Größe, die ihren Glanz über alle die Länder verbreiten, in denen das Interesse an den Fortschritten dieses vieläſtigen Wissensgebietes wach ist. Aber weil wir auf den Besitz eines Alexander von Humboldt, eines Carl Ritter, eines Oscar Peschel stolz sein dürfen, verdient wirklich schon deshalb das ganze Volk eine so auszeichnende Benennung? Müßte nicht, wenn wir eines solchen Namens würdig sein wollten, in allen Schichten oder doch wenigstens in denen, die sich gebildet nennen, eine gewisse Vertrautheit mit den geographischen Thatsachen angetroffen werden können? Freilich würde dies voraussetzen, daß diesem Fache im Unterricht keine so untergeordnete Stellung im Verhältniß zu den übrigen Fächern gegeben sei. Leider entsprechen aber die thatsächlichen Zustände dieser Voraussetzung nicht, sondern es ist ebenso betrübend als wahr, daß besonders die höheren Schulen die Geographie höchst nebensächlich behandeln, und daß man bei den ehemaligen Schülern gerade dieser Anstalten in der Regel einer nahezu beschämenden Unbekanntschaft mit wichtigen in die Erdkunde gehörigen Fragen begegnet.

Jene drei großen Namen glänzen in unerreichter, einsamer Höhe, und die ihnen gezollte Verehrung beruht in Wahrheit mehr auf Tradition als auf wirklicher Kenntniß ihrer Leistungen. An regem Interesse für die so vielfältigen Darbietungen der Erdkunde scheint es in vielen Kreisen unserer Bevölkerung nicht zu fehlen, denn wenn der Produktion nicht die Nachfrage entspräche, wie könnten die zahlreichen Zeitschriften geographischen Inhalts bestehen, wie könnte alljährlich eine so reiche Literatur an Gesammtwerken und Spezialschriften erscheinen, wie könnten die fast in allen größeren Städten Deutschland's existirenden Vereine für Erdkunde, die gerade in neuester Zeit sich wieder vermehrt haben, von Jahr zu Jahr an Mitgliederzahl zunehmen? Diese Thatsachen darf man gewiß als einen Beweis dafür annehmen, daß die hier diskutirten Fragen nicht nur anziehender Natur sind, sondern daß auch ein besonderes Bildungselement sich in ihnen birgt, das mit dem öffentlichen Leben und dem Wohl und Wehe jedes Einzelnen in mannichfacher Verbindung steht.

Wie aber schon von anderer Seite öfter hervorgehoben worden ist: ein

hauptsächlicher Grund unserer mangelhaften geographischen Gesammtbildung liegt darin, daß ehemals besetzte Lehrstühle für Geographie an den Universitäten verwaist geblieben sind, und daß an vielen deutschen Universitäten das ganze Fach entweder nur ungenügend oder gar nicht vertreten ist. Als die nächste Folge dieser Thatsache zeigt sich die betrübende Erscheinung, daß unsere Universitätsbibliotheken in allem, was Geographie heißt, erschreckende Lücken aufweisen, und daß somit selbst denen, die aus eigenem Antriebe diesem Aschenbrödel unter den Wissenschaften ihre Zuneigung geschenkt haben, die nöthigen literarischen Hilfsmittel nicht in derjenigen Ausgiebigkeit zu Gebote stehen, die zur gedeihlichen Fortführung ihrer Studien nothwendig und in andern wissenschaftlichen Fächern längst erreicht ist. Wird unter solchen Umständen eine auch nur von ferne fachmännisch aussehende Bildung unmöglich gemacht, so fehlt es nun natürlich auch an Lehrern, die den Stoff beherrschen, mit der Methodik hinreichend vertraut sind und den Gegenstand mit der nöthigen Theilnahme verfolgen, so daß man sich an entscheidender Stelle oft in der größten Verlegenheit befindet, wem eigentlich die geographischen Lehrstunden, die doch nun einmal der höheren Orts festgestellte Lehrplan vorschreibt, übertragen werden sollen. Was Wunder, daß sie oft genug solchen in die Hände fallen, die weder Beruf noch Neigung dazu haben, auf's Gerathewohl losarbeiten und so bald als möglich die ihnen aufgebürdete Last wieder abzuschütteln suchen? Dies Verhältniß wirkt aber namentlich deshalb besonders schädlich, weil, während sich in den anderen Unterrichtsfächern ein fester methodischer Typus ausgebildet hat, hier die Ansichten der wenigen Urtheilsfähigen noch weit aus einander gehen, der Nichteingeweihte aber bei der Fülle des Stoffes geradezu vor einem Labyrinthe steht.

Wem die Schuld an diesen beklagenswerthen Zuständen zufällt, dies zu untersuchen und auszusprechen, wollen wir hier ebensowenig unternehmen, wie die Konsequenzen aufzuzeigen, die für die Schule wie für das ganze Volk daraus entstehen müssen. Wir wollen das Bild nicht weiter ausmalen; die wenigen Striche werden genügen, um dem unbefangenen Leser Material an die Hand zu geben, damit er beurtheilen kann, wie weit wir in der That davon entfernt sind, ein „Volk von Geographen“ zu sein, und wie wenig moralisch dazu berechtigt, uns über Mangel an geographischen Kenntnissen bei anderen Nationen lustig zu machen, wie es bekanntermaßen von der Tagespresse namentlich den Franzosen gegenüber mit besonderem Behagen zu geschehen pflegt.

Wer die Entwickelung unserer und der französischen geographischen Literatur seit dem gewaltigen Konflikt von 1870—71 nur ein wenig verfolgt hat, der kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß es sich unsere Nachbarn haben angelegen sein lassen, auf dem Gebiete der Schulgeographie, wie auf dem der wissenschaftlichen geographischen Literatur tüchtig vorwärts zu kommen, das

Interesse an den so wichtigen und nützlichen Fragen in die Gesammtheit des Volkes zu tragen, ein Dienst, den in den modernen Verhältnissen ja keine Einrichtung besser versehen kann als die Schule.

Das Werk, welches uns zu den vorstehenden Bemerkungen veranlaßt, und mit dem wir uns im Folgenden eingehender beschäftigen wollen, ist die „Neue allgemeine Erdkunde“ von Elisée Reclus.*) Dieser hervorragende französische Geograph, der vor unserm Geographen-Dreigestirn nicht nur die größte Verehrung hegt, sondern auch, wie aus seinen Arbeiten hervorgeht, ihre Werke auf's eingehendste und mit vollem Verständniß studirt hat, veröffentlichte schon vor einigen Jahren unter dem Titel „La Terre“ ein Buch, das sich die Darlegung und Erklärung der physikalischen Verhältnisse der Erde zur Aufgabe machte, und das seiner Zeit auch in einer deutschen Umarbeitung**) erschienen ist. Nach der Vollendung desselben arbeitete Reclus den Plan zu dem in wahrhaft großartigem Stile angelegten neuen Werke aus, das uns hier beschäftigen soll. Diese neue „Erdkunde“ enthält nicht blos eine je nach der relativen Wichtigkeit des Terrains mehr oder minder eingehende Schilderung der natürlichen Verhältnisse und geschichtlichen Entwickelungen der Länder nach den mannichfaltigsten Gesichtspunkten, sondern auch eine große Anzahl auf's sauberste hergestellter Holzschnitte und außerdem vielfache kartographische Leistungen. Die letzteren zerfallen in größere, in Farben ausgeführte Karten und in zahlreiche kleinere, in den Text eingedruckte Skizzen und Kärtchen. Von dem ganzen Werke, das seit 1876 in Lieferungen erscheint, liegen bisher die ersten drei Bände vollendet vor. Während der erste Band unter dem Gesammttitel „Südeuropa“ die Länder Griechenland, Türkei, Rumänien, Serbien, Italien, Spanien und Portugal behandelt, der zweite lediglich Frankreich gewidmet ist, erregt der Inhalt des dritten Bandes, der gegen Ende vorigen Jahres seinen Abschluß erreichte, unsere besondere Aufmerksamkeit, denn er enthält außer der Geographie der Schweiz und Oesterreich-Ungarn's auch die des deutschen Reiches; sie nimmt die größere Hälfte des 945 Großoktavseiten zählenden Bandes ein.

Wie Reclus als Franzose nach den Vorgängen des letzten Jahrzehnts das deutsche Reich behandeln würde, welche Urtheile er über unsere Leistungen auf allen geistigen Gebieten fällen und welche Stellung er unserer wirthschaftlichen Entwickelung unter den europäischen Nationen, besonders bei dem so naheliegenden Vergleich mit Frankreich anweisen würde, darauf durfte man mit Recht gespannt sein. Und wenn wir uns auch heute zunächst mit der Einrichtung des ganzen

---

*) Nouvelle géographie universelle, la terre et les hommes par Élisée Reclus. Paris, librairie Hachette. Tome I—III. 1876—1878.

*) „Die Erde“ von Otto Ule. Leipzig, Frohberg, 1875.

Werkes beschäftigen wollen, um erst in einem zweiten Artikel speziell seine Behandlung des deutschen Reiches näher zu prüfen, so wollen wir doch schon hier hervorheben, daß nirgends eine Gereiztheit, nirgends eine aus Parteistellung hervorgehende Ungerechtigkeit und beabsichtigte Verkennung in seinem Werke zu Tage tritt. Reclus hat die schon früher erregten Sympathieen durch diese neue großartige Leistung nur befestigt.

Was zunächst die äußere Form angeht, in der die drei fertigen Bände vor uns treten, so ist diese schlechthin tadellos, imponirend, neiderweckend. Wir können unsere ganze geographische Literatur, die gleiche Zwecke verfolgt wie Reclus, durchmustern; beschämt müssen wir eingestehen: nichts kann ihm als ebenbürtig an die Seite gestellt werden. Wie ist dieses Buch allein schon typographisch ausgestattet! Ein Papier, so kräftig, daß man beim Umblättern immer prüfend fühlt, ob man auch nicht zwei oder mehr Blätter umgewendet habe; so wenig sind unsere deutschen Finger an dergleichen prächtigen Stoff gewöhnt! Der Druck ist groß und klar in einer wundervollen Type ausgeführt; die nicht kolorirten Kärtchen sind gut lesbar, alle Schattirungen zur Angabe der Bevölkerungsdichtigkeit und Meerestiefe praktisch gewählt, die Holzschnitte, welche Landschaften, Städte, Gebäude und Volkstypen darstellen, sind mit größter Sorgfalt, oft geradezu glänzend ausgeführt. Den Höhepunkt aber in der äußern Erscheinung bilden ohne Zweifel die kolorirten Karten. Sie können das reinste Entzücken des Kartenfreundes hervorrufen, und wir erinnern uns nicht, außer etwa einigen Leistungen des Institutes von J. Perthes in Gotha, je etwas Schöneres in dieser Art gesehen zu haben. Sie machen oft gar nicht den Eindruck von Darstellungen geographischer Formen, sondern erheben sich zu wirklichen Kunstwerken; so geschmackvoll ist die Auswahl, Abstufung und Behandlung der Farben. Nirgends fühlt sich das Auge durch grelle Töne oder unpassende Zusammenstellungen beleidigt, alles fügt sich harmonisch zusammen. Ein Vergleich mit Darstellungen der deutschen Kartographie zeigt, wie weit unsere artistischen Anstalten hier hinter ihren französischen Konkurrenten zurückstehen. Wer unsere Angaben für übertrieben halten sollte, den bitten wir, die zu Deutschland gehörigen Karten aus Reclus' Werk und die schönste aus Peschel-Andree's Atlas des deutschen Reiches, an dessen technischer Ausführung übrigens Peschel unschuldig ist, nebeneinander zu halten, um sich mit einem Schlage bewußt zu werden, wo hier der Vorzug liegt.

Damit sind wir aber zugleich bei einem Punkte angelangt, der eine besondere Eigenthümlichkeit und einen rühmenswerthen Fortschritt in dem französischen Werke ausmacht; wir meinen die Verbindung von schriftlicher, bildlicher und kartographischer Darstellung zu einem Ganzen, dessen einzelne Theile sich gegenseitig fördern und tragen. Unsere geographische Literatur hat ja an großen,

die ganze Erde ausführlich behandelnden Werken keinen Mangel. Wir haben Stein-Wappaeus, Ungewitter, Klöden, Daniel; aber alle beschränken sie sich auf die schriftliche Darlegung. Nur Werke kleineren Umfangs haben neuerdings auch eine Zugabe von Bildern geboten; wir wollen nur auf Adrian Balbi's „Allg. Erdbeschreibung" und F. von Hellwald's „Erde und ihre Völker" hinweisen, welch' letzteres Buch außer zahlreichen Holzschnitten am Schluß auch mehrere Karten gebracht hat; diese erfüllen aber ihren Zweck sehr wenig, einige erscheinen geradezu überflüssig, da sie nicht mehr bieten, als was jeder der jetzt so billigen Volksschulatlanten auch enthält.

Die Geographie ist nun einmal ein Fach, welches ohne Anschauung nicht bestehen kann, welches neben der Auffassung des Gelesenen immer auch die Orientirung auf der Karte verlangt, wenn deutliche Vorstellungen erreicht werden sollen. Leider werden aber geographische Kompendien einerseits, die Atlanten andererseits in der Regel ohne Rücksicht auf einander abgefaßt, und so kommt es nicht selten vor, daß, abgesehen von der Unbequemlichkeit, bei zusammenfassenden Darstellungen immer zwei Bücher zur Hand haben zu müssen, selbst in volumenreichen Atlanten viele Einzelheiten nicht zu finden sind, und der Leser über die Lage einzelner Orte, Berge 2c., sowie über die natürliche Beschaffenheit mancher wichtiger Dinge, die eben nur durch genauere Darstellungen verdeutlicht werden können, im Unklaren bleibt. Diesem, auch Eingeweihteren oft recht fühlbaren Mangel sucht das Werk von Reclus durch reiche Mitgabe von kolorirten und nicht kolorirten Karten abzuhelfen, und die Art und Weise, wie dies geschehen, kann, wenn auch in Bezug auf Auswahl mancher Wunsch nicht erfüllt ist, manches auch überflüssig oder nicht in geeigneter Ausführung erscheint, doch im Großen und Ganzen nur gebilligt werden. So enthält z. B. der dritte Band in der kolorirten Karte der Halbinsel Istrien mit den umliegenden Buchten eine Darstellung des österreichischen Hafengebietes, in den Salzburger Alpen, in der sächsischen Schweiz und dem Taunus eine Darstellung der beliebtesten Reiseziele, in der geologischen Karte des Gotthard ein dem allgemeinen Interesse nahegerücktes Gebirgsstück, während wir auf der Karte des frischen Haff's und der Elbmündung an die norddeutsche Küste geführt werden. Noch ausführlicher sind die nicht kolorirten, in den Text eingeschobenen Skizzen, die nicht nur Bevölkerungsdichtigkeit, Klima, Regenverhältnisse, sondern auch Gebirgsglieder, Flußläufe, Delta's, Stromregulirungen, Kanäle, charakteristische Küstenstrecken, Gebirgspässe, Eisenbahnverbindungen, Stadtpläne und ähnliches vorführen. Alle diese Karten haben die sehr wesentliche Eigenschaft mit einander gemein, daß sie in der Hauptsache nur das enthalten, worauf es gerade ankommt, alles Uebrige aber, was dem zunächst liegenden Zwecke nicht entspricht, weggelassen ist, so daß die Orientirung schnell und mühelos erfolgen

kann. Besonders deutschen Spezialkarten gegenüber, die mit ihren oft erdrückenden Details bei verhältnißmäßig kleinem Maßstabe das Auffuchen erschweren, fällt dieser Vorzug angenehm auf.

Wie aber ist nun der Text selbst beschaffen? Was zunächst die Darstellung betrifft, so zeigt sich überall in ihr der formgewandte, elegante, scharf entgegensetzende Franzose. Ohne in eine feuilletonistische Geziertheit zu verfallen, fließt sie ruhig und leicht dahin, vermeidet allen Wortschwall und alle überflüssige Breite, entbehrt aber doch nicht des Schwunges und der Wärme, wo es der Stoff erfordert. Ein besonderer Vorzug liegt darin, daß auch die geologischen und sonstigen mehr fachmäßigen Bemerkungen in eine leichtfaßliche Form gebracht sind.

Ueber die Auswahl und Anordnung des Stoffes spricht sich Reclus in einem kurzen Vorwort zum ersten Bande selbst aus; und da dieses den Autor nicht nur in seinen geographischen Auffassungen, sondern auch gewissermaßen in seinen ethischen Eigenschaften zu kennzeichnen im Stande ist, so lassen wir für diesmal zum Schluß einige Stellen daraus hier folgen. „Ich habe die Absicht," schreibt er, „alle Gegenden der Erde zu beschreiben und den Augen des Lesers so vorzuführen, als wenn es mir vergönnt gewesen wäre, sie selbst zu durchreisen und sie von verschiedenen Standpunkten zu betrachten; aber im Vergleich zum einzelnen Menschen ist die Erde ohne Grenzen, und nur durch Vermittelung der Reisenden habe ich die unendliche Folge von Landschaften der Erde entrollen können. Jedenfalls habe ich versucht, meinen Führern nicht blindlings zu folgen, und mich bemüht, durch unausgesetzte Lektüre die Beschreibungen und Berichte zu kontroliren. Ehe ich fremde Worte wiedergab, war ich immer darauf bedacht, mir sorgfältig Rechenschaft davon zu geben, und ließ so die Natur vor mir sich reproduziren. Aber diese Natur selbst verändert beständig die von ihr ernährten Menschen. Die inneren Bewegungen heben und senken die Gebirge, die laufenden Gewässer räumen Schutt vom Boden weg und führen ihn zum Meere, die Fluthen untergraben die steilen Abhänge und bauen die Archipele wieder auf, Lebendes wimmelt in den Gewässern und erneuert immer die Oberfläche der Erde: endlich verändern die Völker durch Ackerbau, Industrie, Verkehrsstraßen den Anblick und die Urverhältnisse ihrer Kontinente, sowie sie nicht aufhören, sich selbst durch Wanderungen und Kreuzungen umzubilden. Die Veränderlichkeit von allem, was uns umgibt, ist eine unaufhörliche, und doch muß man es versuchen, eine Vorstellung davon zu erwecken, das eigentliche und das sich verändernde Wesen zu kennzeichnen. Ich versuchte bereits in dem Buch „die Erde", welches gewissermaßen die Einleitung zu dem vorliegenden Werke bildet, alle wichtigen Vorgänge auf der Erdoberfläche zu schildern; jetzt handelt es sich darum, ihnen in den Einzelheiten durch

die Länder und Meere zu folgen. Ein solches Unterfangen, ich fühle es, wird sich nur nach Bewältigung von großen Schwierigkeiten glücklich durchführen lassen, aber ich finde die Entschuldigung für meine Kühnheit eben in der Größe des Versuches und widme ihm redlich die rasch enteilenden Stunden meines Lebens. Die hergebrachte Art geographischer Darstellung, welche darin besteht, die Längen und Breiten zu nennen, Städte, Dörfer, staatliche Verwaltungseinrichtungen aufzuzählen, wird in meiner Arbeit nur einen untergeordneten Rang einnehmen. Atlanten, Handbücher, offizielle Veröffentlichungen bieten über diesen Zweig geographischen Wissens alle wünschenswerthen Angaben. Indem ich mir die leichte Mühe machte, eine Anzahl Tabellen nur der richtigsten Namen und Zahlen einzuschalten, beabsichtigte ich, nicht unnöthiger Weise den Umfang meines Werkes anschwellen zu lassen, das ohnehin schon sehr ausgedehnt sein wird; auch hätte ich ja fürchten müssen, mich zu sehr an dem eigentlichen Eigenthum der Kartographie und Statistik zu vergreifen.... Auf meiner weiten Reise durch die Welt, von den Gestaden Griechenland's, wo die europäische Kultur beginnt, bis zu den schrecklichen Eisbergen, welche dem Menschen den Zutritt zu den arktischen und antarktischen Ländern wehren, werde ich mich nicht an eine unabänderlich feststehende Regel binden. Da die Natur selbst sehr mannichfaltig in ihren Erscheinungsformen ist und keinem Gesetz herkömmlicher Regelmäßigkeit gehorcht, so würde es nur eine sehr äußerliche Methode sein, wenn ich immer demselben Schema in der Beschreibung folgen wollte. Es scheint mir besser, bei meiner Arbeit mich durch die relative Wichtigkeit der behandelten Erscheinungen leiten zu lassen, sowie durch die besonderen Charakterzüge des Kulturzustandes derjenigen Völker, die in meinen Bildern aufeinander folgen werden.

Beim Beginne einer Arbeit von so großer Ausdehnung ist es meine Pflicht, mich dem Leser gegenüber zu einer außerordentlichen Nüchternheit der Sprache zu verpflichten. Ich habe zu viel zu sagen, um nicht darauf zu achten, daß ich mich jedes unnützen Wortes enthalte. Daher werde ich mich aller Kürze befleißigen, soweit es möglich ist, ohne der Deutlichkeit zu schaden.

Leider wird mein Werk, mit soviel Sorgfalt ich es auch vorbereitet habe und redigire, gewiß nicht ohne zahlreiche Irrthümer bleiben. Diejenigen, welche ihren Grund in den beständigen Umbildungen der Natur und Menschheit haben, sind unvermeidlich, und ich habe es nicht nöthig, mich um ihretwillen zu entschuldigen, denn ich kann nicht die Anmaßung hegen, meiner Zeit vorauseilen zu wollen. Aber ich sehe auch sehr viele Irrthümer voraus, die sich einschleichen werden, theils durch die Unkenntniß der Arbeiten meiner Vorgänger, theils, was viel schlimmer ist, durch ein gewisses Vorurtheil, dessen mich zu entledigen mir schwerlich ganz gelingen dürfte. Gleich von vornherein bitte ich die Leser des-

halb um Verzeihung. Sicherlich kann ich ihnen versprechen Gewissenhaftigkeit in der Arbeit, Redlichkeit in den Urtheilen, ununterbrochene Rücksicht gegen die Wahrheit. Das ist es, was mir erlaubt, mit vollem Vertrauen an die Arbeit zu gehen und die Leser einzuladen, mit mir diese wohlthätige Erde zu studiren, sie, die uns alle trägt, und auf der es so schön wäre, als Brüder zu leben."

Aus der Türken- und Jesuitenzeit einer deutsch-ungarischen Stadt.

Von Otto Kaemmel.

II.

Was Kaschau bis dahin nicht durch Verhandlungen erlangt hatte und schwerlich jemals erlangt haben würde, das sollte es noch vor Ende des Jahres 1604 durch den Aufstand Stephan Bocskay's erringen, freilich um hohen Preis.

Am 15. Oktober war in blutigem Kampfe, wie schon erwähnt, ein deutsches Reiterregiment unter Oberst Petz bei Adorian von den Aufständischen fast aufgerieben und damit die Erhebung glücklich begonnen worden. Wie ein reißender Strom fortwährend anschwellend wälzte sich die Empörung der oberen Theiß zu. Außer Stande sie aufzuhalten wich Belgiojoso mit seinen Truppen nordwärts zurück und erreichte glücklich den Flußübergang bei Tokaj. Aber er vermochte sich nur zu behaupten, wenn Kaschau ihm einen Halt gewährte. Vor den festen Mauern der Stadt würden wahrscheinlich die nur locker gefügten Haufen Bocskay's zerstoben sein. An Kaschau also hing das Geschick des Aufstandes.

Aber über Kaschau verfügte in diesem Momente nicht der Wille Belgiojoso's, der sich vom Ausbruche der Insurrektion so vollständig hatte überraschen lassen, daß in der Stadt nur die gewöhnliche schwache Besatzung lag, sondern der freie Entschluß der Bürgerschaft, die der kaiserliche General Monate lang beraubt, bedroht und mißhandelt hatte.*)

*) Ueber das Folgende berichten: Erich Lassota in einer ausführlichen Denkschrift: Glaubwürdiger Bericht, was sich mit Herrn Erichen Lassota, Röm. Keys. Majest. Rath, gewesnen Mustermeister zu Caschaw in Ober-Ungarn, vom 24. October a. 1604 biß auf den 11. Novembris daselbst zugetragen (gedruckt bei Ortelius, Chronologia oder histor. Be-

Belgiojoso verkannte diese Sachlage keineswegs. Wenn er Kaschau nicht zu behaupten vermochte, so war Ober-Ungarn kaum zu halten, und er vermochte es nur mit dem guten Willen der Bevölkerung. Von Tokaj aus, wo er am 24. Oktober angekommen war, sandte er deshalb eiligst den Obersten Melchior von Rottwitz, der das bei Adorian schwer mitgenommene schlesische Reiterregiment kommandirte, nach Kaschau voraus, um in Gemeinschaft mit dem daselbst stationirten kaiserlichen Mustermeister Erich Lassota dem Rathe anzukündigen, der General wolle mit seinen Truppen, nämlich 13 wallonischen Kompagnien unter Graf Thomas Capreola, den vier Arkebusiergeschwadern, dem Reste des schlesischen Regiments und seiner eignen wallonischen Kompagnie sich in die Stadt werfen und dort den Feind erwarten. Aber in richtiger Beurtheilung der daselbst herrschenden Stimmung war Rottwitz mit Vollmacht versehen, dem Rathe eventuell die Einräumung der kleinen (ungarischen) und wenn nöthig selbst der großen Kirche sowie die Rückgabe der konfiszirten Stadtgüter zuzusichern. Erst am Morgen des 26. Oktober in die Stadt eingelassen setzte sich Rottwitz zunächst mit Lassota in Verbindung, und da dieser krank war, wohl auch wenig Neigung hatte, die jedenfalls unerquickliche Verhandlung zu führen, so übertrug er sie Rottwitz und dem Kommandanten der Besatzung, Hauptmann Duckart. Auf ihr Begehren wurde sofort durch den Richter Johannes Bocatius der gesammte Rath auf das Rathhaus entboten, eben als die Nachricht einlief, daß die Insurgenten schon die Theiß überschritten hätten und bei Szanto (etwa zwei Tagemärsche südlich von Kaschau) stünden. Der schlesische Oberst schilderte nun zunächst den Ausbruch der Empörung und die Größe der Gefahr, kündigte darauf die Absicht seines Chefs an, „er wolle sich sambt seinem Kriegsvolk daselbst hinbegeben, die Spanschaften ufmahnen und allen Fleiß fürwenden, damit dies Feuer je bälder je besser gedempft werde" und forderte die Stadt zur Treue auf. Was nun der Rath auf dies Ansinnen antwortete, das konnte für Rottwitz schwerlich unerwartet kommen. Er weigerte sich rundweg, die kaiserlichen Truppen aufzunehmen. Es mangle an Proviant, da Belgiojoso ja alle städtischen Landgüter, Mühlen und Vorräthe

---

schreibung aller Kriegsempörungen u. s. w. in Ober- und Unter-Ungarn, Nürnberg 1607, neu herausgegeben und weiter geführt bis 1665 von M. Mayer, Nürnberg 1665) und Melchior von Rottwitz, kaiserl. Oberst der schlesischen Reiter, in einer Relation an den Kaiser, dat. Prag 24. Februar 1605, Original im k. sächs. Hauptstaatsarchiv (Rottwitz wurde damals persönlich nach Dresden geschickt, um über den ungarischen Aufstand zu referiren). Beider Berichte stammen also von Augenzeugen, die an hervorragender Stelle thätig waren, beide übrigens der katholischen Partei angehören. Beide melden wesentlich nur das, was sie selbst angeht, so daß ihre Erzählungen sich ergänzen, aber Rottwitz schildert nur die Vorgänge bis zum 27. Oktober, Lassota die des ganzen Zeitraums und zwar in genauer chronologischer Ordnung.

weggenommen habe; zudem habe er früher die Stadt mit seinen wenigen Wallonen so geplagt, daß sie jetzt, wo er mit einer ganzen Armee sich einlagern wolle, das Schlimmste besorgen müsse. Habe er doch, als er in's Feld gerückt, dem Richter und einigen Geschworenen von der Gemeinde gedroht, alles was er ihnen bis jetzt gethan, sei nur Kinderspiel gewesen. Endlich habe die Stadt, wenn sie ihn einlasse, eine Belagerung durch die nahenden Ungarn zu gewärtigen. „Sollte dann hier unter dem Kriegsvolk und der Bürgerschaft etwa aus mangelnden Proviant, item, daß der gemeine Mann der eingezogenen Kirchen halb noch zimblich schwierig, ein Unwillen gegen einander erwachsen, so möcht gar leicht die ganze Stadt darüber verloren werden." Im übrigen erklärte der Rath, dem Kaiser treu zu bleiben; auch den Versuch wollte er machen, die heranziehenden Insurgenten durch Verhandlungen aufzuhalten.

Es blieb Rottwitz nichts übrig, als diesen ablehnenden Bescheid seinem Chef mitzutheilen, der eben an der Stadt vorüberzog, und dieser wiederum konnte nichts weiter thun, als sie durch Rottwitz nochmals zur Treue aufzufordern.

Inzwischen aber hatte Erich Lassota von seiner Vollmacht Gebrauch gemacht, hatte, um die Bürgerschaft positiv günstig zu stimmen, durch Melchior Renner an Richter, Rath und Gemeinde die Mittheilung gelangen lassen, es solle die kleine (ungarische) Kirche den Evangelischen übergeben werden. Nichts konnte deutlicher zeigen als dies, wieviel den kaiserlichen Befehlshabern an Kaschau gelegen sei. Indem langte Rottwitz wieder an, gab seine Zustimmung zur Einräumung der Kirche. Doch so dankbar auch der Rath diese Konzession aufnahm, er wollte die Gunst der Lage benutzen und forderte die Herausgabe auch der Elisabethkirche und der konfiszirten Güter. Da endlich, am 27. Oktober, nach langer peinlicher Berathung, der außer Lassota, Rottwitz und Duckart auch Nicolaus Micatius als Präsident der königlichen Kammer mit seinen Räthen, der Bischof von Fünfkirchen, Hans Leonhard von Ihla und einige andere beiwohnten, kamen die Versammelten zu dem Beschlusse, „quod necessitas careat lege und man rebus sic stantibus aus der Noth eine Tugend machen, sich nach der Zeit richten müßte", die Elisabethkirche der Bürgerschaft einzuräumen und die Landgüter zurückzugeben, indeß nicht, ohne daß Lassota formell Protest eingelegt hätte, daß, „was diß Orts von ihm exequiert, nicht temere oder studio propagandae confessionis Augustanae, sondern pro temporis exigentia, zur Erhaltung Ihrer Majestät Land und auf des Herrn Feldobersten Befelch beschehen"*). Das Folgende mag mit Rottwitz' eignen Worten erzählt werden.

*) Aus Lassota's Bericht. Rottwitz verschweigt die gleich anfangs ertheilte Vollmacht (offenbar mit Rücksicht auf den Kaiser, dem er berichtet), wirft beide Berathungen in eine zusammen und schiebt dabei seine eigene Person mehr als billig in den Vordergrund.

„Uf dis hat Jedermann sich noch höher erboten, bei kaiserl. Mt. Leib, Ehre Bluet und Guet darzustrecken, und als ich den Richter in Beisein Hans Leonhard's von Ihla befraget, ob solch Erbieten und Zusage der ganzen Gemeinde verlässiger, endlicher Will sei, hat er geantwortet: Ja, sovil die Deutsche(n) betreffe, welche Unterscheidung mir etwas Nachdenken gemacht; habe darumb an Melchior Renner und Zabo Georg*) als Vorsteher der Gemeind begehret, sie wollten alle Zunfften beschicken, und von Teutschen und Ungern beiderseits ein bevollmächtigten Ausschuß machen, damit ich dem Feld-Obristen ein Gewißheit, ob sie alle für einen Mann zu stehen bedacht oder nit, zubringen könnte, und als sie alle auf's Rathaus erschienen, haben Hungern und Teutsche einhellig zu mir gesaget und geschrien, sie wollten Ihro Majestät Kaiser Rudolpho dem Andern als Künigen zu Hungern den Eid, den sie geschworen, bis auf den äußersten Blutstropfen halten, sodann Ihro Majestät Officirern (d. i. Beamten) allen schuldigen Gehorsamb erzeigen. Darauf ich mich also verlassen, ihnen etliche Ort, wo die Stadt wider dem Feind am Nützlichsten zu befestigen und zu defendiren seie, angeben, mit wiederholtem Erbieten, sambt meinen Reutern Leib und Leben für sie zu wagen, welches Alles von ihnen durch großes Frohlocken und Danksagung angenomben und wo nötig würklich zu erstatten ganz flehlich (flehentlich) gebeten worden. Ja es haben mir der Vorsteher der Gemeind sambt vielen Bürgersleuten umb 4 Uhr nach Mittag des Gleit für die Stadt heraus gegeben und von neuem geschrien, weil ihnen die Gnad mit Wiedergebung der Kirchen und anderer sequestrirten Güter erfolget, so wollten sie bei Ihro kaiserl. Majestät und dem Feldobristen leben und sterben."

Soweit Rottwitz. Dieselbe Zusicherung, die Bürgerschaft werde treu bleiben und die kaiserlichen Beamten schützen, empfing auch Lassota durch Melchior Renner; doch erklärte dieser zugleich, die katholischen Geistlichen vermöge man nicht zu bewahren, falls die Insurgenten ihre Auslieferung fordern sollten. Selbst die für ihre Abreise begehrten Wagen konnte oder wollte man nicht stellen, so daß die Herren in schlimmster Lage zurückblieben. Auch der Gemahlin Belgiojoso's, welche sich noch in der Stadt befand und nun dem General folgten wollte, wurde das Thor nicht eher geöffnet, als bis die Elisabethkirche wirklich den Evangelischen übergeben war. In ihrem Gefolge verließen auch die Jesuiten den ungastlichen Ort, alle freilich nur, um am Abend halbwegs zwischen Kaschau und Eperies von einem Reitertrupp angefallen und beraubt zu werden. Die Dame selbst wurde nach dem Zipser Schloß, der alten Hauptburg des Zipserlandes, in die Belgiojoso sich geworfen, entlassen, ihre Bedeckung dagegen größtentheils zusammengehauen. Was aus den Jesuiten geworden, erfuhr man nicht.

*) Derselbe, dessen oben (Nr. 5, S. 185) gedacht wurde.

Der Kaiserlichen also war Kaschau ledig, denn auch ein letzter Versuch Lassota's, es zur Aufnahme der vier Arkebusierabtheilungen zu bewegen, wurde rundweg abgewiesen, obwohl die Reiter fast alle Lutheraner waren und nur aus militärischem Gehorsam bei der Wegnahme der Kirche mitgewirkt hatten. Aber schon zog eine andere, kaum geringere Gefahr heran: die Insurgenten standen unter Blasius (Ballasch) Lippaj nur noch wenige Meilen von der Stadt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen: jene Zusicherungen der Bürgerschaft, dem Kaiser treu zu bleiben, waren wenigstens seiten der Deutschen ganz aufrichtig gemeint. Was sie wollten, hatten sie erreicht. Für die kaiserliche Besatzung eine ungarische einzutauschen, sich Stephan Bocskay anzuschließen und so die Rache der kaiserlichen Partei herauszufordern, das lag nicht im mindesten in ihrem Interesse. Ebensowenig freilich war von der Bürgerschaft, die sehr wohl wußte, daß nur die bitterste Noth den kaiserlichen Behörden jene Konzessionen abgezwungen, und daß sie schwerlich länger beobachtet werden würden, als diese Noth währte, ein kräftiges Eintreten für den Kaiser, eine selbständige Vertheidigung der Stadt zu erwarten. Das Vortheilhafteste für sie war unzweifelhaft eine wenigstens thatsächliche Neutralität, Freiheit namentlich von jeder Besatzung. Darauf ging auch das Streben des Rathes. Aber allerdings ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung gehörte derselben Nationalität an wie die Aufständischen, und wenn die deutschen Kaschauer keine nationalen Sympathieen für die Magyaren hatten, höchstens kirchlich sich ihnen verbunden fühlten, bei ihren ungarischen Mitbürgern flossen beiderlei Sympathieen zusammen, und dann war doch sehr die Frage, ob ihr Eid sie genügend an den Kaiser fesseln werde, der ein Deutscher und ein Katholik war.

Schon im Laufe der Verhandlungen mit den Vertretern Belgiojoso's waren bedenkliche Anzeichen von der Stimmung der magyarischen Bevölkerung hervorgetreten. Johannes Bocatius hatte gegenüber Rottwitz nur für die Deutschen einstehen zu können erklärt, und wenn dann auch die ungarischen Zünfte sich dem Kaiser neu verpflichtet hatten, so erfuhr doch Lassota von geheimen „Praktiken" wider das deutsche Kriegsvolk und die Bürgerschaft genug, um auf der Hut zu sein. Jedenfalls standen schon einzelne magyarische Bürger mit den Rebellen in geheimem Einvernehmen. Da war Stephan Hertzog (Hertzeg István), Mitglied des Rathes, am Tage der Niederlage von Adorian bei ihnen in Kálló gewesen, Paul Zebeny kurz nachher, und der letztere hatte sich dann auch in der Stadt vernehmen lassen, es werde bald besser werden als man hoffe. Jetzt rückten ihre Landsleute und Glaubensgenossen siegreich heran. Schon am Abend des 27. Oktober lief die Kunde ein: Blasius Lippaj sei mit 8000 Mann über die Theiß gesetzt, ziehe auf Kaschau, Bocskay selbst stehe an der Theiß, das Landvolk sei allerorten im hellen Aufstande.

Wenn die Stadt nicht feindlicher Behandlung von dieser Seite sich aussetzen wollte, so blieb jetzt nichts anderes übrig, als mit den Rebellen in Beziehung zu treten, um womöglich die Anerkennung ihrer Neutralität durchzusetzen. Es war natürlich, daß diese Unterhandlungen wesentlich magyarischen Bürgern zufielen. Ein solcher war es, der am frühen Morgen des 28. Oktober dem Insurgentenführer zugesendet wurde mit einem Schreiben des Raths, das ihn bat, Kaschau nicht anzugreifen, da es sich mit den kaiserlichen Behörden verglichen habe. Begreiflicherweise lehnte Lippaj diese Bitte ab, indem er in seiner schriftlichen Antwort betonte, die Nachgiebigkeit der Kaiserlichen verdanke die Stadt lediglich seinem Anmarsche; wolle sie nicht zum Lande halten, so werde er sie feindlich behandeln. Obwohl nun dies Schreiben nicht wie bräuchlich an den Richter und den Rath sich wandte, sondern an die „gemeine Bürgerschaft", offenbar, weil Lippaj auf diese eher zu wirken meinte, als auf jene, so übergab doch der Unterhändler am nächsten Tage (29. Oktober) es dem Rathe, allerdings im Beisein der Gemeinde. Darauf hin schickte die Stadt um Mittag eine zweite Deputation, von Rathswegen Stephan Hertzog und Melchior Renner, außerdem zwei Vertreter der Gemeinde an Lippaj, um ihm ein namhaftes Geschenk anzubieten, wenn er die Stadt schone. Der Ungar ging jedoch darauf weiter nicht ein, sondern ließ durch die Deputirten, die noch am selben Tage zurückkehrten, melden, er werde sicher mit seiner ganzen Macht vor Kaschau erscheinen. Dasselbe erklärte von ihm direkt abgesendet Peter Horvát Mladessovics, ein Edelmann der Nachbarschaft, der sich den Insurgenten, wie wenigstens behauptet wurde, gezwungen angeschlossen hatte. Er fügte hinzu: Lippaj begehre nur mit 300 Mann in die Stadt eingelassen zu werden und wünsche mit einer Deputation darüber zu verhandeln. Der Rath sah, die Neutralität werde schwerlich festzuhalten sein, doch versuchte er noch, sich dem Insurgenten möglichst zu entwinden und sandte ihm durch eine dritte Abordnung, an deren Spitze Georg Zabo und der ungarische Prediger Bedany standen, die Bitte, die Stadt damit zu verschonen; doch sei sie bereit, ihn persönlich mit 20—30 Mann einzulassen. Gegen Abend schon kamen die Abgesandten mit seinen schriftlich formulirten Bedingungen zurück, auf die er Antwort bis zum nächsten Morgen verlangte.

So drängte von draußen der Feind, und drinnen in der Stadt mehrten sich die verdächtigen Anzeichen. Schon am Morgen des 28. hatte Lassota erfahren, die Ungarn in der Stadt wollten alle deutschen Soldaten und Bürger niederhauen; indeß hatte Renner, dem er dies zur Warnung mittheilte, darauf weiter kein Gewicht gelegt, da seit der Zurückgabe der Kirchen die brüderliche Eintracht hergestellt sei. Auch hatte dann am Nachmittage des 29. die un-

garische wie die deutsche Bürgerschaft sich Lassota gegenüber feierlich verpflichtet, die Stadt gegen einen etwaigen Angriff der Ungarn zu vertheidigen.

Aus solcher Sicherheit schreckte den Mustermeister in der Nacht zum 30. die Meldung des Hauptmanns Duckart, bei Georg Zabo finde eine heimliche Versammlung der Magyaren mit Ausschluß der Deutschen statt. Da konnte sich Lassota nicht mehr verbergen, daß höchste Gefahr sei; er befahl deshalb scharfe Wache zu halten, ließ auch vor jedes Thor*) zwei Geschütze aufpflanzen, einige auch auf dem Hauptplatze auffahren und die sog. mittlere Pforte durch eine Erdschüttung sperren. Inzwischen nahm Bernhard von Ihla die zahlreich am Niederthore erschienenen Bürger auf's neue in Pflicht und ließ an 50 „junge teutsche Handwerksgesellen", die sich freiwillig anboten, Gewehre und Munition aus dem städtischen Zeughause vertheilen. Es war gegen 7 Uhr Morgens.

Währenddem saßen Richter und Rath über schwerer Entscheidung. Denn die Forderungen Lippaj's, welche am vergangenen Abend zugetragen worden, lauteten auf Anschluß Kaschau's an die Insurgenten, Zurückziehung der deutschen (militärischen) Posten und Aufbewahrung der Stadtschlüssel anstatt bei der deutschen Gemeinde beim Stadtrichter. Dagegen sollten die deutschen Beamten oder Soldaten freien Abzug erhalten, sofern sie nicht den Ungarn eidlich sich verpflichten wollten. Noch suchte der Rath die schwere Verantwortung wenigstens theilweise auf den Mustermeister zu übertragen, erbat durch Melchior Renner Lassota's Gutachten über die Bedingungen Lippaj's. Der kaiserliche Beamte mußte genehmigen, was er nicht hindern konnte, und gab seine Zustimmung zu einem Abkommen, wonach die Stadt Lippaj mit 25—30 Mann einlassen, mit ihm gute Freundschaft halten, auch dem, was künftig das Land einhellig beschließen werde, sich nicht widersetzen, im übrigen aber im Gehorsam kaiserlicher Majestät und bei ihrer hergebrachten Ordnung in Kriegswesen und Polizei bleiben wollte. Es war ein Versuch, das Unvereinbare zu vereinigen.

Wie nun Renner darüber noch mit dem Kammerpräsidenten und seinen Räthen verhandelte, nahm ein kecker Streich der zögernden Bürgerschaft die Entscheidung über den Kopf hinweg.

Die Ungarn standen vor der Stadt, vor beiden Thoren zeigten sich ihre dichten Haufen. Auf die erste Nachricht von ihrem Erscheinen reitet Lassota nach dem niederen Thor, aber auf die Meldung Ihla's, daß der Feind am oberen Thore zum Sturme rüste, jagt er dorthin und findet dort das Fähnlein deutscher Knechte, das als Besatzung dient, unter Hauptmann Duckart vor dem

---

*) Kaschau hatte damals nur zwei Thore, das Ober- und Niederthor.

inneren Thore kampffertig aufgestellt. Indem kommt die Kunde, Lippaj selber sei am niederen Thore erschienen, fordere eine Unterredung mit Lassota und biete Stillstand zu einer solchen an. Da geht ihm zwar der kaiserliche Offizier bis auf die Zugbrücke entgegen, zieht sich aber nach einer stummen Verbeugung wieder zurück. Aber am selben Thore hat sich auch eine größere Zahl magyarischer Bürger versammelt: sie erklären Lassota, da man dem Insurgentenführer versprochen, ihn mit 30 Mann einzulassen, so müsse das nun auch geschehen. Umsonst protestirt Lassota, befiehlt, das Thor gesperrt zu halten, bis er die deutschen Knechte vom oberen Thore herbeigeholt habe, und eilt ihnen hastig entgegen. Währenddem aber werden die ungarischen Bürger mit Lippaj handelseinig, und durch das geöffnete Thor dringt der General mit 100 Mann in die überraschte Stadt. Noch wäre nichts verloren gewesen, wenn Lassota mit voller Kraft sich ihm entgegengeworfen hätte, und wirklich treffen an der Pfarrkirche die deutschen Knechte unter Ihla mit Lippaj's Ungarn zusammen. Beide Theile machen sich zum Kampfe fertig, aber die Deutschen müssen sich sagen, daß ein augenblicklicher Erfolg über die Handvoll Ungarn nichts entscheiden, sondern nur die Rache des starken vor der Stadt stehenden Korps auf sie herabziehen werde; sie sichern deshalb dem Insurgentenführer sicheres Geleit zu und begnügen sich damit, das frühere Quartier Belgiojoso's wie das gefüllte Zeughaus zu besetzen.

Noch war formell nichts abgeschlossen, doch die Ungarn zögerten nicht, die thatsächliche Gunst der Lage für sich zu benutzen. Im Hause Georg Zabo's, wo Lippaj sein Quartier genommen, versammelten sich die vornehmsten ungarischen Bürger, an ihrer Spitze Stephan Hertzog, und verständigten sich mit ihm über einen Vertrag, den sie ohne Vollmacht dazu zu haben „im Namen gemeiner Stadt" eingingen; die Stadt wurde Bocskay übergeben, die deutschen Beamten und Knechte sollten freien Abzug erhalten.

So fiel der wichtigste Platz ganz Ober-Ungarn's kampflos in Feindes Hand. Nicht der deutsche Rath, der ja um Neutralität sich bemüht hatte, vollzog die Uebergabe, sondern der magyarische Theil der Bürgerschaft, deren Führer sich schon vorher mit den Insurgenten in Verbindung gesetzt hatten. Die deutschen Bürger und die kaiserlichen Beamten fügten sich der vollendeten Thatsache. Diese nahmen das freie Geleit an, das ihnen bei der Kapitulation in Aussicht gestellt worden war, und verließen nach Abdankung der Knechte des deutschen Fähnleins am 1. November die Stadt, ein Zug von 12 Wagen und 90 Menschen, unter ihnen auch Lassota und Duckart. Als sie aber bis in die Nähe von Zeben gelangt waren, wurden sie durch ihre eigene Geleitsmannschaft überfallen, geplündert, niedergehauen oder gefangen, dann Lassota und Duckart nach Polen entlassen.

Kaum besser gestaltete sich das Schicksal derjenigen kaiserlich Gesinnten, welche in Kaschau zurückgeblieben waren. Der Präsident der kaiserlichen Kammer Nicolaus Micatius, Bischof von Groß-Wardein, wurde völlig ausgeplündert und in harter Haft gehalten, auch Georg Szalatnok, Bischof von Fünfkirchen, gefangen gesetzt. Dem kaiserlichen Kriegszahlmeister für Ober-Ungarn, Josef Gans, nahmen die Insurgenten alles kaiserliche Eigenthum an Geld und Tuch ab, hielten ihn bis in den Februar 1605 fest und entließen ihn erst gegen Zahlung von mehreren Tausend Thalern Lösegeld. Selbstverständlich unterlagen derselben Beschlagnahme die königlichen Kassen und das Zeughaus mit seinen Waffenvorräthen; seine Geschütze verwandte dann Lippaj zu der Belagerung des Zipser Schlosses. Auch katholische Einwohner von Kaschau wurden geradezu geplündert oder zur Zahlung großer Summen genöthigt, so der reiche italienische Großhändler Lucchini.

Das Alles war schon geschehen, als am 12. November Stephan Bocskay selber mit glänzendem Gefolge und 10 Hajdukengeschwadern in die Stadt einzog, von der Bürgerschaft unter ihrem Stadtrichter Johannes Bocatius vor dem Thore empfangen und eingeholt, doch „mit betrübtem Herzen“ von den Deutschen; fortan wurde Kaschau seine ständige Residenz und sein militärischer Hauptstützpunkt. Es sah deshalb auch kurz nach dem Einzuge seines nunmehrigen Herrn mehrfach türkische Paschas in seinen Mauern, als Bocskay am 19. November sein Bündniß mit dem Sultan geschlossen hatte.

Sein Beispiel wirkte auch auf die Genossinnen des Fünfstädtebundes und andere deutsche Gemeinden. Schon am 31. Oktober hatte ein Manifest Lippaj's sie zum Anschluß an den Aufstand aufgefordert; kurz darauf, am 10. November, verpflichtete Käsmark sich durch Revers, zur Vertheidigung des Protestantismus und der ungarischen Freiheiten beizutragen, wogegen Lippaj ihm die Erhaltung seines Besitzes und seiner Privilegien zusagte und es mit Einquartierung zu verschonen versprach. Mit schwerem Herzen, nur weil sie ohne Schutz gelassen waren, verständigten sich auch Eperies, Zeben, Bartfeld, Leutschau mit den Insurgenten; das Geschütz des letzteren wirkte dann bei der Belagerung des Zipser Schlosses mit.

Als aber nun der kaiserliche Oberfeldherr Graf Georg Basta von Gran aus mit 15000 Mann heranzog und die Ungarn in zwei bedeutenden Treffen am 14. und 28. November völlig schlug, da hielt zwar Kaschau eine kurze Belagerung aus (2.—8. Dezember), Eperies aber, Bartfeld, Zeben und Leutschau ergaben sich am 9. Dezember wieder an Basta, als dieser ihnen freie Ausübung der Augsburgischen Konfession für alle Zukunft, Bestätigung ihrer Privilegien, Verzeihung für ihren Anschluß an Bocskay, Schutz gegen feindliche Angriffe und Verschonung mit Einquartierung zusicherte. Eine Deputation

der Städte nach Prag sollte dann die kaiserliche Bestätigung dieses Abkommens einholen.*) Indessen ehe diese noch erfolgen konnte, wurde Basta durch eine Meuterei seiner unbezahlten Söldner zur Räumung seiner festen Stellung bei Eperies und zum Rückzuge nach Preßburg gezwungen (Anfang April 1605), während fast ganz Ungarn den Insurgenten zufiel. Da ergaben sich auch Bartfeld und Zeben wieder an Bocskay, der um dieselbe Zeit auf dem Landtage in Szerencs (Komitat Zemplin) als Fürst von Siebenbürgen und Ober-Ungarn anerkannt wurde.

Erst der Friede, welcher am 23. Juni 1606 mit dem Erzherzog Matthias als Stellvertreter des Kaisers in Wien zu Stande kam und an Bocskay außer Siebenbürgen auch das gesammte nordöstliche Ungarn als kaiserliches Lehen überließ, machte der Bedrängniß der deutschen Städte Ober-Ungarn's vorläufig ein Ende. Nur Kaschau fiel an Bocskay, die übrigen blieben den Habsburgern, aber auch ihnen wie dem Adel des kaiserlichen Ungarn wurde volle Freiheit der Konfession zugestanden und so der heillose Zwiespalt zwischen der Pflicht gegen den Landesherrn und der Treue gegen ihren Glauben aufgehoben.

Man wird den Schicksalen jener Städte eine warme Theilnahme nicht versagen können. War die Lage evangelischer Gemeinden schon im deutsch-slavischen Oesterreich der steigenden Fluth der katholischen Reaktion gegenüber oft wahrhaft entsetzlich, hier in Ungarn an den Grenzen der Zivilisation und Barbarei war sie doch am schrecklichsten. Denn hier hatten die deutschen Städte nur die Wahl zwischen Vernichtung ihres gesammten religiösen Lebens sammt ihrer fröhlich aufblühenden Bildung, wie sie sich unter dem Einflusse des deutschen Protestantismus kräftig entfaltet hatte, und der Unterwerfung unter eine fremde Gewalt, die ebenso durch ihre nationalen wie durch ihre ständischen Tendenzen dem deutschen Bürgerthume feindlich war. Denn der Kampf um die Freiheit Ungarn's war zugleich auch ein Kampf um die schrankenlose Unabhängigkeit und Herrschaft des magyarischen Adels, der sich stets auf die ohnehin ihm stammverwandten Türken stützte und mit ihnen die engsten Beziehungen unterhielt. Wenn die deutsch-evangelischen Städte in dieser wahrhaft schrecklichen Alternative sich der Partei anschlossen, welche wenigstens ihren Glauben theilte und schützte, so wird niemand sie deshalb anklagen können. Nirgends aber tritt das selbstmörderische Beginnen der habsburgischen Restaurationspolitik in grellere Beleuchtung als hier. Alle Interessen des Staates geboten die Schonung des neuentwickelten kirchlichen Lebens dieser Gemeinden, die die festesten Stützen der kaiserlichen Herrschaft in Ungarn hätten sein können gegenüber den Türken wie gegenüber dem magyarischen Adel. Nur die fana-

*) Kopien der Aktenstücke im Dresdner Archiv.

tische Verblendung der ultramontanen Partei, der nationale und staatliche Rücksichten gleich fern lagen, konnte die Städte vor eine so grausame Alternative stellen, wie die war, in welche Kaschau und seine Genossinnen damals sich hineingedrängt sahen.

Fordert das Geschick der Gemeinden die Theilnahme heraus, so auch das des Mannes, der damals an der Spitze Kaschau's stand, des Stadtrichters Johannes Bocatius. Als im November 1605 Stephan Bocskay sich nach Ofen begab, um dort durch den Großvezier Lalla Mohamed förmlich mit der Herrschaft über Ober-Ungarn und Siebenbürgen belehnt zu werden, wurden auch die Vertreter der Städte und Komitate zu dieser Feier entboten. Als Vertreter Kaschau's reiste Bocatius mit zwei Begleitern nach Pest und wohnte dort im Gefolge Bocskay's dem Belehnungsakte bei (10. November).*) In derselben Eigenschaft begab er sich dann zum Landtage nach Karpfen (Komitat Sohl), wo die ungarischen Stände mit den kaiserlichen Kommissarien unterhandeln wollten. Indeß man kam zu keinem Schlusse, vielmehr erklärten sich Bocskay und die Stände dafür, die Vermittelung der protestantischen Fürsten des deuschen Reiches anzurufen. Zum Träger dieses gefährlichen Auftrages**) ersah Bocskay den Johannes Bocatius, der schon vorher seine Gunst gewonnen hatte und sich ihm durch Gewandtheit und praktische Erfahrung empfehlen mochte, überdies ein Deutscher war. Bocatius nahm seinen Weg durch Polen, kam im Februar 1606 glücklich nach Heidelberg und entledigte sich am pfälzischen Hofe seines Auftrages, ohne indessen eine andere Antwort zu erhalten, als die, daß Kurpfalz mit den übrigen Kurfürsten sich über die Angelegenheit benehmen wolle. Als aber der ungarische Gesandte auf dem Wege nach Brandenburg und Sachsen braunschweigisches Gebiet erreicht hatte, ließ ihn der Rath von Nordheim auf ein kaiserliches Patent hin festnehmen und sein Gepäck versiegeln. Umsonst suchte Kurpfalz bei dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg seine Befreiung zu erwirken, umsonst freilich auch forderte der Kaiser seine Auslieferung, die der Herzog verweigerte, weil ihm des Bocatius Verbrechen unbekannt und er an die weltlichen Kurfürsten in Geschäften gesandt sei, die dem Kaiser keinen Nachtheil brächten. Aber als dieser Bescheid erfolgte, da hatte der Rath von Nordheim bereits auf direkten Befehl des Kaisers den Gefangenen nach Prag ausgeliefert (Ende April 1606). Alle Bitten, die seine Befreiung erwirken sollten, von Kurpfalz, von den ungarischen Gesandten in Wien, vom Landtage in Kaschau (Dezember 1606) wurden rundweg abgelehnt.

*) Er hat darüber einem Freunde eingehend Bericht erstattet, gedruckt bei Bél, Adparatus ad historiam Hungariae.

**) Ueber diese verhängnißvolle Mission s. Isthvánffy pag. 838. und die Briefe bei Ritter, Akten und Briefe zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges I.

Der Gesandte eines Rebellen und Feindes der Christenheit müsse überall „niedergeworfen“ werden, so schrieb der kaiserliche Rath Christoph Freiherr von Waldburg im Mai 1606 nach Heidelberg. In Prag wurde der unglückliche Mann auf Hochverrath angeklagt, viermal gefoltert und endlich zum Tode verurtheilt. Indeß die Exekution wurde nicht vollstreckt; geboten doch die bald völlig veränderten Verhältnisse einige Rücksicht. Ebensowenig freilich wurde Bocatius befreit; noch im Januar 1608 saß er im sog. weißen Thurme des Prager Schlosses gefangen. Erst die Umwälzungen, welche seit 1608 die habsburgischen Lande erschütterten, scheinen ihm die Freiheit gebracht zu haben. Er kehrte nach Kaschau zurück, wo inzwischen der Fürst, dessen Auftrag ihn in's Verderben gebracht, verschieden war (29. Dezember 1606). Später ist er in die Dienste des hochbegabten und kühnen Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen (1613—1629) getreten, dem eine bedeutsame Rolle in der Geschichte der österreichisch-ungarischen Länder bestimmt war, und als dessen Rath und Bibliothekar gestorben. Auch ihm ganz persönlich war die unheilvolle Verwickelung, die seine Gemeinde ergriff, zum Verhängniß geworden.

Ein neues Bild von Adolph Menzel.

Mehr als ein Menschenalter mußte vergehen, ganze Kunstrichtungen mußten sich ausgelebt haben, bis es dem bedeutendsten Träger der Berliner Malerei gelang, sich zu einem solchen Ansehen emporzuarbeiten, daß jede größere Arbeit von seiner Hand als ein künstlerisches Ereigniß betrachtet wird. Nichts kann für die Wandlungen und das Wachsthum künstlerischer und kunstgeschichtlicher Erkenntniß lehrreicher sein als eine Zusammenstellung der Urtheile, die seit Menzel's erstem Auftreten, seit 1833, über diese eigenartige, künstlerische Individualität laut geworden sind. Damals fuhren seine originellen Gedankenblitze in die Düsseldorfer Mondscheinromantik hinein. Die Zeit konnte nicht schlechter gewählt sein, und sie wurde nicht günstiger, als die Historienmalerei großen Stils durch den Einfluß der Belgier emporkam, als Cornelius und Kaulbach mit ihren mächtigen monumentalen Arbeiten einer neuen, der Menzel'schen geradezu entgegengesetzten Kunstrichtung den Impuls gegeben zu haben schienen. Je weiter sich die „ideale“ Richtung ausdehnen durfte, je größer die Wandflächen wurden, welche sie in Beschlag nahm, desto mehr beschränkte sich der geniale Meister, der sich keinen Mißerfolg verdrießen ließ und sich wohl oder

übel über den Mangel an Anerkennung hinwegsetzte, bis seine Zeit gekommen war.

Und sie kam! Gerade die winzigen Blätter, die er in die treffliche Kugler'sche Lebensbeschreibung Friedrich's des Großen einstreute, haben seinen Namen populär gemacht, und seine Popularität wuchs mit dem politischen Wachsthum seines Vaterlandes, dessen gefeiertstem Helden er ein unvergleichliches künstlerisches Ehrendenkmal gesetzt.

Zwar fehlt es auch heute nicht an Leuten, denen das Verständniß für die eigentliche Bedeutung Menzel's immer noch nicht aufgegangen ist. Zu diesen gehört leider auch der Verfasser einer Geschichte der neueren deutschen Kunst, Professor Reber in München, der es für eine Art Unglück zu halten scheint, daß Menzel „zum Hauptträger der historischen Malerei in Berlin" geworden ist. Auch auf der Wiener Weltausstellung fand das große Bild der Krönung König Wilhelm's I. in Königsberg eine sehr getheilte Aufnahme, und Reber macht sich nur zum Echo derselben, wenn er das Werk „als ein trockenes Zeremonienbild mit hartem, durch die gebotenen Staatsgewänder unerfreulichem Kolorit" bezeichnet.

Mit Beschämung müssen wir gestehen, daß uns das Ausland in der unbedingten Werthschätzung Menzel's voranging. Während man sich in Deutschland noch über die ästhetische Berechtigung des energischen, rücksichtslosen Realismus, als dessen Hauptvertreter Menzel gelten darf, herumstritt, wurden seine Bilder in Paris, so oft sie auf dortigen Ausstellungen erschienen, mit Meissonnier verglichen und bald an dessen Seite gestellt. Lange Zeit kannten und würdigten die Franzosen von neueren deutschen Malern kaum mehr als vier Namen: Cornelius, Overbeck, Kaulbach und — Menzel.

Daß ein Maler, dem erst am Ausgang der dreißiger Jahre seines Lebens Aufgaben gestellt wurden, an denen er seine ganzen technischen und geistigen Kräfte messen konnte, noch in späteren Jahren mit den Schwierigkeiten des malerischen Handwerks zu kämpfen hatte, ist nicht auffallend. Um so bewunderungswürdiger ist die Energie, mit welcher der Meister diese Schwierigkeiten überwand, eine Energie, die sich mit der wachsenden Zahl der Jahre nicht abstumpfte, sondern von Jahr zu Jahr dergestalt zunahm, daß der sechzigjährige Mann uns mit einem Bilde überraschen konnte, das gerade um seines koloristischen Werthes willen den Meisterwerken der modernen Malerei beigezählt werden muß: mit der Darstellung eines Eisenwalzwerks. Schon die Wahl des Stoffes ist für den Realisten des neunzehnten Jahrhunderts, der für den „eisernen Pulsschlag der Zeit" ein volles Verständniß hat, ungemein charakteristisch. In noch höherem Grade die selbständige Stellung des Meisters gegen-

über der Natur und seine Virtuosität in der Behandlung und Verwerthung des Lichts und des Helldunkels, in welcher der Realist seine Poesie sucht.

Alle diese Vorzüge und eine Reihe anderer, denen wir auf verschiedenen Blättern von Menzel's Hand zerstreut begegnen, finden sich auf einem Werke vereinigt, das vor kurzem erst das Atelier des Meisters verlassen hat und in Privatbesitz übergegangen ist. Seit Michel Angelo's Zeit hat niemals ein Künstler in einem Alter, wo anderen die zitternde Hand nicht mehr folgte, ein Werk vollendet, in welchem sich eine Kraft von gleicher Jugendfrische offenbart. Und niemals zuvor hat ein Maler die technischen Probleme, welche das Licht und die Wiedergabe der Lichtquellen dem Künstler stellen, so glänzend gelöst.

Das Bild ist nur von mäßigem Umfange, sechzig Zentimeter breit und fünfzig hoch. Aber auf diesem engen Raume hat Menzel ein unvergleichlich treues kulturhistorisches Porträt von der Gesellschaft seiner Zeit entworfen, das mit den lebensprühenden Porträtsgruppen, welche Rembrandt als charaktervollste Denkmale seiner Zeit hinterlassen hat, und mit den köstlichen Sittenbildern der flandrischen und holländischen Genremaler auf gleicher Höhe steht. Um wie viel sich aber die Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts von der des siebzehnten unterscheidet, um so viel höher steht das Bild des modernen Meisters über denen der alten. Eine fröhliche Gesellschaft, die zehn oder zwölf Köpfe zählt, um einen Tisch gruppirt, eine Versammlung gelehrter Professoren, ein Dutzend Schützenbrüder in ihren Galakleidern — das gab ehemals den Stoff für drei solcher kulturgeschichtlichen Bilder. Unser Maler faßt hingegen die ganze moderne Gesellschaft in ihrer bunt schillernden Vielgestaltigkeit auf einem Bilde zu einer malerischen Wirkung zusammen, die in der gesammten neueren Kunst ihres Gleichen sucht.

Ein Hofball im königlichen Schlosse zu Berlin hat dem Maler die Motive für sein Bild geliehen, und damit ihm Niemand wieder den Vorwurf zeremonieller Trockenheit mache, hat er den Moment gewählt, der alle Regeln des Zeremoniells über den Haufen wirft, alle Bande frommer Scheu löst — die Ballpause und den Sturm auf die Büffets. Nur ein Maler von der Kraft und der Kühnheit eines Menzel war im Stande, einen solchen Moment künstlerisch zu bewältigen und in allen seinen Phasen künstlerisch zu veranschaulichen.

Der Schauplatz, auf dem sich die zahllose Menge der Figuren des Bildes hin und her schiebt, drängt und stößt — von eigentlicher, planmäßiger Bewegung ist kaum die Rede — ist ein Saal von mittlerer Größe und eine darin mündende Galerie, welche den Fond des Gemäldes einnimmt. In dieser Galerie ist das reich mit kostbaren Gefäßen aus Silber und Krystall besetzte Büffet aufgestellt, auf welches mächtige Kronleuchter ihr strahlendes Licht ergießen. Im Hintergrunde tobt der Kampf am stärksten. Man sieht ein Meer

von Köpfen und erhobenen Händen hin- und herwogen und sich dem Vordergrunde zuwälzen. Auf der Schwelle, die zum Saale führt, staut sich die Menge noch einmal zu einem lebensgefährlichen Gedränge auf, von da ab glätten sich jedoch allmählich die Wogen, und der Gruppenbildung wird ein freierer Spielraum gewährt.

Der Maler hat keinen bestimmten Saal des Berliner Schlosses dargestellt, sondern im Geschmacke der üppigen, grandiosen Barockarchitektur Schlüter's selbständig einen von Gold und Marmor glänzenden Raum konstruirt, zu dessen Schmuck sich alle dekorativen Künste in verschwenderischer Fülle vereinigt haben. Die Decke schmückt ein von goldener Stuckatur umrahmter Panneau, die Wände sind mit spiegelblank polirtem Marmor bekleidet, auf welchen Kandelaber, die von broncenen Figuren getragen werden, ihre Lichtmassen werfen. In dem Winkel zur Rechten des Beschauers steht ein Marmorkamin, und darüber erhebt sich ein kolossaler Krystallspiegel bis zur goldglänzenden Decke, von der auf der anderen Seite noch ein mächtiger Kronleuchter herabhängt.

Die Gäste eines Berliner Hofballs vertreten alle Schichten der guten Gesellschaft. Da auch die Beamten in Uniform erscheinen müssen, drängt das bunte Galakleid den bescheidenen Frack ganz in den Hintergrund. Der Reichstagsabgeordnete, der kein Staatsamt bekleidet, der Universitäts-Professor, der Künstler und die wenigen Mitglieder der Finanzwelt, denen die Ehre einer Einladung zu Theil zu werden pflegt, verschwinden unter der Fluth der Uniformen und der blendenden Atlasroben, welche unsere Damenwelt mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit den Fährnissen eines Hofballs aussetzt. Im Vordergrund des Bildes ist es dienstbeflissenen Kavalieren gelungen, einige Stühle zusammenzurücken, so daß sich ein Cercle plaudernder, von leichter Kavallerie umschwärmter Damen bilden konnte. Es ist sogar soviel Platz vorhanden, daß sich die kostbaren, mit Spitzen und Blumen garnirten Schleppen der Damen in malerischer Etalage breit machen können. Zwei oder drei dieser Damen drehen dem Beschauer den Rücken zu. Ihre entblößten Nacken und Schultern, auf die ein gleichmäßiges Licht fällt, das so ungalant ist, den Alabasterteint der Schönen etwas gelb zu färben, sind mit köstlicher Feinheit und mit plastischer Schärfe herausmodellirt. Ein diensteifriger Ulanenoffizier hat am Büffet eine Eroberung gemacht und offerirt einer Dame das Resultat seines Streifzuges. Hinter ihm ist eben eine andere Dame am Arme eines Herrn in den Saal getreten. Ein besonders vorsichtiger Ballgast scheint in eine unangenehme Kollision mit ihrer Schleppe gerathen zu sein; denn sie wirft einen unmuthigen Blick auf diesen wichtigen Annex ihrer Robe zurück. Am Kamine steht im Clairobscur eine Gruppe Plaudernder, und vor ihnen sitzen nebeneinander drei Personen, an denen sich die scharfe Beobachtungsgabe und

das feine Charakterisirungstalent des Meisters in besonders glänzendem Lichte zeigt. Ein junger Gesandtschaftsattaché, dessen gelblichbraune Gesichtsfarbe auf Spanien oder Italien als sein Heimatland weist, sitzt nachlässig in galantem Gespräch neben einer jungen Dame, die mit sichtlichem Interesse seinen Worten zu lauschen scheint. Sein Nachbar zur Rechten ist ein wohlbeleibter, ältlicher Marineoffizier, welcher eben erst durch den Genuß einer Eisportion einen Kampf gegen die Temperatur des Saales geführt hat und sich rathlos nach einem Diener umsieht, um sich auf dessen Tablett der Schale zu entledigen.

Ein solcher dienstbarer Geist hat auf der linken Seite des Bildes reichlich zu thun. Dort herrscht das männliche Element vor und somit auch der durch keine Galanterie gestörte Genuß des sauer Erkämpften. Ein General mit kurz geschorenem Haar unterhält sich, ein Bierglas in der Hand, aus dem er behaglich einen Zug gethan, mit einem Geistlichen. Neben ihm steht ein höherer Gerichtsbeamter, der seinen unbequemen Dreimaster zwischen die eingebogenen Kniee geklemmt hat, um in stiller Beschaulichkeit den Inhalt seines Tellers auszulöffeln.

Das sind nur einige wenige Züge aus dem wechselvollen und farbenreichen Bilde, das sich vor unseren Blicken aufthut. Der Ballchronist, der allerlei pikante Geschichten von dieser und jener Person zu erzählen weiß, müßte an die Stelle des Kritikers treten, um dem Leser, der auf die Farbe verzichten muß, eine erschöpfende Vorstellung von dem wunderbaren Gemälde zu machen.

Ist die Feder doch nicht einmal im Stande, den vielseitigen Reiz des Lichtes, die mannichfaltigen Beleuchtungseffekte in Worten wiederzugeben. Während die Maler der klassischen Zeit, im Bewußtsein der Unzulänglichkeit ihrer technischen Mittel, geschickt die Lichtquellen zu verdecken wußten und sich auf die Wiedergabe der Wirkung beschränkten, geht Menzel kühn allen Schwierigkeiten entgegen, um sie glänzend zu überwinden. Zwar widerstreben auch seiner virtuosen Technik noch die zähen, undurchsichtigen Farbenpigmente. Wenn man aber eine künstliche Beleuchtung zu Hilfe nimmt, welche in diesem Falle gestattet ist, da der Maler sein Bild bei Licht und für das Licht gedacht hat, und das durch einen Reflektor noch konzentrirte Licht einer Lampe voll auf die Leinwand fallen läßt, so nimmt das gemalte Licht das Leben und die Bewegung des wirklichen an und steigert sich, ein wahres Wunder der Kunst, auch zum vollen Effekte des wirklichen Kerzenlichts. Damit hat der geniale Meister ein technisches Problem gelöst, an dem sich Jahrhunderte vergeblich abgemüht haben.

Berlin. Adolf Rosenberg

Ein Kapitel aus der Eßkunst.

Es gibt keine Rangstufe unter den Sinnen, und der Genuß, den ein gut gewähltes, wohl zubereitetes und anmuthig geordnetes Mahl gewährt, ist ebenso vornehm wie der, welchen wir vor einem schönen Gemälde, einem gelungenen Werke der Skulptur, einer Mozart'schen Oper oder einem Drama Goethe's, Schiller's oder Shakespeare's empfinden. Auch die Kunst, zu essen, gehört in die Aesthetik, auch der Chef einer Küche kann ein Genie, ein Meister von Gottes Gnaden sein, der trotz der Vergänglichkeit seiner Schöpfungen unsterblich fortzuleben verdient, und der junge Diplomat in Busch's „Graf Bismarck und seine Leute", der die Menus seines Gesandten sorgfältig aufhob und in zwei sauber ausgestatteten Bänden der Nachwelt aufbewahrte, sich auch, wie zu vermuthen, in stillen Stunden weihevoll in ihren Inhalt versenkte, war mit Nichten eine lächerliche Figur. Die Gastronomie ist mindestens so viel werth wie die Astronomie. „Ich halte die Erfindung eines neuen Gerichts, das uns bei Appetit bleiben läßt und unsere Genüsse vermehrt," so äußerte sich der Präsident Henrion de Pansey einst gegen Laplace, „für ein weit wichtigeres Ereigniß als die Entdeckung eines neuen Gestirns; denn deren sieht man immer genug. Und ich werde," so fuhr dieser würdige Rechtsgelehrte fort, „die Wissenschaften so lange nicht für hinreichend geehrt und genügend vertreten betrachten, als ich in der Akademie der Wissenschaften den Koch vermisse."

Wir haben im Vorstehenden die Ansicht ganz kluger und durchaus nicht blos im Sinnlichen aufgehender Leute vor uns. Es fällt uns schwer, ihnen durchweg beizustimmen, wohl aber sind wir der Meinung, daß ihren Behauptungen Wahres zu Grunde liegt, und daß der Fehler ihrer Aeußerungen nur in der Uebertreibung besteht, zu der sie sich, wenn nicht am Ende ein leiser Ton von Ironie in ihren Worten durchklingt, durch Unmuth über die häufig zu hörende Geringschätzung des Geschmackssinnes und der seine feineren Bedürfnisse befriedigenden Dinge und Menschen hinreißen ließen. Ohne Weiteres unterschreiben wir den Ausspruch Larochefoucauld's, den Herr von Malortie seinem neuesten Werke*), durch das wir zu diesen Betrachtungen veranlaßt wurden, zum Motto gegeben hat: „Essen ist eine Nothwendigkeit, aber zu essen verstehen, ist eine Kunst", und ebenso scheinen uns die Aphorismen, die Brillat-Savarin, der Großmeister der Gastrosophen, zu Anfang seines unsterblichen Buches über die Tafelgenüsse**) uns an's Herz legt, Axiome zu sein, die unanfechtbar sind. „Die Welt ist nichts ohne das Leben, und alles, was lebt, nährt sich. Die Thiere fressen, der Mensch ißt, der gebildete Mensch ißt mit Bewußtsein. Sage mir, was du issest, und ich will dir sagen, was du bist."

Der Geschmack ist nicht so begabt wie das Gehör, welches verschiedene Töne zu gleicher Zeit zu vernehmen vermag, während jener in seiner Thätigkeit einfach ist. Aber er kann verdoppelt und selbst vervielfältigt werden. Denn man kann bei demselben Bissen oder demselben Schlucke nach und nach ein zweites und ein drittes Gefühl empfinden, das wir den Nachgeschmack oder

---

*) Das Menu. Eine kulinarische Studie von Ernst von Malortie. Hannover, Klindworth's Verlag. 1878.

**) Physiologie des Geschmacks. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von C. Vogt. Braunschweig, Vieweg, 1866.

die Blume nennen — ein Vorgang, ganz ähnlich dem, wo ein geübtes Ohr beim Anschlagen eines Haupttones noch eine oder mehrere Reihen von Nebentönen hört. Schnellesser unterscheiden die Eindrücke des zweiten Grades nicht. Diese Letzteren erfreuen einzig und allein den kleinen Kreis der Auserwählten, die vermöge dieser Eindrücke die verschiedenen Substanzen, welche ihrer Untersuchung unterworfen und ihrer Genußfähigkeit dargeboten werden, nach der Reihenfolge ihrer Vorzüglichkeit klassifiziren können. Jene flüchtigen Nuancen wirken noch lange in den Organen des Geschmacks, die, beiläufig gesagt, in den hinteren Theilen der Zunge und des Gaumens ihren Sitz haben, wie ausklingende Töne nach, und unwillkürlich nehmen die Feinschmecker — denn von denen reden wir — dabei eine nachdenkliche Stellung an, bis sie mit vorgestrecktem Halse, die Nase im Winde, ihr Urtheil verkünden.

Wie weit es Manche in der Ausbildung ihres Schmeckvermögens gebracht haben, lehrt die Geschichte der Gastronomie. Römische Feinschmecker wußten einzig mit Hilfe von Zunge und Gaumen die zwischen den Tiberbrücken gefangenen Fische von denen zu unterscheiden, die von weiter stromabwärts stammten. Heutzutage gibt es Leute, die an dem besondern Geschmacke das Bein erkennen, auf welchem das Feldhuhn im Schlafe ruhte. „Schade, Exzellenz,“ sagte Talleyrand eines Tages zu Cambacères beim Verspeisen eines Rebhuhnes, „es wäre vortrefflich, wenn man es nicht in schlechter Gesellschaft gebraten hätte.“ Genaue Nachforschung in der Küche führte dann zu der Entdeckung, daß der Koch zu gleicher Zeit für die Dienerschaft eine Hammelkeule an den Spieß gesteckt hatte. Wie weit endlich die wunderbare, fast an Allwissenheit grenzende Genauigkeit Mancher in der Beurtheilung der Herkunft und des Jahrgangs der ihrer Prüfung unterworfenen Weine geht, ist allen, welche sich mit dieser Wissenschaft vertraut zu machen versucht haben, zur Genüge bekannt.

Die Feinschmeckerei hat nichts mit der Gierigkeit und Gefräßigkeit gemein. Die Verfasser von Wörterbüchern, welche sie mit diesen Lastern zusammenstellen, mögen ganz achtbare Leute sein, stehen aber gleichwohl tief unter jenen liebenswürdigen Gelehrten, welche einem getrüffelten Truthahn oder einem wohlgebratenen Fasan in Begleitung von Sauerkraut à la Rothschild die ihm gebührende Ehre mit Grazie widerfahren lassen, um ihn darauf, den kleinen Finger der das Glas haltenden Hand in die Höhe gestreckt, mit einem Schlucke Château Lafitte oder Clos-Vougeot von der Stelle des Genusses in den Magen zu befördern. Die Bruderschaft der Gastrosophen ist eine Feindin aller Ausartung bei Tafel: wer sich betrinkt oder sich eine Unverdaulichkeit zuzieht, wird von der Liste gestrichen. Die Feinschmeckerei der echten Art ist als Gefühl eine innige, aber leidenschaftslose, eine überlegte und gewohnheitsmäßige Vorliebe für die Gegenstände, welche dem Geschmackssinne wohlthun, und in ihrer Entwickelung zur Kunst oder, wenn man will, zur Wissenschaft die Fähigkeit, sich diese Gegenstände in höchster Vollkommenheit zu verschaffen und sie sich in der Weise zu gruppiren, daß keiner den Genuß des andern beeinträchtigt. Sie ordnet daher mit Einsicht, läßt mit Kenntniß ausführen, kostet mit Energie und urtheilt mit Tiefe des Verständnisses — herrliche Eigenschaften, deren Gesammtheit „man wohl zum Range einer Tugend erheben könnte, die jedenfalls aber eine Quelle hochedler Genüsse ist“.

So ungefähr urtheilt Brillat-Savarin, und mag man dieser Aeußerung beipflichten oder nicht, wir werden ihm wenigstens einen Theil der weiteren Behauptungen zugestehen müssen, mit denen er die Feinschmeckerei charakterisirt.

In physischer Hinsicht ist sie das Ergebniß des vollkommen gesunden Zustandes der zur Ernährung dienenden Organe. Vom Standpunkte der Moral betrachtet, darf sie als eine Spielart der Frömmigkeit und Gottesfurcht bezeichnet werden; denn sie ist Unterwerfung unter die Befehle des Schöpfers, der uns anwies, zu essen, um zu leben, uns zum Essen durch den Appetit einladet, uns durch den Geschmackssinn in der Erfüllung jener Pflicht gegen uns selbst stärkt und uns durch den Genuß, den die guten Dinge dieser Erde gewähren, dafür belohnt, daß wir pflichtgetreu handeln. Wem das nicht einleuchtet, den weisen wir darauf hin, daß zu allen Zeiten Klöster und Prälatenküchen die Stätten waren, wo man sich unserer Kunst mit besonderem Eifer befleißigte und mit ihr die besten Resultate zu erzielen verstand.

Werfen wir ferner unsere Blicke auf das Gebiet der Volkswirthschaft und der Finanzen, so ist die Kunst, gut zu essen, das Band, das die Völker durch wechselseitigen Austausch der zum täglichen Verbrauch seiner Küchen und Keller nöthigen Dinge einigt. „Ein ächter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern", und umgekehrt: der Pariser redet noch immer von Revanche für 1870, aber unsere Spreekrebse und die schönen Wildbraten Süddeutschland's schließt er von seiner Abneigung gegen den bösen Nachbar verständigerweise aus. Der Champagner, die Gewächse der rheinischen und burgundischen Rebenhügel, die Delikatessen der Meerestiefe, Austern, Hummern, Caviar, die Trüffeln, die Gewürze reisen, sich kreuzend, von Zone zu Zone. Die Feinschmeckerei erhält den Wetteifer einer großen Anzahl von Jägern, Fischern, Winzern und Gärtnern, sie beschäftigt Tausende von Köchen und Zuckerbäckern, von denen wieder andere Arbeiter abhängen, und verursacht auf diese Weise den Umlauf von Werthen, deren Bewegung und Umfang sich schwer berechnen läßt. Sie eröffnet den Finanzen der verschiedenen Länder sehr bedeutende Hilfsquellen, und es gibt keine Staatskasse, die in der Feinschmeckerei nicht eine ihrer Hauptstützen zu schätzen hätte.

Unsere Kunst oder Wissenschaft ist aber auch eins der stärksten gesellschaftlichen Bande; sie breitet täglich jenen geselligen Geist aus, der die verschiedenen Stände mit einander vereinigt und verschmilzt, die Ecken der herkömmlichen Ungleichheit abschleift und der Unterhaltung natürlichen Fluß verleiht. Sie ist der Grund der Anstrengungen, die jeder Gastgeber machen soll, um seine Gäste gut zu empfangen, sowie des dankbaren Gefühls der Gäste, wenn sie bemerken, daß man sich wissenschaftlich mit ihnen beschäftigt hat. „Ewiger Schimpf," so unterbricht unser weiser Franzose entrüstet seine Darlegung — „ewiger Schimpf jenen brutalen Fressern, die mit strafwürdiger Gleichgiltigkeit die ausgezeichnetsten Bissen hinunterschlingen und mit verdammenswerther Zerstreutheit den klaren duftigen Nektar hintergießen!"

Die Feinschmeckerei befördert endlich, um andere ihrer löblichen Eigenschaften zu verschweigen, die neben ihr hergehenden Wissenschaften und Künste. Welche Erfolge sie die Diplomaten erringen ließ, ist dadurch bezeugt, daß die Küchen und Keller der auswärtigen Aemter und Gesandtschaften nächst denen der Bischöfe und Aebte in der Regel am besten bestellt sind. Wie gern Schopenhauer gut speiste, ist bekannt, und zweifelsohne ist der große Grundgedanke seines Systems, daß die Welt böse und werth ist, zu Nichts zu werden, ihm bei einem sumptuösen Diner mit Sekt wo nicht gekommen, doch durch ein solches oder eine Reihenfolge von solchen zu der Vollkommenheit gediehen, welche seine Verehrer bewundern. Ein rechter Philolog mußte auf einer rheinischen Universität — oder war's auch am Neckar so? — nothwendig der

Gastronomie huldigen. Daß Horaz und Hafis bei Wasser und Kommißbrot nicht so gedichtet hätten, wie sie dichteten, steht außer Frage. Am stärksten aber scheint auserwähltes Essen und Trinken auf die musikalische Produktivität zu wirken. Wir denken dabei an die Methode des Austernessens, welche der berühmte Komponist Nicolo in seinen Mußestunden erfand, und an den Salat à la Rossini. Nicolo, ebenso groß als Gourmand wie als Tondichter, verbrachte sein Leben zwischen seinem Piano und seiner Bratpfanne, jenem himmlische Tonverbindungen, dieser paradiesische Duftströme entlockend. Das Genialste aber vielleicht, was er mit beiden Instrumenten leistete, geschah durch die Weise, in der er sich seine Maccaroni präparirte. Er füllte — natürlich mit eigener Hand — jede Röhre mit Rindsmark, Gänseleber, feingewiegtem Wildpret, gehobelten Trüffeln und zerschnittenen Austern, feuchtete das Ganze mit dem Saft der letzteren an und ließ es über dem Feuer aufwallen. Von diesem Gerichte pflegte er mit der linken Hand über den Augen zu essen, damit die Meditationen, zu denen es ihn anregte, nicht gestört würden, und mit großer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß seine besten Leistungen auf dem Gebiete der Musik Töchter solcher beschaulichen Stunden sind. Ein ähnlicher Zusammenhang zwischen feinschmeckerischer und musikalischer Schöpferthätigkeit wird in Betreff der Stimmung obgewaltet haben, in welcher Rossini seinen berühmten Salat erfand, um, wie wir vermuthen dürfen, unmittelbar nachher die ersten Noten des „Barbier von Sevilla" oder des „Wilhelm Tell" vor sich hin zu summen. Wir wissen diesen Zusammenhang nicht zu erklären, der Salat des Schwans von Pesaro aber — den dieser, nebenbei bemerkt, zum ersten Male beim Fürsten von Talleyrand in die Oeffentlichkeit gelangen ließ — wird folgendermaßen bereitet. Man nehme weiße piemontesische Trüffeln, eine noch halb grüne Zitrone und das feinste Oel der Provence. Die Trüffeln werden zu dünnen Scheibchen gehobelt, deren kräftiger Duft, ein wenig an Knoblauch erinnernd, sofort das ganze Gemach erfüllt, die Zitrone, der Längenachse nach zerschnitten, muß ihren Saft bis auf den letzten Tropfen dazu spenden, und ein Guß aus dem Oelfläschchen gibt dem königlichen Salat mit seinem milden Fruchtgeschmack die letzte Weihe. Selbst die Engel beneiden — so versichern Kenner, die, vom Dufte dieses Gerichts verzückt, Visionen bekamen — die Menschen um diesen Salat und trauern, daß die Bewohner des Himmels nicht essen.

Hiernach sind gastronomische Kenntnisse allen Menschen nöthig, welche die Summe des Vergnügens, das die Seele erhebt, zu vermehren streben, die Nützlichkeit dieses Wissens nimmt zu im Verhältniß zu dem Range, den man in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt, und dasselbe ist ein ganz unumgängliches Erforderniß für diejenigen Reichen, welche viele Gäste bei sich empfangen, gleichviel ob sie ihrer Stellung halber repräsentiren müssen oder ihrer gastfreundlichen Neigung folgen.

So aber muß es Wunder nehmen, daß die Weissagung Brillat-Savarin's, der vor länger als einem halben Jahrhunderte prophezeite, „innerhalb weniger Jahre werde die Gastronomie ohne Zweifel ihre Akademiker, ihre Vorlesungen, ihre Professoren und Preisvertheilungen haben", sich noch nicht erfüllt hat. Der phantasiereiche Mann hatte sich die Entwickelung der Sache ganz deutlich vergegenwärtigt. „Zuerst wird," so schreibt er, „ein reicher und eifriger Gastronom periodische Versammlungen zu sich berufen, wo die gelehrtesten Theoretiker sich mit den Künstlern (den Köchen, sagt der Laie) vereinigen werden, um die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft nach ihrer Beziehung zur

Wissenschaft vom Essen zu besprechen. Dann wird — denn dies ist die Geschichte aller Akademieen — die Regierung sich mit der Sache befassen, reglementiren, protegiren, einrichten und so die Gelegenheit beim Schopfe ergreifen, um dem Volke eine Entschädigung zu bieten für alle Waisen, welche die Kanone gemacht, und für alle Ariadnen, denen der Generalmarsch Thränen entlockt hat. Glücklich der Minister, der seinen Namen durch ein so nöthiges Institut verherrlicht! Durch alle Zeiten hindurch wird dieser Name neben Noah, Bacchus, Triptolemus und anderen Wohlthätern der Menschheit genannt werden; unter den Ministern wird er sein, was Heinrich der Vierte unter den Königen ist, und sein Lob wird in Aller Munde leben, wenn auch kein Reglement dies vorschreibt."

Diese Prophezeiung wartet also noch auf ihre Erfüllung. Dagegen ist der stille Bund der Gastronomen seitdem in anderer Weise thätig gewesen mit Rührlöffel, Bratspieß und Kasserolle und kaum minder mit der Feder. Ein paar Dutzend Kochbücher, zahlreiche Abhandlungen über einzelne Materien der Wissenschaft vom Essen haben seit Brillat-Savarin's Tagen das Licht der Welt erblickt und der Welt ihrerseits Licht gespendet, wir haben internationale Ausstellungen von Erzeugnissen der Eßkunst erlebt, und in Kurzem wird, wenn wir recht hörten, in Leipzig bei unserem alten Freunde Weber sogar ein Lexikon der Gastronomie erscheinen, von dem Gutes zu hoffen ist.*) Als einen besonders werthvollen Beitrag zu den Schätzen dieser Literatur haben wir endlich die Arbeit des Herrn von Malortie, ehemaligen Hofmarschalls des Königs von Hannover, die wir in der ersten Anmerkung zu diesem Artikel namhaft machten, zu begrüßen. Diese „kulinarische Studie" ist allerdings nur für sehr reiche Häuser von praktischer Bedeutung, und andere Leute werden wohlthun, sich nicht in die Fülle des in ihr Gebotenen zu vertiefen, da ihnen in diesem Falle das Wasser zwecklos im Munde zusammenlaufen würde. Für jene aber ist das Buch so lehrreich, daß es sich in dieser Beziehung der Vollkommenheit nähert, und so wollen wir es von vornherein als in seiner Art epochemachend empfohlen haben.

Wir besitzen für Bereitung und Anordnung eines Diners in vornehmen Privathäusern vortreffliche Anleitungen in Kochbüchern und anderen Schriften. In den meisten derselben fehlen aber die Grundregeln und Rathschläge für den Entwurf des Menu, welches die Zahl und die Aufeinanderfolge der Gerichte vorschreibt. Diese Lücke auszufüllen, und zwar unter Verweisung auf eine imponirende Sammlung von Menus, aus denen man bei der Vorbereitung auf ein Gastmahl wählen kann, war hier die Hauptabsicht des Verfassers, der sich in allen Theilen seines Werkes als Autorität bewährt. Zunächst ist dies in der gründlichen Anleitung zum Serviren der Fall, die er seinen Menus vorausschickt. Wir entnehmen derselben Folgendes.

Es gibt in Betreff des Servirens vornehmer Diners gegenwärtig nur zwei Methoden, die französische und die russische. Die nach der ersteren geordneten Gastmahle bestehen aus drei Gängen. Der erste umfaßt alle Gerichte von den Suppen bis zu den Schüsseln, die dem Braten unmittelbar vorangehen. Letztere oder die Braten selbst beginnen den zweiten Gang, der mit Einschluß der süßen Entremets und Relevés alles in sich begreift, was die Küche liefert, und an den sich die table de côté mit den Gemüsen und das Buffet mit den grosses pièces de boucherie anschließen. In den genannten beiden

*) Es ist inzwischen, zwei starke Bände umfassend, erschienen. D. Red.

Hauptabtheilungen müssen die derselben Folge angehörenden Schüsseln immer parallel einander gegenüber symmetrisch auf den Tisch gesetzt werden. Der dritte Gang, welcher von der Konditorei geliefert wird, enthält das Eis, die Bonbons, die Früchte, kurz alles, was man Dessert nennt. Der erste wird aufgetragen, bevor die Gäste sich setzen. Für ihn wie für den zweiten gilt die Regel, daß jeder Gang so viel Gerichte zählen muß als der andere, da es die Symmetrie der Tafel stören würde, wenn die Schüsselreihen in ungleicher Zahl folgten. Was Malortie an dieser Weise zu serviren mit Recht tadelt, ist, daß die aufgestellten Gerichte, welche zuletzt zerlegt werden, nicht warm genug bleiben, um ihren vollen Wohlgeschmack zu behalten. Zwar kann man diesem Uebelstande dadurch einigermaßen abhelfen, daß man die Schüsseln auf der Tafel auf Wärmer setzt und mit Glocken bedeckt, aber auch diesem Verfahren gegenüber erscheint die russische Methode als die vorzüglichere.

Nach dieser, die jetzt fast überall eingeführt ist, werden die Gerichte der beiden ersten Gänge nicht auf die Tafel gestellt, sondern in der Küche, soweit es erforderlich, zerlegt, nach der Reihe angerichtet und sofort den Gästen dargeboten. Manche wollen an diesem Verfahren aussetzen, daß nach ihm die Tafel ein weniger elegantes Aussehen habe, allein diesem Vorwurfe muß entschieden widersprochen werden; denn sehr richtig macht der Verfasser unserer Schrift darauf aufmerksam, daß eine Tafel sich durch geschmackvolle Auffsätze und durch Blumen schöner ausschmücken läßt, als durch Speisen, mögen dieselben auch noch so kunstvoll angerichtet sein; auch ist hier das Dessert als Hilfsmittel zur Hand, welches neben den anderen Dekorationen während der ganzen Dauer des Diners eine vortreffliche Tafelzierde abgibt.

Ein elegantes Diner verlangt, servire man nach welcher Methode man wolle, selbstverständlich aber bei Anwendung der russischen für den Platz jedes einzelnen Gastes ein Menu, das am besten auf starkes Glanzpapier in Oktavformat gedruckt, mit einem geschmackvollen Rande verziert und oben mit Wappen oder Chiffre des Gastgebers versehen wird.

In Deutschland besteht das Menu eines Diners gewöhnlich aus folgenden Theilen: Suppen, Hors d'oeuvres, Relevés de poissons, Relevés de boucherie, Entrées et hatelettes, Entrées froides, Entremets de légumes, Braten, Entremets sucrés, Butter und Käse, Eis, Dessert und Früchte. Indeß ist diese Reihenfolge nicht unveränderliche Regel. Man kann z. B. sehr wohl die Austern vor der Suppe und das Gemüse unmittelbar nach dem Braten serviren; doch eignen sich für den letzteren Fall nur die feineren jungen Gemüse und von den Kohlarten allein der Rosenkohl.

Die Zahl der Schüsseln für elegante Diners in Privathäusern beschränkt der Verfasser, indem er sich entschieden gegen die Ansicht erklärt, daß die Vortrefflichkeit eines Diners in der Menge der Speisen zu suchen sei, auf folgende: Eine bis zwei Suppen, ein Hors d'oeuvre, Fisch, die sogenannte Grosse-Pièce, eine bis zwei Entrées oder ebensoviele Entremets, eine kalte Speise, Braten, Kompote, Salat, eine süße Speise, Butter, Käse, Dessert. Die süßen Speisen, die dem Braten folgen, gehören der Küche an, sodaß Butter und Käse die Scheide zwischen den Gerichten dieser und denen der Konditorei bilden. Ungehörig ist es, wenn bei Gasthofsdiners der Pudding vor dem Braten und das Eis vor dem Käse gereicht wird. Auf luxuriöse Ausstattung des Desserts wird hier und da, namentlich in Frankreich und England, zu viel Werth gelegt, da nicht zu leugnen ist, daß viele von den hierbei figurirenden, mit großer

Kunstfertigkeit hergestellten Gegenstände das Schicksal von Schaugerichten haben, bewundert, aber nicht genossen zu werden.

In Betreff der zu den Speisen zu servirenden Weine empfiehlt Malortie nachstehende Eintheilung: „Nach der Suppe Sherry oder Madeira, zu den Austern, wenn sie nach der Suppe gereicht werden, englischer Porter. Dem Fische folge Chably oder moussirender Rheinwein. Bei der Grosse Pièce beginne man mit dem Einschenken feiner Bordeauxweine in zwei Sorten und steigender Güte und fahre damit fort bis zu Ende des Diners. Bei den Entrées servire man Chateau d'Yquem oder Haut Sauternes, bei der kalten Speise feinen Rheinwein, wie Steinberger oder Johannisberger, und nach ihr Punsch à la Romaine, beim Braten Champagner, bei Butter und Käse Portwein, mit dem auch Ale gegeben werden kann. Eis und Dessert begleiten passend süße Weine wie Muskat, Tokayer, Kapwein oder Lunel. Den Beschluß machen nach aufgehobenem Diner, zum Kaffee präsentirt, Liqueure in zwei bis drei Sorten, z. B. Curaçao, Chartreuse oder Benediktiner."

Der „Tischwein" — Bordeaux, Rheinwein oder Mosel — wird in Karaffen vor die Gäste hin gesetzt. Außer dem für diesen bestimmten Glase kann man neben jedes Kouvert Gläser für Schaum-, für Rheinweine und für Champagner stellen, da diese den Gästen eingeschenkt werden, muß sie aber sofort von der Tafel entfernen, wenn das Serviren des betreffenden Weines aufgehört hat. Die übrigen Weine werden jedem Gaste einzeln, wenn er auf Anfrage davon befohlen hat, in einem gefüllten Glase angeboten, das gleichermaßen wieder weggenommen wird, wenn das Nachschenken dieser Weinsorte nicht mehr stattfindet.

Keine zwei oder drei Autoritäten der Feinschmecker sind in Betreff des Moments einig, in welchem der Champagner bei Tafel zu erscheinen hat. Nach altem Glauben ließ man ihn erst beim Braten auftreten. Jetzt betrachten viele es als ausgemacht, daß er so früh als möglich zu serviren ist, da seine erheiternden Eigenschaften wesentlich dazu beitragen, die gute Laune der Gäste zu wecken. Dies ist anzuerkennen, indeß hat das darauf begründete Verfahren den Nachtheil, daß Champagnerliebhaber dann andere ihnen gebotene treffliche Weine ausschlagen, und daß der Champagnergenuß die rechte Würdigung dieser andern Sorten, namentlich der feinen Bordeauxweine, nicht gestattet. Der Champagner muß vor dem Gebrauch in Eis gestellt werden, süßer mit wenig Weingehalt vier, kräftiger ohne viel „Dose" (Liqueurzusatz) nur zwei Stunden. Die englische Sitte, ihn in Karaffen zu serviren, ist Thorheit, wie zu lange Eisung; denn jene übersieht, daß der Champagner nicht dazu geschaffen ist, getrunken zu werden, wenn er ausgeschäumt hat, und diese verwandelt ihn in geschmacklosen und dem Magen schädlichen Eisbrei. Endlich ist in Bezug auf die Champagnergläser der altmodischen Kegelform der Vorzug vor den jetzt vielfach üblichen flachen Schalen zu geben; denn bei jenen Spitzgläsern — die beiläufig keinen sehr großen Inhalt haben sollen, da das Eingeschenkte mit einem einzigen bedächtigen Zuge geleert werden muß, wenn es nicht an seinen Tugenden einbüßen soll — wird dem Emporsteigen der Bläschen eine besonders ausgedehnte Fläche innerer Wandung geboten, und so erfolgt das Schäumen der Kohlensäure hier stärker und dauernder als in jedem andern Glase.

Bei rothen Bordeauxweinen ist zu beobachten, daß sie eine gehörige, nach und nach eintretende und nicht zu starke Wärme bekommen, da Kälte bei ihnen das Bouquet unterdrückt und sie rauh auf der Zunge macht, zu viel Wärme aber den Wein matt und flach werden läßt. Die rechte Temperatur wird hier

im Winter dadurch erreicht, daß man die Flaschen etwa drei Stunden in ein geheiztes Zimmer, aber nicht unmittelbar neben den Ofen stellt. Besonders zu empfehlen ist ruhiges Einschenken der feinen abgelagerten Weine dieser Art; denn sonst theilt sich der Farbstoff derselben, der sich an den Wänden der Flasche angesetzt hat oder zu Boden gesunken ist, dem Weine wieder mit und läßt ihn an Wohlgeschmack verlieren. Die Rheinweine, sowie die weißen Bordeauxweine haben den besten Geschmack bei gewöhnlicher Kellertemperatur, die man ihnen im Sommer dadurch gibt, daß man die Flaschen im Zimmer auf Eis legt.

Nach dieser Anleitung folgen „Tablettes gastronomiques“ von Herrn Girot, vormaligem Mundkoch des Königs von Hannover, in denen eine Auswahl der für die feinere Tafel geeigneten Gerichte verzeichnet sind, und unter denen sich wahrhaft bezaubernde Dinge befinden. Als Anhang zu diesem Verzeichnisse beschenkt uns Herr Girot mit einer Anzahl von philosophischen Betrachtungen über gastronomische Themata, Küche und Koch, Menu, Speisesaal, Dessert, Kaffee u. dergl., die er nicht ohne gesunden Witz und zuweilen mit Schwung behandelt. Dann gelangen wir zu dem Hauptkapitel des Buches, der großen Sammlung von 374 Menus für Diners und 12 Buffetmenus. Derselben ist das russische Service zu Grunde gelegt, und der Verfasser hat sie nach Monaten geordnet, da die Jahreszeit einen Anhalt für die Eintheilung der Gerichte bietet. Ueberall begegnen wir hier den Ergebnissen gründlicher Sachkenntniß und reiflicher Erwägung. Sodann aber hat die Kollektion darin besonders praktischen Werth, daß die einzelnen Menus nicht erst für diese Arbeit verfaßt, sondern größtentheils bereits in herrschaftlichen Privathäusern ausgeführt worden sind, also wirklich stattgehabten Diners als Inhaltsverzeichnisse gedient haben.

Um dem Buche auch ein kulturgeschichtliches Interesse zu verleihen, läßt der Verfasser dem Hauptinhalte desselben eine lange Reihe historischer und anderer bemerkenswerther Speise- und Küchenzettel folgen. Die ältesten beziehen sich auf die Hofhaltung der welfischen Fürsten in Ravensburg und gehen bis auf das Jahr 1148 zurück. Die damalige Hofküche verarbeitete zu ihren Erzeugnissen u. A. Auerochsen, Steinböcke, Murmelthiere und Biber, ferner unter den Vögeln Schwäne und von Obst Kirschen, Birnen und „Epser“ (Aepfel). Unter den neueren heben wir den S. 202 mitgetheilten Küchenzettel hervor, den Friedrich der Große am 5. August 1786, also zwölf Tage vor seinem Tode, eigenhändig theils mit Zeichen seiner Zufriedenheit versah, theils korrigirte. Ferner die Liste der Delikatessen, mit denen Fürst Talleyrand einst den Kaiser Alexander von Rußland bewirthete, und die, obwohl sie als „Diner maigre“ bezeichnet ist, nicht weniger als 53 Nummern zählt, zu denen noch 48 Dessertschüsseln kommen. Endlich das Menu für das Galadiner, das den Mitgliedern des Berliner Kongresses im vorigen Jahre vom Kaiser gegeben wurde, und das große Reichsfischessen vom 29. November 1876.

Mehr in die Ethnographie gehört die Speisekarte eines Diners, das im Jahre 1877 bei einem wohlhabenden Chinesen stattfand. Es zählte neun große und acht kleine Gänge, und unter seinen Gerichten figurirten: Haifischflossen mit Krabbensauce, gebratene Taubeneier mit Pilzen, geschnittene Seeschnecken in Hühnersuppe mit Schinken, geschmorte Lilienwurzeln, in Butter gedämpfte Bambusschößlinge und — abscheulich! — Schnitten von abgekochtem Hammelfleisch in Schweinefett gebraten. Wohin das Festmahls-Menu der Vegetarianer gehört, das vom 18. September 1874 datirt und von Malortie

auf S. 235 mitgetheilt wird, wollen wir höflich verschweigen. Es lautet: „Linsensuppe mit Eiernocken, vegetarianisches Allerlei, statt in Fleischbrühe mit Schmalz und Butter gekocht, Kartoffel-Kroquettes, boshafter Weise in Form von Koteletten, Reispudding mit Sauce, grüne Bohnen mit Makkaroni, gelbe Erbsen mit Sauerkraut, Kunitzer Eierkuchen mit Kompote, Dessert und Früchte." Vor dem Festessen fand im großen Garten ein Kommers statt, bei welchem Milch der Stoff war, in dem man kneipte. Der Korrespondent, der bei dem Mahle zugegen war, aber nicht zu den Vegetarianern zählte, begab sich sofort, nachdem die Tafel aufgehoben worden, eilenden Fußes in das nächste Hotel, „um sich durch ein Beefsteak zu sammeln".

Wie unumgänglich es war, daß Malortie seine Menus in französischer Sprache mittheilte, erhellt aus den beiden deutsch abgefaßten Tischzetteln eines geselligen Vereins in Hannover, die wir auf S. 238 antreffen. Wer erriethe hier, daß „das Beste vom Ochsen" Filet, und daß „saures Gemüse" Salat sein soll? Und wer weiß, daß mit „Rosinen-Hüllkloß mit Glühtunke" ein ehrlicher Plumpudding gemeint ist?

Zum Schlusse des Buches serviert uns dessen Verfasser, gleichsam als Dessert zu den vorher bewältigten Gängen, unter der Rubrik „Aphorismen" allerlei Kleinigkeiten aus dem Gebiete des Essens und Trinkens. Wir wählen uns auch davon Einiges aus. Zunächst das Sprichwort: „Was ich esse, das habe ich auch — alles Uebrige ist nur Illusion." Dann ein paar Notizen über das, was gewisse berühmte Persönlichkeiten gern aßen und tranken. Karl der Zwölfte von Schweden, immer frugal, hatte nichts lieber auf dem Tische, als Brod mit frischer Butter. Lessing liebte die Linsen, Klopstock Trüffeln und Weintrauben (was vielen Leuten so geht), Schiller Schinken, Wieland Kuchen, Kant Linsen und Speck. Goethe trank mit Vorliebe Champagner (und verschmähte, wie wir hinzusetzen, in seinen alten Tagen auch den Burgunder nicht), Luther Torgauer Bier, Voltaire, Friedrich der Große und Napoleon waren leidenschaftliche Kaffeetrinker.

Nicht uninteressant sind endlich die drei kleinen Abschnitte über die drei Fragen: wann, wieviel und was alles die Menschheit ißt.

Der Herzog Ernst von Gotha, der in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges lebte, pflegte zwei Mal des Tages, nämlich 10¾ Uhr Morgens und 5¾ Uhr Abends zu speisen, der König Georg der Erste von England, der 1727 starb, dinirte um 2 Uhr, Katharina die Zweite und Kaiser Paul von Rußland hatten beide 1 Uhr zum Beginn des Diners festgesetzt, der Nachfolger des letzteren aber, Czar Alexander der Erste, nahm seine Hauptmahlzeit um 4 oder 5 Uhr Nachmittags ein. Der Doge von Venedig speiste Mittags 12 Uhr, wie jetzt die Bewohner von Batavia, der Capstadt und — Leipzig, soweit sie Geschäftsleute sind. Die vornehme Welt in England dinirte vor hundert Jahren um 4 Uhr und im neunzehnten Jahrhundert um 7 oder 8 Uhr. Fürst Bismarck pflegt um 5½ Uhr Nachmittags zu Tische zu gehen.

Nach der Berechnung eines englischen Arztes nimmt ein Mensch im Laufe von fünfzig Jahren zu sich: an Brod siebzig-, an Fleisch zwanzig- und an andern Speisen, Gemüse und dgl. etwa fünftausend Pfund, wozu noch zweiunddreißigtausend Liter Getränke kommen. Der deutsche Soldat hat bei seinem Quartiergeber Anspruch auf täglich 2 Pfund Brod, ½ Pfund Fleisch und 4 Pfund Kartoffeln (oder an Reis 120, an Graupen 150, an Hülsenfrüchten 300 Gramm), im Ganzen pro Tag auf 3 Pfund, 392 Gramm. Dies aber gibt in fünfzig Jahren 69 330½ Pfund.

Was manchen unserer Mitmenschen für Delikatesse gilt, ist erstaunlich. Der Bewohner von Feju hält gebackene Menschenlenden, der Wilde auf Sumatra gekochte Finger für die höchsten Leckerbissen. Der chinesische Gourmand begeistert sich, abgesehen von den oben angeführten Gaumenfreuden, für halbausgebrütete Eier, der Australier für Känguruschwänze, der Eskimo für Seehunds- und Walroßthran. In Neubraunschweig ißt man die Haut der Nase vom Elenthiere, in Birma geschmorte rothe Ameisen, in Rio Janeiro Affenrippen und Papageienpasteten, in Malabar Fledermäuse, in Westindien Ratten, im Westen Nordamerika's Stinkthiere und Präriewölfe, auf Ceylon Elephantenfüße. Dr. Shaw spricht lobend vom Wohlgeschmack des Löwenbratens, Dr. Darwin aß mit Passion Pumafleisch, Dr. Brown hält geschmolzenes Bärenfett für das beste Getränk, und aus Dr. Simmond's pikantem Buche „Gastronomische Literatur“, dem diese saftigen Notizen entlehnt sind, lernen wir, daß „nur Vorurtheile uns hindern, Alles zu essen“.

Wer weiß, was demzufolge einst alles noch geschieht! Und blicken wir in die Vergangenheit zurück, in die Zeit der Pfahlbauten und Kjökenmöddings, so war es gewiß keine gastronomisch angehauchte Gemüthsstimmung, welche die Menschheit zum ersten Male an die Verspeisung von Hummern, Seespinnen und Austern denken ließ. Hunger überwand den Ekel, den der Anblick dieser Thiere einflößen mußte, und Bravo! sagten Gaumen und Zunge dazu. Hunger ist also nicht blos der beste Koch, sondern auch der beste Entdecker für den Koch gewesen. Er und der Geschmackssinn haben der Kunst zu essen Dinge zugeführt, deren Güte kein Auge und kein anderer Sinn unter ihrer rauhen und unschönen Hülle zu erkennen vermocht hätte. Und so mag sich denn die Schlange in den Schwanz beißen: so wiederholen wir den Satz, mit dem wir begannen: „Es gibt keine Rangstufe unter den Sinnen“, doch cum grano salis. D. h. jeder Sinn ist gleich werthvoll und gleich edel auf dem Gebiete, für das er uns verliehen ist. ⊙

☛ Alle für die Grenzboten bestimmten Zuschriften, Manuskripte ꝛc. wolle man in Zukunft an die Verlagsbuchhandlung richten.

(Adresse: Leipzig, Königsstraße 18.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Ueber einige Mängel an unseren Parlamenten.

II.

Neben den im ersten Abschnitte dieser Betrachtungen hervorgehobenen Mängeln unseres parlamentarischen Lebens ist noch ein weiterer zu nennen, welchen der dort zitirte Zeitungsartikel nur kurz andeutete, der aber unserer Ansicht nach zu den bedenklichsten zählt und deshalb eingehendere Besprechung erfordert. Er besteht darin, daß unsere Parlamente von dem irrigen Glauben beherrscht oder mindestens stark beeinflußt werden, alle ihnen nahetretenden, namentlich aber die Verfassungsfragen ließen sich mit Anwendung formaler Regeln lösen, und daß nicht blos die Fortschrittspartei, sondern auch Führer der weiter rechts Stehenden von dem Bestreben geleitet werden, die Fülle und Mannichfaltigkeit unseres nationalen Lebens in ein todtes Buchstabenrecht hineinzubannen. Wir sehen, mit anderen Worten, die Jurisprudenz in den Reihen unserer liberalen Parteien und damit in den Verhandlungen des Reichstags und der Landtage eine zu breite Stelle einnehmen, in den Debatten macht sich ein Wesen geltend, das als Advokatengeist bezeichnet werden muß, und das erklärt sich zum Theil daraus, daß wir in unseren Parlamenten zu viel Juristen haben. „Unsere liberale Bewegung" — so äußerte sich vor einigen Jahren ein hannover'scher Politiker, selbst liberal und selbst Jurist, vertraulich — „ist in der Hauptsache das Herandrängen der Advokaten zu größerer Geltung." Er meinte die hannover'schen Advokaten, aber sollte das nicht auch von anderen gelten? Ein Blick auf die wichtige Rolle, welche dieser Stand in unserem öffentlichen Leben spielt, zeigt deutlich, daß dem in Deutschland allenthalben so ist.

Daß diese Erscheinung bei einigen von unseren Nachbarn, z. B. in Italien, wo die Minister gewohnt sind, dem Advokatengeist im Parlamente das Feld zu räumen, noch ärgere Folgen hat, als bei uns, ist kein Trost; denn es könnte unter einer weniger starken und standhaften Regierung, als die jetzige deutsche ist, auch bei uns so werden. Der „Rechtsstaat" aber, den ein großer Theil

unserer aus dem Richter- und Advokatenstande hervorgegangenen Volksvertreter mehr oder minder klar und mehr oder minder eingestandenermaßen im Auge hat, wäre als ein rein juristisch eingerichtetes, die Alleinherrschaft der Juristen darstellendes Gemeinwesen das gerade Gegentheil von dem, was die Befürworter desselben in den Parlamenten und in der Presse zu erstreben sich einreden oder vorgeben. Er wäre die Unfreiheit und die Lahmlegung aller der Mächte und Klassen im Staate, die in diesem neben dem Juristenstande existiren und zur Entwickelung und Geltendmachung ihrer Interessen so gut das Recht haben wie jener. Das Streben nach dem Rechts- oder richtiger dem Juristenstaate ist also um nichts besser und gerechter als das der Theologen nach einem Staate, in dem durchaus nach theologischen Gesichtspunkten regiert wird, als die Bemühungen Rom's, die Kirche zur Herrscherin auf politischem Gebiete zu erheben, als etwaige Absichten, einen Staat zu schaffen, in welchem der Feudalherr oder der Großkaufmann zu bestimmen hätte, was zu thun oder zu lassen.

Blicken wir auf die letzten anderthalb Jahrzehnte zurück, so sehen wir, daß die Anschauungen und das Verfahren des juristischen Elements in unseren Parlamenten nicht nur den Gang der Gesetzgebung zu sehr bestimmten, sondern auch indirekt hemmend und hindernd die Aktion des Staates nach außen hin beeinflußten, indem dieses Element die hier in Betracht kommenden Fragen und Verhältnisse vom privatrechtlichen Standpunkte aus beurtheilte und behandeln wollte.

Erinnern wir uns der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, wo nach der Meinung von herzoglichen Advokaten, welche den Minister spielten, nicht die preußische Armee, sondern das Augustenburgische Recht, d. h. ein altes olivengrünes Pergament, vor dem nicht einmal die Würmer Respekt gehabt, „die Düppelschanzen genommen hatte", und wo der preußischen Fortschrittspartei dieses Recht höher stand als das Recht Deutschland's auf Zusammenfassung seiner Kräfte. Denken wir daran zurück, wie es Maßregeln zur Zurückdrängung Rom's zu treffen galt, und wie dabei selbst nationalliberale Politiker*) sich sträubten, „mit dem zweiten Paragraphen des Jesuitengesetzes das Fundament des kaum betretenen deutschen Rechtsstaates zu durchbrechen". Entsinne man sich der Pedanterie, die sich gegen die Verlängerung des Provisoriums in den Reichslanden erklärte, weil sie der gesetzlichen Zwangsform Alles und Jedes unterwerfen wollte.

Vergegenwärtige man sich endlich die letzten Debatten der Kommission, die das Gesetz gegen die Umtriebe der Sozialdemokraten berieth. Einmüthig wurde hier anerkannt, daß dieselben eine schwere Gefahr heraufbeschworen hatten, und

---

*) Vgl. „Die Gegenwart", II. Band, Nr. 24, S. 2.

daß es dringend nothwendig, der Regierung, als der Wächterin aller höchsten Güter, Werkzeuge und Waffen zur Beseitigung dieser Gefahr zu schaffen; aber die Juristerei in der Versammlung schüttelte den Kopf, sah in ihren grauen Schulkategorieen nach und stemmte sich nach Kräften gegen die Vorschläge der Regierung, weil sie ein „Ausnahmegesetz" vor den Forderungen des „gemeinen Rechts" nicht gutheißen konnte. Und als die Reden, die dies betont, endlich schwiegen, gab es andere wichtige Bedenken. Die Welt wußte aus der Geschichte und aus dem Munde der betreffenden Revolutionäre selbst ganz genau, was sozialistisch und kommunistisch sei. Aber die Jurisprudenz vermochte es in ihrem Herbarium getrockneter Begriffe nicht eher unterzubringen, als bis es definirt war. Als ob es nicht tausend Dinge gäbe, die sich nicht so klar und ganz in Definitionen und Formeln ausdrücken lassen, als sie im Gefühl und Bewußtsein der Menschen ruhen, als ob man bei einer Regierung, die sich mit der Freiheit und Ordnung identifizirt hatte, jene Klarheit nicht in besonderem Maße hätte voraussetzen können, und als ob die Juristen bei ihren Definitionen nicht genöthigt gewesen wären, das, was an ihren logischen Schöpfungen Fleisch und Blut hatte, ebenfalls aus dem Gefühl und Bewußtsein zu entnehmen, das aus der Erfahrung hervorgegangen war. Die höchste Vehemenz endlich entwickelte die Juristerei bei dieser Sache, als die Rekursinstanz in Frage kam. Bundesrecht, Partikularrecht, Strafrecht und Zivilrecht zogen in langer Prozession über die Bühne, und die Fortschrittspartei gerieth in einen juristischen Eifer, der sich in höchst komischem Sprunge sogar über eine ihrer Grundforderungen hinwegsetzte: sie, die alle politischen Verbrechen an die Geschworenengerichte, d. h. an Nichtjuristen, verwiesen wissen wollte, verlangte, daß die Rekursinstanz einzig aus richterlichen Beamten zusammengesetzt werde.

Wir sagen dazu: gewiß hat das Wort recht, welches behauptet „justitia est fundamentum regnorum". Das Recht ist der Grundstein des Staates. Das Schaffende und Lebende in demselben aber ist etwas Anderes, und die Rechts gelehrtheit hat nicht die Befugniß, sich als Fundament der Staaten zu betrachten. Das Schöpferische ist das gesammte nationale Leben, die Staatskunst gestaltet die Produkte desselben, und die Staatswissenschaft registrirt diese Gebilde und gruppirt sie in gesetzmäßiger Reihe.

Die Erscheinung, daß in unseren Parlamenten der gesetzgeberischen und richterlichen Thätigkeit zu hohe Bedeutung beigelegt wird, rührt übrigens, wie angedeutet, nicht blos von dem Umstande her, daß in ihnen das juristische Element überwiegt. Sie ist, wie Held*) bemerkt, ein Zug unserer Zeit, der

*) „Staat und Gesellschaft", III. Theil, S. 253 ff., wo das oben Folgende ausführlicher zu finden ist.

seinen Ausgangspunkt in Frankreich und zwar in der französischen Revolution hat, und als dessen Produkte die Theorieen von der Souveränetät des Gesetzes und des Richterstandes, die haarscharfe Trennung zwischen Gerechtigkeitspflege und Verwaltung, zwischen gesetzgebender und vollziehender Gewalt, die Masse der Kodifikationen, die leidenschaftliche Gesetzmacherei und die übergroße Bedeutung, die man dem Rechtsformalismus zuschreibt, zu betrachten sind. Schon Platon aber hat darauf hingewiesen, daß die Gesetze nicht das ganze Leben des Staates erschöpfen, und neuere Schriftsteller, darunter Doktrinäre vom reinsten Wasser wie Constant, haben, vielleicht unbewußt, dieselbe Ueberzeugung ausgesprochen. Ist das richtig, so kann es unmöglich eine nothwendige Eigenthümlichkeit unserer modernen Staaten sein, daß ihr ganzes Leben in der Anfertigung und Aufrechthaltung von Gesetzen verfließe. Der Unterschied der Gesetze und Rechtsansichten der zivilisirten Völker ist, wie Held bemerkt, ein geringer. Dies gilt auch von dem öffentlichen Rechte derselben, denn alle werden, wenn wir von Rußland absehen, vom Konstitutionalismus beherrscht. Dies alles hindert aber die Selbständigkeit der verschiedenen Staaten nicht, und so „muß die Eigenthümlichkeit der Völkerindividualitäten nicht sowohl an dem in Gesetzen formell hervortretenden Ausdruck ihrer Rechtsüberzeugung als vielmehr an der inneren Auffassung des Rechtsgedankens, an der Art und dem Maße seiner Bethätigung im ganzen Leben des Volkes, an seinen juristisch nicht formulirbaren Grundideen und an allen den vielen Dingen hängen, die gleichfalls nicht juristisch formulirt werden können, sich aber gerade an die tieferen nationalen Eigenthümlichkeiten anschließen, welche eben durch jene Grundideen hervorgerufen und dadurch innerlich bedeutungsvoll werden."

Eine große Masse von wichtigen Dingen entzieht sich gänzlich oder theilweise der Bestimmung durch Gesetze; denn im Staate muß Freiheit sein. Keine Tugend läßt sich gesetzlich vorschreiben oder gar erzwingen, jede ist Produkt der sittlichen Arbeit des betreffenden Individuums. Wie viel ließe sich wohl ohne die sittlichen Familienbande und ohne die damit zusammenhängende häusliche Erziehung durch Gesetze für Religiosität, Treue, Bescheidenheit, Charakterstärke, Barmherzigkeit und andere Seelenzierden wirken? Und wie weit käme der Staat mit den bloßen Gesetzen, wenn es seinen Angehörigen in kritischen Augenblicken an aufopferungsfähigem Patriotismus mangelte? Wie viel endlich ist gesetzlich aufgenöthigter Gemeinsinn werth? „Wehe dem Staate," ruft Held aus, „in welchem keine andere Gerechtigkeit und Pflichterfüllung wäre, als die durch die Gerichte vermittelbare, und wo die richterliche Entscheidung nur deshalb Autorität hätte, weil ihre Erfüllung erzwungen werden kann." ... „Der Freiheit der Individualität bleibt nicht nur nothwendig ein großes Gebiet, welches kein Gesetz zu berühren vermag, sondern auch ein außerordentlich

großer Spielraum in Bezug auf die Erfüllung des Gesetzes. Dies gilt namentlich von den Gesetzen nach der wahren Idee des konstitutionellen Staates, welcher mehr und Wichtigeres auf das Gewissen seiner Angehörigen stellt, bei der Ausübung des Gesetzgebungswerkes selbst die Geltendmachung des ganzen organischen Volkslebens beabsichtigt und eben deshalb dem Grundsatze der Transaktion huldigen muß" — eine Wahrheit, die Bismarck in den Worten: „Die Basis aller konstitutionellen Verfassung ist der Kompromiß", und die Odilon Barrot in dem Satze: „Les reformes ne sont que des transactions" ausgedrückt hat. Das Prinzip der Ausgleichung ist und war in allen Staaten der Träger derjenigen Bestandtheile, die in ihnen organisch waren, im Konstitutionalismus aber muß es seiner Idee nach für das ganze staatliche Leben als wirksam anerkannt werden.

„Den Gesetzen selbst," so fährt unser Autor fort, „würde alles höhere Leben fehlen, wenn sie allein das ganze Leben des Staates sein müßten. Denn sie würden den Menschen, statt ihn durch Gewährung einer von ihnen unberührt gelassenen Sphäre freizulassen, zum bloßen Sklaven einer Masse positiver Satzungen machen, weil sie der menschenwürdigen Sanktion und des Mittels einer organischen und darum sicheren Fortbildung entbehren müßten." Das wäre der sogenannte Rechtsstaat im Sinne der Extremen. Er wäre die in einem bestimmten Augenblicke sich vollendende und dann endgiltig feststehende Krystallisation des inneren höheren Lebens eines Volkes und somit gerade auf seiner höchsten Entwickelungsstufe die vollständigste Vernichtung der individuellen Freiheit und der persönlichen wie staatlichen Fortschrittsfähigkeit. Aber auch der milder gestaltete Rechtsstaat, den man als Vollendung des Konstitutionalismus preisen hört, und der die neben den Gesetzbauern bestehenden Faktoren des geselligen Lebens zwar nicht vom Staate ausschließt, aber die Forderung erhebt, daß sich dieses Leben nur um das Schaffen, Erfüllen und Erhalten von Gesetzen bewege, ist ein Unding. Man will damit, wie Held bemerkt, den konstitutionellen Staat zum Gegentheil des administrativen Polizeistaates gestalten, weshalb man sich bestrebt, Gesetzgebung und Justiz von der Verwaltung äußerlich vollkommen zu trennen und das Gebiet der ersteren in demselben Grade zu erweitern, wie man das der letzteren zu beschränken sucht. Darin aber mischt sich Wahres mit Falschem. „Denn nicht darin, wie ein Gesetz zu Stande gebracht werde, auch nicht in der Annahme einer für alle Gegenstände staatlicher Verfügung gleich vorzüglichen Eigenschaft der Gesetzesform liegt die Befriedigung aller Staatsbedürfnisse, sondern darin, daß diejenigen Dinge, welche unter den obwaltenden Verhältnissen ihrer inneren Natur nach zur Gesetzgebung und Rechtspflege gehören, nur dieser unterstellt werden, der Verwaltung aber diejenigen zufallen, welche aus denselben Gründen der

Gesetzgebung und Rechtspflege nicht überlassen werden können. Der Staat würde gleich leiden, ob das eine oder das andere Gebiet gegen die Natur der Sache erweitert oder eingeschränkt werden sollte."

Endlich gehört zu den Faktoren, durch die sich die Entwickelung der Staaten vollzieht, ganz wesentlich auch die providenzielle Einwirkung, der gegenüber jede menschliche Gesetzgebung unwirksam erscheint. Auf diesem Gebiet ist unzweifelhaft das Auftreten gewaltiger, durch Intelligenz und Charakterstärke gleich ausgezeichneter Persönlichkeiten oder die sonstige individuelle Eigenthümlichkeit derjenigen, welche durch Gesetz oder auf andere Weise an hervorragende und einflußreiche Stellen gerufen sind, eine der nächstliegenden, und zwar besteht das Providenzielle nicht in einer besonderen providenziellen Natur gewisser Menschen, sondern darin, daß stets den außerordentlichen Umständen entsprechende Menschen vorhanden sind. Durch den Konstitutionalismus soll die Bedeutung dieses Moments gänzlich hinweggefallen sein. Mit Recht aber erklärt Held diese Meinung für irrthümlich. Wahr ist nur, daß durch den Konstitutionalismus gewisse frühere rein persönliche Einwirkungen, und zwar nicht blos üble, sondern auch gute aufgehoben oder beschränkt worden sind. Falsch dagegen ist der Glaube, daß alle derartigen Einwirkungen durch den Konstitutionalismus abgethan sind oder abgethan werden können; denn es darf nicht übersehen werden, daß gerade durch die konstitutionellen Einrichtungen eine Menge anderer persönlicher Einwirkungen auf den Staat unvermeidlich geworden ist. ♣

Das technische Unterrichtswesen Preußen's.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat sich in zwei der letzten Sitzungen mit einer für die vaterländische Industrie äußerst wichtigen Angelegenheit, mit dem technischen Unterrichtswesen, eingehend beschäftigt und durch seine Beschlüsse ein Stück des künftigen Unterrichtsgesetzes gleichsam vorweggenommen. Drei Punkte waren es in der Hauptsache, um welche sich die Verhandlungen drehten: Der Uebergang des technischen Unterrichtswesens auf das Kultusministerium, die technische Hochschule zu Berlin und der Reformplan für die Gewerbeschulen unter Zugrundelegung der Wehrenpfennig'schen Denkschrift.

Der erste Punkt darf, obgleich es äußerlich nicht so scheint, nach Lage der Sache das meiste Interesse in Anspruch nehmen; er ist für alle Spezialfragen

von ausschlaggebender Bedeutung. Die Beschlüsse, welche sich auf ihn beziehen, sind folgende: 1. Unter Belassung der Navigations-, Steuermanns- und Schifferschulen bei dem Ministerium für Handel und Gewerbe der Uebertragung des gewerblichen Unterrichtswesens auf das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten in der von der Staatsregierung vorgeschlagenen Weise zuzustimmen. 2. Die Regierung bei Ueberweisung der technischen Unterrichtsanstalten an das Unterrichtsministerium aufzufordern, a) eine ständige Kommission, in welcher außer den Ministerien des Unterrichts, für Handel und Gewerbe und für öffentliche Arbeiten sachkundige Mitglieder, insbesondere aus dem Gewerbe- und Handwerkerstande vertreten sind, einzusetzen und dieselben bei der weiteren Entwickelung des technischen Schulwesens und bei wichtigen Fragen der Verwaltung, namentlich des Berechtigungswesens, zu hören; b) in Erwägung zu ziehen, ob es nicht zweckmäßig sei, eine organische Einrichtung (obersten Unterrichtsrath) zu schaffen, welche als berathende Behörde dem Unterrichtsministerium zur Seite zu stehen hätte, und über das Ergebniß der angestellten Erwägungen dem Landtage in der nächsten Session Mittheilung zu machen.

Der zweite Beschluß ist aus dem Gefühl hervorgegangen, daß die Uebertragung der rein technischen Anstalten an ein Ministerium, das vor allem sein Augenmerk auf die allgemeine Bildung zu richten habe und weder Kenntniß der gewerblichen Verhältnisse noch Verständniß für die Bedürfnisse der einzelnen Zweige des Gewerbes besitze, doch mancherlei Gefahren in sich schließe, und daß man durch eine derartige Uebertragung dem Gewerbe vielleicht eher schaden als nützen könne. Diese Befürchtung fand in dem Umstande eine Bestätigung, daß die gewerblichen Fortbildungsschulen, die seit mehreren Jahren unter dem Unterrichtsministerium stehen, ganz und gar darniederliegen, so sehr, daß die von dem Abgeordnetenhause dieser Schulgattung bewilligten Gelder keine Verwendung fanden, zurückgezogen und den landwirthschaftlichen Schulen zugewendet wurden. Freilich muß dieser Mißerfolg zum größten Theile der Lethargie der preußischen Städte in die Schuhe geschoben werden, die es nicht für nöthig fanden, gewerbliche Fortbildungsschulen in's Leben zu rufen. Die größten Bedenken aber konnten entstehen, als der landwirthschaftliche Minister sich mit aller Kraft dagegen sträubte, daß auch die ihm unterstellten landwirthschaftlichen Schulen auf das Unterrichtsministerium übertragen werden sollten. Die landwirthschaftlichen Schulen sind in Preußen ungemein rasch emporgeblüht, ein Zeugniß einerseits dafür, daß sie ein dringendes Bedürfniß befriedigen, andererseits, daß sie unter einer tüchtigen Oberleitung stehen. Und nun äußerte der landwirthschaftliche Minister auf den betreffenden Antrag: „Die landwirthschaftlichen Schulen ständen in unmittelbarer und engster Be-

ziehung mit der Landwirthschaft und seien auf Anregung aus diesen Kreisen hin entstanden; fortwährend liefen neue Anträge auf Vermehrung dieser Anstalten ein; wenn man hier das Kultusministerium entscheiden lassen wollte, so würde man an Stelle der Fachschulen einfache Bürger- oder Realschulen erhalten.“ Letzteres gilt nun aber in demselben Maße von den Baugewerken-, den Webe-, den bergmännischen und hüttenmännischen Schulen, den Fachschulen für Tischlerei, Buchbinderei ꝛc.

Trotz alledem war, nachdem das Handelsministerium getheilt war, und das gewerbliche Unterrichtswesen weder im Ministerium für Handel und Gewerbe noch in dem für öffentliche Arbeiten einen geeigneten Platz finden konnte, kein anderer Ausweg möglich, als es dem Unterrichtsministerium zu übertragen, wenn man nicht etwa ein eigenes Organ für die gewerblichen Angelegenheiten, ähnlich der württembergischen Zentralstelle für Handel und Gewerbe, schaffen und diesem auch die technischen Fachschulen übertragen wollte. Württemberg hat dieser Organisation eine Entwickelung des gewerblichen Unterrichts zu verdanken, hinter welcher diejenige des gesammten übrigen Deutschland mehr oder weniger weit zurückgeblieben ist: es verwendet für gewerblichen Unterricht jährlich 541 000 Mark, Preußen nur 1 761 000 Mark, während es nach dem Verhältniß der Einwohnerzahl rund 7 Millionen Mark dafür bewilligen müßte, wenn es mit Württemberg gleich stehen wollte.

Dieser Gefahr nun, daß die gewerbliche Bildung von Seiten des Kultusministers nicht die nöthige Förderung erfahren würde, sucht das Abgeordnetenhaus durch den Beschluß 2a, dem die Regierung bereitwillig ihre Zustimmung gab, vorzubeugen. Dem Minister tritt also eine berathende Fachkommission zur Seite, die ihren Einfluß nicht blos in Fragen der Organisation, sondern auch — was von großer Wichtigkeit ist — in Betreff der Verwaltung und des Berechtigungswesens geltend machen soll. Dies und der Umstand, daß die beiden Räthe des Handelsministeriums, Wehrenpfennig und Lüders, welche die Sache der gewerblichen Bildung energisch zu führen begonnen haben, zugleich mit ihrem Ressort in's Kultusministerium übergehen, kann vorläufig zur Beruhigung dienen. Das Weitere muß die Erfahrung lehren. Die Sache selbst wird man, nachdem man ihre Wichtigkeit einmal erkannt hat, gewiß nicht wieder aus den Augen verlieren. Wenn sich aber die neue Gestaltung bewähren sollte, so darf man wohl die weitere Hoffnung daran knüpfen, daß die Angelegenheiten der technischen Schulen im Unterrichtsministerium schließlich ein Gewicht erlangen werden, groß genug, um auch auf die Schulen der allgemeinen Bildung einen heilsamen Einfluß auszuüben.

Die umfangreiche Debatte über die Gewerbeschulen drehte sich fast ausschließlich um die „Gewerbeschule mit neunjährigem Kursus“, oder sagen wir

richtiger die Realschule 1. Ordnung ohne Latein, denn eine solche ist sie eigentlich. Das Interesse des Hauses richtete sich auf die Frage, ob für die technischen Beamten eine klassische Bildung gefordert werden solle, wie eine Petition der Berliner Techniker es wünschte, oder nicht, wie der Handelsminister es bereits angeordnet hatte. Die niederen Gewerbeschulen kamen so gut wie gar nicht zur Sprache, und doch sind sie wichtiger als die höheren. Auf diese, auf die kunstgewerblichen Schulen und auf die Fachschulen mit Lehrwerkstätten richten sich die Hoffnungen für die Zukunft unseres Gewerbes und unserer Industrie. Die Denkschrift des Ministeriums hat ihnen die eingehendste Erörterung geschenkt; im Abgeordnetenhause aber wies nur Miquèl mit Nachdruck auf die Handwerkerschulen hin. Wo soll die höhere technische Bildung denn auch Verwerthung finden, wenn das Handwerk und die Industrie darniederliegt, welche die Grundlage für den Wohlstand der Nation abgeben müssen? Das Haus beschloß übrigens, Techniker mit und ohne klassische Bildung in Staatsstellungen zuzulassen, sodaß also Gymnasium und Realschule 1. Ordnung mit und ohne Latein als Vorbereitungsanstalten für die höheren technischen Beamten gewählt werden können.

Auch der Organisationsplan der Regierung für die technische Hochschule in Berlin fand die Zustimmung des Abgeordnetenhauses. Danach wird die „Technische Hochschule" künftighin nach dem Prinzip der Fakultäten an den Universitäten eingerichtet sein. Sie wird fünf Abtheilungen, Fakultäten, enthalten und zwar für Architektur, Bau-Ingenieurwesen, Maschinenbau, Hüttenwesen, allgemeine mathematisch-physikalische Wissenschaften. Jeder Dozent wird nur einer dieser Abtheilungen angehören können, während sie früher in verschiedenen Abtheilungen zugleich lehrten. Die Leitung der Hochschule liegt in den Händen des Senats und des Rektors, die Leitung der Abtheilung führt ein Abtheilungs-Vorsteher, der von den Dozenten einer Abtheilung jährlich zu wählen ist, während der Rektor von den gesammten Abtheilungen gewählt wird. Der Senat besteht aus dem Rektor, seinem Vorgänger, den Abtheilungsvorstehern, je zwei Senatoren aus jeder Abtheilung und einem Syndikus der Regierung. Er bildet die Disziplinarbehörde für die Gesammtheit der Studirenden. Doch genug — man sieht, die äußere Organisation ist derjenigen der Universitäten nachgebildet. Die Regierung gedenkt die Polytechniken zu Hannover und Aachen baldigst in derselben Weise zu organisiren, so daß dann die preußischen Polytechniken sämmtlich derartige Hochschulen bilden werden. —

Im Zusammenhange mit dem Vorstehenden wollen wir es nicht unterlassen, des großen Fortschritts zu gedenken, den der preußische Minister für öffentliche Arbeiten jüngst in der glücklichen Lösung der Lehrlingsfrage, der technischen und sittlichen Erziehung der Arbeiter für die großen Industrieen,

gethan hat. Die Ritter des laisser aller waren dieser Frage gegenüber in der allergrößten Verlegenheit. Daß etwas geschehen müsse, wenn unsere Industrie nicht zu Grunde gehen sollte, sahen sie schließlich ein. Daß aber Staat und Kommune die Sache in die Hand zu nehmen hätten, das wollten sie nie begreifen. Der Minister hat nun durch seine „Grundzüge über die Art der Ausbildung von Handwerkslehrlingen in den Reparaturwerkstätten der Staatseisenbahnen“ angeordnet, daß im Anschluß an die Reparaturwerkstätten eigene Lehrwerkstätten eingerichtet werden, welche Lehrlingen in allen Arbeiten der Schlosserei und des Maschinenbaues eine gründliche technische Ausbildung geben sollen. Jede Werkstätte soll gegen 40 Lehrlinge mit vierjähriger Lehrzeit annehmen und sie die ersten Jahre in der Lehrwerkstätte und zuletzt nacheinander in allen Abtheilungen der Reparaturwerkstätte beschäftigen, so daß ihre Ausbildung eine möglichst vielseitige werden wird. Die Lehrlinge werden täglich 10 Stunden beschäftigt und erhalten wöchentlich zweimal Unterricht, der in die gewöhnliche Arbeitszeit verlegt wird. Die Lehrwerkstätte steht unter der Leitung eines tüchtigen, in seinem Fache vollkommen durchgebildeten und erfahrenen, charakterfesten und gebildeten Handwerksmeisters, des technischen Maschinenmeisters und einer Anzahl erprobter Gesellen; der Schulunterricht wird von einem Elementar-Lehrer und den technischen Beamten ertheilt. Die Lehrlinge müssen bei ihren Eltern wohnen oder in soliden Familien untergebracht sein, die Werkstättenverwaltung hat das Recht und die Pflicht, sich hiervon zu überzeugen. Nach Beendigung der Lehrzeit erhalten sie ein Zeugniß über Führung und Tüchtigkeit.

Aus dieser kurzen Skizzirung des Organisationsplans wird man sich ein ungefähres Bild von dieser für unsere Industrie — wie wir glauben — bahnbrechenden Schöpfung machen können. Aehnliche Lehrwerkstätten, wie hier für Maschinen- und Schlosserarbeiten, denkt der Minister auch für die Tischlerei zu schaffen. Der Erfolg kann nicht fehlen. Sind aber erst Erfolge vorhanden, so werden die Kommunen, in denen dies oder jenes Gewerbe ganz besonders heimisch ist, nicht säumen, dem Beispiele des Ministers Maybach zu folgen, und ebensowenig die Großindustriellen; unsere Industrie aber und unser Wohlstand werden die Wirkung davon bald spüren.

Leipzig, Ende Januar. N.

Rußland und die Russen.

Von H. v. Clausewitz.

I.

Von mehr als einer Seite ist die Bemerkung gemacht worden, daß seit dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges, wo die deutsche Presse mehr als sonst Gelegenheit hatte, sich mit Rußland und den Russen zu beschäftigen, gerade unter den großen liberalen Zeitungen Deutschland's sich eine systematische Abneigung, man möchte sagen Feindseligkeit gegen diesen Staat kundgegeben hat, welche im Grunde entschieden ungerechtfertigt ist.

Fragt man nach den Ursachen dieser Erscheinung, so stößt man — es ist nicht höflich, es zu sagen, aber „im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist" — auf eine große Unwissenheit in Bezug auf die jetzigen russischen Verhältnisse. Man sieht und hört Einrichtungen tadeln, die im heutigen Rußland entweder gar nicht mehr bestehen, oder im Verschwinden begriffen sind. Es werden Uebelstände hervorgehoben, welche mit dem Czar Nikolaus zugleich zu Grabe getragen worden sind. Wir sind es gewöhnt, über französische Zeitungen, ja Staatsmänner zu spotten, weil ihnen wichtige Thatsachen und Verhältnisse des deutschen Lebens unbekannt sind oder unter gänzlich falschem, verzerrtem Gesichtspunkt erscheinen; wenn man aber selbst in Rußland lange gelebt oder mit gebildeten, wohlunterrichteten Russen verkehrt hat, so findet man, daß die deutsche Presse vielfach gerade dieselben Sünden auf sich lädt.

Es liegt dem Verfasser dieser Zeilen fern, den Redaktionen jener Zeitungen gehässige Absichtlichkeit unterzuschieben. Aber es ist doch unleugbar, daß vielfach die Ansicht herrscht, als stände man noch dem Rußland der Jahre 1848—52 gegenüber. Diesem System gegenüber konnte in der Brust eines jeden Patrioten kein anderes Gefühl aufkommen als tödtlicher Haß, und nur Parteifanatiker, denen der Triumph ihrer Fraktion höher steht, als die Würde und das Glück ihres Vaterlandes, oder — beschränkte Köpfe, welche jenen nachbeten, können anders urtheilen. Das heutige Rußland aber, oder richtiger gesagt der jetzige Kaiser und derjenige Theil seiner Umgebung, welcher ehrlich und pflichttreu auf seine Intentionen eingeht, verdient die Sympathieen aller liberal gesinnten Männer Deutschland's, und diese zu kräftigen, ist die Absicht des Verfassers dieser Zeilen. Daß derselbe kein blinder Verehrer russischer Zustände ist, werden seine Ausführungen beweisen, um so eher darf er aber wohl auch hoffen, daß man ihn keines unberechtigten Optimismus zeiht, wo er Anerkennung aussprechen zu dürfen glaubt.

Als der „Golos" im Sommer vorigen Jahres unter dem Eindrucke der russischen Niederlagen die Worte aussprach: „Weder Frankreich noch England haben Rußland in der Krim besiegt, sondern seine eigene Verwaltung", wurde er deswegen mit Unterdrückung bestraft. Die Zeitung wurde auf einige Monate suspendirt. Wer daraus schließen wollte, daß der Ausspruch eine große Wahrheit enthalten, würde allerdings irren, aber er legte den Finger auf eine offene Wunde, und das schmerzt den Betroffenen und beweist mindestens das Vorhandensein einer wunden Stelle.

Weder 1855 noch 1877 hat die schlechte Verwaltung die Niederlagen Rußland's allein verschuldet, aber unstreitig war sie vorhanden. Will man jedoch gerecht sein, so muß man zugeben, daß kein Land der Welt, vielleicht Japan ausgenommen, in den letzten 20 Jahren so tiefgreifende Veränderungen durchgemacht hat, wie Rußland. Zwischen der Intendantur von 1855 und der von 1877 ist denn doch ein himmelweiter Unterschied, und die Armeeverpflegung ist doch nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der riesenhaften Verwaltungsmaschine des Achtzig-Millionenreiches. Während 1855 die Versetzung zweier russischer Regimenter in der Weise ausgeführt wurde, daß die Obersten derselben die Achselklappen und Nummernknöpfe abtrennen ließen und mit einander vertauschten, indem sie die Kosten des Garnisonwechsels einfach mit den betreffenden Finanzbeamten theilten, waren die 1877 vorgekommenen Unterschleife von der Art, wie sie bei jedem Kriege, in jeder Armee vorkommen können, welche ihre Verpflegung einseitig dem Lieferantensystem anheimstellt. Man denke doch an die ähnlichen Vorfälle in der französischen, österreichischen, amerikanischen, englischen Armee. Wenn die deutsche Heeresverwaltung in neuerer Zeit davon verschont geblieben ist, ähnliche trübe Erfahrungen in großem Maßstabe zu machen, so dankt sie dies weniger der außerordentlichen Biederkeit der deutschen Lieferanten, als einem besser eingerichteten System. Wie es früher bei uns damit bestellt war, darüber kann man sich leicht belehren bei zwei Militärs, denen eine gewisse Sachkenntniß hierin gewiß nicht abzusprechen ist: bei Friedrich dem Großen und bei Blücher.

Wie die Dinge aber einmal lagen, war es für die Mehrzahl eine ausgemachte Sache, daß letzten Sommer einmal wieder recht deutlich die „thönernen Füße des Kolosses" unter seinem Panzer sichtbar geworden waren. Die Ereignisse haben seitdem auch dieses Urtheil über einen Theil der russischen Verwaltung als ein leichtsinniges, vielfach als ein gehässiges erscheinen lassen. Als ein gehässiges erscheint es überall bei denjenigen Zeitungen, welche einen Widerruf der früher gemachten irrigen Angaben unterlassen oder nur beiläufig in möglichst verdeckter, harmloser Form bringen. Wir wollen hiervon nur ein einziges Beispiel anführen und keine Namen dabei nennen, denn es ist uns,

wie gesagt, durchaus nicht um eine verletzende Polemik, sondern lediglich um die Wahrheit zu thun. Bei Beginn des Balkanüberganges erzählte ein kritikloser Reporter, daß man Seitens der russischen Armeeverwaltung alles wohl vorbereitet, nur keine — Schlitten besorgt habe. Dieser Unsinn wurde ohne Weiteres, mit drastischen Anmerkungen begleitet, von zwei bedeutenden Blättern nachgedruckt, während andere, wie die „Magdeburger Zeitung“, sie mit einem ungläubigen relata refero einfach notirten. Bei einiger Ueberlegung mußte es auch jedem Nichtmilitär klar sein, daß eine solche Nachricht nur eine bösartige Ente, mindestens eine arge Uebertreibung sein konnte. Es ist ja denkbar, daß durch ein Versehen irgend eines der vier Korps, welche im Beginn des Januar gegen den Balkan vordrangen, nicht rechtzeitig mit Schlitten versehen worden wäre. Wenn man aber die Sache las, so wie sie theilweise den Lesern dargestellt wurde, so war die Armeeverwaltung geradezu als eine kopflose Horde hingestellt. Als nun später der Balkanübergang in der That mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten in einer Weise ausgeführt wurde, die von der allersorgfältigsten Vorbereitung von Seiten der Russen Zeugniß gab, da waren jene Zeitungen wohl ehrlich genug, diese Thatsache zu melden, von einer Berichtigung ihrer früheren falschen Angaben aber war Nichts zu lesen, während alle Umstände zu Gunsten der Türken sorglichst hervorgehoben wurden, und die Thatsache, daß neben einer völligen Entmuthigung der Türken auch eine ganz lüderliche Handhabung des Sicherheitsdienstes Platz gegriffen hatte, nur für den militärischen Leser zwischen den Zeilen zu lesen war. Dergleichen Beispiele könnten sofort vermehrt werden.

Sehen wir uns nun einmal den Revers der Medaille an, indem wir die Schwierigkeiten betrachten, welche sich im russischen Lande und Volke einer geordneten Verwaltung entgegenstellen. Wir werden dabei unsere Kenntnisse in Bezug auf unseren besten Nachbar — unter Blinden ist der Einäugige König — vermehren und gerechter urtheilen. Dem Verfasser stehen, außer seiner Kenntniß der Sprache und außer seinem langen Verkehr mit Russen in Rußland, besonders die Angaben zur Seite, welche Leroy-Beaulieu in einem großen Werke über Rußland veröffentlicht — seit 2 Jahren erscheinen Theile davon in der Revue des deux mondes — und welche auf langem und gewissenhaftem Studium an Ort und Stelle beruhen.

Geographie, Geschichte, die exzentrische Lage seiner Hauptstadt, seine enorme Größe bei verhältnißmäßig dünner Bevölkerung, scheinen Rußland gebieterisch auf Dezentralisation hinzuweisen. Dennoch finden wir kein Land, in welchem die Zentralisation energischer angestrebt und, soweit es seine Kräfte gestatten, durchgeführt würde. Dies Bestreben tritt hervor, seit Czar Iwan, genannt der Schreckliche, obwohl er in vieler Beziehung ein Wohlthäter seines Landes

war, die letzten Spuren der einst kräftigen Autonomie einzelner Stämme im Blute der Parteien erstickte. Damals vollzog sich in Rußland derselbe Prozeß, wie einst in Frankreich unter Chlodwig, dann unter Ludwig XI., später unter Richelieu: Zentralisation unter absoluter Herrschaft, ein Zustand, dem das alte deutsche Kaiserreich entging durch der einzelnen Stämme machtvolle Eigenart, ob zum Segen oder Unsegen seiner heutigen Fortentwickelung, wer kann es sagen? „Von Perm nach Tauris, vom finnischen eisesklaren Frost zum flammenheißen Kolchis, von des Kreml erschüttertem Wall bis hin nach China's ewig ragender Mauer" — so singt Puschkin, Rußland's Byron — „laufen alle Fäden des vielzungigen Riesenstaates in eine Hand, die des weißen Czaren an des Reiches äußerstem Ostrand." Kleine Bruchstücke, wie der Kaukasus, die Ostseeprovinzen, Finnland, die neueroberten Oasen der Turkomannenlande haben eine Art Autonomie aus verschiedenen Gründen und von gleich geringer Art, auch scheint sie keine Dauer zu versprechen. Weder die Entfernung, noch die geschichtliche Entwickelung, noch verzweifelungsvoller Widerstand, wie der Polen Jahrhunderte lange Kämpfe, haben das Schicksal geändert. Unerbittlich wird Alles unterworfen — dem Petersburger Beamtenthum.

Darüber kann keine Täuschung walten: viel weniger der Czar, als die Bureaukratie ist der eigentliche Herrscher des Landes, und sie war es in noch viel höherem Maße unter Nikolaus, der sich einbildete, der allmächtige Herrscher zu sein. Wohl haben die Reformen des jetzigen Kaisers weite Breschen in diese Bureaukratenherrschaft gelegt, aber noch steht sie fest und unerschüttert und wird noch manches Menschenalter überdauern, weil sie — ein nothwendiges Uebel ist. Bei ihrer gewaltsamen Vernichtung würde das Reich unausbleiblich eine Beute der Anarchie werden. Jetzt noch gipfelt Alles und Jedes in dem scheinbar unumgänglich nöthigen Entschluß des Kaisers. Die offiziellen Journale bringen jede Woche bunt durcheinander die wichtigsten und nichtigsten Kabinetsordres. Weil Alles durch diese erst in die Wirklichkeit tritt, erscheint auch Alles gleich wichtig. Nichts darf die Regierung übersehen, Nichts darf ihr entgehen. Das macht dem ungewohnten Auge des Fremden denn oftmals einen gar scurrilen Eindruck. „Seine Majestät haben geruht, die Errichtung von 4 Betten im Greisenhospital von Nisney-Nowgorod Seitens der Wittwe des hochseligen Steuerrathes Deuckselinski allerhöchst zu genehmigen. Seine Majestät haben geruht, den Abmarsch vom 3., 4. und 6. Armeekorps nach dem Kriegsschauplatz anzuordnen. Seine Majestät haben geruht, die Errichtung einer Sparkasse durch Hinterlegung von 2 Staatsschuldscheinen à 2000 Rubel, Serie A der 5prozentigen Anleihe vom Jahre 1871 zu genehmigen, welche der General Kasimir zum Besten mittelloser Beamtenkinder der Stadt Jakutsk zur Erinnerung an seine verewigte Tochter errichtet" — so heißt es da bunt

durcheinander. Beiläufig sind dergleichen milde Stiftungen als Mittel, sich in die allerhöchste Erinnerung zurückzurufen, sehr modern. Keine Angelegenheit ist so klein oder so groß, um dem freien Willen, der Anordnung einer Behörde oder Person selbständig überlassen zu werden. Unter Nikolaus war das, wie gesagt, noch schlimmer. Kein Schulhaus wurde gebaut, keine Kirche, Kapelle oder Votivtafel errichtet, zu der nicht das Modell aus Petersburg geliefert wurde. Am liebsten hätte man selbst Denkmäler und Statuen nach Fabrikmodell in Petersburg gefertigt. Unter Nikolaus gab es für jede Klasse von Gebäuden drei oder vier Modelle, eines davon mußte jeder Erbauer wählen. H. v. Molinari gibt hierüber in seinen „Briefen aus Rußland", 1860 bei Gelegenheit der Aufhebung der Leibeigenschaft geschrieben, allerlei ergötzliche Details.

Forscht man nach dem Grunde dieser außerordentlichen Erscheinung, so gewahrt man bald die zwingende Nothwendigkeit solcher Anordnungen. Während Westeuropa's Völker von innen heraus, von unten herauf in organischer Gliederung gewachsen sind, waren Rußland's Herrscher, seit sie den Wegen Peter's I. folgten, einer tabula rasa gegenüber. Keine Bedingung der Zivilisation Westeuropa's fanden sie in der Volksentwickelung vor. Vor allem war kein Material da, um Werkzeuge daraus zu schmieden. Keine Klasse des Volkes war im Stande, brauchbare Beamte zu liefern, und auch heute noch sind es immer nur Bruchtheile der an Zahl geringsten höheren Klassen, trotz der Arbeit von zweihundert Jahren. So langsam nur läßt die Entwickelung eines Volkes sich in andere als die natürlichen Bahnen lenken. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, die alte nationale Einrichtung der Wojewoden weiter zu entwickeln und auf diesem Grunde fortzubauen. Wer will das heute entscheiden, oder Peter I. und seiner genialen Frau und Tochter einen Vorwurf machen, daß sie es nicht versuchten? Ist nicht möglicherweise die wunderbar gleichmäßige Bodenbeschaffenheit des großen Reiches, das fast mit allen seinen Dependenzen der Tiefebnenformation angehört und so gut wie gar keine orographisch gegliederten Provinzen zeigt, eine stumme, aber unwiderstehliche Triebfeder dieser Zentralisation geworden?

Wie in vielen Beziehungen, so kontrastirt auch hierin das große russische Reich mit seinem Antagonisten, der Türkei. Nun sollte man denken, daß die unendliche Zahl der Völkerstämme, die das große Reich bilden, in sich selbst ein Heilmittel gegen diese alles verschlingende, jede eigenartige Entwickelung tödtende Gleichmäßigkeit bieten mußte. Aber hier trügt der Schein. Sieht man ab von den doch nur äußerlich anerzogenen Unterschieden der religiösen und kulturellen Entwickelung, so wird man im Grunde eine große Gleichförmigkeit im Charakter aller der Bewohner jener ungeheuren Tiefebene finden.

Und die Erleichterung der Verkehrsmittel, welche unser Jahrhundert geschaffen, und welche zweifellos noch zunehmen wird, sie wird den Prozeß der Uniformirung nur noch beschleunigen, anstatt eine autonome Entwickelung zu begünstigen. Auch hierin bietet Rußland einen scharfen Gegensatz zur Türkei. Die eigentlichen Türken wohnen versprengt inmitten fremder Nationalitäten. Alle die Deutschen dagegen, die Esthen, Finnen, Armenier, Rumänier, Polen — Asien's schwache Nomadenhorden bieten die wenigsten Verschiedenheiten — wohnen am Rande der einen großen russischen Familie und müssen mehr oder weniger durch das Mißverhältniß der Zahl trotz theilweise höherer Kultur von ihr aufgesogen werden. Wenn ich sage „russische Volksfamilie", so ist der Ausdruck mit Bedacht gewählt. Nicht umsonst ist dem Russen sein Vaterland „die heilige Mutter", sein Czar sein „Väterchen", und so gewaltig ist der Familiensinn in der Seele dieses Volkes thätig, daß dem Russen auch der verächtlichste Tschinownik (Beamte), den er vielleicht im Augenblicke durch Bestechung entwürdigt, im Abglanz der Regierungshoheit immer noch „Väterchen" ist. Kein Volk der Erde, vielleicht die Chinesen ausgenommen, fühlt sich so eins mit dem ganzen großen Vaterlande. Daher kennt der Russe auch weder den Partikularismus, noch die Kirchthurmsinteressen seiner westlichen Nachbarn. Leichten Sinnes verläßt er seinen Heimatsort und wandert nach weit entfernten Gegenden; ist er doch überall bei seiner „heiligen Mutter". Ja, kein Volk liebt vielleicht mehr den Ortswechsel, wie die Reisen und Pilgerfahrten des Russen, zahllos im Jahre, darthun. Aber stets bleibt er im Lande. Zur Auswanderung gehören ganz außerordentliche Triebfedern; vielleicht ist außer dem Fanatismus des Sektirers keine mächtig genug, den Nationalrussen in's Ausland zu treiben.

Es liegt auf der Hand, wie ein solcher Volkscharakter dem Bestreben der Regierung in die Hände arbeiten muß. Daneben aber zwang der schnelle Ländererwerb, zu dem die Regierung im Osten wenigstens ebenso oft durch äußere Verhältnisse gezwungen worden ist, als sie im Westen ihn bewußt erstrebte, zur straffen Zentralisation, um den großen aber innerlich noch nicht gefestigten, ausgewachsenen Staatskörper vor zentrifugalen Tendenzen zu bewahren, die ihm auf seiner weiteren Bahn hätten unbequem werden können. Wurden doch mitunter solche Bestrebungen des Widerstandes dem jungen Staate wirklich gefährlich; daher die furchtbare Härte, mit der man den Besiegten von einer Wiederholung abzuschrecken suchte, eine Härte, die sonst nicht im russischen Charakter liegt. Letzteres beweist wenigstens die oft sehr milde Behandlung oft recht tückischer Gegner, mit denen die Russen im Osten des Reiches früher wie jetzt zu thun hatten, die aber dem großen Ganzen nie gefährlich werden konnten. Sicherlich nöthigte das Konglomerat der verschiedenartigen, und doch

innerlich verwandten Völker, welche namentlich im Osten in schneller Reihenfolge unterworfen wurden, zur Zentralisation, weil das eigentlich russische Volk in seiner Gesammtheit noch auf lange hinaus unfähig ist, einen geistigen Druck, eine „moralische Eroberung“ im besten Sinne des Wortes, auszuüben. Die äußere Uniformität mußte vorläufig den Mangel eines inneren Bandes verdecken.

Absolutismus und Zentralisation, welche in Rußland, wie überall, Hand in Hand gingen, mußten Alles andere ersetzen, und die Zeit wird es lehren, ob nicht sogar jetzt noch die wohlwollende Hand des Kaisers zu früh Fesseln gesprengt hat, welche ein mächtiges Band gegen destruktive Tendenzen bildeten.

Wenn die Russen durch die Verbindung des Absolutismus und der Zentralisation aller politischen und persönlichen Freiheit beraubt worden sind, so hat dies Jahrhunderte alte System natürlich auch auf die Bildung des ganzen Volkscharakters tiefen Einfluß gehabt. Die Hauptschwierigkeiten, denen die liberalen Maßregeln des Kaisers und seiner wirklich treugesinnten Beamten jetzt begegnen, sind in der Unfähigkeit der Massen begründet, irgend eine Art von Selbstregierung oder nur Selbstverwaltung aus sich heraus zu organisiren. Diese Stumpfheit, die nicht selten in einen zähen passiven Widerstand gegen das ungewohnte Neue und Bessere ausartet, ist die festeste Stütze jener Kamarilla, welche in den nächsten Verwandten des Kaisers vertreten ist. Diese Opposition könnte nicht so mächtig wirken, wenn sie nicht auf der breiten Grundlage nationalen Stumpfsinns wurzelte. Das jetzige Geschlecht und wohl auch noch die zweite, vielleicht die dritte Generation werden in's Grab sinken müssen, ehe der so lange gefesselte Volksgeist lernen wird, seine mächtigen Gliedmaßen zu gebrauchen. Jene reaktionäre Partei ist, freilich sehr gegen ihren Willen, die beste Freundin des von ihr bitter befeindeten Germanenthums; so lange sie noch mit solcher Macht und solchem Erfolge, wie es der Beginn des russischen Feldzuges und sein unheilvoller Verlauf bis zum Ende des Monat September 1877 zeigte, den Reformplänen des Kaisers entgegenwirken kann, so lange ist jede Art von Russenfurcht unbegründet. Ehe nicht dieser tiefe Zwiespalt ausgeglichen ist, der jetzt das große Reich zertheilt, ist keine Möglichkeit vorhanden, daß es dauernd der Entwickelung Deutschland's gefährlich würde anders als durch Alliance mit unseren Feinden. Die aufgeklärten Russen selbst verschließen sich keineswegs vor der Erkenntniß dieser Uebelstände, aber bisher erschien die Zentralisation als nothwendiges Uebel, da eben der Mangel an geeignetem Beamtenmaterial dazu zwang. Nun aber ist die Wechselwirkung unbestreitbar, daß durch dieses System der alles umfassenden Bevormundung auch der Keim erstickt wurde, aus dem eine selbständige, geistig frei wirkende Bureaukratie wie in England oder Deutschland sich hätte entwickeln können. Das Heilmittel macht das Uebel permanent. Die Leitung von Petersburg aus will ersetzen

— und thut dies auch bis zu einem gewissen Grade — den Mangel eines umsichtigen und selbständigen Beamtenthums, aber sie entvölkert dabei systematisch die Provinzen von allen administrativen Talenten, die magnetartig dem Zentrum, Petersburg, zustreben. So hält die Zentralisation selbst die Erreichung des Zieles auf, das man ihr gerechterweise unter der jetzigen Regierung zuerkennen muß.

Die Erdkunde von Élisée Reclus.

II.

Reclus' Methode der Darstellung des deutschen Reichs kann, was Auswahl und Anordnung des Stoffes betrifft, im Prinzip keinen Anspruch auf Neuheit machen; sie schließt sich an diejenige an, die Carl Ritter in seinen bahnbrechenden Arbeiten zuerst angewendet hat. Diese besteht im Wesentlichen darin, daß alle die einzelnen Gesichtspunkte, die bei einer geographischen Darstellung in Betracht kommen können, nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung zu einander in Beziehung gesetzt werden, und daß gezeigt wird, wie sich auf Grundlage der von Natur vorhandenen Verhältnisse eine Entwickelung aufbaute, die in ihren Hauptzügen von den natürlichen Bedingungen abhängig ist und sich mit diesen veränderte. Es gilt also hierbei, aus der Fülle des Stoffes dasjenige auszuwählen, was von besonderm Einfluß auf den Kulturgang eines Volkes war und ist, und es verlangt diese Art der Behandlung nicht nur eine große Vertrautheit mit dem Material und ein scharfes Auge für das Bedeutsame und Entwickelungsfähige, sondern auch eine sehr vielseitige Bildung und die Fähigkeit, die Resultate verschiedener Wissenszweige zu kombiniren und in der rechten Weise zu gruppiren. Beleuchten wir nun Reclus' Deutschland nach allen diesen Richtungen, so zeigt es sich, daß es in den wesentlichsten Punkten denjenigen Erwartungen entspricht, die man an ein Werk von diesem Umfange zu stellen berechtigt ist. Geographische Lage im Verhältniß zu den übrigen Staaten Europa's, Umrisse, natürliche Begrenzung, Bodenplastik, geologische Beschaffenheit nebst den Nachweisen über Vorkommen nutzbarer Mineralien, Gewässer, Klima, Flora, Fauna, ethnographische Stellung der Bevölkerung, ihre Sprache, Sitten, Volkscharakter und die wesentlichen Momente der politischen Entwickelung und Machtentfaltung, Leistungen auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst — das sind diejenigen Gesichtspunkte, die einleitungsweise

zur Besprechung gelangen und einen Gesammtüberblick über die Kulturstellung des Landes geben.

Wenn der Verfasser hervorhebt, daß das deutsche Reich zwar im Mittelpunkte Europa's gelegen sei, aber dennoch die durch seine natürliche Lage ihm eigentlich zukommende Rolle der Vermittelung zwischen Süd und Nord des Erdtheils gegenwärtig nicht in wirksamer Weise erfülle, so läßt sich dagegen kaum ein stichhaltiger Grund anführen; denn richtig ist es, daß die Alpen, die Südgrenze des deutschen Reichs und der deutschen Nationalität, den Zugang zum mittelländischen Meere, der Wiege europäischer Kultur, versperren, richtig auch, daß die Ost- und die Nordsee, denen sich Deutschland als ein von den Alpen nach Norden zu abfallendes Land zuneigt, niemals, auch nicht zur Zeit der Blüthe der Hansa, die Bedeutung des Mittelmeeres erreicht haben, denn die Küsten der Ostsee sind wegen ihrer nördlichen Lage zum nicht geringen Theile unproduktiv und gestatten daher nur in beschränktem Maße die Entfaltung eines den Volkswohlstand hebenden Handelsverkehrs und kolonisatorischer Thätigkeit — von der letzteren hält sich freilich das deutsche Reich systematisch fern und läßt sich so grundsätzlich einen wichtigen volkswirthschaftlichen Faktor entgehen. Die Nordsee dagegen ist nach Norden zu offen, hat also an und für sich gar nicht das Wesen eines Kulturmeeres, erfüllt aber auch die Aufgabe eines Passagemeeres wegen der ausgedehnten Sandbänke und häufigen Nebel nur in unvollkommener Weise. Zudem besitzen die nordeuropäischen Seestaaten, vor allem England und Dänemark, von Alters her die unbestrittene Herrschaft über dieses Meer, so daß es nicht zu erwartender Anstrengungen bedürfte, um auf demselben zu einer dominirenden Stellung zu gelangen. Endlich aber ist nicht zu vergessen, daß das deutsche Reich mit dem in neuerer Zeit für die Schifffahrt so wichtig gewordenen Atlantischen Ozean nur in indirekter Verbindung steht, nämlich durch den Kanal, von dessen gefährlichem Fahrwasser die letzten Jahre nicht nur für uns so schmerzliche Beweise lieferten, sondern dessen Eingang auch von Dover oder Calais eventuell leicht abgesperrt werden kann.

Wenn dagegen Reclus behauptet, das deutsche Reich sei einerseits in geologischem Sinne nur die Fortsetzung seiner Nachbarländer, andererseits entbehre es außer im Süden jeglicher natürlichen Grenze, so kann ihm darin nur theilweise beigestimmt werden. Allerdings weist es zwei bedenkliche Blößen auf, die eine im Norden, gebildet durch das von Osten her sich breit ansetzende Tiefland, das nach Westen zu an Breite abnimmt, die andere im Süden, die Pforte der Donau und die Längsthäler der Ostalpen, vor allem die Drau; durch beide drangen verschiedene Male fremde Völkerschaften vor, am gefährlichsten wurde das Passagethal der Donau für die Existenz der germanischen

Nationalität im Süden, wenn sich auch im Laufe der Zeit durch eine Gegenbewegung die Verluste zum Theil wieder ausgeglichen haben. Aber im Uebrigen bildet doch bei dem heutigen Umfange des deutschen Reichs der Komplex des deutschen Mittelgebirges ein nahezu geschlossenes Ganze und erfüllt die Bedingungen, die man von einer natürlichen Begrenzung verlangen darf. Und weist nicht, abgesehen von der Donau, der parallele Lauf der Hauptströme im Gegensatz zu den Nachbarländern auf eine gewisse gleichförmige Gestaltung der Oberfläche hin?

Von den sonstigen im ersten Kapitel niedergelegten Beobachtungen ist noch manche anziehend und beachtenswerth: So erscheint dem Franzosen die deutsche Sprache als das große Band der verschiedenen Stämme; sie zeichne sich durch Schönheit, vollen, mächtigen Klang aus, und wenn sie auch den romanischen Zungen rauh erscheine und zu viel Gaumenlaute besitze, so erhalte sie doch im Munde der deutschen Dichter eine große Anmuth und zeige sich durch ihre Biegsamkeit zum Ausdruck der feinsten Schattirungen des Gedankens fähig; und Kraft und Energie für heftigere Gemüthsbewegungen wohne ihr in ebenso hohem Maße inne wie Zartheit und Weichheit für die sanfteren Seelenstimmungen. Einen großen Vorzug derselben, nämlich die Möglichkeit, Worte neu zu schaffen und je nach Bedarf umzugestalten und nach Belieben zu gruppiren, hält aber Reclus zugleich für einen wesentlichen Mangel der Sprache, da es ihr in Folge dessen an Bestimmtheit, Klarheit und Präzision gebreche. Neben der einheitlichen Sprache aber hält, wie Reclus hervorhebt, die deutschen Stämme ein anderes, gleich festes Band zusammen: der eigenthümliche deutsche Geist, der in den Vertretern der verschiedensten Stämme leicht erkennbar hervortritt; auch in Bezug auf Sitten, Gewohnheiten und Denkweise beständen zwischen den Friesen und Bayern, Preußen und Schwaben größere Aehnlichkeiten als innerhalb der französischen Republik zwischen Bretonen und Provençalen, Normannen und Basken — wobei Reclus freilich vergessen zu haben scheint, daß die Bewohner der Bretagne unverfälschte, nicht romanisirte Kelten sind, die sich geflissentlich von einer Berührung mit den Franzosen fern halten, während die Basken nicht einmal dem indogermanischen Stamm, geschweige denn der französischen Nationalität angehören. Aber dabei sei der besondere Charakter der einzelnen deutschen Stämme nicht verwischt, sodaß bei aller Gemeinsamkeit in den Hauptzügen der Oesterreicher wie der Friese, der Preuße wie der Sachse, der Hesse wie der Schwabe als ein eigenartiges Wesen betrachtet werden müsse. Aber welcher unter den zahlreichen Volkstypen dürfe nun wohl als der eigentliche Repräsentant deutschen Wesens betrachtet werden? Jedenfalls nicht der Preuße, der trotz seines politischen Uebergewichts und seines zum Theil schon mit Erfolg gekrönten Strebens, seine militärische Organisation

und Disziplin auf alle zu erstrecken, doch nicht die wesentlichen Züge des deutschen Volkscharakters in sich vereine. Diese findet Reclus vielmehr bei den Bewohnern von Mittel- und Westdeutschland am besten ausgeprägt, bei den Thüringern, Franken, Rheinländern und bei den Schwaben, von deren Land er nicht unterläßt, hervorzuheben, wie fruchtbar es an geistigen Größen gewesen ist.

Was die Schätzung des geistigen und moralischen Werthes des deutschen Volkes betrifft, so findet Reclus, daß hierin die deutschen Schriftsteller selbst im Ueberschätzen wie im Unterschätzen zuweit gingen, und glaubt ihnen darin nicht ohne weiteres folgen zu dürfen. Die einen, meint er, preisen in dem Streben, die „große Nation“ herabzusetzen, ihre eigene als ein Wesen höherer Organisation, als Inbegriff aller Tugenden, als Vertreter alles Guten und Edlen auf der Welt, als allein befähigt, zu denken und das Licht der Aufklärung zu verbreiten, indem sie das Wort „Deutsch“ als den Inhalt alles Edlen und Wahren dem Begriffe „Französisch“ oder „Wälsch“ als dem Prototyp alles unechten, unlautern Wesens gegenüberstellen. Ebensowenig aber will er sich den Schmähern des deutschen Volkes anschließen, mögen es nun Deutsche sein oder haßerfüllte Ausländer, und zwar nach dem Grundsatze, daß jedes Volk, wenn man es einseitig nach seinen Leidenschaften betrachten wollte, eine ungünstige Beurtheilung erfahren müsse; auch dürfe man nicht — davon spricht er an einer anderen Stelle — hinsichtlich der Sittlichkeit eines Volkes die großen Städte zum Maßstab nehmen, deren vielfach veränderte Verhältnisse nur ein schiefes Bild geben würden. Bei der Beurtheilung des Durchschnittswerthes eines Volkes müsse man diejenigen Persönlichkeiten zum Maßstab nehmen, die, über die Mittelmäßigkeit hinausragend, im Stande waren, die in ihnen schlummernden Anlagen zu entfalten und Vorzüge zu zeigen, die in den anderen wohl vorhanden, aber nicht zu gedeihlicher Entwickelung gelangt sind. Von diesem Standpunkte spricht er unserem Volke einen tiefen Natursinn zu, eine seltene dichterische Begabung, große Willenskraft, starke Ausdauer, warme Hingabe an eine einmal unternommene Sache, doch neige sich der deutsche Nationalcharakter andererseits leicht zu Extremen, zu Mystizismus, Gefühlsschwärmerei, steifer Etiquette, Hochmuth, Verbitterung und andauerndem Groll. Trotz seiner bedeutenden Willensstärke, seiner Zähigkeit und Kraft sei der Deutsche in geringerem Maße eine fest ausgeprägte Persönlichkeit als der Franzose und Italiener, denen man doch sonst leichte Erregbarkeit und große Eindrucksfähigkeit zuschreibe. Denn der Deutsche lasse sich in seinen Meinungen leicht beeinflussen und verändere unter neuen Verhältnissen seine ursprüngliche Art; deshalb liege bei ihm die Gefahr, unter einer starren Disziplin einen Theil seiner guten Eigenschaften einzubüßen, besonders nahe. Hier dürfte namentlich der Vorwurf, daß uns eine feste, nach

bestimmten Richtungen ausgeprägte Persönlichkeit fehle, wohl begründet sein. Nur dadurch erklärt sich ja das auch oft von einheimischen Schriftstellern gerügte Nachahmen fremdländischen Wesens, das Durchsetzen unserer Sprache mit fremden Elementen, der Hang, Fremdes dem Einheimischen vorzuziehen, nur weil es fremd ist. Eine Folge dieser Eigenthümlichkeit ist es auch, wenn deutsche Auswanderer sehr bald, z. B. in den Vereinigten Staaten sich auffallend verändern und nicht nur die Sprache, sondern auch das Wesen des Yankee annehmen. Schmerzlich berührt die öfters auch von anderen Seiten hervorgehobene Thatsache, daß die in Amerika geborenen Kinder deutscher Auswanderer kaum ihre Muttersprache verstehen, geschweige denn sprechen. Wie anders die romanischen Völker! Mit welcher Festigkeit und Zähigkeit diese an ihrer Sprache und Gesittung festhalten, dafür seien als Beispiel nur die französischen Kolonisten Canada's am Lorenzostrom erwähnt, die, obwohl seit mehr als einem Jahrhundert englisch geworden, doch bis heute noch ihre französische Sprache reden und in ihrer ganzen Lebensweise von ihren englisch-amerikanischen Nachbarn sich vortheilhaft unterscheiden.

Die Rolle, welche die deutsche Nationalität in der Geschichte gespielt hat, gehört nach Reclus' Auffassung zu den bedeutsamsten: Germanen waren es, die das römische Weltreich über den Haufen warfen und Träger einer neuen Kultur wurden. Im Mittelalter aber gewannen die süddeutschen Städte durch ihre weitverzweigten Handelsbeziehungen besonders zu den italienischen Städten, sowie durch ihre innere Selbständigkeit, ihren Gewerbfleiß und Kunstsinn eine hohe Bedeutung; Städte wie Augsburg, Nürnberg, Ulm, Straßburg verdienen unter den ersten genannt zu werden und brauchen den Vergleich mit Venedig und Genua nicht zu scheuen. Und war es nicht eine deutsche Stadt, die den Ruhm beanspruchen darf, der Welt das erste gedruckte Buch geschenkt zu haben? Aber der Beginn der Neuzeit, die Ausdehnung des geographischen Horizontes und die Erweiterung des geistigen durch die Reformation und die Wiederbelebung der klassischen Sprachen brachte für dieses blühende Städteleben den Verfall. Die Ausbreitung der Muselmanen schnitt den Verkehr mit Indien ab, und der neuen Handelswege über den atlantischen Ozean bemächtigten sich diejenigen Nationen, welche dem Ozean selbst näher lagen, die Spanier, Holländer und später die Engländer. So waren die großartigen Handelsbeziehungen durchschnitten, und die deutschen Städte, sich selbst überlassen und dem Druck unglücklicher innerer Zerspaltungen ausgesetzt, mußten von ihrer Höhe herabsinken. Auf diesen Fall aber folgte die Unglückszeit des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die in dem Werke des Ausländers mit so scharfen und doch so richtigen Zügen dargestellt zu sehen doppelt schmerzlich berührt, nachdem wenige Seiten vorher ein glänzendes Bild von der hohen

Kultur früherer Zeiten entrollt war. Aber auch dies Nahen einer besseren Epoche verfolgt der Verfasser mit aufmerksamem Auge und zollt namentlich den Leistungen unserer klassischen Periode aufrichtige Bewunderung. Neben Goethe und Schiller ist ihm vor allem Heine beachtenswerth, in der Musik hebt er Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert und Mendelssohn hervor; er gedenkt Kant's und der Umwälzung, die er auf philosophischem Gebiete hervorgerufen; Geschichte, Archäologie, Numismatik fanden in Deutschland ausgezeichnete Vertreter, die Philologie sogar ihre Meister, Mathematik, Geologie und Naturwissenschaften erfreuen sich gedeihlicher Pflege und, last not least, die Geographie als Wissenschaft ist eine Pflanze deutschen Geistes: les noms d'Alexandre de Humboldt, de Carl Ritter, d'Oscar Peschel sont de ceux que tout géographe doit révérer.

Die im letzten Jahrzehnt vollzogene Einigung der meisten deutschen Stämme unter preußischer Hegemonie betrachtet Reclus begreiflicherweise nicht mit den günstigsten Augen: während früher bei dem Mangel einer straffen Verwaltung eine gewisse freie und vielseitige Entwickelung habe aufkommen können, eine jede Provinz ihre eigenthümlichen Sitten und Einrichtungen gehabt, das lokale Leben ungezwungener und in mannichfaltigen Formen sich entfaltet habe, und eine gewisse Starrheit und Monotonie vermieden worden sei, strebe man jetzt nach einer einheitlichen Organisation, nach einer Zentralisirung, die alles Wichtige, Bedeutende, Einflußreiche an einem Orte vereinige. Es bedarf keines Wortes über das Unzutreffende solcher Anschauungen. Wenn auch bei uns selbst so mancher fürchtet, daß, wenn die Entwickelung des deutschen Reichs auf dem angebahnten Wege weiter ginge, die einzelnen Staaten ihre Selbständigkeit nach und nach ganz einbüßen würden, und die nationale Einheit, wie Reclus meint, aux dépens de la nation elle-même et sa force d'initiative erkauft wäre, so wird doch niemand seine Besorgnisse theilen, daß alle die vielfachen Sammelpunkte von Gewerbfleiß, Kunst und Wissenschaft in Deutschland durch Zentralisation zu Grunde gehen könnten. Die Eigenart vieler deutscher Städte ist doch zu tief in sich begründet, als daß die neue Reichshauptstadt sie derselben berauben könnte, und wir hegen die zuversichtliche Hoffnung, daß der Segen der Dezentralisation bei uns noch lange nachwirken werde. Offenbar schwebte Reclus, als er diesen Punkt behandelte, zu sehr das Bild von Frankreich's Hauptstadt vor, die aber ihr gewaltiges Uebergewicht über die anderen französischen Städte doch erst nach Jahrhunderten und unter ganz anderen Verhältnissen erlangte.

Das in seinen Hauptzügen gekennzeichnete Prinzip geographischer Darstellung, das Reclus in dem einleitenden Kapitel angewendet hat, findet sich wieder bei der Einzelbetrachtung des Landes, und es ist nur eine aus dem

Hauptsatze gezogene Konsequenz, wenn er, wie es in unserer einheimischen geographischen Literatur vielfach geschieht, die einzelnen Bundesstaaten nicht nach dem jetzigen Umfange ihres Gebietes bespricht, dem es ja meist an einer natürlichen Begrenzung gebricht, sondern das Ganze in neun Theile zerlegt, die, wie er meint, den Anforderungen geographischer Begrenztheit entsprechen. Diese Terrainabschnitte, die er ganz selbständig ohne Anlehnung an deutsche Quellen aufgestellt hat, sind: die Region der Vogesen; Rhein und Mosel; der schwäbische Jura und das Thal des Neckar; die obere Donau und der Main; die Ebenen der Elbe und Weser und die Küstengebiete der Nordsee; das Becken der mittleren Elbe; die Ebenen der Elbe, Oder und Weichsel; die cimbrische Halbinsel. Dies Verfahren muß doch bedenklich erscheinen. So sehr auch Reclus Recht darin hat, daß er nach Gebieten suchte, die eine gewisse Selbständigkeit dem Ganzen gegenüber behaupten, damit Zusammengehöriges nicht getrennt und von Natur nicht Zusammengehöriges nicht zusammen behandelt zu werden braucht, so kann doch die von ihm gegebene Eintheilung in neun Terrainabschnitte nicht befriedigen. Der Hauptfehler derselben liegt darin, daß Reclus den Zusammenhang und die relative Abgeschlossenheit des deutschen Mittelgebirges im Verhältniß zu Europa nicht anerkennt, und daß es ihm nicht gelungen ist, sich in den zahlreichen Gebirgsstöcken und Einzelerhebungen zurechtzufinden und sie in Reihen anzuordnen. Und doch ist eine bestimmte Anordnung des deutschen Gebirgssystems gar nicht zu verkennen, wenn sie auch nicht in dem Sinne aufzufassen ist, daß sich ein Gebirge an das andere unmittelbar anschließt, sondern mehr in der Weise, daß verschiedene Hebungssysteme, deren einzelne Glieder mitunter räumlich etwas getrennt oder aus der ursprünglichen Richtung geschoben sind, sowohl auf der Karte verfolgt, als geologisch nachgewiesen werden können. Die allerdings existirende unleugbare Undeutlichkeit und scheinbare Verworrenheit hat einmal ihren Grund darin, daß auf einer verhältnißmäßig kleinen Landstrecke vier verschiedene, nach verschiedenen Richtungen verlaufende Hebungen stattfanden, die an den Ecken und Seiten an einander stießen; da die hebenden Kräfte sich gegenseitig störten, so entstanden hier sehr mannichfaltige Formen, in denen sich die ursprünglichen Richtungen erst nach genauer Untersuchung finden lassen; sodann hat gerade in der Mitte Deutschland's ein im böhmischen Mittelgebirge im Osten bis zur Eifel im Westen thätig gewesener Vulkanismus zahlreiche Umformungen hervorgerufen. Von den erwähnten vier Hebungssystemen gebührt nach dem geologischen Alter dem niederrheinischen Schiefergebirge der erste Rang, ihm nahe kommt die oberrheinische Hebung, welche sich aber nicht blos auf die zu beiden Seiten des Oberrhein's liegenden Gebirge und Berge beschränkt, sondern sich in der Richtung nach Norden zunächst im Spessart fortsetzt, dann sich in

zwei Linien spaltet, deren eine die Rhön, deren andere der Vogelsberg vertritt, und sich schließlich in die zahlreichen, scheinbar zusammenhangslosen Einzelerhebungen des hessischen Berglandes auflöst. Ihr steht an Alter das von O. Peschel in seinen leider ungedruckt gebliebenen Vorlesungen über das deutsche Reich als „hercynisches" bezeichnete Hebungssystem gleich, ebenfalls eine Art Parallelgebirgszug, der nahezu die zwei Schenkel eines gleichseitigen Dreiecks darstellt. Der südliche dieser Schenkel beginnt mit dem Böhmer Wald, wird fortgesetzt durch das Fichtelgebirge, Franken und den Thüringer Wald und läuft in den südlichen Weserketten aus, der nördliche hebt an mit dem Gesammtzuge der Sudeten, erleidet dann allerdings eine Unterbrechung, in die sich die sächsische Tieflandsbucht einschiebt, steigt noch einmal kräftig im Gebirgsstock des Harzes auf und zerspaltet sich dann in mehrere schmale, niedrige Ketten, die in den nordwestlichsten aller deutschen Erhebungen, im Teutoburger Walde, mit den inneren Kettenenden gewissermaßen zusammenlaufen, während sie ungefähr in der Mitte durch den Querriegel des Erzgebirges zusammengehalten werden. Die vierte und jüngste Hebung endlich findet sich in dem schwäbisch-fränkischen Jura, der die Fortsetzung des gleichnamigen Zuges der Schweiz bildet. Hätte Reclus das hier kurz skizzirte und gruppirte Gebirgssystem zur Grundlage seiner natürlichen Eintheilung Deutschland's gemacht, so würde er jedenfalls die meisten der Verstöße, die ihm zum Vorwurf gemacht werden können, vermieden haben. Zunächst verbindet er das Vogesengebiet des Elsaß mit dem zu Deutschland gehörigen Abschnitt des Lothringischen Plateau und scheidet dabei die Hardt, die unmittelbare Fortsetzung der Vogesen, aus. Lothringen hätte aber mit dem Moselgebiet zusammen besprochen werden müssen, ebenso wie das rechtsliegende Gebiet des Oberrhein's mit dem linken hätte vereint werden sollen. Es ist durchaus ungerechtfertigt, den jüngsten politischen Ereignissen zu Liebe die natürliche und in der Hauptsache geschichtlich gleiche Anordnung des Terrains zu zerstören. Ebenso verfehlt ist es, wenn Taunus und Hunsrück zu den oberrheinischen Gebieten gezogen werden, während sie doch wesentliche Glieder des niederrheinischen Schiefergebirges bilden. Auch ist kein Grund ersichtlich, weshalb der schwäbische Jura getrennt von dem fränkischen behandelt worden ist, denn gerade Süddeutschland ist durch bestimmt ausgesprochene Terrainlinien leicht in natürlich abgegrenzte Gebiete einzutheilen; man denke nur an das durch das rechte oberrheinische Gebirge, den Jura und Main gebildete Dreieck. Ebenso wenig kann die Zerlegung des norddeutschen Tieflandes in drei Theile einleuchten, denn die Natur des Landes zwischen Elbe und Weser unterscheidet sich wesentlich von dem links von der Weser gelegenen, dagegen läßt es sich von den Ebenen rechts von der Elbe gar nicht trennen. Das nichtgebirgige Deutschland hätte also, wenn nicht in einem

Abschnitt, so doch höchstens in zwei behandelt werden sollen, die Grenzscheide mußte die Weser bilden.

Abgesehen von diesem Hauptversehen wüßten wir Reclus bei seiner Einzeldarstellung kaum einen Vorwurf zu machen. In der ganzen Behandlung erkennt man, daß Reclus bestrebt war, mit Beibehaltung der schon im ersten Kapitel gekennzeichneten Anordnung auf Alles einzugehen, was nach irgend einer Seite wichtig und dem betreffenden Terrain-Abschnitt eigenthümlich ist. Durch sorgfältige Benutzung der deutschen Literatur, die über den jedesmaligen Gegenstand existirt — und zwar werden nicht nur allgemein orientirende Schriften, wie die von Daniel, Kohl, Cotta u. a. genannt, sondern auch zahlreiche Einzelarbeiten zitirt —, erhält seine Darstellung Lebhaftigkeit und Frische, und viele in die orientirende Beschreibung eingeschaltete Einzelheiten zeigen, wie eingehend sich der Verfasser mit seinem Gegenstande beschäftigt hat. Neben der Schilderung der Bodenplastik hat er auch nicht versäumt, die landschaftliche Schönheit hervorzuheben, während andererseits die Geschichte der Bewohner bis auf die älteste Zeit zurückverfolgt wird und dabei besonders die Resultate der in neuerer Zeit in Aufnahme gekommenen anthropologischen Forschung ihre Verwerthung finden. Die einzelnen Stämme werden mit wenigen, aber meist treffenden Zügen charakterisirt. Daß bei der Schilderung von Land und Leuten nicht immer dieselbe Anordnung mit gleicher Ausführlichkeit verbunden werden konnte, liegt in der Natur der Sache, da das Wichtigere dem Nebensächlicheren gegenüber einen breiteren Raum einnehmen muß. Mit besonderer Vorliebe verweilt die Darstellung Reclus' in den Rheingegenden, die er persönlich kennen gelernt zu haben scheint. Den deutschen Weinen, besonders denen des Rheingau's, räumt er eine hohe Stellung in der europäischen Weinproduktion ein und rühmt ihren trefflichen Geschmack wie ihr feines Bouquet. Zugleich weist er darauf hin, daß der Rheinwein der am meisten besungene ist, unzählige Gedichte ihn feiern; dann fährt er fort: „C'est l'un des principaux motifs de la poésie germanique et comparée à ce flot de vers, combien discrètes sont les quelques belles chansons inspirées par les vins exquis du Bordelais, Roussillon, de la Bourgogne! Les auteurs allemands qui parlent en prose des vins de leur pays se laissent entraîner à des enthousiasmes qui nos étonnent. „Les vins français, italiens, espagnols sont des boissons sans pensée," dit Wilhelm Buchner; „on les boit parce qu'ils ont bon goût, mais en buvant le vin du Rhin, on pense." D'ailleurs, „ l'Allemand seul sait boire le vin".

Von allen wichtigeren Städten und Ortschaften entwirft Reclus meist recht anschauliche Bilder, und auch hier wirkt das Eingehen auf lokale Eigenthümlichkeiten erfrischend. So heißt es, um bei dem nächstliegenden zu bleiben, über

Leipzig: Pour la musique aussi Leipzig est une des villes où se forme le goût de l'Allemagne; les concerts de son Gewandhaus jouissent au loin d'une grande réputation et son Académie des Beaux-Arts est très-fréquentée. Und weiter: les habitants de Leipzig, dans leur rivalité avec ceux de Dresde, représentent surtout l'esprit allemand, tandis que les citoyens de la métropole saxonne ont gardé, avec les regrets du passé, un patriotisme local plus exclusif.

Nach Beendigung der Spezialbetrachtung folgt in einem Kapitel ein Ueberblick über die Kulturgeographie des deutschen Reichs, in der die wesentlichen Daten der Bevölkerungs- und volkswirthschaftlichen Statistik verwerthet sind. Auch hierin muß man einen besonderen Vorzug des Werkes erblicken, da es in dieser Zusammenstellung einen guten Ueberblick über alle diese für die Gegenwart so wichtigen Fragen bietet. Wir wüßten wirklich kein deutsches Werk zu nennen, in dem alle wesentlichen Gesichtspunkte im Ganzen so übersichtlich und klar dargelegt wären wie hier. Daß im einzelnen dies und jenes fehlt, z. B. eine Darstellung der überseeischen Verbindungen, kann den Werth des Ganzen nicht schmälern. Den naheliegenden Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich hat der Verfasser nicht umgangen, noch sich gescheut hervorzuheben, worin sein Vaterland von Deutschland übertroffen wird. In Bezug auf die deutsche Industrie wird anerkannt, daß sie in neuerer Zeit ebenso wie die französische tüchtige Fortschritte gemacht habe, und daß Deutschland nicht nur einen größeren Reichthum an nutzbaren Metallen habe als sein westliches Nachbarland, sondern es auch verstanden habe, seine Rohmetalle meist selbst zu verarbeiten und sich von der englischen Einfuhr freier zu machen. Daher liege das Uebergewicht der Deutschen den Franzosen gegenüber hauptsächlich auf der Eisenindustrie, doch habe es auch in der Webindustrie nicht geringen Vorsprung. Neben den Mittheilungen über Nationalwohlstand, dessen Vertheilung Reclus ungünstig erscheint, über Eisenbahnen, Handel und Verkehr mit In- und Ausland findet auch das Erziehungswesen seine Berücksichtigung, das zu den besten Europa's gerechnet wird. Doch sei zu beachten, daß der Stand des Elementarunterrichts je nach den Einzelstaaten große Verschiedenheiten aufweise; während Württemberg die erste Stelle in dieser Hinsicht einnehme, sei es damit hauptsächlich in den östlichen Provinzen des preußischen Staates sehr schlecht bestellt, auch sei die materielle Lage der Elementarlehrer zum Theil eine völlig ungenügende. Was die Mittelschulen anlangt — worunter Reclus alles versteht, was zwischen Elementarschule und Universität liegt —, so lehre die Statistik, daß diese nur von dem 250. Theile der Bevölkerung besucht werden, allerdings ein immer noch höherer Prozentsatz als in Frankreich, während Universitäts- oder polytechnische Bildung nur dem 2000. Theile der Gesammtbevölkerung zu Theil

wird. Zu diesen Summen stellen den verhältnißmäßig höchsten Satz die Juden, die um zwei und ein halb Mal die Protestanten, um vier Mal die Katholiken in der Zahl der Universitätsbesucher übertreffen, ein Verhältniß, das sich auch in Frankreich und Oesterreich-Ungarn wiederfindet.

Den Schluß des Werkes bildet eine zusammenfassende Darlegung der politischen Verhältnisse des deutschen Reichs und seiner Einzelstaaten. Nachdem die Verfassung des Reichs, die Volksvertretung u. s. w. in klarer Weise behandelt worden ist, wendet sich Reclus den Bundesstaaten zu, unter denen selbstverständlich Preußen den breitesten Raum einnimmt; seine Verfassung wird von der Landesvertretung bis zur Gemeindeverwaltung verfolgt. Ihm gegenüber kommen die übrigen Staaten schlecht weg und müssen sich eine etwas summarische Behandlung gefallen lassen. Trotzdem kann man bei Reclus über die Verschiedenheiten unserer staatlichen Einrichtungen wie über unsere eigentlichen Kulturverhältnisse immer noch mehr und eingehenderes lesen, als in einheimischen Werken gleichen Umfangs, die diese so wichtigen Gesichtspunkte oft leider sehr nebensächlich behandeln. Reclus läßt sich die Mühe nicht verdrießen, die Zahl der Volksvertreter in den Einzelstaaten zusammenzurechnen, mit denen der Reichsvertretung zu addiren, und findet so, daß im deutschen Reiche alljährlich 2111 Volksvertreter sich um das Wohl und Wehe des Reichs wie der Bundesstaaten bemühen, 2111 Gesetzgeber, in der That eine stattliche Zahl, von denen man erwarten dürfte, daß sie etwas Ersprießliches zu Stande brächten! Daß über diese Verhältnisse sowie über die politischen Einrichtungen besonders des preußischen Staates manch scharfes Wort fällt, braucht man dem Verfasser nicht übel zu nehmen. Auch der Einfluß, den die preußische Bureaukratie auf ihre Beamten ausübt, der eigenthümliche Charakter, den ihnen der Staatsdienst aufprägt, findet eine treffende Charakterisirung, und wenn diese Beurtheilung einer Verurtheilung auffällig ähnlich sieht, so kann auch dagegen kein wesentlicher Einwand erhoben werden. La gloire maritale, heißt es da unter anderem, se reflête sur l'épouse: partout les femmes se parent du titre en le feminisant et quand elles sont en présence les unes des autres, l'étiquette officielle ne manque jamais de faire précéder leurs noms de la série bizarre des appellations auxquels les maris ont droit. Doch erkennt Reclus an, daß der deutsche Beamte, abgesehen von einigen Fällen in der Gründerzeit, es mit seiner Pflicht sehr ernst nehme und auf der Höhe seiner Aufgabe stehe. Nur eine Gefahr liege vor: die Abhängigkeit des Beamten vom Staate in Bezug auf seine Existenz drohe ihm seine innere Selbständigkeit zu nehmen, und diese Gefahr werde sich vergrößern, je weiter sich das Reich, das ja ganz die preußische Beamtendisziplin angenommen habe, ausdehne. Besonders, wenn das Projekt der Reichseisenbahnen durchdränge, werde das Beamtenheer un-

glaublich wachsen, und der Staat als Arbeitgeber so vieler erwachsener Männer auf die private Denk- und Handlungsweise seiner Angestellten einen großen Druck auszuüben im Stande sein.

Auch das Verhältniß der einzelnen kirchlichen Konfessionen, sowie das der Schulen zum Staate kommt zur Besprechung; aber während sich in Bezug auf alles Andere richtige Auffassungen vorfinden, hat sich bei der Besprechung der Stellung der Universität ein Mißverständniß eingeschlichen. Reclus macht nämlich in der Weise einen Unterschied zwischen ordentlichen Professoren und Privatdozenten, daß die ersteren (professeurs officiels) als vom Staate angestellt auch mehr das Interesse des Staates im Auge zu haben und die Studenten gewissermaßen als zukünftige Staatsbeamte in bestimmter Richtung zu beeinflussen hätten; die Privatdozenten (professeurs libres) dagegen, die nur die einzige Bedingung, an einer deutschen Universität studirt zu haben, erfüllt haben müßten, ihnen gegenüber das Prinzip der Denk- und Lehrfreiheit verträten, freie Wahl in Bezug auf das Was und Wie ihrer Lehre hätten und den ordentlichen Professoren Konkurrenz machten. Es scheint, daß hier eine seltsame Verwechselung zwischen Privatgelehrten und Privatdozenten vorliegt. Denn von dem Streben, eine außergewöhnlich freie und unabhängige Lehre vorzutragen, merkt man doch in Deutschland nicht eben viel, und wo das wenige hervortritt, weiß man schon die Mittel zu finden, um vorlaute Stimmen zum Schweigen zu bringen.

Mit dem Worte Mirabeau's: „La guerre est l'industrie nationale de Prusse“, schließt sich endlich noch die Besprechung des preußisch-deutschen Kriegswesens an. Hier fällt dem Verfasser als etwas ganz Eigenartiges die Stellung der Offiziere dem gemeinen Soldaten gegenüber auf. Ein Ausblick auf die Zukunft des deutschen Reiches, sowie eine charakteristische Aeußerung idealer Hoffnungen schließt das Werk.

Zu Herder und zu Bürger.

1. Spanisches und Französisches in Herder's „Cid“.

Während in voreiligem Popularisiren unbewiesener Hypothesen unsere Zeit das Menschenmögliche geleistet hat, kann man sich eben nicht darüber beschweren, daß gesicherte wissenschaftliche Funde eine allzuschnelle Verbreitung fänden. Reinhold Köhler in Weimar hat bereits 1867 auf's evidenteste nachgewiesen, daß Herder's „Cid“ zum allergrößten Theile nach einer französischen Prosa-

bearbeitung der spanischen Cid-Romanzen gedichtet ist, die Herder in der Bibliothèque universelle des Romans vom Jahre 1783 vorfand. Hettner hat denn auch 1869 in seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" am Schlusse seiner, man darf wohl sagen bahnbrechenden Charakteristik Herder's die Köhler'sche Entdeckung bereits pure aufgenommen; in die Einleitung der 1869 bei Grote erschienenen illustrirten Cid-Ausgabe ist sie ebenfalls übergegangen, und selbst in einem Schulbuche wie Kluge's „Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte" hat sie schon ihren Platz gefunden. Da erscheint im neuesten Bande der (übrigens im Grunde recht überflüssigen und zum guten Theile auf bloße Buchmacherei hinauslaufenden) Biographieensammlung, die R. v. Gottschall seit einigen Jahren unter dem anmuthig archaisirenden Titel „Der neue Plutarch" herausgibt, eine Biographie Herder's von Friedrich von Bärenbach,*) und da steht richtig wieder zu lesen: „Eine früh gefaßte Vorliebe für die Meisterwerke der spanischen Literatur veranlaßte Herder im Winter 1802—3 den „Cid" zu übersetzen, in dessen Geist er sich so sehr hineingelebt hatte, daß ein beträchtlicher Theil der Romanzen nach der poetischen Durchführung als sein geistiges Eigenthum erscheint." Beiläufig: Was der letzte Satz bedeuten soll, ist völlig dunkel; man kann ihn fünf Minuten lang begucken, vorwärts und rückwärts, Sinn bekommt er keinen. Wenn es hieße: „Herder hatte sich so in den Geist seines Vorbildes eingelebt, daß selbst die frei von ihm erfundenen Partieen den Stempel des Originals tragen", das würde man verstehen. Wollte der Verfasser vielleicht so etwas ähnliches sagen? Dann wäre der Gedanke wenigstens so unklar als möglich ausgedrückt. Doch wie gesagt, dies beiläufig. Die Hauptsache ist, daß dieser neueste „Biograph" Herder's noch immer zu glauben scheint, daß Herder seinen „Cid" direkt nach den spanischen Originalen gearbeitet habe, was doch sicherlich nur bei dem kleinsten Theile der Fall ist.

In Wahrheit verhalten sich, wie Köhler nachgewiesen, die Dinge folgendermaßen. Von den 70 Romanzen, aus denen Herder's „Cid" besteht, sind 56 nach der von einem unbekannten Verfasser stammenden modernen französischen Prosabearbeitung gedichtet, welche in der von 1775 bis 1789 erschienenen Bibliothèque universelle des Romans in den Jahrgängen 1782—1784 veröffentlicht worden war, und auf welche Herder durch einen Aufsatz im „Teutschen Merkur" vom Februar 1792 aufmerksam wurde. Die übrigen 14 Romanzen, und zwar die Nummern 54—61, 64—66 und 68—70 sind ohne die französische Quelle gedichtet und schließen sich direkt an spanische Originale an. Und zwar waltet hier wieder der Unterschied, daß fünf von den vierzehn, nämlich die Nummern

*) Der neue Plutarch. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Sechster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1879.

54, 55, 68, 69 und 70, in der französischen Bearbeitung überhaupt gar nicht vorkommen, die übrigen neun, im wesentlichen die Geschichte von den Töchtern des Cid, Donna Sol und Donna Elvira behandelnd, zwar darin vorkommen, aber trotzdem nicht im Anschluß an sie, sondern an abweichende spanische Originale bearbeitet sind.

Die Frage, warum Herder nach so ungleichwerthigen Quellen gearbeitet, warum er die französische Quelle, die eine Menge moderner, fremdartiger Elemente in den Stoff hineingebracht hat, so auffällig den Originalen gegenüber bevorzugt hat, dürfte nicht schwer zu beantworten sein. Die französische Bearbeitung beabsichtigte eigentlich im Julihefte von 1783 abzubrechen; sie begnügte sich mit einem Hinweis auf die Geschichte von den Töchtern des Cid, die sie intéressante, mais pas vraisemblable et d'une longueur mortelle nennt. Trotzdem erschien im Oktoberhefte von 1784 noch der anfangs verschmähte Abschnitt: Elvire et Sol, filles de Cid. Wahrscheinlich hat sich nun Herder nach diesem Nachtrag in der Bibliothèque des Romans gar nicht umgesehen, sondern er suchte sich für das vermeintlich Fehlende jetzt erst direkt die spanischen Vorlagen zu verschaffen. Daß er dann, als ihm die Originale vollständig vorlagen, nicht noch einmal daran ging, die sämmtlichen 53 bereits fertigen Romanzen an der Hand der Originale umzugestalten, ist sehr erklärlich.

Gänzlich ignorirt kann übrigens Herder die nachträglich in seine Hände gelangten Originale nicht haben. Es finden sich in denjenigen Partieen, die durchweg an die französische Vorlage sich anschließen, plötzlich einmal verstreute Einzelheiten, nach denen man darauf schwören möchte, daß er hier durch die spanische Quelle zu kleinen nachträglichen Aenderungen veranlaßt worden sei. In der 5. Romanze bei Herder z. B. wird der Cid geschildert, wie er mit seinen dreihundert Knappen nach Burgos an den Königshof kommt:

Auf Maulthieren ritten alle,
Er allein auf einem Roß;
Bisamhandschuh' trugen alle,
Er allein den Reiterhandschuh;
Alle reich in Gold und Seide,
Er allein in Waffenwehr.

Die französische Bearbeitung erzählt dafür so: Tous s'en viennent sur des mules, Rodrigue fait ployer un coursier superbe; tous sont vêtus de soie que relève la richesse de l'or et de la broderie, Rodrigue est vêtu de fer; tous portent des gants parfumés, Rodrigue a les mains nues. Dagegen heißt es im spanischen Original:

Todos visten oro y seda,	Alle tragen Gold und Seide,
Rodrigo va bien armado;	Wohl bewaffnet kommt Rodrigo;
Todos espadas ceñidas,	Alle Schwerter umgegürtet,

Rodrigo estoque dorado;	Degen reich von Gold Rodrigo;
Todos con sendas varicas,	Jeder kam mit seinem Stabe,
Rodrigo lanza en la mano;	Eine Lanze trägt Rodrigo;
Todos guantes olorosos,	Alle düftereiche Handschuh',
Rodrigo guante mallado;	Eisenhandschuh' trägt Rodrigo;
Todos sombreros muy ricos,	Alle tragen reiche Hüte,
Rodrigo casco afinado.	Einen feinen Helm Rodrigo.

Wir wollen noch ein zweites Beispiel geben. In der 63. Herder'schen Romanze zieht der Cid in den letzten Kampf hinaus, Bucar, dem Mohrenkönig, entgegen,

> Der, Valencia ihm zu rauben,
> Auf ihn drang mit starker Heerskraft,
> Dreißig Könige mit ihm.

In der französischen Bearbeitung heißt es nur: le Cid va porter la bataille au Roi Boucar, qui vient lui disputer Valence; in der spanischen Quelle aber wird dem Cid die Kunde gebracht:

Que el rey Bucar, fuerte Moro,	König Bucar, starker Maure,
Sobre Valencia ha llegado.	Sei gekommen von Valencia.
Treinta reyes trae consigo.	Dreißig Könige bringt er mit sich.

Bei einem Beispiele wie dem an erster Stelle gegebenen könnte man zu der Annahme hinneigen, Herder sei in Folge seines richtigen dichterischen Gefühls den prosaischen mains nues aus dem Wege gegangen und habe, ohne das Original zu kennen, doch von selbst den Weg zum Original zurückgefunden; und von dieser Art ist auch sonst noch die eine oder andere Stelle. Aber wie kam er dazu, dem Bucar dreißig Könige zur Begleitung zu geben, von denen die französische Quelle, der er doch sonst in allen Stücken folgt, nichts weiß, wohl aber die spanische? Und doch, was kam andererseits auf diese dreißig Könige an? Was konnte ihn bewegen, bei einer nachträglichen Vergleichung des Originals einen so vereinzelten, völlig gleichgiltigen Zug noch zu entlehnen? Gleichwohl sind auch von dieser Art mehrere Stellen nachgewiesen.

Vielleicht darf man hoffen, daß die neue Suphan'sche Herder-Ausgabe, die in umfassendster und gründlichster Weise den reichen handschriftlichen Nachlaß Herder's heranzieht, auch beim „Cid" uns genauere Einblicke in das Verhältniß des Dichters zu seinen Quellen erschließen wird. Einstweilen möchten wir die Aufmerksamkeit auf ein eben erschienenes Buch lenken, welches jedenfalls die Nachprüfung der ganzen Frage, so wie sie bisher behandelt worden ist, in dankenswerther Weise erleichtert.*) Der Herausgeber desselben, A. S. Vögelin in Zürich, hat den glücklichen Gedanken gehabt, die drei in Frage kommenden Zeugen Wort für Wort einander zu konfrontiren. Er hat die Texte dergestalt

---

*) Herder's Cid, die französische und die spanische Quelle. Zusammengestellt von A. S. Vögelin. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1879.

abdrucken lassen, daß durch das ganze Buch hin immer vier Kolonnen nebeneinander herlaufen. und zwar von rechts nach links gezählt in folgender Ordnung: 1. Der Herder'sche Cid. 2. Die französische Prosabearbeitung, Herder's Hauptquelle. 3. Die spanischen Romanzen, Herder's Nebenquelle. 4. Eine sehr wohlgelungene versifizirte Uebersetzung der spanischen Romanzen. Diese Anordnung hat, der vielen ganz leeren Stellen wegen und wegen der Partieen, wo der Text bald hat gedrängt, bald zerdehnt werden müssen, typographisch kein sehr schönes Buch ergeben, aber ein um so brauchbareres und bequemeres. Nicht blos für den Literarhistoriker, sondern auch für den Laien, der eine Ahnung hat von dem Reiz, den es gewährt, den Dichter in seiner Werkstatt zu belauschen, wird es von hohem Interesse sein, nun von Lied zu Lied, ja von Vers zu Vers verfolgen zu können, wie der Franzose den Spanier, und der deutsche Dichter wieder den Franzosen behandelt hat.

Aber selbst wenn dieses fortlaufende Zeugenverhör im Einzelnen keine wesentlich neuen Momente ergeben sollte, zu einem wichtigen Resultat wird das Buch auf jeden Fall führen: zu einer gerechten Würdigung der Herder'schen Leistung im Ganzen. Hettner urtheilt in seiner Literaturgeschichte über den „Cid" folgendermaßen: „Bewunderungswürdig ist es, wie glänzend die wirksamste Eigenthümlichkeit Herder's, seine feine Anempfindung und das Finden und Festhalten des treuen Lokaltones in allen Einzelheiten der dichterischen Nachbildung, sich auch hier wieder bestätigt." Der Verfasser der Einleitung zum „Cid" in der oben erwähnten Grote'schen Ausgabe dagegen schreibt: „Das Verdienst poetischer Selbständigkeit kann man Herder's Arbeit nicht beilegen. Das Einzige, wodurch sich Herder's Cid von seinem französischen Originale unterscheidet, ist die Versifikation. Nur dieser ist es zu danken, wenn wir einigermaßen an die altspanischen Romanzen erinnert werden." Drastischere Gegensätze in der Beurtheilung eines Dichterwerkes sind wohl kaum denkbar. Wir meinen aber, daß man nur zwanzig bis dreißig Seiten in Vögelin's Ausgabe aufmerksam gelesen zu haben braucht, um dahinter zu kommen — vorausgesetzt natürlich, daß man überhaupt die Fähigkeit hat, hinter dergleichen Dinge zu kommen — ob Herder die unvergleichliche dichterische Divinationsgabe, die er in seinen „Stimmen der Völker in Liedern" bewiesen, auch hier in der letzten dichterischen Arbeit seines Lebens noch verräth oder sich lediglich als gewandter Versifex zeigt.

* * *

2. Der Name von Bürger's Lenore.

Ein poetisches Personennamenbuch, ein catalogue raisonné dichtungsberühmter Namen könnte in hohem Grade lehrreich sein. Von wie vielen Namen, die aus rein künstlerischen Motiven gewählt schienen, würde sich ergeben, daß

der Dichter sie nicht erfand, sondern daß in ihnen persönliche Lebensbeziehungen still verewigt, oder literarische Sympathieen angedeutet sind. Zu welcher Kategorie würde dann der Name von Bürger's Lenore gehören? Hat nur die ästhetische Klangwirkung, das Kolorit des Wortes ihn wählen, ihn nothwendig erscheinen lassen? Denn gewiß, es würde nicht leicht ein anderer von gleicher Angemessenheit des klanglichen Effektes genannt werden können.

Mit der Sage selbst und den Sagenliedern von der gespenstischen Wiederbelebung Gestorbener durch die Klagen der Liebenden ist der Name Lenore nicht überliefert. Es könnte übrigens für Bürger von allem, was zu diesem Sagenkreise gehört, außer dem deutschen Volksliedfragment, von dem er selbst spricht, und das keinen Namen hat, lediglich die ihm aus Percy's Sammlung bekannte altschottische Ballade „Sweet William's Ghost“ in Betracht kommen („Es kam ein Geist vor Margret's Thür mit Stöhnen und mit Schreien“). Aus ihr behielt Bürger offenbar den Namen des Verlobten, Wilhelm, bei; Margarete aber hat er durch Lenore ersetzt.

Nicht am Stoffe also haftete der Name, wohl aber, wie sich nachweisen läßt, an — der Form des Bürger'schen Gedichtes. Denn diese ist nicht, wie vielfach angenommen wird, von Bürger geschaffen, so innig zusammenstimmend auch der Geist dieser ergreifenden Lenoren-Strophe mit dem erzählten Vorgange sein mag. Wer sie erfunden hat, ist schwer zu sagen, vielleicht ist es überhaupt unbekannt. Sie findet sich aber schon bei Johann Rist (1607—1667). „Oft kann“, sagt C. Lemcke in seiner geist- und kenntnißreichen und lange nicht nach Gebühr gewürdigten ‚Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit‘, „seine Geläufigkeit in Vers und Reim an Bürger erinnern“, und er führt zum Belege dafür folgende Rist'sche Strophe an:

Kein größer Narr ist weit und breit
In dieser Welt zu finden,
Als der durch Weiber Freundlichkeit
Sich gar läßt überwinden,
So daß er bloßen Worten traut
Und nicht auf ihre Falschheit schaut;
Der wird nach wenig Tagen
Sein Elend sehr beklagen.

Auch unser bester Lyriker im siebzehnten Jahrhundert, Paul Fleming (1609 bis 1640) hat die Lenoren-Strophe in seiner leider unsäglich langen — Abschiedsode an die „baltischen Sirenen“. Als Probe möge wenigstens die zweite Strophe hier angeführt sein:

Seit daß ich euer bin beraubt,
Ihr Schönsten auf der Erden,
Ist mir ganz keine Lust erlaubt,
Ich kann nicht fröhlich werden.

Ich weiß es, wie und was es sei
Um ewige Melancholei,
Weil nichts in meinem Herzen
Regiert als bittre Schmerzen.

Tittmann, der Herausgeber der Fleming'schen Gedichte in der bekannten Brockhaus'schen Sammlung, macht zu dieser Ode die Bemerkung: „Bürger's Lenore hat dieselbe Strophe. Sollte dies ein zufälliges Zusammentreffen sein? Der Dichter kannte und schätzte Fleming."

Es wird sich sogleich zeigen, daß es kein zufälliges Zusammentreffen ist, wenn auch nicht in dem Sinne, wie Tittmann es meint. Es ist nämlich noch ein Dritter zu nennen, bei dem die Bürger'sche Strophe vor Bürger vorkommt, und der sie recht wohl bei Fleming kennen gelernt haben könnte. Er würde dann auch in dieser unbedeutenden Aeußerlichkeit zwischen Fleming und Bürger stehen, wie er in seiner ganzen dichterischen Erscheinung diese geschichtliche Stellung einnimmt, denn eine aufsteigende Linie poetischer Kraft und individueller Bedeutung führt von Fleming über Günther zu Bürger. Johann Christian Günther (1695—1723) ließe sich mit gutem Recht als der „Bürger" seiner Zeit bezeichnen, er ist Bürger so kunst- und naturellverwandt, daß Goethe's berühmtes Urtheil über ihn (in „Dichtung und Wahrheit") kaum irgendwie verändert zu werden brauchte, um auch für Bürger zu gelten: „Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet: genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben .... Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Bei Günther nun — er wurde in den mittleren Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts viel gelesen, und noch 1764 erschien eine sechste Auflage seiner Gedichte — findet sich die Lenoren-Strophe in einem wunderbar schönen elegischen Gedichte, und zwar ist es nicht nur die Kongruenz in Strophenbau, Versbildung und Reimstellung, sondern selbst in Ton und Stimmung, die uns fühlbar entgegentritt. Das betreffende Gedicht ist ein psychologisch merkwürdiger, in seinen thatsächlichen Voraussetzungen nicht hinlänglich aufgeklärter poetischer Absage-, oder besser Entsagebrief an die Geliebte. Die vorletzte Strophe, die wir als Probe geben, lautet:

So brich nur Bild und Ring entzwei
Und laß die Briefe lodern,
Ich gebe dich dem Ersten frei
Und habe nichts zu fodern;
Es küsse dich ein andrer Mann,
Der zwar nicht treuer küssen kann,
Jedoch mit größerm Glücke
Dein würdig Brautkleid schmücke.

Die von Günther geliebte und verlassene Frau nun, an die eine nicht geringe Anzahl seiner Gedichte gerichtet ist, und die in seinem Leben und Dichten die größte Rolle gespielt hat, hieß und heißt in Günther's Poesie: Leonore; das Abschiedsgedicht trägt geradezu die Ueberschrift: An Leonore.

Sollte es da nicht wahrscheinlich sein, daß mit dem Eindruck des stimmungsvollen Günther'schen Gedichtes und seiner höchst wirkungsvollen Strophenform auch dieser Name in Bürger's Phantasie gehaftet habe, und daß, als die Lenoren-Strophe von ihm ergriffen und zum Vehikel seines psychologischen Gemäldes genommen wurde, in welchem die überkommene Form erst ihre volle Leistungsfähigkeit zu offenbaren scheint, auch der, allerdings schon vermöge seines klanglichen Charakters unübertrefflich geeignete, Name des Mädchens aus Günther's in Bürger's Gedicht hinüberfloß? J. Imelmann.

J. J. Weber's Meisterwerke der Holzschneidekunst.

Als wir vor etwa anderthalb Jahren die erste Lieferung von Seemann's „Kunsthistorischen Bilderbogen" mit einer Begeisterung begrüßten, die damals von manchem für übertrieben gehalten worden sein mag, inzwischen aber durch den beispiellosen Erfolg des seit kurzem vollendeten Unternehmens glänzend gerechtfertigt worden ist, sprachen wir zugleich die Hoffnung aus, daß auch andere „illustrirte Verleger" — wir dachten dabei vor allem an J. J. Weber, Velhagen & Klasing und Ernst Keil — den reichen Holzschnittsegen, der sich im Laufe der Jahre und Jahrzehnte bei ihnen aufgespeichert haben mag, einmal mustern und, unterstützt von sachkundigen und taktvoll wählenden und ordnenden Händen, zu Bilderbogen oder Bilderbüchern für große Leute zusammenstellen möchten. Wir meinten, es müßten sich auf diese Weise geschichtliche, geographische und naturgeschichtliche, kunstgeschichtliche und kunstgewerbliche Bilderbücher, wohl auch Porträtgalerieen, schaffen lassen, die, wenn auch ohne Anspruch auf systematische Vollständigkeit, doch an Reichhaltigkeit, Schönheit und Billigkeit ihresgleichen suchen würden.

Mit einem Unternehmen, mit dem soeben die J. J. Weber'sche Verlagsbuchhandlung hervorgetreten ist, scheint sich ein Theil jener Hoffnung in erfreulicher Weise erfüllen zu wollen. Die „Meisterwerke der Holzschneidekunst", deren erste Lieferung uns vorliegt, werden, wie der Prospekt sagt, eine mit möglichster Sorgfalt ausgestattete Sammlung bringen von solchen Blättern der „Illustrirten Zeitung", die sich durch künstlerische Auffassung und Durchführung

auszeichnen; sie wollen eine Art Museum im Kleinen, „eine permanente Kunstausstellung am traulichen Familientische“ sein. Das Nähere lehrt ein Blick auf den Inhalt der Lieferung selbst; auf 8 Blatt im Formate der „Illustrirten Zeitung“ bringt sie folgende 6 Bilder: „Die beiden Freundinnen“ von H. Makart, „Die Ruinen von Athen“ von A. Rieger (zweiseitig), „Christus an der Leiche von Jairus' Töchterlein“ und „Die Löwenbraut“ von G. Max, „Während des Gebetläutens im Klosterbräustübchen“ von E. Grützner (zweiseitig) und „Dame mit spielendem Kätzchen“ von K. Wünnenberg. Nicht also auf Anschauungsmaterial für irgend einen der oben genannten wissenschaftlichen Zweige, sondern lediglich auf künstlerische Anschauung ist es dabei abgesehen. Ein kurzer Text soll denjenigen, welche sich näher für die Bilder und deren Autoren interessiren, „Belehrung und Unterhaltung zugleich bieten“.

Bei der Wichtigkeit, die man endlich auch in Deutschland wieder anfängt der Ausbildung eines höheren und reineren Kunstgeschmackes der Masse beizulegen, darf das vorliegende Unternehmen eine ganz besondere Beachtung beanspruchen; in den richtigen Händen und im richtigen Fahrwasser kann es geradezu eine erzieherische Aufgabe erfüllen. Es rechtfertigt sich daher wohl von selbst, wenn wir nicht blos mit zwei Worten seiner gedenken, sondern, indem wir ihm alles Lob spenden, das es verdient, doch auch die Bedenken nicht zurückhalten, die uns gleich der ersten Lieferung gegenüber aufgestiegen sind.

In der Vornehmheit seiner äußeren Erscheinung übertrifft das vorliegende Heft unsere Erwartungen. Die demokratischste aller vervielfältigenden Künste, wie man mit Recht den Holzschnitt genannt hat, gewinnt ein entschieden aristokratisches Gepräge, wenn sie auf so schönem und gediegenem Material erscheint, wie hier. Aber es ist ja nur zu billigen, wenn man auch solchen für weiteste Kreise berechneten Unternehmungen ein möglichst vornehmes Gewand gibt. Alle echte Kunst ist freilich adlichen Geblütes und verbirgt auch in dem unscheinbarsten Kleide dem Auge des Kenners ihre edle Abkunft nicht. Für die Menge aber ist es gut, wenn ihr schon durch die äußere Erscheinung Respekt vor dem Kunstwerke eingeflößt wird. Und wenn es mit so geringen Mitteln geschehen kann — wer zahlte nicht gern den wohlfeilen Preis von einer Mark für solch' ein Heft? — so wäre es ja unrecht, wenn man etwa um weniger Pfennige willen mit der Ausstattung knausern wollte. Aber es ist ja nicht die äußere Zuthat allein, es ist vor allem auch die Akkuratesse der typographischen Ausführung, die zu dem erwähnten Eindrucke beiträgt. Zwischen Drucken und Drucken ist eben ein großer Unterschied. Bei aller Sorgfalt, die auf die Herstellung der „Illustrirten Zeitung“ verwendet wird — wie ganz anders wirken doch die Holzstöcke in der außergewöhnlich subtilen Zurichtung, die man ihnen hier hat angedeihen lassen!

Blicken wir auf die gegenständliche Seite der Bilder, so wird unserer Begeisterung freilich ein kleiner Dämpfer aufgesetzt. „Meisterwerke der Holzschneidekunst“ nennt sich unser Album, nicht „Meisterwerke der Malerei“ oder „Meisterwerke der bildenden Kunst in Holzschnitt ausgeführt“. Ist dieser Titel mit voller Absichtlichkeit gewählt? Soll damit gesagt sein, daß der Hauptaccent bei den Bildern nicht sowohl auf den Antheil des schaffenden Künstlers, als vielmehr auf den Antheil gelegt werden soll, den die vervielfältigende Technik dabei hat? Sieht man nach den gedruckten Unterschriften der Bilder, so scheint es nicht so. Denn dort ist auffälligerweise immer nur der Name des Malers, nie der des wackeren Holzschneiders genannt, der das Bild auf den Stock gebracht hat. Und doch, blickt man auf die Bilder selbst, so scheint es wieder fast so, als ob die Verlagshandlung von der Ansicht geleitet worden sei, daß es auf den Werth des Bildes an sich nicht ankomme, wenn nur die Vervielfältigung durch den Holzschnitt eine hervorragende Leistung sei. Sie hätte sonst gewiß nicht unter den sechs Bildern des ersten Heftes gleich zwei von Gabriel Max gegeben — auf die „Löwenbraut“ hätten wir gern verzichtet — und noch weniger an die Spitze des ganzen Unternehmens als erstes Blatt ein, gelind gesagt, so unbedeutendes Bild gestellt, wie die beiden fragwürdigen Frauengestalten, die Makart als „Freundinnen“ uns vorführt. Hätte sich dafür nicht wenigstens ein Historienbild beschaffen lassen? Das erste Heft sieht, ehrlich gestanden, so aus, als spekulire es ein bischen auf die Neigungen der großen Masse. Oder täuschen wir uns darin, und hat der Zufall bei der Zusammenstellung mehr gewaltet, als wir glauben?

Das Album, welches uns vorschwebt, steuert nach einer etwas anderen Richtung als das, welches die Verlagshandlung geplant zu haben scheint. Wir meinten, daß es ein Album werden sollte, welches nach und nach das Beste und Edelste, was in jüngster Zeit nicht die Malerei allein, sondern auch die Plastik, die Baukunst, ja selbst die direkte Zeichnung für den Holzschnitt hervorgebracht hat, vorführen würde, und dies alles allerdings in „Meisterwerken der Holzschneidekunst“, ein Album also zur Veranschaulichung der neueren und neuesten deutschen Kunst in allen ihren Zweigen. Soll sich das Unternehmen auf die zeichnenden Künste beschränken, so bescheiden wir uns gern. Nur wäre dann zu wünschen, einmal, daß dem ohnehin mehr auf bequemen Genuß als auf ethische Erhebung gerichteten Sinne der Masse nicht allzugroße Konzessionen gemacht würden. Es liegt uns fern, einer rigoristischen Auswahl das Wort reden zu wollen. Auch hier gilt Voltaire’s Wort: Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux. Aber bei aller Freude an der gegenwärtig dominirenden Genremalerei — und Grützner’s Bild, die Perle des ganzen Heftes, ist ja eine köstliche, herzerquickende Leistung — bei aller Freude auch

an der nicht minder dominirenden koloristischen Richtung, nach der die deutsche Malerei lange genug geschmachtet hat, möchte man doch wünschen, daß unser Album nach der gegenständlichen Seite hin einen gewissen Nachdruck auf das gegenwärtig mit ungebührlicher Gleichgiltigkeit behandelte Historienbild lege, nach der technischen Seite hin sich von den extremsten Ausläufern der koloristischen Richtung fern halte, letzteres um so mehr, als der Holzschnitt gar nicht im Stande ist, den spezifischen Reiz der Farbe wiederzugeben, und jeder Versuch dazu ihn nur über die durch seine Natur ihm gesteckten Grenzen hinaustreibt. Denn Virtuosenstücke der Holzschneidekunst sind mit „Meisterwerken der Holzschneidekunst“ nicht ohne weiteres identisch. Die Leistungsfähigkeit des heutigen Holzschnitts negiren und zurückschrauben zu wollen, kann niemand in den Sinn kommen. Wenn er es fertig bringt, den schweren seidnen Rips eines Kleides mit so vollendeter Täuschung wiederzugeben, wie auf dem letzten Bilde unseres Heftes, einem Virtuosenstückchen ersten Ranges, so mag er das in Gottes Namen thun. Aber hoffentlich wird unser Album niemals zu den „Meisterwerken“ der Xylographie Leistungen rechnen, in denen der Holzschnitt seiner ganzen Natur untreu wird und sich in den völlig vergeblichen Wettkampf mit Kupferstich oder Radirung einläßt, oder Leistungen, denen man's auf den ersten Blick ansieht, daß der Holzschneider — leider auch eine immer mehr überhandnehmende Unsitte — es auf dem Holzstocke nicht mit einer verständigerweise für die Technik des Xylographen berechneten Bleistift-Zeichnung, sondern mit einer Tuschzeichnung oder gar mit einer — Photographie zu thun gehabt hat.

Der Text zu den vorliegenden Bildern, dessen Verfasser sich nicht genannt hat, ist blümchen-, phrasen- und fehlerhaft und deshalb nicht nach unserm Geschmack. Er stammt offenbar aus dilettantischer Feder, die sich zwar den Anschein gibt, als ob sie Kritik üben könnte, wenn sie nur wollte — von Makart heißt es z. B.: „Wir haben von Makart'schen Schwächen weislich (!) geschwiegen, seine glänzenden Malertugenden zwingen uns zu Dank und Preis (!)“ — aber doch gar zu leichten Herzens auf den Gebrauch dieser Fähigkeit verzichtet. Der allgemein verbreiteten Sucht, „Belehrung und Unterhaltung“ — d. h. doch im Grunde Arbeit und Spiel — mit einander zu verquicken, dieser Sucht, die sich leider schon in der geistigen Nahrung der Jugend breit macht und dort natürlich beides verdirbt, den Unterricht wie das Spiel — die in unseren Familienjournalen grassirt und die Hauptschuld trägt an der oberflächlichen und anmaßlichen Halbbildung unserer Zeit, ihr kann nicht oft genug entgegengetreten werden. So würden wir denn auch den „unterhaltenden“ Theil des vorliegenden Textes nicht vermissen, wenn er wegbliebe. Ueber das Grützner'sche Bild z. B. schreibt der Verfasser: „In ansehnlicher Zahl haben sich

in dem traulichen, an sich (?) eben nicht allzu geräumigen Zimmer, allwo das edle Naß fleußt, begnadete Schätzer desselben eingefunden. Sie sind gerade im besten Zug, dessen hohe Güte an sich zu erproben, derweil sie auch sonst noch an dem Genuß von allerhand zum Bier recht passenden Speisen und mit Rauchen und geistvollem Kartenspiel sich erfreuen" rc. Hätte der Verfasser, anstatt uns in dieser Weise zu „unterhalten", durch Winke über Komposition, Gruppirung und Zeichnung seine Leser zu einem tieferen ästhetischen Genuß der Bilder angeleitet, hätte er Fragen erörtert wie die, ob Lessing's berühmtes Wort im „Laokoon", daß ein gemalter lachender Kopf nur die ersten Male lache, wo man ihn sehe, daß aber, wenn man ihn öfter betrachte, aus seinem Lachen ein Grinsen werde, vielleicht durch das letzte Bild unseres Heftes Lügen gestraft werde, hätte er uns über das Wesen der Holzschnitt-Technik und die verschiedenen in den Bildern zur Verwendung gekommenen Schnittmanieren aufgeklärt, so würde er sich damit entschieden ein größeres Verdienst erworben haben. Das Publikum ist erfahrungsgemäß für derartige Anleitung und Belehrung äußerst dankbar; leider wird sie ihm nur viel zu selten geboten.

Endlich auch noch ein offenes Wort über die äußere Hülle unseres Holzschnittalbums. Diese trägt nämlich eine Titelzeichnung, die uns vollständig vergessen läßt, in welchem Jahre des Heils wir eigentlich leben, ein lahmes, stilloses Erzeugniß, das an die Liedertafel- und Künstlervereinsdiplome erinnert, wie sie vor zwanzig, dreißig Jahren Mode waren. Wie kann man sich, wo sich's um die würdige Ausstattung eines solchen Unternehmens handelt, an einen Künstler wenden, an dem die kunstgewerbliche Bewegung des letzten Jahrzehnts augenscheinlich spurlos vorübergegangen ist, und der speziell von den Aufgaben des Buchornamentes keinen Schimmer hat? Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß die Verlagshandlung selbst durch diese Leistung unangenehm überrascht worden ist und daß sie dieselbe schon in einem der nächsten Hefte durch etwas Phantasie- und Geschmackvolleres ersetzen wird. Daß es uns nicht an Künstlern fehlt, die dergleichen wirklich zu zeichnen verstehen, beweisen zahlreiche Wiener und Stuttgarter Publikationen der letzten Jahre.

Die Verlagshandlung wolle aus unserer eingehenden und offenherzigen Besprechung ihres Unternehmens ersehen, welche Wichtigkeit wir demselben beilegen. Mit einer Idee, die uns nicht lebhaft interessirte, und an deren mustergiltiger Durchführung uns nicht aufrichtig gelegen wäre, würden wir so viel Umstände nicht machen. G. W.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Politische Briefe.

I.

Die Reichstagseröffnung.

Der Eindruck der Thronrede ist ein außerordentlich starker gewesen, weit stärker, als er in den Aeußerungen der Presse sich bis jetzt spiegelt. Man war überrascht, in hohem Grade überrascht durch das Schreiben des Reichskanzlers vom 15. Dezember. Man ist noch weit mehr überrascht durch den starken Ton, mit welchem die Thronrede den Standpunkt des Schreibens nicht nur wiederholt, sondern ihn zugleich weiterführt. Man ist beinahe befremdet, daß dieses kühne Programm einer neuen Wirthschaftspolitik auf die Lippen unseres ehrwürdigen Kaisers gelegt worden. Man war auf dies Alles auch durch das Schreiben vom 15. Dezember nicht vorbereitet. Kein Wunder, daß die politischen Parteien, soweit sie nicht von vornherein auf der Seite des Reichskanzlers stehen, sich noch in keiner Weise zu orientiren vermögen. Es fehlt nicht an Stimmen heftiger Opposition, aber diese Stimmen entbehren zugleich jeglicher Zuversicht. Die Schlacht ist noch nicht geschlagen, hat noch nicht einmal begonnen, und gilt schon für verloren. Sollte diese Stimmung nicht dahin führen, anstatt des Kampfes lieber den Ausgleich zu suchen? Ja, wenn nur zum Ausgleich, das heißt doch zum Verlassen einer Position, in der man sich ganz unnütz eingenistet und hat einnisten lassen, nicht Manövrirkunst gehörte, gerade wie zum Rückzug aus einer zu weit vorgeschobenen militärischen Position. Manövriren aber kann nur ein Führer, und unsere parlamentarischen Parteien, mit Ausnahme des Zentrums, haben keine Führer oder höchstens dem Namen nach.

Für die Entscheidung über die Zoll- und Steuerreform im Reichstage kommen die drei großen Parteien in Betracht: das Zentrum, die vereinigten Konservativen und die Nationalliberalen. Das Zentrum befindet sich diesmal in einer außerordentlich günstigen Lage. Es kann den Plänen des Reichskanzlers zustimmen, kann dadurch den Ausgleich mit Rom, wenn dies den Führern des Zentrums opportun erscheint oder ihnen auferlegt wird, fördern,

ohne der Vergangenheit der Partei etwas zu vergeben, ohne einer Schwenkung geziehen werden zu können. Denn das Zentrum war immer schutzzöllnerisch durch die Beschaffenheit seiner meisten Wahlkreise in fabrikreichen Gegenden Schlesien's, Westphalen's, des Rheinlandes und der süddeutschen Staaten. Schon jetzt erklären die Organe des Zentrums, sie würden der Zollreform des Reichskanzlers zustimmen und nur darauf achten, daß der Erfolg für die Reichsfinanzen, namentlich für die Finanzgewalt der Reichsregierung nicht zu günstig sei. Man will also die Schutzzölle, soweit solche in Frage kommen, man will die Finanzzölle, soweit sie eine schützende Nebenwirkung versprechen oder zulassen, annehmen, man wird vielleicht auch reine Finanzzölle ohne jegliche Nebenwirkung, wenn dergleichen überhaupt auffindbar sind, nicht ablehnen. Man will dagegen Schwierigkeiten machen bei der Reform innerer indirekter Steuern, wenn sie lediglich dafür unternommen wird, dem Reich ergiebigere Einnahmen zuzuführen. Dies der Standpunkt des Zentrums und zwar, wohl gemerkt, der vorläufige Standpunkt. Denn hat man in einen veränderten, wenigstens theilweise nach den Gesichtspunkten des Schutzes gestalteten Tarif gewilligt, so kann man es nicht ablehnen, wenigstens gewisse indirekte Steuern, z. B. die Tabaksteuer, dem neuen Eingangszoll entsprechend zu gestalten. Der Kampf des Zentrums würde sich also beschränken auf den Grad der Einträglichkeit dieser Steuern, den man zu erniedrigen suchen würde, und zweitens auf die Dispositionsbefugniß der Reichsregierung, die man doch im wesentlichen nicht weiter, als die Verfassung bereits vorschreibt, an die Voten des Reichstags binden könnte. Das Zentrum ist also in dieser Frage kein gefährlicher Gegner und wird es unter gewissen Umständen nicht einmal sein wollen.

Wenden wir uns jetzt zu den Konservativen. Unter den Freikonservativen befinden sich nicht nur die überzeugtesten Anhänger, sondern auch die begabtesten Wortführer der schutzzöllnerischen Richtung, die im Reichstag überhaupt vorhanden sind. Unter den Altkonservativen dagegen fehlt es nicht an gewohnheitsmäßigen Anhängern des Freihandels, theils solchen, welche der bisher verbreiteten Ansicht noch huldigen, die Landwirthschaft habe ein der Industrie entgegengesetztes Interesse, theils solchen, welchen das mit der Freiheit des Getreidehandels eng zusammenhängende Gedeihen der Ostseehäfen am Herzen liegen mag. Dennoch wird man sagen können, daß die Mehrzahl auch der bisher freihändlerisch gesinnten Konservativen den neuen Weg der Zoll- und Steuerpolitik einschlagen wird, den der Reichskanzler führt. Es ist dies zu erwarten theils von dem gouvernementalen Instinkt konservativer Männer, theils von der besseren Einsicht in die gleichartigen Bedürfnisse der Industrie und Landwirthschaft, theils von der in dem neuen System liegenden besonderen

Förderung der Landwirthschaft, welche den Ausschlag geben wird gegen das Interesse der blos vermittelnden Funktion des Getreidehandels.

Wir kommen nunmehr zu der Partei der Nationalliberalen. Unter den hervorragenden Mitgliedern derselben sind einige, welche aus der Verbreitung und Vertheidigung der Freihandelsdoktrin eine Profession gemacht haben, keineswegs durch eigene materielle Interessen, sondern durch deutsche Liebhaberei an der Propaganda irgend einer Doktrin bestimmt. Die Mehrzahl der Nationalliberalen sind Anhänger des Freihandels gewesen, weil sie die Richtigkeit der Freihandelslehre für ausgemacht hielten, weil sie darin eine wissenschaftliche Wahrheit sahen, deren Verwirklichung sich nur Befangenheit, Zufall und Egoismus entgegensetzen, die aber eines der Ideale wahrer Menschheitbeglückung bleibe. Gerade diesen Männern wird der Anschluß an die Politik des Reichskanzlers diesmal schwerer als je. Die Thatsache könnte Wunder nehmen, denn man sollte meinen, es müsse schwerer sein, in einer politischen und Freiheitsfrage wie bei dem Sozialistengesetz nachzugeben, als bei einer Maßregel von vollkommen technischer Natur. Hier kommt nun das deutsche Unglück, aus technischen Doktrinen, wie den Lehren der Nationalökonomie, eine Herzenssache, ein Dogma zu machen, von dem nicht das irdische, sondern das Seelenheil abhängt. Nun, man würde am Ende das Dogma fallen lassen, aber man verlangt eine regelrechte Disputation, eine vollständige Bekehrung, zu der eine Reihe Disputationen, womöglich neu enthüllte Thatsachen und jedenfalls eine lange Zeit gehören würden. Jetzt soll man die Umkehr von einem Dogma, zu dem man sich bekehrt hat, dem man mit allem Eifer der Neubekehrten angehangen, freilich ohne jemals den Stoff zu durchdringen, binnen wenigen Wochen vollziehen. Das ist grausam. Und doch sagt man sich: trennt man sich nicht, so wird man zum Märtyrer für eine Lehre, die möglicherweise bald von aller Welt verleugnet wird. Denn von allen, die jetzt noch der Fahne des Freihandels folgen, tragen doch nur wenige die Ueberzeugung im Kopfe, daß die Sache so unbedingt richtig sei. Man fühlt sich bereits von der Mehrheit der Nation verlassen, man sagt sich, daß bei einer durch Opposition in der Zollfrage veranlaßten Auflösung die mit dem Freihandel identifizirte nationalliberale Partei wahrscheinlich stark zusammenschmilzt. Also um einer Tendenz willen, die mit dem Wesen der Partei nicht zusammenhängt, die innerhalb der Partei bisher als eine technische, die Parteizugehörigkeit nicht bedingende Ansicht gegolten. Man wäre also im Grunde des Herzens nicht abgeneigt, sich bekehren zu lassen; nur daß die Bekehrung so rasch, so diktatorisch vor sich gehen soll, empfindet man als Grausamkeit.

Hier könnte der Partei ein geistig gewandter, die Sachen objektiv durchdringender Führer aus der Verlegenheit helfen. Ein Führer, der im Stande

wäre, nicht den neuen Grundsatz, den der Reichskanzler aufstellt, und der nicht ernsthaft zu widerlegen ist, sondern die konkreten Vorschläge, welche an den Reichstag gelangen werden, zu prüfen, aber unbefangen und im vollen Interesse der Sache zu prüfen, mit voller Würdigung der wirthschaftlichen Situation unseres Volkes. Ein solcher Führer würde seiner Partei zeigen, daß es sich um keine der beiden Abstraktionen, Freihandelsystem oder Schutzzollsystem, in der gegenwärtigen Lage Deutschland's handeln kann, sondern um ein dieser Lage angepaßtes System, das weder schutzzöllnerisch noch freihändlerisch, sondern geeignet ist, gewisse Gefahren des nationalen Produktionsstandes abzuwenden, vor denen die abstrakte Freihandelslehre freilich immer willkürlich die Augen verschließt; andererseits aber darum, dem Reiche diejenigen Einnahmen zuzuführen, ohne die es eine wahrhafte Existenz auf die Dauer nicht führen, ohne die es zum hohlen, verspotteten Schatten, wie das alte Reich in seinen letzten trübseligen Perioden, zusammenschwinden muß. Aber die nationalliberale Partei hat keinen solchen Führer. Männer von so trefflicher und bewährter Gesinnung, wie der Vertreter Leipzig's, können das Mißtrauen gegen den neuen Weg noch nicht überwinden und den Zusammenhang der Gedanken des Kanzlers noch nicht durchschauen. Andere, wie Miquel, stellen sich dem Programm eklektisch gegenüber, noch andere verhalten sich in einer Weise ablehnend, die sie nächstens unter die Fahne des Herrn Eugen Richter führen kann. Der Mangel des deutschen Parlamentarismus, der in der Fiktion liegt, es könne große Parteien geben, die Kopf für Kopf aus freien Stücken in allen Stücken übereinstimmen oder die Uebereinstimmung nach einiger Ueberlegung in allen Fällen erreichen, tritt diesmal so grell wie bisher noch nicht zu Tage. Das englische Beispiel wird nachgerade werthlos für unser deutsches Staatsleben. Wenn aber einer Partei die Rolle einer regierenden Partei England's immerdar vorschwebt, so sollte sie sich vor Allem klar machen, daß die Einheit der Partei nur zu erhalten ist, wenn die Mehrheit der Mitglieder gerade in kritischen Momenten sich unter dem Entschluß der Führung zu resigniren weiß. Die Gefahr ist vorhanden, daß die nationalliberale Partei sich durch ökonomische Gegensätze spaltet, und noch schlimmer wäre es, wenn sie gemeinschaftlich einen falschen Weg ginge, etwa den Weg der Opposition aus Gesichtspunkten des parlamentarischen Machtstrebens. In diesem Falle würde die Einigkeit gerade bis zur Auflösung dauern. Bei der Wahl würden die ökonomischen Gegensätze in ihr Recht treten und dem Zerfall der Partei ein schlimmeres Ansehen geben, als wenn eine Trennung im Parlament einträte, die füglich noch geheilt werden könnte. Alles kommt also darauf an, ob die Partei noch zur rechten Zeit den Weg zum Verständniß der Gedanken des Kanzlers findet, von deren Zielen man sich aus Groll jetzt ein vielfach ent-

stelltes Bild macht. Zum Theil aus Groll, zum Theil aber freilich auch aus Mangel an Erkenntniß. Diesen Mangel behauptet man nicht verschuldet zu haben, man wirft vielmehr den Vorwurf, seine Pläne den Freunden des Reiches ebenso zu verhüllen, wie den Feinden desselben im äußeren Kampfe, auf den Kanzler. Ist dieser Vorwurf aber wohl begründet, und beruht er nicht zum Theil auf einer Forderung, die einen merkwürdigen Mangel an Ueberlegung und an Klarheit über das Ziel anzeigt, worauf es ankommt? Die nationalliberale Partei, das fühlt sie selbst, wird den Gang des Kanzlers nicht aufhalten, so wenig sie ihn als damalige Opposition im Jahre 1866 aufgehalten hat. Aber sie fühlt auch, daß diesmal nicht wie damals Sieg und Versöhnung in sieben Tagen entschieden sein können. Sie fühlt, daß der Riß zwischen ihr und dem Kanzler, wenn er leichtsinnig gemacht würde, sie von dem Kanzler wahrscheinlich für die ganze, diesem außerordentlichen Mann von der Vorsehung noch zugedachte Laufbahn trennen würde. Es wäre dies aber ein Schade nicht nur für eine Anzahl patriotischer und verdienter Männer, sondern für den Theil der Nation, dessen geistige Beziehung zu dem Kanzler durch jene Männer vermittelt wurde. Und dieser Theil der Nation ist ein sehr wichtiger, wenn er auch bei weitem nicht stark genug ist, in der bei einem solchen Bruch sich vollziehenden Krise den Ausschlag zu geben. Deshalb sollte der Bruch abgewendet werden, und die Mittel dieser Abwendung bedürfen einer sorgfältigen Erwägung.



Rußland und die Russen.

Von H. v. Clausewitz.

II.

Trotz tiefgreifender Reformen trägt die heutige russische Verwaltung im Großen und Ganzen den Stempel der Zeit aus Peter's und Katharina's Tagen. Peter stürzte die letzten Reste der alten autonomen russischen Gemeindeverfassung. Ursprünglich bestand die Verwaltung einfach in der Besetzung der obersten Verwaltungsstellen historisch zusammengehöriger Landestheile durch Wojewoden, d. i. vom Czar eingesetzte Beamte, welche ihrerseits wieder die unteren Beamten ernannten und dem Czar für Erledigung der Steuer- und der Rekrutenfrage, damals der einzigen Regierungssorgen, hafteten.

Allmählich hatten aber die Wojewoden auch der Selbstverwaltung der Gemeinden ein Ende gemacht, indem sie die Ernennung aller Gemeindebeamten an sich rissen und so eine Art von Regierung schufen, welche ganz der Pascharegierung der Osmanen analog war. Von dem persönlichen Charakter, von dem Zustande des Vermögens, welches der Wojewode besaß, hing allein das Wohl und Wehe der ihm untergebenen Landestheile ab. Die Leibeigenschaft und das Interesse der übrigen Bojaren hatten allmählich feste Formen hervorgerufen und Schranken gegen allzugroße Willkür errichtet, so daß diese patriarchalische Regierungsform dem Volke weit weniger hart erschien, als die aus Europa entlehnten Einrichtungen, welche eine Menge neuer Pflichten für die misera plebs herbeiführten, ohne ihr neue Rechte zu gewähren oder die alten Pflichten ganz zu beseitigen.

Peter I. war trotz seines Herrschergenies doch zu sehr in den Banden der Erziehung und Tradition von der schrankenlosen Macht des Czarenthums befangen, um zu sehen, daß seine gewaltsam revolutionären Reformen zum größten Theile nur auf der Oberfläche bleiben, also eigentlich scheitern mußten, scheitern an dem Mangel an Material. Wohl rief er Schaaren von Ausländern zu Hilfe, welche rings um ihn her den trügerischen Schein einer Zivilisation schufen. Aber so weit sein Herrscherblick auch reichte, er umspannte doch nur einen kleinen Theil seines Reiches, und so zahlreich auch seine ausländischen Mitarbeiter waren, sie genügten bei weitem nicht dem unternommenen Werke, weil — aus dem Volke selbst ihnen so gut wie keine Unterstützung erwuchs. Dieser Mangel an geeigneten Menschen war und ist es, an dem auch seine Nachfolger scheiterten. Der langsame, aber sichere Weg der allgemeinen Volksbildung ist erst mit ernstlichem, redlichem Willen von dem jetzigen Kaiser eingeschlagen worden. Am wenigsten neigte sein Vorgänger, Nikolaus, dazu, der Alexander's I. Schöpfungen, wo er sie nicht geradezu zerstörte, derart in spanische Stiefeln einschnürte, daß sie wieder hinsiechen mußten.

Das Wort Bureaukratie hat einen schlechten Klang bei uns. Wenn es in unserer Skizze öfter wiederkehren sollte, um eine Sache am kürzesten zu bezeichnen, so mag es nur in gutem Sinne aufgefaßt werden. Rußland besaß und besitzt heute noch keine Bureaukratie in diesem guten Sinne. In der Umgebung des Herrschers, auf der Oberfläche so zu sagen, herrscht Ordnung, Regelmäßigkeit, Gesetzlichkeit; je weiter man sich vom Mittelpunkte entfernt, desto schwächer treten diese Seiten, desto schärfer die Schattenseiten hervor. Die Maschine hat zu viel Reibung, die eine, scheinbar allmächtige, Triebfeder reicht nicht bis an's Ende.

Des Kaisers Wille ist das höchste Agens, seine Entscheidung die allmächtige Triebfeder. Unter ihm arbeiten zunächst zwei große Regierungskörper:

der Senat und der Reichsrath. Der Senat, von Peter I. gegründet, war die alleinige höchste Behörde, bis Alexander I. am Anfang unseres Jahrhunderts den Reichsrath in's Leben rief und ihm die wichtigsten Funktionen des Senates gleichzeitig übertrug, so daß dieser heute nur als Obertribunal wirksam ist. Der Reichsrath wurde von Alexander I. nach dem Muster des von Napoleon I. gegründeten conseil d'état in's Leben gerufen. Dem Buchstaben nach ruht in dieser Körperschaft die gesetzgebende Gewalt des Reiches, in Wahrheit hat sie nur eine berathende Stimme, obwohl sie aus den höchsten Würdenträgern des Staats zusammengesetzt ist. Ja, nicht selten werden zur Berathung und Durchführung von Gesetzen auf Befehl des Kaisers Kommissionen gebildet, die vollkommen unabhängig vom Reichsrath fungiren. Dasselbe gilt von den zehn Ministern, neben denen noch einige Beamte mit ministeriellem Range für gewisse Zweige der Staatsverwaltung fungiren. Auch ihnen gebührt nur eine berathende Stimme.

Neben diesen, nach den Umständen aber auch über ihnen steht das „Kabinet des Kaisers", in vier Sektionen getheilt, mit deren wichtigster, der dritten, welche die geheime Polizei umfaßt, wir uns noch eingehender werden zu beschäftigen haben. Unter jedem Minister arbeitet ein Oberstaatssekretär, der wieder das ganze Beamtenheer regiert, welches von jedem Ministerium ressortirt. Schon in der vollkommenen Unabhängigkeit von einander liegt der Grund, daß die zehn Minister und ihre Räthe durchaus nicht das bilden, was wir ein Ministerium nennen würden. Wenn sie daher auch seit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers zu unbestimmten Zeiten sich zu Berathungen vereinigen, so werden dieselben offiziell niemals mit dem Titel der parlamentarischen Versammlungen des Reichsraths oder Senates bezeichnet, sondern es heißt: „Das Ministerkomité hat sich gebildet". Ein solches Komité setzt sich auch keineswegs aus den Ministern allein zusammen, sondern es nehmen daran Theil: der Oberreichskontroleur, die Chefs der 2., 3. und 4. Sektion vom Kabinet des Kaisers und die Vorsitzenden der verschiedenen Abtheilungen des Reichsraths. Der Präsident des Komité's braucht durchaus kein Minister zu sein, der Kaiser kommandirt dazu einfach eine ihm geeignet scheinende Persönlichkeit. So fungirte z. B. in letzter Zeit als solche mehrfach der General Ignatieff, ein Kousin des oft genannten Diplomaten. Dieser Versammlung werden nun Vorschläge verschiedenster Art zur Berathung unterbreitet, um sie für die kaiserliche Entscheidung fertig zu machen. Da aber die Chefs der verschiedenen Abtheilungen nur dem Kaiser persönlich verantwortlich sind, so dispensiren sich diejenigen, welche der kaiserlichen Gunst gewiß zu sein glauben, häufig von diesem Umwege und wenden sich ohne Wissen oder wider Willen ihrer Kollegen direkt an die Person des Kaisers.

Genau in derselben arbiträren Form persönlicher Abhängigkeit nach oben, ohne jedes kollegiale Band mit anderen Zweigen der Verwaltung, gliedert sich die Regierung nach unten. Ohne jene weiten Länderstrecken zu rechnen, welche, wie Polen, die Ostseeprovinzen, der Kaukasus und die neuen Eroberungen in Asien, sich einer gesonderten Verwaltung erfreuen, zerfällt das eigentliche Rußland in einige fünfzig Gouvernements, von denen eine ganze Anzahl die Größe, wenn auch nicht die Einwohnerzahl der kleinen europäischen Staaten haben. An der Spitze derselben steht ein Generalgouverneur, und von ihm abwärts wiederholt sich dieselbe Stufenleiter von Kollegien, Komité's und Beamten, die wir eben in Petersburg kennen lernten. Da nur das Bedürfniß einer bequemen Verwaltung bei ihrer Eintheilung zu Grunde gelegt wurde, so sind, ähnlich wie bei den französischen Departements, ihre Grenzen ganz willkürlich und unabhängig von den Namen der alten historischen Landschaften gezogen.

Für die Verschiedenheit der Ausdehnung, welche zur Dichtigkeit der Bevölkerung in einem umgekehrten Verhältnisse steht, sei nur angeführt, daß z. B. das Gouvernement Archangel auf 835000 Quadrat-Kilometer weniger als 300000 Seelen, das Gouvernement Kiew auf 100000 Quadrat-Kilometer mehr als 2 Millionen Seelen besitzt, was weder ein vereinzelter Fall, noch die Maximal-Differenz dieser Verhältnisse ist. Von den begünstigteren Landschaften, denen noch eine Art provinzieller Autonomie verblieben war, wie den Ostseeprovinzen, Klein-Rußland, Polen, Finnland u. a., waren früher mehrere Gouvernements unter Beibehaltung der historischen Grenzen in Generalgouvernements vereinigt, und wenn dies auch nur aus militärpolitischen Gründen geschah, kam es dennoch dem Streben der Bewohner nach provinzieller Dezentralisation zu gute. Jetzt sind aber auch diese Lande nach der allgemeinen Zentralisationsschablone willkürlich in Verwaltungskreise zerschnitten, und trotz vielfach verliehener liberaler Institutionen auf anderen Gebieten wurde diese Maßregel von den Betroffenen mit Recht als ein Rückschritt gegen frühere Zustände aufgefaßt und erregte namentlich in den deutschen Provinzen eine Aufregung, die im Beginn dieses Jahrzehnts vielfach eine ernste Gestalt annahm. In Deutschland sympathisirte man natürlich mit den Stammesgenossen, ohne viel nach den Details zu fragen, da man ihre Nationalität nach ihren eigenen Aussagen ebenso bedroht glaubte, wie es diejenige der siebenbürgischen Deutschen durch die skandalösen Vorgänge in dem sogenannten ungarischen Parlament in der That ist. Die Sachen liegen denn aber doch etwas anders; es handelt sich im Grunde darum, den eigentlichen Urbewohnern des Landes, welche von den Deutschen in einer Leibeigenschaft gehalten worden waren, die den alten Ruf „der Deutsche ist der schlimmste Herr!“ durchaus rechtfertigte, eine Stellung zu geben, wie sie ihnen durch die neue Verfassung gewährleistet

war. Andererseits mußten allerdings die deutschen Edelleute und Städtepatrizier alte wohlerworbene und theuer bezahlte Vorrechte und Gerechtsame aufgeben, weil die russische Regierung sie nicht länger besser als die Russen selbst gestellt wissen wollte. Der Unwille der Betroffenen ist sehr begreiflich und nicht weniger berechtigt, als seinerzeit der des preußischen Adels, als man ihm 1808 seine Vorrechte ohne jede Entschädigung nahm. Die Klagen hatten dort eben so wenig wie hier Erfolg. Der Zeitgeist schreitet über dergleichen hinweg.

Natürlich zerfallen die einzelnen Gouvernements wieder in Unterabtheilungen (wiezdy), welche, wenn auch meist von größerem Umfange, etwa unseren Kreisen entsprechen. Dem System straffer Zentralisation entsprechend, existirt unser Landrath, der doch wenigstens selbständig sein kann, wenn er will, in Rußland nicht; an seiner Stelle waltet der Ispravnik, was eigentlich schlechtweg jeden Regierungsbeamten, hier aber eine Stellung bezeichnet, die mit unserem verflossenen „gestrengen Herrn Amtmann“ die meiste Aehnlichkeit hat. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit ruht in der lokalen Polizeiverwaltung.

An der Spitze der einzelnen Gouvernements steht ein Gouverneur, mit einem Vizegouverneur und der oben beschriebenen Stufenleiter von Bureaux und Komité's, den Petersburger Ministerialverhältnissen nachgebildet. Bis zu den Reformen, welche das Werk des Kaisers Alexander's II. sind, war die Stellung eines solchen Generalgouverneurs fast gleich der des Czaren selbst. Eine energische, begabte Natur, und diese waren öfter vorhanden, als man glaubt, da diese Gouverneure meist aus den höchsten Militärs gewählt wurden, besaß eine fast unumschränkte Macht im Guten — wie im Bösen. Groß war die Versuchung, und im Hinblick darauf war der eigentliche Mißbrauch der Gewalt verhältnißmäßig selten gerade von Seiten dieser Männer. Wo aber nicht die höchste geistige Begabung des Gouverneurs diesen zum wirklichen Leiter der Geschäfte erhob, da war die Gefahr des Mißbrauchs von Seiten des zahllosen Beamtenheeres um so sicherer, als es an dem Material für einen gebildeten, intelligenten, mit Ehrgefühl erfüllten Beamtenstand absolut fehlte. Zahllose Schilderungen beweisen, wie selbst der einzelne Ehrenmann in das allgemeine Horn blasen mußte, wenn er nicht dem Terrorismus seiner Kollegen erliegen wollte. Weil eine jede unbefleckte, streng rechtliche Existenz eine fortdauernde Bedrohung gegen die ungeheuere Majorität derjenigen war, welche es mit den Gesetzen der Moral nicht so genau nahmen, so trat die schreckliche Konsequenz ein, daß auch der Ehrenhafteste, und sei es nur zum Schein, der allgemeinen Korruption huldigen mußte.

Es ist ein großes Verdienst des jetzigen Kaisers, an den Giftbaum der Beamtenkorruption, der das ganze Reich zu verderben drohte, die vernichtende Axt gelegt zu haben, wenn auch hier mehr, als irgendwo in der Welt, das

Sprichwort gilt: „Auf einen Hieb fällt kein Baum!“ Zum Glück bestätigt sich auch ein anderes Sprichwort: „Wo ein Baum gehauen wird, da fliegen Späne.“ Die Späne fliegen tüchtig umher, mitunter solche von außerordentlicher Dimension, und ziemlich hoch an den giftigen Stamm, ziemlich tief an die Wurzeln, sind namentlich bei Gelegenheit des Orientkrieges die Hiebe geführt worden. Dies erreichte der Kaiser in den Gouvernements zunächst dadurch, daß er den Versammlungen von Kreisinsassen, wie wir sagen würden, sowie den Provinziallandtagen, welche zum Theil schon seit den Tagen Katharina's II. bestanden hatten, ein neues Leben einhauchte, indem er darauf hielt, daß ihre Gerechtsame respektirt wurden, ihre Beschlüsse wirklich zur Ausführung kamen.

Zunächst wurde eine Reform auf dem Gebiete der Justiz als das dringlichste erachtet und einfach dadurch in's Leben gerufen, daß es durch Kontrole von oben herab dem Gouverneur unmöglich gemacht wurde, ihm mißliebige Beschlüsse einfach ad acta zu legen. Stets hatten, schon seit Katharina's Zeit, jene Versammlungen das Recht gehabt, ihren Bedarf an Landrichtern und Exekutivbeamten der oberen Justiz durch freie Wahl zu ergänzen. Der Gouverneur mußte aus der Anzahl der präsentirten Personen wählen, nur ein beschränktes Veto hatte ihm zugestanden. Statt dessen hatten die Verhältnisse sich thatsächlich so gestaltet, daß der Gouverneur den ganzen Gerichtsstand einfach ernannte, und wenn die Versammlungen überhaupt je berufen wurden, so gab man ihnen leere Formfragen zum Debattiren, und nachdem die Kindlein genug mit solchem Spielzeug gespielt, wurden sie nach Auszahlung von Diäten und solenner Abfütterung nach Hause entlassen. So ging es im besten Falle, die weniger guten brauchen wir nicht zu erörtern.

Dem ist nun ein Ende gemacht. Es existirt, wenn auch schüchtern, unbeholfen und oft mißleitet von böswilligen Intriganten, doch eine öffentliche Meinung. Die erleichterten Verkehrsmittel veranlassen häufige Reisen des Czaren und seiner Minister und erleichtern dem Bedrückten den Weg zum Herrscher. Das furchtbare Wort „Der Himmel ist hoch, der Czar ist weit!“ — man muß es selbst gehört haben, wenn es stöhnend sich losrang aus dem Herzen des Bedrängten, eine entsetzliche Klage des schutzlos mißhandelten Rechtes — es verliert mit jeder neuen Bahnschiene, mit jedem neuen Winkelblatt, das auf grauem Papier in klein Oktav in irgend einem Landstädtchen unter strenger Zensur erscheint, seine fürchterliche Bedeutung.

Als Peter I. schon die Nothwendigkeit einsah, eine Bureaukratie im guten Sinne des Wortes zu schaffen, befand er sich einer tabula rasa gegenüber. Es gab kein Bürgerthum, keinen Adel, keine Geistlichkeit im Sinne unserer Staaten. Ausländer und deren Nachkommen nebst einzelnen ehrenvollen Aus-

nahmen unter seinen eigenen Landeskindern waren das einzige Material, über das er zunächst verfügen konnte. Um aus der rohen Masse des Volkes die zahlreich vorhandenen edleren Elemente an's Licht zu ziehen und zum Dienst für den Staat heranzulocken, ergriff der geniale Herrscher ein ebenso originelles wie wirksames Mittel, welches auf eine der mächtigsten Triebfedern menschlicher Handlungen, die Selbstsucht, oder wenn man es lieber hört, den Ehrgeiz, basirt war. Dies war der Entwurf des „Tschin“, einer allgemeinen, alle Stände des Reiches umfassenden Rangliste, die von dem Gesichtspunkte aus entworfen ist, daß überall die Vertreter der staatlichen Idee, die Beamten, soweit ihnen die höhere Karrière offen steht — und dieser Spielraum war viel weiter gegriffen, als in ähnlichen Staatskalendern der westlichen Staaten — vor dem bedeutendsten und reichsten Privatmann rangirten. Dieser „Tschin“ aber enthielt zugleich Zwangsmaßregeln für gewisse Stände; sie gingen ihrer privaten Vorrechte zum Theil verlustig, wenn sie nicht einen Theil ihrer Lebenszeit dem Staatsdienste widmeten. Eine harte, aber entschieden segensreiche Maßregel. Unerklärlicher Weise beging Peter I. hierbei den einen schweren Rechtsirrthum, demjenigen Stande seines Reiches, der schon damals, wie heute noch, ganz zweifellos die größte Summe von Intelligenz, Thatkraft und Reichthum repräsentirte, eine verhältnißmäßig viel zu niedrig gegriffene Stufe einzuräumen. Dies war der russische Kaufmannsstand, der schon zu jener Zeit an der Londoner wie holländer Börse eine Weltstellung einnahm. Hierdurch ist dieser ganze mächtige und einflußreiche Stand in die Opposition gedrängt worden, die er denn im Bündniß mit der orthodoxen Geistlichkeit zum Theil noch heute eifrig kultivirt. Indessen scheint auch hier die jüngere Generation, soweit sie nicht dem Krebsschaden der modernen Gesellschaft Rußland's, dem Nihilismus, oder anderem, noch tollerem Sektirerwesen anheimfällt, Wege einzuschlagen, auf denen sie besser zu des Vaterlandes Heil mitwirken kann, als in dem passiven Widerstand der alten Geschlechter. Eine dunkle Seite dieses „Schematismus“, wie der Oesterreicher in seinem schnurrigen Deutsch mit unbewußter Ironie den „Tschin“ nennen würde, theilt er mit allen ähnlichen Einrichtungen, wenn nicht der geniale Blick eines großen Staatsmannes — sei er im Purpur geboren oder nicht — ihm Leben einhaucht. Das ist der Umstand, daß die mit einer robusten Gesundheit versehene Mittelmäßigkeit die größte Aussicht hat, schließlich die höchsten Stellen im Staatsdienste für sich zu monopolisiren. Es liegt eine bittere Wahrheit in der Anekdote eines jungen Russen von guter Familie, welcher erzählte: „Mein Onkel hatte neulich einen Schlaganfall, da wurde er gleich zum Senator ernannt; nun ist er fast erblindet, da ist er sofort in den Reichsrath berufen worden; wenn er nun noch eine neue Krankheit erlebt, wird er sicherlich Minister!“ Indessen wäre es ungereimt, anzunehmen, daß diese

Schattenseite des Systems nicht mehr oder weniger in allen Staaten hervortreten würde, da es rein von den leitenden Persönlichkeiten abhängt, zwischen einem Nepotismus, der Unfähigkeit außer der Tour befördert, und starrem Festhalten an der Anciennitätsliste das Schiff der Staatsverwaltung hindurch zu laviren.

Das Charakteristische dieser Einrichtung in Rußland bestand und besteht darin, daß zur Zeit ihrer Entstehung jene Staatsrangliste nur leere Blätter aufwies, und daß es heute, nach zweihundertjähriger Kulturarbeit, immer noch lange Kolonnen gibt, in denen nur wenige Namen figuriren. Es ist demnach höchst ungerecht, die großen Fehler, welche in militärischer wie administrativer Beziehung im Beginn des letzten Feldzuges gemacht worden sind, in Bausch und Bogen der Regierung oder gar dem Volkscharakter zuzuschieben. Man frage nur den Kommandeur einer russischen Division, wie viele geeignete Persönlichkeiten in den mittleren Graden der Subalternoffiziere, der Stabsoffiziere, in der Intendantur seine Division aufzuweisen habe. Wenn man Gelegenheit hat, auf solche Fragen offene und ehrliche Antworten zu erhalten, was selbstverständlich nur bei ganz außerordentlichen Verhältnissen, naher Verwandtschaft u. dgl. zu erwarten sein kann, dann wird man überrascht sein über die Resultate, die mit solchem Material errungen werden. Es soll hiermit nicht der geringste Tadel gegen irgend einen Stand der Armee ausgesprochen werden. Man erkundige sich einfach, wie der private Schulunterricht von Männern, die heute 30 bis 60 Jahre alt sind, in ihrer Jugend gewesen ist, wie er selbst in den kaiserlichen Kadettenkorps war. Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzt das Geschichtswerk, nach welchem ein Freund von ihm zwölf Jahre lang an einem der ersten kaiserlichen Institute unterrichten mußte — ein kurioses Ding. Wenn aber solche Zustände dem Augapfel der Herrscher, der Armee, eigenthümlich waren, so schließe man daraus auf die Vorbildung, mit der ein Aktuar, ein Obersteiger, ein Förster in seinen Dienst trat, dessen Vater vielleicht ein wohlhabender Bauer oder Fuhrherr war. Und nun erst die Bildung der Armen!

So kann man gewissermaßen auf induktivem Wege sich ein Bild der Riesenarbeit entwerfen, welche Rußland zu bewältigen hat, um das Material für einen Beamtenstand zu gewinnen, wie es die alten Kulturstaaten besitzen, mühelos erhalten und verwerthen können als die Frucht einer viele Menschenalter hindurch gepflegten sorgfältigen Volkserziehung. Wegen des Mangels an geeigneten Kräften entsprang aber noch ein anderer großer Fehler in der Verwaltung aus der allgemeinen Anwendung des „Tschin“. Wo es passend erschien, wechselte ein und dieselbe Person häufig ihre Stelle in einem Zweige der Verwaltung, um mit dem gleichen Range, dem „Tschin“ gemäß, in ein anderes Ressort überzutreten. Da die meiste Sorgfalt in früheren Zeiten, be-

sonders aber unter Nikolaus, auf die Pflanzschulen der Armee gewendet wurde, so wählte der Czar mit besonderer Vorliebe aus den Reihen der Offiziere die höheren Beamten, und diese, ganz naturgemäß, zogen für die unteren Stellen einen Unteroffizier mit guter Führung jedem Zivilaspiranten vor. Dies gab der ganzen russischen Beamtenwelt, besonders in den westlichen Gouvernements, wo man trotz alles Selbstgefühls ängstlich nach der Anerkennung der durchreisenden Fremden strebte und daher die besten „Nummern" anstellte, einen bestimmten, scharf ausgeprägten Typus. Die Geschichte ist aus dem Leben gegriffen, daß ein zum ersten Male von Eydtkuhnen nach Petersburg reisender Deutscher fest an dem Glauben hielt, daß es immer ein und derselbe Bahnhofsinspektor, mit grauen Hosen, grauem Paletot, grauem halbrasirten Bart und weißer Mütze gewesen, der mit dem Zuge gefahren und nur bei jeder Station abgesprungen sei. So hatte ihm die Gleichmäßigkeit der ganzen Spezies imponirt.

Wenn Russenfreunde oder enragirte Patrioten in dieser Erscheinung bisweilen eine Aehnlichkeit mit den römischen Beamten der besten Zeit der Republik fanden, wo auch ein und dieselbe Person, je nach dem Bedürfniß des Staats, als Offizier, Jurist, Diplomat oder Zivilgouverneur dem Staate Dienste leistete, so vergaß man nur dabei, daß ein römischer Jüngling von 20 Jahren mehr Kenntniß von Staatsverwaltung und Regelung der öffentlichen Angelegenheiten besaß, als ein 60jähriger russischer General oder Staatsrath in seinem Gamaschen- oder Intriguenspiel jemals erlernen konnte. Während der Sohn eines wohlhabenden römischen Bürgers, von erfahrenen Pädagogen in allem Wissenswerthen unterrichtet, schon im kindlichen Alter Vater und Verwandte als Theilnehmer über die wichtigsten Staatsgeschäfte disputiren hören konnte, dann als Jüngling für den im Staatsdienst abwesenden Vater an der Spitze der „Gefolgschaften", wie man die verschiedenen Klassen der Klienten, Halbfreien und Freigelassenen bezeichnen könnte, schon eine selbständige Rolle als Hüter und Bewahrer des Hauses spielte, die ihn vorbereitete für den Antheil am Staatsleben, der ihm offen stand, wanderte der junge Russe aus den Händen stumpfsinniger Sklavinnen in die oft noch unreineren ausländischer Erzieher oder in eine despotisch überwachte Staats-„Presse", um von dort als Ziffer in das große Zahlensystem des „Tschin" einrangirt zu werden. Nach kurzer Dienstzeit erwarb er sich die Geschäftsroutine und war damit unwiderruflich der einseitigen Tretmühle mechanischer Arbeit verfallen, wenn er nicht — „Konnexionen" hatte.

Poesie und Religion in der neueren deutschen Literatur.

Gegenüber dem neuerdings hie und da, namentlich in David Strauß' „Altem und neuem Glauben" hervorgetretenen Vorschlage, der Religion den Abschied zu geben und die Erbauung, die man seither bei ihr gesucht, fortan vielmehr dem Kunstgenuß zu entlehnen, sowie gegenüber der von einflußreichen Philosophen, wie Albert Lange, dem Geschichtschreiber des Materialismus, versuchten Gleichstellung der Religion und der Poesie läßt sich als herrschende Ansicht der christlich Positiven unserer Tage die Ueberzeugung betrachten, daß in Wahrheit beide wenig mit einander zu schaffen haben. Es ist der Mühe werth, die Richtigkeit dieses andern Extrems zu prüfen, und, so wenig hier eine vollständige und auch der Form nach streng wissenschaftliche Lösung der erwähnten Streitfrage gegeben werden kann, so kann und soll doch innerhalb eines bestimmten, nicht allzu eng begrenzten Gebietes das Zeugniß der Geschichte vernommen werden; an dieses mögen sich dann einige theoretische Andeutungen anreihen.

Daß es zwischen der Religion und der Poesie Beziehungen gibt und gegeben hat, wird niemand leugnen, der weiß, daß gerade wir Deutschen einen Schatz klassischer geistlicher Lieder besitzen, in denen die Dichtkunst zum Werkzeuge der Religion geworden ist, und daß auch andere Formen der Poesie, als die lyrische des Liedes, in den Dienst der Religion gezogen worden sind, daß andererseits religiöse Gegenstände den Vorwurf für Epen und nicht minder für dramatische Dichtungen gebildet haben. Wer kennte nicht Paul Gerhard's geistliche Lieder, wer wüßte nichts von Klopstock's „Messias"? In den letzten Jahrzehnten hat sich namentlich auch der Roman religiöser Stoffe bemächtigt, oder vielmehr religiöse Tendenzen haben sich unter anderm des Romans als eines Mittels bedient zur Veranschaulichung und Verbreitung religiöser Ideen. Beziehungen also zwischen beiden Gebieten kennt und erkennt an — jeder Gebildete.

Aber freilich, bloße Beziehungen könnten etwas Aeußerliches und Zufälliges, etwas in seiner Zufälligkeit Unfaßbares und deshalb auch unsere Beachtung nicht Verdienendes sein und bleiben, wenn nicht den thatsächlichen Beziehungen und vielfältigen Berührungen ein wesentliches, in der Natur der Sache liegendes Verhältniß und irgend ein innerer organischer Einheitspunkt, kurz irgend eine Wurzelgemeinschaft zu Grunde läge. Ob und inwiefern dies der Fall sei, dies anzudeuten möge hier versucht werden, und zwar zunächst an der Hand der neueren deutschen Literaturgeschichte, welcher parallel geht die Geschichte der neueren deutschen Theologie. Die neuere Geschichte der Beziehungen zwischen Religion und Poesie kann uns freilich nicht unmittelbar

das organische Verhältniß beider theoretisch enthüllen; aber aus einem großen Ganzen geschichtlicher Erscheinungen spricht immerhin das Wesen der Sache zu uns, und es gibt kein besseres Mittel, sich zur Erkenntniß des Wesens eines Verhältnisses hinleiten zu lassen, als die Beobachtung der in der geschichtlichen Entwickelung vorliegenden Phasen des Verhältnisses.

Fassen wir den Zeitraum in's Auge, der mit dem zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts beginnt und mit dem Eintritt des 19. Jahrhunderts schließt, so heben sich hinsichtlich der Literatur überhaupt und hinsichtlich der in Rede stehenden besonderen Frage vier Perioden von einander ab, wenn sie sich auch nicht alle zeitlich präzis von einander sondern lassen, da nach dem Emporkommen neuer Richtungen die alten mehrfach noch nachwirken.

In der ersten Periode, die gewöhnlich nach den beiden schlesischen Schulen benannt wird, finden wir ein lebendiges Ineinandergreifen von Poesie und Religion, in der vierten und letzten, der der Romantik, sogar ein fast völliges Verschwinden der Grenzen beider, ein Verhältniß, welches einer förmlichen Verschmelzung mindestens sehr nahe kommt; in der zweiten Periode, d. h. im Zeitalter der Aufklärung, erscheinen uns freilich beide in einem gespannten Verhältniß; aber gerade dadurch fällt neues Licht auf die wahre Natur des wesentlichen Verhältnisses, wenn wir die Zeitform in's Auge fassen, in welcher die Poetik in dieser Epoche erscheint. In der dritten Periode endlich, in der Periode der klassischen Genialität, also in der Blüthezeit Herder's, Goethe's und Schiller's, einer Periode, von der sich allerdings die der Romantik abhebt, begegnen uns dennoch die Vorboten dieser letzteren; sie bildet das Mittelglied, welches das Umschlagen der Aufklärung in die Romantik vorbereitet und erklärt.

Auch im 17. Jahrhundert regen sich — wer möchte es leugnen? — fruchtbare Keime auf dem Boden der deutschen Kulturentwickelung; wenigstens Erscheinungen, wie die eines Leibnitz oder die eines Otto v. Guericke, des Erfinders der Luftpumpe, sind immerhin Lichtgestalten. Im Allgemeinen aber bietet uns in Deutschland dieses Jahrhundert ein trauriges Bild des Verfalls: das politische und nationale Leben zeigt uns das deutsche Volk in der elendesten Knechtsgestalt, in der äußersten Erniedrigung. Auf dem Gebiete der Kunst verräth namentlich die Architektur auf deutschem Boden einen Rückschritt des Geschmacks. Wie stand es aber mit der Dichtkunst und wie mit der Religion und Theologie? Was die letztere betrifft, so fehlt es zwar heutzutage in theologischen Kreisen nicht ganz an Rettungsversuchen, welche darauf gerichtet sind, dem 17. Jahrhundert, dem Zeitalter der haarspaltenden, schulmäßigen Systematisirung, des streng rechtgläubigen Dogmas, in dem Urtheil der Zeitgenossen wenigstens einige Strahlen des Glanzes zurückzuerobern, in welchem die Theologie jener Zeit sich selbst erblickte, den sie aber im 18. Jahrhundert in den

Augen fast aller Parteien verlor und im 19. nicht wiedergewonnen hat. Man braucht indessen nicht zu den Liberalen oder gar zu den Radikalen zu gehen, um das Zugeständniß zu vernehmen, daß die Gottesgelehrtheit, welche im Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges herrschte, die Spuren des Verfalls ebenso deutlich zeigt, wie die meisten übrigen Gebiete des geistigen Lebens. Die Theologie war wieder scholastisch geworden; es herrschte in ihr die kalte, trockne, subtile Formel; es war eine Erstarrung eingetreten, welche nicht nur die Freiheit des Gedankens und der wissenschaftlichen Forschung unterdrückte, nicht nur einen Kepler, den großen Erforscher der Gesetze des Planetensystems, zum Ketzer stempelte, sondern auch den Pulsschlag des religiösen Gefühls hemmte. Das lebendige Schöpfen aus den heiligen Schriften hatte in der theologischen Schule aufgehört, und anstatt des lebendigen Glaubens herrschte in dieser ein selbstgefälliger, polternder Eifer für die sogenannte reine Lehre. Inzwischen war echte praktisch-mystische Frömmigkeit nicht untergegangen; aber gehemmt, gestört und verletzt durch jene steife, orthodoxistische Katheder- und Kanzelweisheit, suchte und fand sie Ausdruck und Nahrung allein in den klassischen Erbauungsschriften eines Joh. Arndt, eines Heinrich Müller und eines Christian Scriver, vorzugsweise aber in der Poesie des kirchlichen und überhaupt geistlichen Liedes. Der milde und doch starke Hauch lebendiger, kindlicher, volksmäßiger, anspruchsloser, aber wahrer Frömmigkeit strömte aus in den Gebilden der Dichtkunst und fand in dieser wiederum Anregung. Diese Thatsache gewinnt aber dadurch eine besondere Bedeutung, daß nicht nur die Poesie die Zufluchtsstätte der Religion wurde, sondern nicht minder die Religion das Asyl der wahren Dichtkunst; beide suchten sich gegenseitig. Im Ganzen war auch die Dichtkunst steif, gelehrt, künstlich, bombastisch und doch handwerksmäßig geworden. Als Vorbilder begannen die regelrechten Franzosen zu gelten, außer diesen waren nicht die Griechen, auch nicht die klassischen römischen Dichter maßgebend, sondern die gelehrten Nachahmer der Römer. Die Dichtkunst galt für etwas Lernbares und wurde eben dadurch etwas Mechanisches und äußerlich Technisches. Der einzige Ausdruck ganz wahrer, einfacher, naturwüchsiger und doch innig zarter Empfindung war das evangelische Kirchenlied; Namen wie Joh. Rist, Georg Neumark, Heinrich Albert und vor allen Paul Gerhard beweisen es. Unter den späteren Früchten der deutschen geistlichen Liederpoesie können auch einige Gesänge Gellert's mit Achtung genannt werden. Der Zeitgeist jedoch, in dessen Atmosphäre Gellert athmet, ist im Allgemeinen bereits der einer neuen Periode, der Periode der Aufklärung.

Während dieser zweiten Periode finden wir Poesie und Religion im Grunde in einem gespannten Verhältniß, aber nur deshalb, weil die einflußreichsten Theoretiker der Dichtkunst und die tonangebenden Literaten, d. h. Männer wie

der Leipziger Professor Gottsched und der Berliner Buchhändler und Schriftsteller Friedrich Nicolai, den seine Schwingen regenden Genius der Poesie, ohne es zu wollen, in Wahrheit niederhielten und unterdrückten. Auch die Aufklärungsperiode war ein nothwendiges Durchgangsstadium der deutschen Kulturentwickelung. Seit Jahrhunderten hatte auf dem gesammten geistigen Leben der Druck einer beengenden Autorität, der Autorität eines überlieferungsmäßigen Kirchenthums gelastet, welche dem freien Aufschwunge Fesseln anlegte. Es war ganz in der Ordnung, daß man dieses Joch abschüttelte, daß man die Barbarei der Hexenprozesse, den Buchstabendienst und den Mirakelglauben bekämpfte, daß man anstatt polizeilicher oder konsistorialer Unterdrückung für die von der Orthodoxie abweichenden Ueberzeugungen Duldung forderte, daß man dem Obskurantismus gegenüber auf Klarheit, gegenüber dem unfruchtbaren Scholastizismus auf das praktisch Werthvolle drang. Aber das Aufklärungsprinzip wurde von den meisten seiner Vertreter in verkehrter, allzu zudringlicher Weise gehandhabt, namentlich irrte man in der Ausdehnung desselben auf Gebiete, auf die es gar nicht anwendbar ist. Alle Wissenschaft muß nicht nur schöpferisch, nämlich nachschaffend, sondern auch kritisch sein, auch die theologische Wissenschaft, auch die Aesthetik. Aber etwas anderes, als die Theologie, ist die Religion, und etwas anderes, als die Aesthetik, ist die Kunst, also auch die Poesie. Die Stichwörter der Aufklärung waren „Licht" und „Nutzen". Klarheit und Licht ist nun allerdings in irgend einem Sinne allenthalben etwas Wohlthätiges, und eine praktische Abzielung hat nicht nur das Religiöse — denn der Fromme ist auf sein Heil bedacht, indem er sein Abhängigkeitsgefühl und sein Freiheitsgefühl im Gedanken an Gott mit einander ausgleichen und versöhnen will —, sondern gewissermaßen auch die Kunst, die ja unsere Affekte nicht nur erregen, sondern auch reinigen soll. Es kommt aber sehr viel darauf an, wie der Begriff des Praktischen und die Forderung des Lichtvollen gefaßt wird. Wird das Praktische verwechselt mit dem Nützlichen im trivialen, hausbackenen Sinne, so ist die Idealität des religiösen und des Kunstlebens bedroht, und an die Stelle der inhaltvollen Begriffe der Seligkeit und der dichterischen Begeisterung treten dann die flachen Gedanken der Glückseligkeit und der Nüchternheit. Jene einseitige Werthschätzung des unmittelbar praktisch Verwendbaren oder des Nützlichen mußte Kunst und Religion verderben. Und ebenso verhält es sich mit dem Dringen der Aufklärer auf Licht und Klarheit. Reflexion über das religiöse und Kunstleben und deren Aeußerungsformen, also Theologie und Aesthetik, sind Dinge, die theilweise durch Klarheit und Schärfe nüchternen Denkens vervollkommnet werden können. Aber das religiöse Leben selbst besteht nicht in einer Denkgläubigkeit, welche sich auf Verstandesnüchternheit stützt. Das religiöse Leben setzt allerdings, sofern es nicht auf einer magisch-hierur-

gischen, sondern auf einer geistigen Religion beruht, immer auch einen Kreis von Vorstellungen voraus. Aber, soweit diese Vorstellungen wirklich nur Ausdruck der Frömmigkeit rein als solcher sind, wohnt ihnen wesentlich eine Beschaffenheit bei, vermöge deren sie das kalte Licht des rechnenden und schneidigen Verstandes nicht vertragen. Religiöse Vorstellungen haben immer und wesentlich etwas Sinnbildliches, Ahnungsvolles, Lebenswarmes, Tiefsinniges, Prophetisches. Da handelt es sich weniger um Schärfe und Klarheit, als um Tiefe und Fülle. Sie bergen einen Reichthum, der stets nur abnimmt, wenn man daran geht, sein Metall zu baarer, im Alltagsleben gangbarer Münze auszuprägen. Und ziemlich dasselbe gilt von der Poesie. Der reflektirende Verstand führt eine bildlose, farblose, nackte, kühle Sprache. Nöthigt er als Tyrann eine solche dem religiösen Leben oder der Dichtkunst auf, so müssen beide verstummen. Wie faßte aber Gottsched, einer der Heroen der Aufklärung, die Poesie? Er band sie an mechanische, den Franzosen entlehnte Regeln nüchterner Reflexion und machte zu ihrem Inhalt und Zweck eine nüchterne Moral. Seine kritische Dichtkunst liest sich, wie David Strauß*) mit Recht bemerkt, stellenweise wie ein Kochbuch. Seine Anleitung z. B. zur Verfertigung einer guten Fabel klingt genau, wie ein Rezept. Zuerst, sagt er, wähle man sich einen lehrreichen, moralischen Satz (NB. einen lehrreichen und einen moralischen). Dann suche man eine Handlung, darin dieser Satz sich zeigt, u. s. w.**) Nach demselben Lehrbuche war Homer ein vortrefflicher Moralist: „Durch die Ilias wollte er lehren, daß Uneinigkeit kein gut thue; durch die Odyssee, daß die Abwesenheit eines Herren aus seinem Hause oder Reiche sehr schädlich sei.“ Sollte aber jemand von uns auf die Meinung gerathen, ein Dichter dürfe und solle uns zu der Welt des göttlich Geheimnißvollen, des Unendlichen, des für den Verstand Unfaßbaren emporheben, so sagt dagegen Gottsched: „Kluge Dichter bleiben bei dem Wahrscheinlichen, d. h. bei menschlichen und solchen Dingen, deren Wesen und Wirken zu beurtheilen, nicht über die Grenzen unserer Einsicht geht.“ Der Kopf müsse erst recht in die Falten gerückt sein, so werde hernach die Feder des Dichters schon von selbst folgen. Ein zweiter Gottsched war der statt vieler anderer noch erwähnte außerordentlich einflußreiche Heros der Aufklärung: Friedrich Nicolai. Dieser hatte früher einmal im Verein mit Lessing gewirkt und sich wirkliche Verdienste erworben. Später aber, als nicht nur Klopstock und Lessing, sondern auch schon Goethe hervorgetreten war, wurde und blieb Nicolai der beschränkteste und rücksichtsloseste Anführer der Fanatiker des Nützlichen, welche gegen Versündigungen an der Kunst gleichgiltig

---

*) Klopstock's Jugendgeschichte (Bonn, 1878), S. 16 (bes. Abdr. aus den gesammelten Schriften). **) Gottsched, Kritische Dichtkunst, S. 161 f., 346.

waren und alle wirkliche Religion für Aberglauben hielten. Nicht nur eine Philosophie wie die Kant's, Fichte's, Schelling's, sondern auch eine Poesie wie die Goethe's erklärte er für Ausschweifungen der Genialität, für Verirrungen des deutschen Geistes*) und stellte ihnen die Weisheit seines gesunden Menschenverstandes gegenüber. Eins der Lieblingsthemata dieser Leute war natürlich das „dunkle Mittelalter", und im Grunde gegenüber aller wahren Poesie, namentlich auch gegenüber dem „Shakespeare'schen Gespensterwesen und ähnlichen Phantomen", wie sie sagten, priesen sie den Berliner Verstand. Wenn mit den Herolden einer solchen Auffassung der Literatur und Dichtkunst die Religion auf einem gespannten Fuße stand, so folgt daraus wohl nicht viel für die wesentliche Unverträglichkeit des Geistes der Poesie und des Geistes der Religion.

Eine ganz andere Schätzung, als von Seiten der Literaten der Aufklärung, fand, wenn auch nicht durchweg das religiöse Bedürfniß selbst, doch die demselben mit zu Grunde liegende Stimmung der Gemüther bei den Männern der Richtung, welche eine Zeit lang im Kampfe mit der herrschenden Aufklärung sich Bahn brach und alsdann über diese den Sieg davontrug, bei den Dichtern und Sprechern der klassischen Genialitätsepoche. Es handelt sich hier um das Auftreten und die Wirkungen jener Gährung, welche um die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in der deutschen Nationalliteratur zum Ausbruche kam. In poetisch anschaulicher Form stellten unsere Dichterfürsten im Vereine mit anderen dem deutschen Volke ein neues Lebensideal vor Augen. Sie durchbrachen die Schranken des Aufklärungszeitalters, welches trotz seiner Verstandesbildung viel Engherziges, Kleinbürgerliches und Philisterhaftes übrig gelassen hatte, sie durchbrachen dieselben mit genialer Kühnheit. Denn die Losung dieses neuen Geschlechts war nicht mehr die Aufklärung, sondern das Geniale. „Es regte sich in dem künstlichen Bau geselliger Ordnung, aus dem die Seele gewichen war, die Sehnsucht nach der Natur".**) Dem neuen Geschlechte genügte nicht nur nicht mehr die wiedergewonnene Verstandesbildung, sondern auch die Charakterbildung galt ihm nicht als die einzige Aufgabe. Man forderte die Rechte des ganzen Menschen, allen Bedürfnissen der menschlichen Brust sollte Befriedigung werden, alle Kräfte des menschlichen Wesens sollten in Bewegung gesetzt werden, um die Fülle desselben zu offenbaren. Nicht einseitig auf die Kraft, Begriffe zu bilden und den Willen durch sie zu bestimmen, legte man Werth, sondern man ging auf die elementarsten Regungen der menschlichen Seele und auf die Natur zurück; man wies auf die unmittelbare An-

*) Vgl. R. Haym, Die romantische Schule, Berlin 1870. S. 732.

**) R. Haym, a. a. O. S. 11. Vgl. zu dem Folgenden auch W. Dilthey, Leben Schleiermacher's, 1870, S. 155—182.

schauung, auf die Einbildungskraft, auf das Gefühl, auf das Gemüth, auf die Individualität hin, auf das Recht und den Werth der menschlichen Affekte, auf die Harmonie von Pflichtgefühl und Neigung, ja auf das Recht der durch den Schönheitssinn gezügelten Sinnlichkeit. In der Natur herrscht Leben, nicht todte Abstraktion; sie ist ein Symbol des Unendlichen. In ihr herrscht Unmittelbarkeit, Ursprünglichkeit, sinnliche Formenschönheit und neben dem Erhabenen das Naive und Instinktive. In dem höchsten Gebilde der Natur stellt sich aber das Naturartige dar als das rein Menschliche, welches sich weit mehr, als in kunstvoller Reflexion, in der Phantasie und im Gemüthe kundgibt. Nur im Gemüthe mit seinen Affekten erscheint der ganze Mensch, der volle und lebendige Mensch. Das Naturartige in diesem Sinne bildete nun die Grundlage dessen, was man damals als das Geniale bezeichnete. Lavater*) definirte es als das Ungelernte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, innig Eigenthümliche, Unnachahmliche, Göttliche, Inspirationsmäßige; es sei zugleich das Allererkennbarste und das Unbeschreiblichste, fühlbar, wo es sei, und unaussprechlich, wie die Liebe; es sei solches, das wohl geahnt, aber nicht begehrt werden könne; das, was gegeben werde nicht von Menschen, sondern von Gott oder vom Satan. Spuren des Kultus der Genialität kann man schon bei Klopstock nicht verkennen, noch weniger bei Lessing; völlig ausgebildet aber erscheint die neue Richtung bei dem schöpferischen Goethe und bei dem empfänglichen Herder. Für Herder ist der lebendige Mensch das Thema aller seiner Arbeiten. In alles Menschliche**), in alle Fähigkeiten der menschlichen Seele, in alle Nationalitäten, Zeiten und Individuen weiß er sich hinein zu empfinden; für alle Geistesschöpfungen, alle Denk-, Empfindungs- und Ausdrucksweisen, für Sitte und Religion, für Volkslied und Sage, für Sprache und Dichtung bringt er ein offenes und tiefes Verständniß mit: nur diejenige Poesie hielt er für rechte Poesie, die aus Instinkten und Inspirationen, nicht aus Regeln entsprungen sei, und die Aesthetik war ihm Naturlehre. Wie konnte es da fehlen, einmal, daß es diesen Männern gelang, die Zeitgenossen umzustimmen, der ganzen Epoche ein anderes Antlitz zu geben, als welches sie aus der Periode der Aufklärung mitgebracht hatte? Zum Andern, daß der neue Standpunkt der unmittelbaren Genialität und der genialen Unmittelbarkeit auch auf das religiöse Leben und auf die Schätzung desselben zurückwirkte? Denn, wenn in irgend einem, so haben in dem religiösen Element die gemüthvolle Unmittelbarkeit, das Offenbarungs- und Inspirations-

---

*) Physiognomische Fragmente, vierter Versuch (Leipzig u. Winterthur 1778), S. 80 f., 94.

**) Vgl. Haym, a. a. O. und K. Weinhold, Die deutsche geistige Bewegung vor hundert Jahren, Kiel 1873, S. 7 f.

mäßige und die „Gegebenheit", wie man damals sagte, ihre Heimat — lauter Momente, auf welche die Propheten der Genialität in erster Linie Werth legten. Zwar darf man dabei zunächst nur an diejenige Stimmung des Gemüths und der Phantasie denken, welche, wie für die Poesie, so auch für die Religion die vorzüglichste psychologische Grundlage bildet; nicht alle Vertreter jener Richtung waren spezifisch religiöse Naturen. Ferner darf man dabei nicht nur an das Christenthum denken; sondern auch die in der Mythologie der Völker ausgeprägten Religionen erschienen in einem neuen Lichte. Auch die religiös angeregten unter den Genialen waren nicht alle positive Christen. Aber auch für die Wiedererkennung und Wiederanerkennung des wirklichen Christenthums, sowie des spezifischen Verhältnisses der Bibel zum religiösen Geist der Menschheit war jener Umschwung der Stimmung und der Geschichtsbetrachtung mittelbar von großer Bedeutung. Denn Reformatoren der Theologie, wie Schleiermacher und de Wette, haben — wenn auch gewiß nicht alle ihre Kraft — doch einen großen Theil derselben aus jenem Umschwung gesogen. Ferner hat das neue Verständniß der mythologischen Religionen, welches die Männer der Genialitätsepoche anbahnten, die Erkenntniß der religiösen Bedeutung des Christenthums nicht etwa gehemmt, sondern gefördert; ein Satz, dessen Richtigkeit im Hinblicke auf Schelling Niemand leugnen wird. Endlich haben — von anderen zu schweigen — Lavater, Hamann und Herder, lauter Vertreter der Genialität, die Wiederanerkennung freilich nicht der orthodoxen, aber doch der biblischen Religion in den Kreisen der Gebildeten ganz direkt vorbereitet. Hamann*) preist gleichsam in einem Athemzuge die Genialität Homer's oder Shakespeare's und das Schmecken und Sehen, welches dem frommen Glauben zu Theil wird; er ahnt eine Verwandtschaft des naiven, rein empfänglichen Glaubens und des aesthetischen Taktes des künstlerischen Genius, weil beides einen Gegensatz bildet gegen todte Abstraktionen. In seiner Aesthetik nennt er die Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; aber indem er die erstorbene Sprache der Poesie und Natur wiedererwecken will, weist er gleichzeitig hin auf den Namen Jesu. Natur und Schrift sind ihm die Materialien des schönen, schaffenden, nachahmenden Geistes. Uebrigens hinderte ihn sein positiver Bibelglaube nicht, von einer nicht nur poetischen, sondern auch mythischen Ader aller Religionen, also auch der christlichen, zu reden. Die Aufklärer hatten in der ganzen Mythologie nichts anderes finden können, als schlechterdings sinnlosen Aberglauben. Dies genügte einem Hamann nicht; namentlich aber wies Herder darauf hin, wie es gerade ein lebendiges religiöses Bewußtsein der kindlichen Menschheit gewesen, das allenthalben in der Natur, wo

*) Vgl. O. Pfleiderer, Religionsphilosophie, Berlin 1878, S. 34 f.

Leben, Licht und Kraft erschien, eine Offenbarung der Gottheit gefühlt, ihre ordnende Schöpferkraft und Wunderthaten angeschaut habe. Da sehen wir wieder des Dichters Verständniß für die aesthetische Seite auch der Religion, für das Walten der Phantasie in den religiösen Vorstellungen, für den Einfluß der Natur auf Weckung und Gestaltung des religiösen Bewußtseins, kurz für die Poesie in den religiösen Anschauungsformen. Und diese Ansicht wandte Herder auch auf die Bibel an. Er war einer der Ersten, die dem deutschen Geiste die aesthetische Erhabenheit des alten Testaments wiederum erschlossen; nicht minder wies er z. B. auf die aesthetische Schönheit des vierten Evangeliums hin. In der mosaischen Erzählung von der Schöpfung der Welt erkannte er — Wahrheit, aber nicht historische und naturgeschichtliche, sondern religiöse, und gleichzeitig erkannte er darin — Poesie, aber nicht spielende und leere, sondern ernste und inhaltvolle. Er fand darin Naturbilder und Sinnbilder höherer Ideen, nicht geschichtlich Wirkliches, aber religiös und ideal Wahres.

In's Maßlose gesteigert und übertrieben erscheint nun die genialische Weltanschauung in der sogenannten Romantik, und in dieser begegnet uns nicht blos ein lebendiges Ineinandergreifen der Dichtkunst und der Religion, sondern geradezu eine Verwischung der Grenzen beider. Für unsere Frage kommt von den Romantikern besonders Novalis in Betracht. Vorzüglich seine geistlichen Lieder haben ihm den Ruf eines herzlich und innig frommen Christen verschafft, und es ist nicht zu verkennen, daß sich in denselben geradezu ein zartes persönliches Verhältniß zu Christus ausspricht, in dem er die Quelle des Trostes und des Friedens findet. Nur darf man nicht übersehen, daß seine Religiosität im Ganzen doch pantheistisch gefärbt ist, und namentlich, daß er einen Unterschied zwischen Religion und Poesie eigentlich nicht kennt. Zu seiner Charakteristik im Allgemeinen dient, daß er selbst sagt: das Beste ist überall die Stimmung*); nicht bestimmte Empfindungen und Gefühle, sondern Stimmungen und unbestimmte Empfindungen machen glücklich. Die Nacht, die heilige geheimnißvolle Nacht ist das Bild des Todes, des mystischen Todes in dem Unendlichen, und dieser Tod oder dieses Sterben ist Religion. Ferner ist bezeichnend, daß er selbst als das vorzüglichste Element seiner Existenz die Phantasie bezeichnet, durch welche er sich auch in der Bildung seiner Religionsansicht leiten lasse; daß er sogar sagt, wie es eine Logik gebe, so gelte es, auch eine Phantastik aufzustellen.**) Die Physik erklärt er für die Lehre von der Einbildungskraft; für den Schlüssel der Welt aber: das Herz. Durch diese Vordersätze wird es deutlich, wie es gemeint ist, wenn er nun sagt, das eigentliche

*) Novalis' Schriften, II, 43 f.; vgl. überhaupt R. Haym, a. a. O., S. 325—390, bes. S. 350 und 377. **) Haym, a. a. O. S. 365 und 363.

Wesen des Ich sei die geniale Anlage, und das wahre Wissen sei eine Art Offenbarung. Die Frage, ob er mit dieser Offenbarung eine poetische oder eine religiöse Inspiration meint, ist deshalb ziemlich müßig, weil ihm dies alles ineinander verschwimmt. Denn nicht nur schaut er das Schöne in Einheit mit dem Wahren und Guten, nicht nur sind ihm Philosophie und Moralität Wechselbegriffe, nicht nur führt er alle Erkenntniß auf die Unmittelbarkeit des Glaubens zurück, sondern auch das Gewissen*) erscheint ihm wie der Geist des Weltgedichts; er klagt sogar darüber, daß man die Wissenschaft von der Poesie säubern wolle, und er erklärt ganz ausdrücklich: die Poesie**) als Darstellung des Gemüths, mithin als Darstellung der inneren Welt in ihrer Gesammtheit, sei eins mit der Philosophie und mit der Religion. Den Mittelpunkt jedoch in dieser Verknüpfung bildet ihm die Poesie. Die Grundidee, auf der sein „Heinrich von Ofterdingen" beruht, ist die, daß die Welt am Ende Gemüth werden solle.***) Nun ist ihm aber die Poesie kurzweg Gemüthserregungskunst; daher schreitet er zu dem Satz fort: am Ende soll Alles Poesie werden. Die Poesie ist für ihn Eins und Alles. Alles ist ihm um so wahrer, je poetischer es ist, die Poesie ist ihm des absolut Reelle; auch die Geschichte Christi, sagt er, ist ebenso gewiß ein Gedicht, wie eine Geschichte, und überhaupt ist nur diejenige Geschichte eine Geschichte, die auch Fabel sein kann. Andererseits ist ihm die Phantasie der Weg der Religion in's Herz, die Predigt genialische Inspirationswirkung, die Poesie eine wesentliche Form der Religion, das Christenthum die Religion des Idealismus, ein Pantheon, in welchem auch die Mythologie, also das idealistisch gefaßte Heidenthum Platz findet. Denn Novalis selbst sagt†): „Ich glaube in der Geschichte und den Lehren der christlichen Religion die symbolische Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Gestalt fähigen Weltreligion zu sehen, das reinste Muster der Religion als historische Erscheinung überhaupt..... Es gibt keine Religion, die nicht Christenthum wäre. Das Christenthum ist nämlich dreifacher Gestalt: Es ist einmal Freude an aller Religion; es ist sodann Glaube an die Fähigkeit alles Irdischen, Wein und Brod des ewigen Lebens zu sein; endlich ist es Glaube an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt, welche ihr wollt, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unaussprechlich glücklichen Gemeinde." Wenn hier Novalis als eine der drei Gestalten des Christenthums den Glauben an Christus, seine Mutter und die Heiligen bezeichnet, so liegt schon darin ein Anzeichen dafür, daß auch er, wie andere Romantiker, in einer starken Vorliebe für die katholische Kirche befangen war,

---

*) Haym, a. a. O., S. 378.
**) S. Novalis' Schriften, III, 37 f.
***) Haym, a. a. O., S. 383.
†) Schriften III, 38 f.

und hierfür ließen sich leicht noch weitere Belege beibringen. Wir wollen aber nur noch einen Ausspruch von ihm anführen, nämlich die Worte: „Ich muß ordentlichen Aberglauben zu Jesus haben; der Aberglaube — setzt er hinzu — ist überhaupt nothwendiger zur Religion, als man gewöhnlich glaubt.“ Auch Schelling hat übrigens gelegentlich gesagt, jede Religion, sofern sie theoretisch sei, könne nur poetische Wahrheit haben, und nur als Mythologie sei sie wahr. Das war freilich für Schelling nicht sein letztes Wort.

Wir stehen am Ende unseres geschichtlichen Ueberblicks. Die Verschmelzung von Poesie und Religion, die er uns zuletzt zeigte, war in den Augen der Romantiker nun freilich Ausdruck unbedingter Hochschätzung der Religion; dennoch mußte sie verhängnißvoll werden für die Schätzung der Frömmigkeit. Denn wurde der Satz, Religion und Poesie sei im Grunde dasselbe, von solchen nachgesprochen, welche der Phantasie nur einen relativen Werth beilegten oder dieselbe sogar für eine störende Macht im menschlichen Geistesleben erachteten, so konnte man im besten Fall zu dem Urtheil gelangen: Die Religion ist allerdings Poesie, und wir bedürfen der Poesie, weil wir der Ideale bedürfen; sie ist jedoch nur ein schönes Ideal; sie erhebt uns über den drückenden Zwang des Wirklichen zu einer Welt der Ideale, aber unwirklicher, eingebildeter Ideale.*) So denken gerade heute nicht wenige der Hochgebildeten. Aber auch die andere Möglichkeit verwirklichte sich, und zwar durch Ludwig Feuerbach, welcher alle Religion, weil sie ja nur Sache der Phantasie sei, als eine Krankheitserscheinung unserer Natur bezeichnete.

Sollen wir nun, gewarnt durch jene Uebertreibungen und durch diese Schlußfolgerungen, zurückkehren zu dem Satze der Aufklärer: Die Religion hat mit der Poesie nichts zu schaffen, sie muß vielmehr von derselben gesäubert werden? Nein, das sollen wir nicht, weil wir es nicht können. Zunächst ist im Dienste der Religion die Kunst unentbehrlich, die Kunst ein nothwendiges Organ der Religion, aus der sie ja auch hervorgegangen ist, bei den Griechen wie bei den Israeliten. Denn den ersten Anlaß zur Hervorbildung der Baukunst und der Skulptur gab der Drang, den Göttern Tempel zu errichten und die Götter selbst in idealen Formen darzustellen. Den Anlaß zur Ausbildung der Musik und Poesie gab das Bedürfniß, die Götter und ihre Segnungen zu besingen und zu preisen. Wenn die Mythologie gewissermaßen eine poetische Naturkunde und eine poetische Philosophie ist, so ist sie noch viel mehr eine Verbindung von Religion und Poesie. Die Alten betrachteten ja auch nicht nur die religiöse Begeisterung, sondern auch die Begeisterung des

*) Vgl. Albert Lange, Gesch. des Materialismus, 2. Aufl. Leipzig, 1875, 2. Band, S. 484 f. und dazu O. Pfleiderer, a. a. O. S. 176 f.

Musikers, vor allem des Dichters als einen Zustand, in dem er von einem Gotte erfüllt sei; und die Entwickelung der Religion der Griechen beruht vorzugsweise auf den Anschauungen ihrer Dichter als der Dolmetscher oder auch als der Reformatoren des Volksglaubens. Homer's Gesänge waren die Bibel der Griechen; und jene Annäherung des Polytheismus an den Monotheismus, welche sich auch in Griechenland vollzog, war das Werk der großen Dichter des 5. vorchristlichen Jahrhunderts, eines Aeschylos, eines Sophokles, eines Pindar. Aber auch bei den Israeliten waren Musik und Dichtkunst Erzeugnisse der Religion. Da das ganze geistige und gesellige Leben derselben auf der Religion beruhte, so steht von vornherein fest, daß ihre Kunst aus religiösen Motiven hervorging. Freilich der schlichte, fromme Bibelleser glaubt oft nur Religion zu genießen, wenn er in den von Luther übersetzten Psalmen seiner Bibel blättert. Aber athmen diese nicht in demselben Grade Poesie, wie Religion? Wer erkennt nicht an, daß sich die göttliche Weltverwaltung in der heiligen Schrift in den Engeln poetisch verkörpert, auch dann, wenn ihm die Engel mehr sind, als bloße Gebilde der Poesie? Wer leugnet die Poesie des deutschen Weihnachtsfestes, wenn es ihm auch mehr ist, als Poesie? Im weiteren Sinne des Wortes ist sogar die poetische Sprache der Religion wesentlich. Alle wirkliche Religion ist verknüpft mit einer Begeisterung oder doch Gefühls- und Gemüthserregung, für welche die reine, bare, gleichsam am Boden schleichende Prosa kein angemessener Ausdruck ist. Die Religionswissenschaft, die Theologie, darf zwar, muß sogar sich in der nackten und bildlosen Sprache begrifflicher Erörterung bewegen; aber das ist nicht die Sprache der Religion selbst. Namentlich ist kein einziger Bestandtheil des Kultus rein prosaisch und ohne alle Fühlung mit der Kunst. Auch der christliche, auch der evangelische Gottesdienst hat sinnbildliche Bestandtheile: Symbolisches liegt nicht nur in den Handbewegungen des segnenden Priesters, sondern auch in der Sakramentsfeier, und zwar in der letzteren auch dann, wenn zugleich mehr als Symbolisches in diese hineingelegt wird. Daß, was die Gemeinde im Gottesdienst singt, religiöse Gedichte sind, ist schon erwähnt, und wenn der poetische Inhalt derjenigen, die wir singen, zum Theil gering ist: so ist das Schicksal, aber nicht Nothwendigkeit. Das Uebrige aber ist freilich nicht vorwiegend symbolisch oder rhythmisch, jedoch noch viel weniger rein prosaisch. Ein von Herzen kommendes Gebet, welches im Gottesdienst gesprochen wird, kann nicht bare Prosa sein, ebensowenig eine Predigt. Freilich ist Rhetorik noch nicht Poesie; aber im weiteren Sinne des Wortes muß der Prediger, mag er göttliche und menschliche Dinge schildern oder den Willen strafen, erwecken und begeistern oder heilige Empfindungen darstellen wollen, sich zu einer gehobenen Ausdrucksweise emporschwingen, welche niemals ohne poetische Elemente sein kann.

Und gerade die Dichtkunst ist für die Religion ein noch angemessseneres Werkzeug, als die anderen Künste. Alle Kunst ist Darstellung des Idealen in sinnlicher Gestalt; auch die Poesie ist sinnlicher Ausdruck des Idealen, weil die Sprache ihr Darstellungsmittel ist und diese (als musikalisch tönende und rhythmisch bewegte) neben der geistigen auch eine sinnliche Seite hat, wozu noch kommt, daß die Poesie in anschaulichen Bildern, nicht in abstrakten Begriffen redet. Aber Schiller läßt mit Recht die Poesie von sich sagen: „Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke, und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort." Daraus ergibt sich, daß die Poesie, wie die Religion, sich in dem Grenzgebiet zwischen dem Element des Denkens einerseits und des Fühlens und Anschauens andererseits bewegt, während keine einzige andere Kunst, obgleich sie Kunst ist, Gedanken auszuprägen im Stande ist. Freilich*) „muß die Poesie die Gedanken darstellen, wie sie ihr Echo oder ihren Quell im Herzen haben, von der Wärme des Gefühls beseelt sind", und in anschaulicher Bildlichkeit sich verkörpern, sonst wäre sie allerdings nicht Poesie. Aber sie stellt doch Vorstellungen und Gedanken dar, und deswegen ist sie nach einer Seite hin das angemessenste künstlerische Werkzeug für die Religion.

Die Poesie (und die Kunst überhaupt) ist jedoch nicht nur unentbehrliches Werkzeug der Religion, sondern sie ist auch in ihrer Selbständigkeit der Religion verwandt. Denn auch sie hat das Unendliche, Ideale, Göttliche zum Gegenstande ihrer Darstellung. Gerade deshalb, weil das eigentliche Wesen der Aufklärung in der Hinwendung zum Endlichen bestand, unterdrückte ja diese gleichmäßig die wahre Poesie und die lebendige Religion, und trotz ihrer Verknüpfung mit der Phantasie läßt sich von der Poesie sagen, daß sie Wahrheit enthülle und Wahrheit verkörpere. Ein tiefer Gehalt des Geistes**) wird von Bildnern und Dichtern ausgesprochen, die wie im Spiel die Lösung des Welträthsels vor die Anschauung hinstellen, lange bevor die Philosophie sie für die denkende Vernunft vollzieht. Im Schönen, hat man gesagt, „haben wir ein Mysterium, das als ein leuchtender Punkt uns den Blick in das ewige Wesen eröffnet, die Natur in Gott und Gott in der Natur kennen lehrt und die Energie der Liebe und Freiheit als Grund, Band und Ziel der Welt offenbart". Und Schiller singt vom Künstler:

„Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Drin die Welt sich, die ewige spiegelt.
Er hat Alles gesehen, was auf Erden geschieht,
Und was noch die Zukunft versiegelt."

---

*) M. Carrière, Das Wesen und die Form der Poesie, Leipzig, 1854, S. 32.
**) Vgl. Carrière, a. a. O., S. 13 f. und S. 9.

Demnach würde also die Kunst das Welträthsel lösen und im Schönen das Wahre enthüllen. Ja noch mehr: Eine erlösende Kraft, eine friedeverleihende, versöhnende, tröstende Wirkung schreiben der Kunst ihre Priester zu. Dichtkunst und Tonkunst im Bunde miteinander heilen, sagt man, alle Schmerzen. Wir können auch weder jenes, noch dieses lediglich in Abrede stellen. Man kann, wenn auch sicherlich nicht in jedem, doch in einem gewissen Sinne sagen: Goethe, der Dichter, hat Gott und die Welt noch besser gedeutet, als Kant, der Philosoph. Man kann ferner sagen: die genialsten Blicke, die einem Schelling vergönnt waren, hat der poetische Genius gethan, der ihn erfüllte und der in Schelling vielleicht mächtiger war, als die strenge Philosophie. Denn Schelling ist der romantische Philosoph. Es gibt Dinge, welche für den Verstand nicht meßbar sind, ebensowenig darstellbar; und wenn unser Bild vom Universum, insofern es nur aus dem streng wissenschaftlich Erwiesenen bestünde, noch kein Ganzes wäre, weil unser eigentliches Wissen (im strengen Sinne des Wortes) begrenzt ist, also der Ergänzung bedarf: dann muß ergänzend hinzutreten, was Phantasie und Gefühl ahnen, weil sonst unser Bild von den göttlichen und menschlichen Dingen lückenhaft bleibt. Diese ergänzende Erkenntniß durch Ahnung vollzieht aber nicht nur die Religion, sondern auch die dichterische Phantasie. Und wie könnte man leugnen, daß auch der Kunstgenuß versöhnend, tröstend und heilend wirkt? Die Kunst verklärt die Natur mit ihren Schrecken, sie verschleiert und verhüllt das Elend der Welt. Aber freilich: wo sie mehr leisten sollte, da müßte doch erst der tiefste Zwiespalt im Innern des Menschen schon geheilt sein. Der Kunstgenuß kann nicht ein reines Gewissen schaffen, kann nicht die Sündenvergebung ersetzen, und hier liegt die Schranke der Kunst gegenüber der Religion. Die Schönheit von Raphael's Madonnen, von Beethoven's Messe, von Goethe's „Iphigenie“ kann uns hinreißen, ohne daß unser aesthetisches Gewissen einen nachhaltigen Einfluß auf unsere sittlichen Grundsätze und Entschließungen ausübt.*) Veredelnd wird allerdings die Kunst überall wirken; eine gewisse Rohheit muß ihr immer weichen. Daher konnte ein echter Grieche kein Barbar werden. Aber das Edle verdorrt, wenn seine Wurzel nicht das Gute ist, und die Geschichte zeigt genug Beispiele eines Nebeneinanderhergehens des höchsten Kunstenthusiasmus und des sittlichen Verderbens, z. B. in Florenz und Rom im Zeitalter Leo's X.

Unsere Betrachtung war eine vorwiegend geschichtliche, doch schlossen sich einige theoretische Andeutungen daran an. Sollen wir schließlich einige praktische Ergebnisse aus ersteren und aus letzteren herausziehen, so werden es diese sein müssen: wir sollen uns bewußt bleiben, daß wir an unserer Religion

*) Vgl. O. Pfleiderer, a. a. O., S. 179.

mehr haben, als uns die bloße Poesie bieten kann; aber wollen wir nicht Romantiker werden, so dürfen wir nicht vergessen, daß auch unsere religiösen Vorstellungen einen Beisatz von Poesie haben, der vom tiefsten Kern zu unterscheiden ist, und den wir Niemandem aufnöthigen können, weil die Anerkennung bestimmter aesthetischer Anschauungsformen nicht in dem Sinne und Maße, wie die ethischen Grundlagen der Frömmigkeit, von Jedermann gefordert werden kann. Aber auch das wird sich aus unseren Erwägungen ergeben haben, daß wir ohne jedes (wenn auch unbewußte) Gefühl für Poetisches auch unsere eigene Religion nicht völlig zu verstehen vermögen.

Kiel. Friedrich Nitzsch.

J. E. Bollmann über den Wiener Kongreß.

Von Julius Duboc.
(Dresden.)

Schon vor mehr als 40 Jahren (1837) bemerkte Varnhagen, der zuerst in seinen „Denkwürdigkeiten" einiges auf den in der Ueberschrift genannten Hannoveraner Justus Erich Bollmann bezügliche Material mittheilte und namentlich auch Briefe desselben veröffentlichte: „Wir meinen hier einen Namen, der dem größten Theil unserer Leser und besonders den jüngeren unbekannt klingen wird. Und doch ist er einst laut genug erschollen und hat seinen Tag erlebt, der ihn für Europa und Amerika zum Gegenstand der aufgeregtesten Theilnahme machte." Das Ereigniß, worauf Varnhagen in den letzten Worten anspielt, ist die durch einen unglaublich kühnen Handstreich durchgeführte Befreiung Lafayette's aus dem Staatsgefängniß von Olmütz im Jahre 1794, eine That, die der unternehmungslustige Bollmann, von Thatendrang und selbstvergessener Begeisterung getrieben, im Wesentlichen allein geplant und selbstverständlich unter den größten Schwierigkeiten, nur unterstützt von einem jungen Amerikaner, der sich ihm angeschlossen, ausgeführt hatte. Die That glückte und verunglückte, d. h. die gewaltsame Entführung des französischen Patrioten aus den Mauern des österreichischen Gefängnisses gelang; aber genöthigt, sich von seinen Rettern auf der Flucht zu trennen, fiel Lafayette, des Weges unkundig, seinen Verfolgern wieder in die Hände. Ebenso mißlang die Flucht des jungen Amerikaners, Namens Huger. Bollmann aber wurde von den preußischen Behörden wieder an die österreichische Regierung ausgeliefert und büßte den Heroismus seines Großmuths mit sieben Monaten

schweren Kerkers, was für die damalige Zeit immerhin eine außerordentlich gelinde Strafe war für das Unterfangen, dem österreichischen Staatsdespotismus in den Rachen zu greifen. Mächtige äußere Einflüsse und Verwendungen haben jedenfalls viel dazu beigetragen, seinem eigenen Schicksal, sowie dem seines amerikanischen Genossen, der das Gefängniß mit ihm theilte, eine verhältnißmäßig so günstige Wendung zu geben. Lafayette hingegen blieb noch drei Jahre im Gefängniß und wurde erst 1797 gegen andere französische Gefangene ausgewechselt.

Bollmann, zu Hoya geboren, der Sohn wohlhabender Eltern, war, als er die hochverrätherische Befreiung Lafayette's durchzusetzen versuchte, erst 25 Jahre alt. Seine hingebende That zeugte für die Wärme seines enthusiastischen Gemüths, gleichzeitig bekundete sich aber auch in der Ausführung des Unternehmens, das nur durch unglückliche Nebenumstände scheiterte, ein außerordentlich hoher Grad von Einsicht, Besonnenheit, Thatkraft, unermüdlicher Geduld und körperlicher Rüstigkeit. Diese Eigenschaften, fest begründet in der Ueberlegenheit seiner körperlichen und geistigen Kräfte, zeichnen seinen ganzen Lebenslauf aus († 1821); sie sind es aber zugleich, die den von ihm erhaltenen Briefen, zumal solchen, in denen er über die lebhaft empfangenen Eindrücke jener ereignißvollen Zeit berichtet, einen mehr als gewöhnlichen Werth verleihen. Von solchen brieflichen Mittheilungen hat, wie erwähnt, schon Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten“ eine Reihe veröffentlicht. Sie fallen mit Ausnahme einiger späterer in die Jahre 1792—95, sind an eine nahe Verwandte, die Staatsräthin Brauer in Karlsruhe, gerichtet und referiren in eingehender und lebhafter Weise über die Eindrücke, die der junge Mann, der schon 1792 als Arzt auf einige Zeit nach Paris gegangen und dort in vielfache gesellschaftliche Berührung mit dem ehemaligen Minister Narbonne, mit Madame de Stael, Madame de la Châtre u. a. gekommen war, am Mittelpunkte der großen Bewegung des Jahrhunderts zu sammeln Gelegenheit fand. Bollmann war dabei in allerlei piquante Erlebnisse verwickelt. Er rettete Narbonne aus dringender Lebensgefahr, verpflichtete sich dadurch Madame de Stael zu großem Danke und verliebte sich nebenbei in Madame de Châtre. Andere Briefe Bollmann's aus jener Zeit sind an seinen Vater gerichtet und beschäftigen sich weniger mit den persönlichen Erlebnissen des Briefstellers als mit den politischen Vorgängen, die sich unter seinen Augen abspielten. Für die Jugend des Verfassers, der erst 23 Jahr zählte, ungemein besonnen im Urtheil und jeder extremen Auffassung der Dinge abhold, haben sie außerdem den Vorzug, daß sie sich meistens auf eigene Anschauung stützen. Auch diese Briefe sind in den vierziger Jahren auszugsweise in einem Hamburger Blatt veröffentlicht worden.

Einer späteren Lebensperiode gehören eine Reihe brieflicher Mittheilungen

an, die bisher meist noch unveröffentlicht geblieben sind, deren Inhalt aber, nach den vorliegenden Proben und nach dem Charakter und der Stellung des Schreibers zu schließen, ebenfalls viel des Interessanten bieten dürfte. Sie datiren aus der Zeit des Wiener Kongresses und stehen mit diesem selbst, mit den zu jener Zeit und bei jener Gelegenheit maßgebenden Persönlichkeiten in enger Verbindung. Aber wie kam — wird man mit einigem Erstaunen fragen — der ehemalige Majestätsverbrecher und Frevler wider die österreichische Staatshoheit wieder nach Wien und gar in Beziehungen zu den Diplomaten, Ministern und Staatswürdenträgern des Kongresses? Die Zeiten hatten sich eben geändert, ist die Antwort, und die Menschen mit ihnen! Die ungeheure Schule der Noth, welche die europäische Staatsordnung zwei Dezennien hindurch hatte durchmachen müssen, hatte für den Augenblick wenigstens so viel Frucht getragen, daß auch die Staatsleiter nicht geneigt waren, alten verblichenen Unbilden allzu ängstlich nachzurechnen. Die Pedanterie konnte sich noch nicht wieder so breit machen, die Rachsucht war noch nicht genügend erstarkt, um ihrerseits die Abrechnung in jedem einzelnen Falle zu beginnen. Dem Anbruch einer neuen Zeit gegenüber, die sich unausweichlich vor die Bewältigung großer materieller, durch die Finanznoth äußerst verwickelt gewordener Aufgaben gestellt sah, richtete sich das Auge des praktischen Staatsmannes auf jede leistungsfähige Kraft, und eine solche war Bollmann in eminentem Grade. Die Schicksale, die er seit seinen Jugendstürmen durchlebt, hatten dazu beigetragen, seinen Blick für die Verhältnisse des praktischen Lebens zu schärfen, und seinen Talenten die vielseitigste Ausbildung gegeben. In Amerika, wohin er um 1797 mit seinen Brüdern übergesiedelt war, hatte er mit diesen zusammen ein Handlungshaus gegründet, dessen Geschäfte bald einen außergewöhnlich günstigen Aufschwung nahmen. Dieser Umstand nicht minder wie seine persönliche Tüchtigkeit verhalfen ihm in kurzer Zeit zu bedeutendem Ansehen und Wohlstand.*) Als er nach einer Reihe von Jahren, nach dem Tode seiner Frau, Europa wiederzusehen wünschte, stand er im Mittelpunkte einer Reihe von großartigen Unternehmungen, die ihn in nahe Beziehungen mit den ersten Finanzhäusern, namentlich auch mit dem großen Hause Baring brachten. Das lebhafte Interesse, welches er dabei gleichzeitig der Politik seines neuen Heimatlandes widmete, sowie der Einfluß seiner Stellung bewirkten, daß sich ihm die leitenden politischen Kreise in England erschlossen. Lord Castlereagh widmete ihm besonderes Interesse. So konnte es nicht fehlen, daß er auf seine

*) So nach den Angaben Varnhagen's. Nach einer Studie über Bollmann, die Fr. Kapp im Januarheft der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht hat, mußte Bollmann zu Anfang des Jahrhunderts in Folge von Verlusten sein Geschäft aufgeben, wobei er von Lafayette 6000 Dollars erhielt, um seine Gläubiger befriedigen zu können.

vorsichtige Anfrage, ob ihm der Zutritt in Oesterreich erlaubt sei, die Antwort erhielt, er möge ohne Scheu reisen, Niemand werde ihn wegen der alten Geschichte beunruhigen. Bollmann hat in Oesterreich keinerlei offizielle Thätigkeit ausgeübt, aber gleichwohl tiefer als mancher, der in Amt und Stellung wirkte, in die österreichische Finanzwirthschaft eingegriffen. Dem Finanzminister, Graf Stadion, der mit ihm geschäftlich zu verhandeln hatte und der bei dieser Gelegenheit über die Schwierigkeit seines Kampfes mit dem massenhaft vorhandenen, unaufhörlich schwankenden Papiergeld klagte, legte er eine Denkschrift mit Vorschlägen zur Bekämpfung dieses Uebelstandes vor, die großen Beifall fand. Banquier Freiherr v. Erkeles, der als Finanzautorität ersten Ranges galt, erklärte sich mit den Bollmann'schen Vorschlägen einverstanden, und wie Varnhagen, der Bollmann um diese Zeit persönlich nahe getreten war, versichert, sind in den späteren Finanzmaßregeln sowie bei der Gründung der Nationalbank einzig seine Angaben und Entwürfe befolgt worden. Das Ansehen des geschäftskundigen und scharfblickenden Deutsch-Amerikaner's hatte bald in Wien ein solches Ansehen gewonnen, daß Gentz eifrig seinen Umgang suchte, und Metternich den Wunsch kund gab, die amerikanische Regierung möchte Bollmann eine dauernde diplomatische Anstellung in Wien verleihen. Auch zu dem preußischen Finanzminister, v. Bülow, dem russischen Finanzminister, Graf Gurieff, und dem hannöverschen Staatsminister, Graf Münster, trat er in nähere Beziehungen. Jedenfalls war, wenn irgend einer, Bollmann in einer sehr günstigen Lage, um in nächster Nähe Beobachtungen und Vergleichungen anstellen und einen Gesammtüberblick über die hervorragende Gesellschaft, die der damalige Moment der Weltlage in der österreichischen Kaiserstadt vereinigt hielt, gewinnen zu können. Und dieser Gunst der Lage entsprach die ungewöhnliche Begabung des scharfblickenden, durchdringenden Norddeutschen. Wahrhaft bewundernswerth sind einige flüchtig hingeworfene, in einem Briefe an einen nahen Verwandten eilfertig niedergeschriebene Porträtzeichnungen, die trotz der mangelnden Glätte und Abrundung als Charakteristiken ihres Gleichen suchen; so vortrefflich ist die scharfsinnige Analyse und die Deutlichkeit, mit der hier die anscheinenden Gegensätze zu einem psychologisch klar zusammenhängenden Charakterbilde in wenigen Federstrichen — und in dieser Kürze liegt ein nicht geringer Theil der Meisterschaft — verarbeitet worden sind. Oppermann hat in dem vor etwa zehn Jahren veröffentlichten letzten Werke aus seiner Feder: „Vor hundert Jahren“ den betreffenden Brief seinem ganzen Umfang nach mitgetheilt, so daß eine Reproduktion desselben hier überflüssig erscheint. Nur als Probe der Würze und Kürze seiner Charakteristik theilen wir hier aus dem ganzen Zyklus seiner Radirungen, der die Porträts von Talleyrand, Metternich, Hardenberg, Humboldt, Stein, Laharpe, den Kaisern von Rußland und Oester-

reich und dem König von Preußen umfaßt, die von Laharpe und dem Kaiser von Rußland mit. Sie kennzeichnen seine scharfe Auffassung zur Genüge. Ueber Laharpe schreibt er: „Laharpe, ein Schweitzer, ehemaliger Gouverneur des russischen Kaisers, und noch sein vorzüglichster Rathgeber, ist ein milder, einfacher, philosophischer Mann, was die Außenseite, und die ganze Form seiner Existenz betrifft, der aber starke Leidenschaften im Busen trägt, und der als Heiliger sengen und brennen könnte, zur Ausbreitung der Lehre. — Er kennt die Welt mehr aus den Schriften von Rousseau und ähnlicher Schriftsteller, als von praktischem Anschaun, von Selbstbetrachten und Vergleichen. Daher sind auch seine Ansichten oft ganz gewaltig falsch. Daher steckt er auch voller Vorurtheile und Grillen. Daher setzt er auch, wie alle ähnliche Charaktere das rein Vernünftige — oder vielmehr was er dafür hält, viel zu hoch an, und würdiget das Hergebrachte, das Gesetzliche, wenn es mit seinen Ideen streitet, viel zu wenig. Er ist stolz — in der Demuth; ambitiös — mit anspruchloser Miene. Er möchte die Welt gern von seinem Pult aus modeln; seine Vorstellungen sind speciös — aber hirngespinnstisch; er ist gescheut, aber ein Jacobiner; von der besseren Gattung, wenn Du willst, aber Jacobiner doch! An der Humboldtschen Vernunft fehlt's ihm durchaus." Kaiser Alexander wird folgendermaßen charakterisirt: „Von den gekrönten Häuptern ist Alexander der besonderste. Er ist ein schöner Mann; er spricht gesucht; er hat gewöhnliche gute Fähigkeiten, keine vorzügliche; er befaßt sich mit allem selbst, ohne regelmäßig zu arbeiten, ohne selbst viel zu können. Er ist gewaltig eitel — folglich auch eher kleinlich als groß. In seinen Bewegungen schnell — nicht ruhig. In seinem Wesen mehr zur List geneigt, zum Verschlagenen, Heimlichen, als wie zum Geraden, Einfachen, Offenen. Für's wirklich Edle hat er wohl wenig Sinn — schönthun möcht' er immer. Er ist ein Fürst der besseren Art, vorzüglich auf einem russischen Thron; äußerst artig mit dem gewaltigen Peter verglichen, aber äußerst klein, auch viel kleiner als seine Großmutter. Seine Lage ist auch mit seiner Erziehung im Widerspruch. Laharpe hat etwas Republikanisches in seine Composition gemischt, das zu seinen Verhältnissen nicht paßt. Er ist daher schwer zu behandeln. Er möchte allerlei und sieht doch nichts klar. So muß er denn eigensinnig seyn. Sehr artig, und doch unbändig, auf den Gründe nicht viel vermögen, der Festigkeit sucht, selbst durchs Beharren auf's voreilig Beschloßene, eben weil er mit dem Denken nicht recht fertig werden kann, weil es an der Geistesfestigkeit fehlt. — So macht er denn seinen Rathgebern gewaltig viel zu schaffen, und lähmt eigentlich den Fortgang der Verhandlungen." Der nachfolgende interessante, an den Grafen Schlaberndorf in Paris gerichtete Brief Bollmann's war bisher ungedruckt. Das Original befindet sich in dem Königlich Preußischen Staatsarchiv. Ich

verdanke die Mittheilung desselben Friedrich Kapp, der meines Wissens die Absicht hat, sämmtliche deutsche und englische Briefe Bollmann's zu veröffentlichen, und seine Materialien mit geringen Ausnahmen von der in Hoya noch lebenden Familie Bollmann's erhalten hat. Der Brief lautet:

Wien, den 8. Dezember 1814.

Ich mache mir Vorwürfe, lieber Herr Graf, Ihnen nicht schon längst geschrieben zu haben, um so mehr da Ihre Briefe an hiesige Freunde mir wirklich sehr nützlich waren, mir mehrere interessante Bekanntschaften veranlaßten, so daß ich wirklich Ursache habe Ihnen für Ihre Güte recht dankbar zu sein. Aber ich erwartete von Tag zu Tag, daß sich etwas ereignen sollte, irgend ein bedeutendes Resultat oder wenigstens Hoffnung dazu, womit ich Sie regaliren könnte. Diese Erwartung ist noch immer getäuscht worden und ich fange an zu verzweifeln, daß Sie jemals befriedigt werde. Eine gemeinschaftliche Gefahr erweckte die Völker und die Fürsten und verband für einen Augenblick beide. Die Gefahr ist verschwunden, und die kleinen erbärmlichen Leidenschaften sind wieder die Tagesordnung. Wollen Sie, daß aus diesem Kongreß noch etwas Gute komme? Es giebt nur ein Mittel. Lassen Sie Napoleon geschwind von seiner Insel kommen, sich mit Murat vereinigen und gegen die Grenze marschiren. Es giebt gewiß kein anderes Mittel.

Meine letzten positiven Nachrichten vom Kongreß gehen bis zum 30. November, Abends um 8 Uhr. Bis zu der Stunde war noch in Betreff von Polen und Sachsen nichts entschieden, ebensowenig in Betreff von Mainz. Es hatte sogar mit dem König von Sachsen noch gar keine Kommunikation über seine Angelegenheiten statt gehabt. Alle die Dispositionen bis dahin hatten vorzüglich Polen betroffen, diese waren vorzüglich zwischen den vier ehemaligen Alliirten gepflogen worden. Talleyrand hatte außer im Anfang eine Note über die Art der Formirung des Kongreßes, sonst durchaus nichts Schriftliches eingegeben und im Ganzen mit den Verhandlungen officiell nur wenig zu thun gehabt. Was Polen betrifft, so war der Gegenstand erschöpft und es wird vom Zufall abhängen, ob man, des Perorirens müde, beiderseitig nachgiebt und schnell und kurz verständigt oder auseinander fliegt und die Sachen gehen läßt, wie sie wollen. An ein großes gutes, vernünftiges, herzerhebendes Resultat, an irgend etwas Bedeutendes für die Menschheit oder wenigstens für Deutschland ist gar nicht mehr zu denken. Der Kaiser von Rußland ist gewaltig eitel. Er möchte den besseren Napoleon spielen. Er will den Polen eine unabhängige Constitution geben, wenn sie dazu reif sind. Einstweilen nimmt er den Titel als König von Polen und protegirt sie. Man setzt ihm

auch viel wegen des Seerechts in den Kopf. Gegen die Engländer ist man sehr geneigt — von Seiten Rußlands — sich zu erbittern. Mit den Amerikanern hält man's. On a culbuté le grand voleur du Continent — sagt Laharpe und öffentlich — mais les voleurs de l'Océan s'y promènent encore. Ich sehe Laharpe zuweilen. Jl a de la bile. Der König von Preußen ist auch eigensinnig. Die Preußen fühlen sich muthig, fühlen daß sie das meiste gethan haben und wollen etwas für ihre Mühe.

Seit dem 30. kenne ich nur Gerüchte (denn meine zuverlässige Quelle von Nachricht über das, was vorgeht, kann ich nur aller 10 oder 12 Tage einmal benutzen). Vorgestern sah Alles kriegerisch aus. Gestern und heute denkt man, daß es wenigstens nicht gleich dazu kommen wird.

Es fehlt wirklich bei diesem Kongreß ein bischen an der hohen Kultur, an den wahren Ansichten. Deswegen dürfte der Ausgang etwas gemein ausfallen. Wie bei Gelagen in Schenken, es fängt an mit Schmaußen und hört auf mit Zausen. Es ist etwas Jämmerliches mit der Menschheit — ohne Leidenschaft geschieht nichts, geräth alles in Stocken und wo sie wirkt, gehts toll. Vernunft ist todt und Leidenschaft ist unsinnig — wie kann man da herauskommen? Während der eine Polen haben will, der andere Sachsen kommts Sidney Smith mit einem Memoire und bittet Alle sich zu vereinigen, um dem scandalösen Wesen in Tripolis, Tunis, Algier ꝛc. ein Ende zu machen.

Zugleich kündigt Professor Bule öffentliche Vorlesungen an über die Arithmetik des menschlichen Lebens! Nun ist der Congreß versammelt — nun muß die große Lehre stehen oder fallen. Zehn Jahre hat er daran gearbeitet. 81 Jahre soll der Mann leben — 9×9 — das ist das Gesetz der Natur. Wer früher stirbt thut seine Schuldigkeit nicht; wer länger lebt nimmt sich etwas heraus.

Während der über's Leben raisonirt schreibt ein anderer über: „der Triumph der Kunst über die Verwesung". Man soll die Todten nicht mehr begraben. Wie kann man seine Lieben so verlieren wollen? Nein, man soll überall nekrologische Institute errichten, wo man die Todten hinschickt, wo sie erst secirt, dann anatomirt, dann in Stücke geschnitten, dann destillirt werden ꝛc. Und dann wird Einem der Liebe wieder zugeschickt in so viel Salz, so viel Leim, so viel Gas, so viel Phosphorsäure, — und man setzt ihn auf den Kamin. Und da freut sich dann die Empfindsamkeit! es hat großen moralischen Nutzen — man hütet sich vor Sünden, die Narben lassen — großen medicinischen — man lernt, warum jeder sterben mußte — großen cammeralischen — man erspart alles Holz zu den Särgen — großen politischen — das Lebendigbegraben hört auf! und unter jeder Seite stehen ¾ Zoll hoch gelehrte Citationen.

Des Geschwätzes den Kongreß betreffend und der Lebens-Arithmetik und

der destillirten Todten müde will ich mir zuletzt etwas zu Gute thun. Ich kaufe ein Buch vom berühmten Fichte — es ist sein geschlossener Handelsstaat. Um Gotteswillen! sind denn alle Diplomaten beschränkt und alle Gelehrten unklug? Muß ich wieder in die amerikanischen Wälder, um gesunde Vernunft zu finden?

Unter solchen Umständen habe ich nichts besseres zu thun gewußt als Beschäftigung in mir selbst zu suchen. Ich habe ein Pamphlet über das hiesige Geldwesen geschrieben und gezeigt, wie man auf eine leichte Art das jetzige schlechte Papiergeld, das 160 auf 100 verliert, los werden, das ganze Finanzwesen auf einen dauerhaft guten Fuß setzen, die Resurcen des Staates verdoppeln und Treu und Glauben statt Trug und Mißtrauen wieder zur Tagesordnung machen könne. Einige haben die Güte recht viel von der kleinen Production zu denken; auch hat sie jetzt der Finanzminister Graf Stadion; aber gedruckt wird sie wohl nicht werden, denn die Censur erlaubt nicht, daß man von Staatsgebrechen rede, die man vielleicht noch nicht bereit ist zu verbessern.

Es sind jetzt 60000 Reitpferde in Wien, 20000 Kutschen. Die Unkosten des Hofes sind 3000 Gulden alle 24 Stunden für Wachslichter allein. Man braucht alle Tage 1000 Stück Kapaunen und 700 Stück Kutschpferde sind beständig in Gebrauch. Sie sehen wohl, daß wenn der Congreß noch lange dauert in kriegerischer Rücksicht von Kaiser Franz nichts mehr zu fürchten ist. Man fängt damit an ihn aufzuessen.

Redouten, Bälle, Carosells gehen unablässig fort. Le Congrès danse, sagt der Prinz de Ligne, mais il ne marche pas. Auch predigt ein gewißer Werner den Fremden oft etwas vor, der eine gute Tenorstimme hat, vor Zeiten Martin Luther als den größten Mann verherrlichte und nun vor jedem Heiligen mit tiefer Devotion die Mütze abnimmt.

Die Geschichte dieses Kongreßes wird wieder beweisen, daß sich in Deutschland eigentlich nichts Gescheutes zu Stande bringen läßt, weil nun einmal die Nation so getheilt und zerstückelt ist, daß kein Gemeingeist und kein vorwaltendes Interesse, ausgenommen auf einen Augenblick durch eine gemeinschaftliche Gefahr veranlaßt, stattfinden kann. Es giebt hier nur Prätendenten — jeder hat Rechte, neue oder verjährte — sogar die Insel Elba wird in Anspruch genommen. Aber wenn von Aufopferungen die Rede ist, so ist kein Motiv dazu da, denn es giebt kein gemeinschaftliches, bindendes vorwiegendes Interesse. Niemand begreift, warum er Rücksicht nehmen sollte, auf irgend etwas als sich selbst.

Um etwas dauernd Gutes in Deutschland zu Stande zu bringen, müßte man damit anfangen, alle fürstlichen Familien ohne Ausnahme in Botany-

Bay zur Ruhe zu setzen. Da dies nicht angeht, so wird man sich ewig zanken, sich raufen, wie der hiesige Kaiser sagt, Friede machen, sich wieder raufen, in den künftigen Jahrhunderten, wie in den verflossenen. An eine bleibende Zustandsverbesserung läßt sich in Deutschland am wenigsten denken.

Es giebt daher für Sie, Herr Graf, in Deutschland däucht mich, nichts zu thun. In dem Mittelpunkt der Beobachtung, den Sie gewählt haben zu bleiben, von dortaus zu sehen, was vorgeht und fromme Wünsche zu bilden — ist das Beste.

Ich bringe manche interessante Stunde mit Herrn Varnhagen von Ense und seiner sehr gescheuten Frau zu. Er selbst sieht die Weltangelegenheiten vielleicht mit etwas zu viel Enthusiasmus für's Schöne an, um immer richtig zu sehen. Er hat namentlich von der französischen Revolution und den Menschen, die darin im Anfange figurirten eine viel zu vortheilhafte Idee.

Marie Louise wohnt immer in Schönbrunn. Daß sie im Herbst nach Italien weg zu ihrem Manne zu fliehen suchte, ist zuverlässig wahr; sie hat in Schönbrunn immer den General Napery zur Seite, der für sie verantwortlich ist; sie ist was man in England nennt: a prisoner at large. Sie werden es diesem Brief wohl ansehen, daß er in Eile geschrieben ist, wie ich mit Ihnen plaudern würde, ich rechne darauf, daß Sie ihn mit dieser Rücksicht und folglich mit Nachsicht lesen werden.

Sollten Ihnen Nachrichten über den wahrscheinlichen Ausgang der Negocationen in Gent von einiger Bedeutung zukommen, so würde ich Ihnen für die Mittheilung sehr dankbar sein. Ich habe mich hier bemüht Castlereagh zu überzeugen, daß es eine große Thorheit sein würde nicht so bald als möglich mit Amerika Friede zu machen. Leben Sie recht wohl.

E. Bollmann.

Die Fortschritte von Grimm's Wörterbuch.

Die Vollendung der ersten Hälfte von der ersten Abtheilung des vierten Bandes von Grimm's Wörterbuch erinnert uns an die Pflicht, dieses Nationalwerkes wieder einmal mit einiger Ausführlichkeit zu gedenken. Ueber die Bedeutung und den Werth desselben hat die Kritik längst entschieden; ihr Urtheil lautet in Betreff der letzten wie der ersten Lieferungen: es leistet, was irgend möglich war, und mehr, als Viele erwartet haben werden. Es gibt eine außerordentlich reiche Fülle von Sprachgebilden und Bedeutungen solcher; aber abso-

lute Vollständigkeit erreicht es nicht und konnte es nicht erstreben. Denn unermeßlich ist im Deutschen die Menge von Wortverzweigungen und Wortverwendungen, täglich entwickelt sich Neues in dem Schöpfungsprozeß der Sprache, nie tritt ein Stillstand ein, und so ist ein Verzeichnen aller Gestaltungen dieser Thätigkeit des Nationalgeistes ungefähr ebensosehr ein Ding der Unmöglichkeit, wie das Zählen der Blätter eines Waldes. Aber das Menschenmögliche ist geleistet worden, und wenn das riesige Werk vollendet sein wird, werden wir in ihm einen Schatz besitzen, wie kein anderes Volk auf Erden.

Wann aber wird es vollendet sein? Der folgende Blick auf die Geschichte des Unternehmens mag geeignet sein, Anhaltepunkte zur Beantwortung dieser Frage zu geben und manche Bedenken, die in den letzten Jahren im Hinblick auf das langsame Fortschreiten einzelner Abtheilungen entstanden sein könnten, in erfreulichster Weise zu zerstreuen.

Die Weidmann'sche Buchhandlung regte vor etwa vierzig Jahren den Plan zu dem großen Wörterbuche an. Die Vertreibung der Gebrüder Grimm von ihren Göttinger Lehrstühlen gab ihnen Muße, zur Ausführung derselben zu schreiten. Die Regierung Preußen's stellte das nationale Unternehmen, indem sie den beiden Hauptarbeitern an demselben eine sorgenfreie Stellung gewährte, unter günstige Sterne. Vierzehn Jahre dauerten die Vorbereitungen, welche das gewaltige Werk erforderte. Regste Betheiligung war die Antwort, welche auf die Aufforderung der Gebrüder Grimm zur Mitarbeit durch Sammlung von Stoff von Seiten der Philologen Deutschland's erfolgte. Auch andere Gelehrte, darunter Groß- und Kleindeutsche, Liberale und Konservative, Schwaben, Ostpreußen, Hannoveraner u. a. wirkten mit bereitwilligem Fleiße durch Ausziehen der ihnen zugewiesenen Schriftsteller für das Wörterbuch mit. Wie ein kleiner Berg schichtete sich das auf diesem Wege gewonnene Material auf; denn es mögen nicht weniger als eine Million jener Zettel von bestimmter Länge und Breite eingegangen sein, auf welche diese Gehilfen ihre Exzerpte zu schreiben gebeten waren. Volle sechs Monate hindurch nahm das Sortiren der Beiträge nach dem Alphabet die Thätigkeit der beiden damit Beauftragten in Anspruch, und jetzt erst konnten die Verfasser des Wörterbuchs mit ihrer eigentlichen Arbeit beginnen. Die Verzeichnisse der Quellen, aus denen das ihnen übersandte Material geschöpft war, umfaßten dreiundvierzig enggedruckte Spalten größten Formats. Dafür erkannte man aber auch in dem Werke, als 1852 seine erste Lieferung erschien, sofort eine Leistung, die auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft einzig dasteht und in keinem Wörterbuche der Welt etwas auch nur entfernt Ebenbürtiges neben sich hat. Es war ein Bild vom Leben unserer Sprache seit der Zeit Luther's, wo jedes Wort seine besondere Geschichte hatte, ein Werk, das sich die Aufgabe gestellt, den gesammten Organismus der deutschen

Sprache in seinem Werden, seinem Fluß, seinen tausend und abertausend Neu- und Umgestaltungen in den letzten vierthalb Jahrhunderten, dem deutschen Volke anschaulich zu machen, und das diese Aufgabe zu erfüllen begonnen hatte. Es war ein Ereigniß in der Geschichte unserer Literatur. Der Fortgang entsprach dem Anfang. Rasch erhob sich in den nächsten beiden Jahren der Bau auf seinem Fundamente. 1854 war der erste Band (1824 Spalten), 1860 der zweite (1776 Spalten), 1862 der dritte (1904 Spalten) vollendet. Darüber hinaus erschien bis zum Herbst des nächsten Jahres nur ein Heft. Während der Beschäftigung mit dem Artikel „Frucht" war Jakob Grimm am 20. September 1863 durch den Tod von der Arbeit abberufen worden, nachdem ihm vier Jahre vorher schon sein Bruder Wilhelm vorausgegangen war, dem das Wörterbuch die Behandlung des Buchstaben D verdankt. Alles übrige von dem bis dahin Veröffentlichten stammt von Jakob's Hand, und Jedermann, der diese 2184 enggedruckten Seiten größten Lexikonformats überblickt, wird von Staunen erfüllt werden über die rüstige Kraft des greisen Gelehrten, welcher in verhältnißmäßig kurzer Zeit solche Massen von Rohmaterial in wohlgeordnete, gründlich durchdachte und sauber gefaßte Artikel zu verwandeln im Stande gewesen war.

Der Tod Grimm's war für das Wörterbuch ein großer Verlust, aber kein völlig unersetzlicher. An die Stelle des Meisters traten sofort tüchtige, kunsterfahrene Gesellen, um den Bau weiter zu fördern, zunächst in der Person des damaligen Gymnasiallehrers Dr. Hildebrand in Leipzig, der bisher schon als Korrektor des Werkes sich in den Plan und die Methode desselben eingelebt hatte und als sachkundiger Rathgeber auch in anderer Hinsicht stiller Mitarbeiter gewesen war, dann durch Betheiligung des Professor Weigand in Gießen. Später wurde in Dr. Moritz Heyne in Halle ein dritter rüstiger und wohlgeschulter Mitarbeiter gewonnen. Weigand baute da fort, wo Grimm Kelle und Winkelmaß niedergelegt hatte, und arbeitete langsam, aber gediegen die weiteren Artikel des Buchstaben F aus. An fernerer Mitwirkung hinderte ihn Krankheit und sein im Juli 1878 erfolgter Tod. Die zweite Abtheilung des vierten Bandes bis zu Ende des Buchstaben H übernahm Heyne, den Schluß I und J Professor Lucä in Marburg, der aber, als er bis Ich gekommen, zurücktrat, worauf dem Bearbeiter von H auch diese Arbeit übertragen und von ihm verhältnißmäßig rasch vollendet wurde. Nächst Heyne am fleißigsten, wenn auch — theils wohl in Folge von Kränklichkeit — sehr langsam, hat Hildebrand, seit etwa zehn Jahren Professor an der Leipziger Universität, gearbeitet, der an den wichtigen Buchstaben K gegangen ist und denselben in einem 2916 Spalten starken Bande vor einiger Zeit bewältigt hat. Das Werk war damit ungefähr bis zur Hälfte vollendet. Von den noch übrigen Buchstaben konnten nur M, S und W noch sehr viel Arbeit und Raum erfordern, und der jetzige

Stand des Unternehmens, das beiläufig seit mehreren Jahren von Seiten des deutschen Reichs unterstützt wird, ist sicherem Vernehmen nach folgender.

Die Fortsetzung des Wörterbuches durch die bisher an demselben thätig gewesenen Gelehrten ist, soweit menschliche Blicke und Verabredungen reichen, vollständig gesichert, und für später erscheinende Bände sind neue Mitarbeiter bereits gewonnen. Während Professor Hildebrand mit solider Langsamkeit an dem von ihm in Angriff genommenen G fortarbeitet, hat der rüstigste und energievollste seiner Genossen, Heyne, jetzt Professor in Basel, die von ihm im Jahre 1877 begonnenen Artikel über den Buchstaben L schon bis zur Hälfte ihrer Zahl vollendet, und mit Bestimmtheit ist anzunehmen, daß er im nächsten Jahre ganz mit diesem Abschnitt fertig werden und dann das M, welches den sechsten Band beschließen soll, unmittelbar folgen lassen wird. Inzwischen wird der durch sein jetzt abgeschlossenes großes mittelhochdeutsches Handwörterbuch rühmlichst bekannte Professor M. Lexer in Würzburg den siebenten Band des hier besprochenen Werkes, welcher die Buchstaben N, O, P und Q enthalten soll, für den Druck vorbereiten, der voraussichtlich schon im Gange sein wird, bevor Heyne bis zum Schlusse seines Bandes gelangt ist. Endlich ist auch für das R gesorgt. Dieser Buchstabe soll den achten Band füllen, der aber wahrscheinlich auch bereits die Anfänge des S bringen wird.

Wenn das Werk nicht noch schneller, als jetzt zu hoffen, seiner Vollendung entgegengeführt werden kann, so mag wohl ein Hauptgrund davon in dem Umstande liegen, daß es ungemein schwer fällt, trotz des ansehnlichen Honorars, zu welchem, wie bemerkt, die Reichshauptkasse beiträgt, jüngere Germanisten zu Mitarbeitern zu gewinnen. Jene jüngeren Gelehrten mögen ihren Namen nicht gern mit einem Werke verbunden sehen, bei dem sie scheinbar eine untergeordnete Stelle innehaben. Sie verwenden ihre Zeit lieber auf die Abfassung von Monographieen, als darauf, daß sie sich einige Jahre am Wörterbuche betheiligen — das freilich immer „Grimm's Wörterbuch" heißen wird — und so ein Unternehmen rasch zu Ende führen helfen, welches fortleben wird als ein Stolz der Nation, wenn die meisten jener Monographieen längst veraltet und vergessen sein werden. Ob das eine geschickte Spekulation zu nennen ist?

Literatur.

Studien zur Semitischen Religionsgeschichte von W. W. Grafen Baudissin. Heft II. Leipzig, Verlag von Fr. W. Grunow. 1878.

Ueber den alttestamentlichen Begriff der Heiligkeit herrscht noch große Unklarheit und Verwirrung, und so erwirbt sich jeder ein Verdienst, der,

auf ausreichende sprachliche und historische Kenntnisse gestützt, unbefangen und vorsichtig daran geht, ihn klarzustellen. Diese Eigenschaften treten bei dem Verfasser im ganzen Verlauf seiner Untersuchung zu Tage, und wenn er zuweilen auf ein bestimmtes Ergebniß seiner Forschung verzichtet, so wird ihn der Historiker deshalb nicht tadeln; die Richtung und Vergleichung des überlieferten Materials führte eben nicht zu einem sicheren Resultate, und mit Hypothesen war dem nicht abzuhelfen. Indeß behalten wir schließlich genug in der Hand, um die Erörterungen der beiden Abhandlungen, in welche die Schrift zerfällt, dankbar annehmen zu können. Die erste betrachtet den Begriff der Heiligkeit im Alten Testament nach seinen verschiedenen Definitionen, nach der Etymologie (wo er auf Abgesondertsein, Erhabenheit hinausläuft), nach dem Sprachgebrauch der alttestamentlichen Schriftsteller bei der Bezeichnung von Sachen, Menschen und himmlischen Wesen und nach seiner geschichtlichen Entwickelung. Die zweite Abhandlung beschäftigt sich mit den heiligen Bäumen, Gewässern und Höhen bei den Semiten, vorzüglich bei den Hebräern. Beide Untersuchungen dienen einem gemeinsamen Grundgedanken, dem der Verfasser in folgenden Sätzen Worte leiht: „In dem alttestamentlichen Begriffe der Heiligkeit sehe ich eine Fortbildung und Vertiefung der allgemein semitischen Vorstellung von der himmlischen, das Irdische vernichtenden Erhabenheit der Gottheit. In der kultischen Bedeutsamkeit irdischer Gegenstände (Gewässer und Bäume) bei den Semiten kann ich nach den dabei angewandten Gottesnamen und nach der Art einiger in dieser Verbindung vorkommenden Kultushandlungen und Kultusbilder nur eine Bestätigung der himmlischen Natur der semitischen Gottheiten erkennen, worauf der Bergdienst direkt verweist — ein Zeugniß dafür, daß das Irdische hier überall nur als Gabe der im Himmel wohnenden Gottheit, nicht an und für sich als ein Göttliches angesehen wurde." Die semitischen Religionen sind mit anderen Worten nach den besonderen Formen, in die sich die Verehrung gewisser irdischer Gegenstände bei ihnen kleidet, und nach den dabei angewendeten Gottesnamen ausschließlich Himmels- oder Gestirndienst. „Das irdische Leben gilt lediglich als von den Göttern gespendet, nicht als in das göttliche Leben verflochten, wie im Bereich anderer Religionen. Niemals scheinen semitische Völker wie die Arier das irdische Feuer als gleicher Natur mit dem himmlischen (der Sonne, dem Blitz u. dgl.) verehrt zu haben. Andererseits gibt es bei ihnen in der himmlischen Welt keinen Kampf zwischen lichten und finsteren Dämonen, sondern höchstens ein Nebeneinander wohlthätiger und schädlicher Mächte. Die Gottheit ist himmlisch und alles Himmlische göttlich, bedingend alles Irdische, das Lichte wie das Finstere, das Böse wie das Gute, andererseits das Irdische vernichtend, wo es sich der Gottheit unberufen naht — allgemein semitische Gedanken, an welche anknüpfend das Alte Testament seine besondere Anschauung von der Erhabenheit oder Heiligkeit der Gottheit ausgebildet hat."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Zur Entwickelung der Dinge in Frankreich.

Schneller als man erwartete, führten vor nunmehr vier Wochen die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Präsidenten der französischen Republik und der am 5. Januar in der Gesetzgebung zur Herrschaft gelangten Partei zur Katastrophe; aber die republikanischen Politiker haben die Probe, auf die sie dabei gestellt wurden, bis jetzt im Ganzen gut bestanden. Die Krisis, die mit dem Rücktritte Mac Mahon's und der Ernennung Jules Grévy's zum Präsidenten endigte, brach allerdings plötzlich aus, aber sehr überraschen konnte sie niemand, der den Gang der Dinge verfolgt hatte und den Charakter des Marschalls kannte. Nur konnte man meinen, derselbe werde sich noch einige Zeit besinnen, ehe er der neuen Aera das Feld räume. Sein Verbleiben im Elysé war seit dem Tage, wo die Republikaner auch im Senat die Mehrheit erlangt hatten, eine Anomalie, aber man war bei ihm am 14. Dezember 1877 einer so großen Nachgiebigkeit begegnet, daß man ihm wohl die Resignation zutrauen konnte, bis zum Ablaufe seines Auftrags im Amte zu verharren. Allein die Republikaner kannten die ihrer Politik im Stillen feindliche Gesinnung des Marschalls zu gut, und sie wußten zu genau, daß er der nunmehr hergestellten Uebereinstimmung zwischen den beiden Kammern der Gesetzgebung und dem Ministerium gegenüber für jetzt nichts vermochte, daß die Zukunft aber ihm eine bessere Stellung verschaffen konnte, um nicht sobald als möglich den Versuch zu machen, ihn durch Zumuthungen, die ihm zu weit gingen, zum Rücktritt zu drängen. So stellte man die bekannten Forderungen: Besetzung der großen Armeekommandos im Sinne der Majorität in Senat und Deputirtenkammer, Amnestie für die deportirten Kommunards und Versetzung der früheren Minister in Anklagezustand, und so weigerte man sich, auf ein Kompromiß einzugehen, wie man dies bei früheren Krisen gethan. Das Ministerium Dufaure bot die Hand zu diesem energischen Vorgehen, da man es sonst durch ein Mißtrauensvotum beseitigt haben würde, und so blieb dem Präsidenten nichts übrig, als seine Demission zu geben. Ein anderes Kabinet

zu bilden, würde ihm nichts geholfen haben. Denn ein mehr nach links gehendes hätte die Forderungen der republikanischen Mehrheit noch entschiedener unterstützt als das damals bestehende, und ein konservatives hätte sich den Kammern gegenüber noch weniger gehalten als das letztere. Nachgeben aber konnte der Marschall in jenen drei Fragen nicht. In Bezug auf die Amnestie hatte er kurz zuvor gethan, was er für möglich hielt, hinsichtlich der Besetzung der Armeekommandos war er zu sehr Soldat, um dem Verlangen der Republikaner nachkommen zu können, und was die Minister vom 16. Mai anging, so wußte man von jeher, daß er sich als solidarisch mit dem, was er, wenn nicht gethan, doch zugelassen hatte, betrachtete und deshalb die Anklage nicht gestatten konnte. Dazu kam aber noch eins. Hätte er Letzteres erlaubt, so würde er sich selbst in eine schlimme Lage versetzt haben. Die Republikaner getrauten sich den Beweis zu führen, daß unter dem Ministerium Rochebouët ein Staatsstreich beabsichtigt worden sei, dieses Uebergangsministerium hätte sehr wahrscheinlich versucht, sich hinter Mac Mahon zu verschanzen, und so würde durch einen Prozeß oder schon durch ein bloßes Tadelsvotum der Kammern der Präsident selbst getroffen worden sein. Angesichts dieser Schwierigkeiten verzichtete er durch freiwillige Abdankung auf den Fortbesitz der Gewalt. Daß er mit Würde von der Bühne abgetreten ist, kann nicht in Abrede gestellt werden und gibt seiner sonst nichts weniger als ruhmvollen Regierung mindestens einen guten Abschluß. Seine Stellung in der Geschichte Frankreich's wird keine beneidenswerthe sein. Er blieb zu lange auf einem Posten, zu dem er mit seinen Neigungen ebenso untauglich war wie mit seinen Fähigkeiten. Während sein Vorgänger Thiers allezeit als der Befreier des Vaterlandes gepriesen werden wird, hat Mac Mahon in den sechs Jahren seiner Regierung unaufhörlich zulassen müssen, was er im Grunde nicht wollte, ist er in allen Stücken die personifizirte Impotenz gewesen. Die Republik hat sich unter ihm stetig mehr befestigt und ausgebildet, aber nicht weil, sondern obgleich er an der Spitze des Staates stand.

Gute Zeichen für die Zukunft Frankreich's waren die Leichtigkeit, mit der sich der Umschwung vollzog, den Mac Mahon's Rücktritt bezeichnete, und die Wahl seines Nachfolgers. Die Republikaner zeigten sich dabei einig und gemäßigt. Wird in gleichem Sinne, so sagte man sich, die Regierung der Republik weitergeführt, so kann der 30. Januar 1879 den Anbruch einer neuen Aera stetiger und gedeihlicher Entwickelung bedeuten. Grévy ist kein Thiers, er ist nicht so populär, und er ist kein solches staatsmännisches Talent wie dieser. Aber er gleicht ihm an gesundem Menschenverstand, und er ist ein Mann, von dem zu hoffen steht, daß er die Republik vor der Parteiherrschaft

zu wahren wissen wird. Das Land wird aller monarchistischen und jesuitischen Umtriebe ungeachtet zu ihm Vertrauen fassen.

Einiger Besorgniß indeß konnte man sich trotz dem normalen Verlaufe der Krisis nicht erwehren. Der beste Prüfstein für den neuen Regierungsmodus lag in dem System, welches man in der weiteren Purifikation der Bureaukratie und der militärischen Befehlshaberstellen zu befolgen sich anschickte. Was die Säuberung der letzteren betrifft, so haben die Republikaner in den letzten Wochen ansehnliche Erfolge erzielt. Als erstes Opfer fiel der Kriegsminister Borel, und ihm folgten eine Anzahl von Armeekorps-Kommandanten, die gleich ihm der republikanischen Gesinnungstüchtigkeit ermangelten. Aber es gibt noch sehr viele höhere Offiziere, die nicht nach dem Herzen der Republikaner sind. Es soll gründlich aufgeräumt werden, und das würde einerseits an eine Desorganisation der Armee streifen und andererseits die letztere, die bisher ohnehin vorwiegend auf konservativer Seite stand und vor Allem bonapartistische und klerikale Elemente in ihren Reihen zählte, bedenklich verstimmen, sodaß eine durchgreifende Entfernung der Gegner der Republik aus dem französischen Offiziersstande zunächst als eine thatsächliche Unmöglichkeit erscheint, während sie doch zur vollen Sicherung des Bestandes der republikanischen Herrschaft unumgänglich sein wird. Leicht könnte sich hier die Grenze der Macht Gambetta's zeigen und ihm die alte Erfahrung zu Gemüthe geführt werden, daß es auch bei der kräftigsten Entwickelung des parlamentarischen Systems, wie sie Frankreich gegenwärtig vertritt, im öffentlichen Leben Potenzen gibt, die sich völlig außerhalb der parlamentarischen Kreise bewegen und dennoch unter Umständen maßgebend sind.

Auf die Regierungskrisis in Frankreich folgte schnell eine Ministerkrisis. Der alte Dufaure entschloß sich, obwohl er seiner politischen Ueberzeugung nach nur wenig weiter rechts stand als der neue Präsident, und obwohl keine Vorstellungen gespart wurden, ihn zum Verbleiben auf seinem Posten zu bewegen, zum Rücktritt. Der Hauptgrund, der ihn dazu bestimmte, wird die Ansicht gewesen sein, er eigne sich nicht für die neue Lage der Dinge und werde deshalb bald in Konflikt mit den Kammern gerathen und dann doch seinen Platz räumen müssen. Jetzt war er noch ein populärer Mann, welcher dem Schiffe der Republik über die Klippen hinweggeholfen, die ihm in den reaktionären Neigungen des Expräsidenten und der früheren Senatsmehrheit drohten, und so war es klüger, jetzt freiwillig und von der zur Herrschaft gelangten Partei verehrt zu gehen, als später gezwungen und als Hemmniß ihrer Bestrebungen gehaßt.

An die Spitze des neuen Kabinets trat Waddington, der dem linken Zentrum, also den gemäßigten Republikanern, angehörte und in der bisherigen

Regierung an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestanden hatte. Seine Wahl sollte das Ausland überzeugen, daß das neue Frankreich ebenso friedfertig denke und handeln werde wie das alte; denn er hatte sich seit seinem Amtsantritt durch eine loyale und maßvolle Politik in hohem Grade die Anerkennung aller Betheiligten erworben. Von seinen Kollegen gehören zwei der republikanischen Linken an, und einer, Lepère, ist ein intimer Freund Gambetta's. Der Charakter des Kabinets Waddington erscheint somit um eine Schattirung fortschrittlicher gefärbt als der des Kabinets Dufaure. Zu bemerken ist ferner, daß das neue französische Ministerium in seinem Schooße nicht weniger als fünf Protestanten zählt, nämlich außer dem Premier die Herren de Freycinet, Léon Say, Le Royer und Jauréguiberry, der an Stelle des Admirals Pothuan Marineminister geworden ist.

Die Botschaft, in welcher der Präsident Grévy sein politisches System entwickelte, gefiel den Radikalen nicht. So hätte sich auch ein Präsident Dufaure vernehmen lassen können. Sie war aber gerade das, was die maßvollen Republikaner wünschen konnten. Sie sprach einfach und bestimmt aus, daß es keine persönliche Regierung mehr geben, und daß die parlamentarische fortan eine Wahrheit werden solle. Der Präsident werde sich, so wurde erklärt, als Haupt der vollziehenden Gewalt dem verfassungsmäßig zum Ausdruck gebrachten Willen der Nation niemals entgegenstellen, was natürlich nicht ausschließt, daß er, wenn zwischen Senat und Deputirtenkammer in einer großen Frage ein unlösbarer Konflikt entstünde, an die Wähler des Landes appelliren würde. Hinsichtlich der Amnestie versprach der Präsident, die Regierung werde stets von den wahren Interessen des Landes, von dessen bestimmtem Willen und vom Geiste des Fortschritts und der Versöhnung durchdrungen sein, dabei aber für Aufrechthaltung von Ruhe und Sicherheit sorgen. Die Frage des Kommandowechsels und der Purifikation der Bureaukratie wurde mit den Worten berührt, die Regierung werde alle Sorge für die Armee tragen, aber gleichzeitig „erworbene Rechte und geleistete Dienste berücksichtigen", dabei jedoch Feinde oder Verräther der Republik nicht im Amte dulden. Im Allgemeinen werde die innere Politik der Regierung liberal und zugleich konservativ sein.

Seitdem haben sich die Dinge im Großen und Ganzen in erfreulicher Weise entwickelt. Die Harmonie zwischen der Regierung und den Kammern ist, Dank der Haltung der ersteren, welche in den beiden zunächst auf die Tagesordnung gebrachten Fragen den Wünschen auch der vorgeschrittneren Republikaner nachgab, ungestört geblieben. Die große Mehrzahl der verbannten Kommunisten wird in die Heimat zurückkehren und in ihre vollen Bürgerrechte wieder eingesetzt werden. Die Neubesetzung einer Anzahl von höheren Beamten- und Offiziersstellen hat stattgefunden. Größere Schwierigkeiten bereitet

dem Ministerium die Hartnäckigkeit der Radikalen in der dritten Frage des Tages. Die äußerste Linke besteht darauf, daß das Ministerium vom 16. Mai, das „Staatsstreich-Kabinet" des Marschalls Mac Mahon, in Anklagestand versetzt werde. Waddington hat in Folge dessen sich zu der Erklärung genöthigt gesehen, das Ministerium werde, wenn dieses Verlangen die Mehrheit finde, zurücktreten, und mit ziemlicher Bestimmtheit steht zu erwarten, daß das Ministerium in dieser Angelegenheit siegen wird. Wahrscheinlich aber wird dies nur in Folge der Unterstützung möglich sein, welche die Parteien der Rechten der Regierung und den gemäßigten Republikanern nothgedrungen leisten werden, um ihre Freunde Broglie, Fourtou u. s. w. vor gerichtlicher Verfolgung zu sichern, und so könnte dieser Sieg Waddington's der Vorbote einer baldigen Niederlage sein.

Verständig und politisch wird die Forderung der Radikalen dadurch freilich nicht. Die Politik kennt keine Gefühle, also auch die Rachsucht nicht. Politisch handeln heißt zweckvoll handeln. Die Versetzung der Minister vom 16. Mai in den Anklagestand kann keinen wirklichen Zweck haben. Sie ist eine politische Ungeschicklichkeit und juristisch nicht ausführbar. Mac Mahon ist nicht mehr das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt, und es wird schwerlich jemand beabsichtigen, ihn aufzusuchen und vor das Forum der Gerichte zu ziehen. Der Hauptverantwortliche würde also dem Prozesse fehlen. Sagt man uns, der Präsident sei unverantwortlich, so ist das eine Fiktion, die sich auf dem Papier gut ausnimmt, von der Geschichte aber nicht beachtet zu werden pflegt. Karl X. war nach der Charte auch unverantwortlich, und seine Minister hätten also allein bestraft werden müssen. Dies geschah, aber auch der König mußte in die Verbannung gehen. Ludwig Philipp war verfassungsmäßig ebenfalls unverantwortlich, aber auch ihn traf für das, was dem Volke an ihm nicht gefiel, die Strafe des Exils. Hat es aber nun jemals einen politischen Akt gegeben, den man mit vollem Rechte einen persönlichen nennen darf, so war es das Manifest des Marschall-Präsidenten vom 16. Mai, welches der Bildung des Staatsstreich-Kabinets voransging. Es war im allereigentlichsten Sinne das Hervortreten einer persönlichen, von allen andern staatlichen Gewalten unabhängigen Regierung. Gleichzeitig aber war anzuerkennen, daß dieser gewaltsame Akt an sich weder gegen die Verfassung noch gegen die Gesetzlichkeit verstieß. Der 16. Mai war ein *moralischer* Staatsstreich, gerade wegen dieser Eigenschaft aber ist er gesetzlich unfaßbar. In den Grenzen der Verfassung wurde die Verantwortlichkeit für denselben vom französischen Senate getheilt, welcher die Auflösung der eben erst gewählten Deputirtenkammer bewilligte. Will man auch diese alte Majorität des Senats vor die Gerichte ziehen? Minister haben sich zu Werkzeugen einer Verschwörung gegen die Republik hergegeben. Sie

sind aber mit ihren Handlungen innerhalb der konstitutionellen Gesetzlichkeit geblieben. Man kann ihnen Mißbrauch des der Regierung innewohnenden Einflusses, Ueberschreitungen ihrer Amtsgewalt und verschiedene administrative Vergehen nachweisen, aber keinen Verfassungsbruch. Sie haben alle Federn der Gesetzlichkeit so straff wie nur möglich gespannt, aber sie nicht zerspringen lassen, und nur in letzterem Falle könnte der Richter sie verurtheilen und strafen. Mit moralischen Beweisen dagegen macht man nur Tendenzprozesse, und die sind für den Bestand eines Regierungssystems die gefährlichsten.

Die Entwickelung Frankreich's ist nach dem Gesagten auf gutem Wege, aber noch keineswegs über die Schwierigkeiten und Gefahren hinaus, welche das unpolitische, maßlose und, wie nicht zu übersehen, auch vielfach von egoistischen Motiven diktirte Verfahren der äußersten Linken immer auf's neue schafft, und welche die Einigkeit der republikanischen Parteien fortwährend zu zerreißen droht. Möglich, daß diese Einheit noch längere Zeit erhalten bleibt, und daß das Werk der Konsolidirung der Republik dann gelingt, wenn Präsident, Ministerium und Kammern einträchtig ihre ideale Aufgabe ausführen. Aber dann, wenn die Arbeit nach dem Plane Gambetta's vollendet und die reine Republik auf dem Papiere gegründet ist, wird es sich immer noch fragen, ob sich die Sache auf die Dauer als praktisch bewährt, und ob die heutigen Franzosen wirklich in dem Grade den Standpunkt, den ihre Väter und sie selbst noch vor kurzem einnahmen, überwunden haben, in welchem dies geschehen sein müßte, wenn es ihnen möglich sein sollte, in dem reinen Aether der Gambetta'schen Zukunftsrepublik zu leben. Auch dies ist möglich und aus Gründen, die wir früher aufgezählt haben, für uns Deutsche wünschenswerth, aber nach unserer Meinung nicht sehr wahrscheinlich. ♣

Die kriegerischen Verwickelungen England's in Südafrika.

Noch im Anfange dieses Monats sprachen die englischen Blätter mit großer Siegesgewißheit und souveräner Verachtung von dem kürzlich in Südafrika gegen die Zulukaffern ausgebrochenen Kriege und fanden den vom Gouverneur des Kaplands dazu gewählten Zeitpunkt sehr passend. „Lord Chelmsford," so äußerte sich der Spectator, „hat 8000 Mann europäische Soldaten, außerdem aber eine

fluktuirende, jedoch beträchtliche Zahl berittener Kolonisten und 7000 Eingeborene, die wenigstens ebensogut fechten sollten wie die Feinde. Wenn wir mit einer solchen Macht nicht überall außerhalb Europa's gegen schwarze Feinde siegen können, so können wir unser Reich überhaupt nicht behaupten und thäten besser daran, es sogleich aufzugeben." „Die Eingeborenen", hieß es weiter, „sind hastig bewaffnet und dürften sich, selbst wenn sie gut geleitet werden, kaum als tüchtige Soldaten ausweisen." Aus diesen und anderen Gründen hielt der Spectator den Sieg für höchst wahrscheinlich und schloß seine Betrachtungen mit den Worten: „Wir glauben, Cetewayo oder seine Heerführer werden den prächtigen Mißgriff begehen, uns im Felde gegenüberzutreten; er wird seine Leute wie eine Armee verwenden und kann mit einem Schlage vernichtet werden."

Diese Auslassungen, die zugleich eine auffallende Unkenntniß der Verhältnisse im Lande der Zulu beweisen, hatten freilich, schon ehe sie niedergeschrieben waren, eine herbe Zurechtweisung durch ein thatsächliches Ereigniß erfahren: schon am 22. Januar war eine der vier Angriffskolonnen, die das Land Cetewayo's erobern sollten, ganz unvermuthet angegriffen und nahezu aufgerieben worden. Der Verlust betrug, abgesehen von werthvollen Munitions- und Proviantkolonnen, etwa 60 Offiziere und 500 Mann. Jetzt erst begriff man in England die Gefahr, jetzt begann man einerseits die ganze Unternehmung als unbedacht, andererseits die zur Verwendung gebrachten Streitkräfte als ungenügend den leitenden Persönlichkeiten zum Vorwurf zu machen.

Die Frage aber: weshalb wurde der Krieg eigentlich begonnen? ist nicht mit so wenigen Worten zu beantworten, wie sie gestellt ist. Denn wenn man ihn damit begründen wollte, daß der König der Zulu einem englischen Residenten sich nicht willig zeigt, seinem eigenen Volke keine Gerechtigkeit widerfahren läßt, seine männlichen und weiblichen Soldaten nicht heirathen lassen will, wie sie wollen, überhaupt nicht aufhören will, ein blutdürstiger Tyrann zu sein, so würde man das kaum als einen vernünftigen casus belli ansehen können und gewiß berechtigt sein, den Engländern wegen leichtsinniger Friedensstörung und willkürlichen Eingreifens in fremde Angelegenheiten energische Vorwürfe zu machen. Eine beiden Theilen gerecht werdende Beurtheilung ergibt sich nur aus eingehender Kenntniß der hier obwaltenden eigenthümlichen Verhältnisse und aus einer Betrachtung der Natur und Geschichte des angegriffenen Volkes. Die Zulukaffern (Kaffer ist entstanden aus dem arabischen Worte „Kâfir", „ungläubig", womit die Mohammedaner alle diejenigen Afrikaner bezeichnen, die nicht ihren Glauben angenommen haben) oder, wie sie sich selbst nennen, die „Ama-Zulu" sind ein Zweig der südafrikanischen Völkerfamilie, die man nach ihrer gemeinsamen Sprache Bantu-Völker zu nennen pflegt,

und die sich in eine östliche, mittlere und westliche Gruppe scheidet. Neben den Ama-Kosa gelten als Hauptvertreter der östlichen Gruppe eben die Ama-Zulu, die durch Vernichtung jener britischen Kolonne die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Sie zeichnen sich aus durch ihre dunkel pigmentirte Hautfarbe, die von tiefem Sepia bis zum Blauschwarzen alle Schattirungen durchläuft, und wolliges Haar, dessen Länge und Beschaffenheit zwar bei den einzelnen Individuen sich sehr verschieden erweist, das aber nie als schlicht oder straff auftritt. Was ihren Körperbau betrifft, so erklärt ihn Ernst von Weber, der auf seiner Reise von den südafrikanischen Diamantenfeldern zum Nil die von den Ama-Zulu bewohnten Gegenden auf dem Ochsenwagen durchreiste und überhaupt Gelegenheit fand, die verschiedensten Vertreter der südafrikanischen Eingeborenen kennen zu lernen und untereinander zu vergleichen (seinem sehr empfehlenswerthen Werke*) sind die wesentlichsten hier angeführten Thatsachen entnommen) für den denkbar schönsten. Er nennt ihre Körper wahre Bildhauermodelle, so kräftig sei ihre Entwickelung in jeder Beziehung, so tadellos ihre Proportionalität, und mehr als einmal spricht er von ihnen als prächtigen, herkulisch gebauten Leuten, die fast alle 6 Fuß hoch seien. Soweit sie gegenwärtig unter der strengen, ja grausamen Herrschaft König Cetewayo's (Weber schreibt Ketschwayo) vereinigt sind, werden ihre Wohnsitze im Süden von der englischen Kolonie Natal durch den so verhängnißvoll gewordenen Tugelafluß, im Westen von der seit 1877 gleichfalls englischen Kolonie und ehemaligen Boersrepublik Transvaal durch die Drachenberge abgegrenzt, während ihr Gebiet nach Norden nicht ganz streng abgrenzbar etwa bis an die Mündung des Flusses Amzuti in die im portugiesischen Besitz befindliche Delagoa-Bay reicht und die Ostgrenze durch die Küste gebildet wird. Außerdem aber finden sich zahlreiche Angehörige dieses Stammes nicht nur in den übrigen Theilen Südafrika's, soweit es unter der englischen Regierung steht, die zu ihnen früher wenigstens eine besondere Zuneigung zu hegen schien, sondern auch vor allem in der Kolonie Natal, die neben 18000 weißen Kolonisten die erdrückende Ueberzahl von 350000 Eingeborenen beherbergt. Wie sehr gerade diese den Bestrebungen der weißen Kolonisten hinderlich sind und sie gefährden können, davon später; hier soll zunächst nachgewiesen werden, daß die Schuld an dieser jeden Aufschwung der Kolonie hemmenden Zulu-Einwanderung die englische Regierung trifft, eine Schuld, von der im Interesse der weißen Kolonisten Natal's nur zu wünschen ist, daß sie sich nicht rächt, wenn auch der englischen Regierung eine gründliche Belehrung durch Thatsachen wegen ihrer nicht nur fehlerhaften, sondern auch ungerechten Politik heilsam wäre.

*) Ernst von Weber, Vier Jahre in Afrika 1871—1875. Zwei Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1878.

Noch im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts wurde der Küstenstrich, der jetzt Natal heißt, von einem gutherzigen, friedlichen, gastfreien und heiteren Negervolke, das große Heerden besaß, bewohnt, bis im Jahre 1816 der furchtbare Zulukönig Chaka — der Dschengis-Khan und Attila Südafrika's — von Norden her in das glückliche und wie ein Garten angebaute Land einfiel, es innerhalb von vier Jahren sich unterwarf und die Bewohner theils niedermachen ließ, theils zur Flucht zwang, sodaß einzelne von ihnen, in unwirthliche Gegenden versprengt und von Hunger gequält, zu Kannibalen wurden. Zwei englische Offiziere, King und Farewell, die 1823 in dieses öde Land kamen, erhielten zwar von dem Wütherich Chaka die Erlaubniß zur Niederlassung, sahen sich aber schon neun Jahre später durch den Einfall eines anderen Negerkönigs, der Chaka an Grausamkeit nicht nachstand, zur Flucht gezwungen. Einige Zeit darauf — es war im Jahre 1838 — kamen die trefflichen Boers und gründeten die Republik Natal, die, schnell aufblühend und zu den schönsten Hoffnungen berechtigend, ihnen 1842 von den Engländern in der von ihnen mit großer Konsequenz ausgebildeten widerrechtlichen Weise, mit der sie sich sperlingsartig in das von andern gebaute Nest setzen, abgenommen wurde, sodaß jene sich über die Drachenberge in das heutige Transvaal zurückzogen, das dann 1877 bekanntlich dem gleichen Schicksal verfiel.

Während es den Boers durch feste Durchführung gewisser gesetzlicher Bestimmungen — z. B. daß, wer nicht arbeiten wolle, damit das Heimatsrecht in ihren Kolonieen verwirke — gelungen war, die arbeitsscheuen, diebischen Zulu über den Tugela zu treiben, begann zugleich mit der englischen Herrschaft die Rückwanderung nicht nur der einst von Chaka versprengten Natalneger, sondern auch die Rückkehr der nördlich vom Tugela wohnenden Zulu in so großen Massen, daß die im Jahre 1842 nur 10 000 betragende Zahl der Eingeborenen im Jahre 1875 auf 35 000 angeschwollen war. Diese sind den Weißen gegenüber durch die englische Regierung in eine außerordentlich günstige Lage gesetzt: Sie dürfen öffentliche Staatsländereien als Squatters und ohne Grundrente zu zahlen in Besitz nehmen und können, da die englische Regierung keine Klassengesetze wünscht — sie könnte sich in dieser Beziehung ein Beispiel an der deutschen nehmen! — durchaus leben wie sie wollen, d. h. obwohl sie nun englische Unterthanen sind, behalten sie die Polygamie bei und hören auch nicht auf, ihren Stammeshäuptlingen in unverbrüchlicher Ergebenheit unterthan zu sein und so einen Staat im Staate zu bilden. Die Gefahr, die gerade in letzterem Umstande liegt, liegt auf der Hand. Wenn wirklich eine ernste Verwickelung und ein allgemeiner Krieg zwischen Weißen und Eingeborenen entsteht — eine Furcht, die gerade jetzt bei der notorischen Wildheit und Blutgier der Zulu doppelt begründet ist — so werden die Eingeborenen,

die sich übrigens jetzt schon vollkommen als Herren des Landes fühlen (der Zulu grüßt z. B. mit den Worten: Saku bona = wir sahen Dich), ihren Häuptlingen gehorchen und die englische Regierung im Stiche lassen. Abgesehen von dieser Befürchtung sind sie schon jetzt eine Plage für den strebsamen Kolonisten. Denn der Zulu arbeitet nur höchst ungern und solange es ihm paßt; gefällt ihm die Anstrengung nicht mehr, so läuft er davon und heißt bei dieser Gelegenheit das eine oder das andere vom Eigenthum seines Arbeitgebers mitgehen; eine Verfolgung nützt nichts, da ein gegenseitiger Auslieferungsvertrag zwischen den einzelnen Staaten nicht besteht. Da aber der Zulu von Hause aus an Feldarbeit nicht gewöhnt ist — denn wie bei den alten Germanen ist diese bei ihnen eine Obliegenheit der Frauen, während der Herr Zulu seine Zeit mit Jagen, Trinken und Schwatzen verbringt —, so arbeitet der Neger überhaupt nur so lange, bis er sich soviel verdient hat, um sich mehrere Kühe zu kaufen. Hat er es dazu gebracht, so kauft er sich für diese zunächst eine Frau, die für ihn die schwere Arbeit verrichten muß, während er nur die Repräsentation des Hauses besorgt, und — Ironie des Schicksals! — von dem Arbeitsertrag seiner Frau, abermals einer Anzahl Kühe, kauft er sich eine zweite Frau; für 10 Kühe erhält er aber ein für Zulubegriffe schon recht hübsches Weib, während die auserlesensten Vertreterinnen des schönen Geschlechts es für unter ihrer Würde halten, wenn ihr Vater sie unter 15 oder 20 Kühen hergibt. Beide Frauen arbeiten nun zusammen für ihren gemeinsamen Gatten, der sich von den Resultaten ihres Schweißes eine dritte Frau anschafft und so in infinitum, denn habgierig ist der Zulu wie einer, und die große Zahl der Frauen und eine große Viehheerde ist zugleich der Maßstab für den Reichthum und den Einfluß eines Negerseigneurs, denn wenn er viele und schöne Töchter hat, erwirbt er sich aus ihrem Erlös eine ganz stattliche Kuhheerde.

Daß bei so niedriger Stellung unter den Negerfrauen in der Regel keine Eifersucht aufkommen kann, davon möge ein charakteristisches Beispiel Zeugniß geben. Die einzige Frau eines Zulu, die sich zur Erhaltung ihres theuren Ehegatten über Gebühr anstrengen mußte, überredete ein Mädchen, aus dem Vaterhause zu fliehen und die zweite Gattin ihres Gatten zu werden, der natürlich gegen diese Gratisvermehrung seiner Familie und seines Besitzes nichts einzuwenden hatte. Der Vater des Mädchens, der für seine Töchter nicht die üblichen Kühe eingeheimst hatte, klagte jenen wegen Frauenraubs vor dem englischen Kolonialgericht an. Bei der Verhandlung erschien aber nicht nur der bigame Neger, sondern auch seine erste Frau und wies mit beredten Worten — auch die Negerfrauen haben die Zunge auf dem rechten Flecke — nach, daß ihr Gatte bei seinen Ansprüchen an das materielle Leben unbedingt einer

zweiten Frau bedürfe. So blieb es denn dabei, und der Richter entschied nur, daß nach Landessitte der Negerehemann die entsprechende Zahl Kühe an den benachtheiligten Vater nachträglich entrichten müsse.

Unter solchen Umständen ist es denn erklärlich, daß es den weißen Kolonisten zur Zeit der Ernte und Schafschur oft an den nöthigen Arbeitskräften fehlt, und daß ganze Strecken von Halmfrüchten auf dem Acker geradezu verfaulen, weil der Kolonist mit seinen Arbeitskräften nicht fertig werden kann; ebenso begreiflich ist es aber auch, daß die weißen Kolonisten gegen die englische Regierung, die sie in keiner Weise unterstützt, äußerst erbittert sind, und daß die Presse sich in den herbsten Ausdrücken über diese stiefmütterliche Behandlung beklagt und Stimmen laut werden, die zur Befreiung von diesem Joche aufmuntern, zumal, wenn man bedenkt, daß die Kolonie Natal nicht nur das in ihrem Gebiet stehende Militär theuer zu bezahlen hat (für den Infanteristen 800 Mark, für den Artilleristen 1400 Mark), sondern daß auch die sehr hohen englischen Verwaltungskosten eben von der Kolonie getragen werden müssen. So erhält, um nur ein Beispiel anzuführen, der Lieutenant Gouverneur von Urban, einer Stadt von einigen Tausend Einwohnern, jährlich 3500 Pf. Sterl. (70000 Mark) Gehalt. In Folge dessen haben die Kolonisten in einer Eingabe an die Regierung ihre Forderungen, von deren Bewilligung sie eine Besserung ihrer Zustände mit Bestimmtheit erwarten, fest normirt, und man kann nur wünschen, daß die englische Regierung, durch die jüngsten Vorfälle belehrt, den Kolonisten durch Gewährung dieser Forderungen den Kampf um's Dasein erleichtert. Denn das ist kein Zweifel, sie trägt die Hauptschuld an der bedenklichen Lage der Kolonie; wenn sie ihr eine energische Unterstützung nicht gewähren wollte, hätte sie sie ja einfach den Boers lassen können, die sich mit den Eingeborenen in vortrefflicher Weise abzufinden verstehen.

Noch aber sind wir nicht zu dem eigentlichen casus belli gelangt, dessen Erklärung ein kurzes Eingehen auf die Geschichte des Zulureiches nöthig macht. Schon der Vorgänger des eben erwähnten Chaka, Namens Dingiswayo, hatte sich eine reguläre, stehende, in Regimenter eingetheilte Armee geschaffen. Chaka, eigentlich nur ein Soldat dieser Armee, baute auf diesen Grundlagen weiter, indem er sich bestrebte, aus seinen Zulu spartanisch abgehärtete, alle Weichlichkeiten des Lebens verachtende Krieger zu machen. Er verbot dabei die wegen der Frauenarbeit verweichlichende Verheirathung; Kinder durften die Soldaten seiner Armee nicht haben, jedes Kind, das in dem Militärkraale — unsern Kasernen ähnlich — gesehen wurde, wurde sofort mitleidslos getödtet. Jedes Regiment, aus 1500 Mann bestehend und zu je 750 Mann kasernirt, zerfiel in drei Unterabtheilungen, die aktive, bestehend aus den

jüngeren Männern, die Reserve, aus den Veteranen gebildet, und den Troß als Träger der Bagage und Treiber der Viehheerden. Die stehende Armee betrug 20 Regimenter, konnte aber eventuell innerhalb weniger Stunden auf 40 erhöht werden. Aber auch eine neue Kampfart führte Chaka ein, indem er an Stelle der bei den übrigen Kaffervölkern üblichen zerstreuten Gefechtsordnung und des Kampfes mit dem Wurfspieß das Fechten in geschlossener Reihe und mit der Stoßlanze setzte. Wer letztere aus dem Gefechte nicht mit zurückbrachte, wurde getödtet, eine Bestimmung, die den Wunsch jener spartanischen Mutter: „Entweder mit dem Schilde oder auf ihm“ allerdings noch bedeutend überbietet. Kein Wunder, daß Chaka wie ein Napoleon Südafrika's mit seinen starken und intelligenten Soldaten für seine Nachbarn unwiderstehlich war und in schneller Aufeinanderfolge das heutige Transvaal, Natal, Basutoland und Orange-Freistaatland unterwarf. Seine Mordlust kannte keine Grenzen. Ein zweiter Chlodwig, ließ er alle Häuptlinge, die ihm nicht gutwillig Gehorsam bezeigten, ohne weiteres tödten. Sein Ziel war, König aller Schwarzen Südafrika's zu werden, und um sich bei der energischen Verfolgung desselben nicht gehindert zu sehen, suchte er mit der englischen Regierung in der Kapstadt sich auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, was ihm auch durch Absendung von Gesandtschaften gelang. Seine Militär-Organisation, sowie seine Taktik haben sich aber bis auf den heutigen Tag bei den Zulu erhalten, denn wie sie ganz unvermuthet die Engländer am Tugela angriffen und ohne Rücksicht auf eigene Verluste alles niedermachten, dessen sie habhaft werden konnten, so brach er in der Nacht plötzlich mit großen Schaaren auf, stürzte sich wie ein Sturmwind auf den unvorbereiteten Feind und ließ alles, was nicht entfloh, hinschlachten, ohne sich viel mit Gefangenen zu beschweren.

Von der blutdürstigen Grausamkeit Chaka's und seinem Mangel an jeglichem menschlichen Gefühl nur einige Beispiele. Feste wurden wie in Dahomey durch Tödtung von Hunderten seiner Stammesgenossen gefeiert. Beim Tode seiner Mutter mußten sich 1000 Zulu selbst tödten, und diese sangen bei dieser fürchterlichen Prozedur Loblieder auf den König — ein grausiges morituri te salutant! Aber auch die Thiere sollten seine Rohheit spüren, denn bei der gleichen Gelegenheit ließ er auch 1000 Kühe abschlachten, damit ihre Kälber merken sollten, was es heiße, die Mutter zu verlieren. Da ihn wie alle Tyrannen das Gespenst der Entthronung beunruhigte, so ließ er jede seiner Frauen, sobald er fürchten mußte, von ihr mit Nachkommenschaft beschenkt zu werden, ohne Erbarmen umbringen. Aber noch zu seinen Lebzeiten ereilte ihn die Nemesis: eine Pest raffte sein ganzes Heer im Jahre 1828 dahin, er selbst starb durch die Hand seiner Brüder Dingaan und Panda.

Indessen der auf ihn in der Herrschaft folgende Dingaan überbot wo-

möglich noch die von seinem Bruder inaugurirten Herrscherprinzipien; ließ er doch, um nur ein Beispiel anzuführen, 1838 den Boersanführer P. Retief mit einem Gefolge von 615 Angehörigen, nachdem er ihn durch anfangs freundliches Entgegenkommen sicher gemacht hatte, in der blutigsten Weise am Tugelaflusse ermorden. Aber diese fürchterliche That sollte für ihn selbst zugleich zur Katastrophe werden. Die Boers vertrieben ihn aus Natal weiter nach Norden, wo er von einem seiner Offiziere meuchlings getödtet wurde. Sein Bruder Panda aber, ein friedlicher Charakter, stellte sich unter die Protektion der Boers. Er für seine Person führte ein ruhiges, unblutiges Regiment, aber da er seine Söhne am Leben ließ, so entstanden unter diesen, sobald sie herangewachsen waren, Eifersüchteleien und Streitigkeiten wegen der eventuellen Nachfolge, die sich bald zu blutigen Kämpfen, ja zu einem Vernichtungskriege unter den Zulu steigerten.

Panda, der seinen Söhnen gegenüber zu wenig väterliche Autorität besaß, es aber auch nicht mit ansehen konnte, wie sein Volk in fürchterlichem Gemetzel sich selbst zerfleischte, wendete sich in dieser Verlegenheit an die englische Kolonialregierung mit der Bitte um Abhilfe, und diese ließ die Gelegenheit sich einzumischen nicht unbenutzt vorübergehen. Der damalige Koloniegouverneur von Natal, Herr Shepstone, begab sich 1861 in das Zululand und schlichtete die Thonstreitigkeiten in der Weise, daß er Ketschwayo zum Thronerben ernannte. Die Folge dieses Einschreitens war, daß das Zululand bis zum Ableben Panda's 1872 ruhig verblieb, und daß es den Anschein gewann, als habe sich das friedliche Wesen Panda's auch seinen Unterthanen mitgetheilt, ein Umstand, der allerdings zu der Ansicht von der Ungefährlichkeit der Zulu führen konnte, um so mehr, als Ketschwayo vor seiner Thronbesteigung den damaligen Gouverneur von Natal bat, ihn im Namen der Königin von England als König der Zulu-Nation zu installiren. Herr Shepstone folgte dieser Aufforderung, und unter Vorführung eines geschickt arrangirten Schauspiels wurde Ketschwayo gekrönt. Der Gouverneur hielt nicht nur selbst eine Rede in der Zulusprache an das versammelte Volk, worin er den von der Königin von England bestätigten König den Zulu übergab, sondern ließ auch dem ganzen Lande gewisse mit Ketschwayo vereinbarte Regierungsprinzipien feierlich proklamiren. Danach sollte im Zululande alles unnöthige Blutvergießen aufhören, kein Zulu sollte ohne öffentliche Gerichtsverhandlung und öffentliches Verhör vor Zeugen für und wider ihn verurtheilt werden, und verurtheilt, sollte er an den König appelliren dürfen. Ohne Kenntnißnahme und Genehmigung des Königs sollte keine Todesstrafe verhängt werden, vor allem aber sollte nicht wie früher bei jeder Kleinigkeit die Todesstrafe, sondern dafür theilweise oder gänzliche Vermögensentziehung eintreten. Mit einigen schönen Elephanten-

zähnen und einer stattlichen Ochsenheerde beschenkt und von den treuesten Freundschaftsversicherungen des neuen Königs begleitet, verließ Herr Shepstone den königlichen Kraal: sein Rückweg glich einem Triumphzug, überall zu beiden Seiten des Weges standen zahllose Zulu, Alt und Jung, Weib und Kind, überhäuften die Engländer mit Segenswünschen und priesen die dem Lande gebrachten Gesetze.

Anfangs ließ sich nun auch König Ketschwayo ganz gut an und zeigte sich sogar sehr zuvorkommend: er lieferte, was sonst nicht geschah, alle aus Natal flüchtenden Verbrecher oder Aufrührer aus, obgleich die englische Regierung nicht ein Gleiches that, sprach den Wunsch nach Abschluß eines formellen Schutz- und Trutzbündnisses aus und stellte seine Armee der englischen Regierung zur Verfügung. Er gestattete ferner den Engländern, deren Haß gegen die Boers er theilte, die Anlegung einer Durchzugsstraße durch sein Land, damit, weil die Herren Zulu sich für Kolonialarbeit für zu gut halten, die nördlicher wohnenden Stämme unbehelligt nach Natal gelangen könnten. Indeß an der einmal traditionell geordneten wie militärisch konsequent durchgeführten Organisation hielt Ketschwayo fest: nach wie vor werden die Soldaten in regelmäßiger Weise ausgehoben, Knaben und Mädchen werden in numerirte Regimenter eingetheilt und dürfen, wie einst in Preußen, ohne Genehmigung des Königs für jeden einzelnen Fall, nicht heirathen. Im Uebrigen gilt Ketschwayo als ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten und viel Charakterfestigkeit und ist auf die kriegerischen Thaten und den militärischen Ruhm seiner Vorfahren nicht wenig stolz.

Indeß die Freude über Ketschwayo's Gefügigkeit sollte nicht allzulange währen, denn gleich als ob in ihm, je länger er auf dem Throne saß, nach und nach die scheinbar schlummernde Natur seiner Ahnen erwachte, gab er 1876 für zwei seiner Regimenter besonders strenge Heirathsgesetze, wonach sich Männer und Weiber auf Kommando verheirathen mußten. Viele männliche und weibliche Soldaten wurden, weil sie sich durch Flucht diesem Ehezwang entziehen wollten, gefangen genommen und ohne Umstände getödtet. Auf das Gerücht von diesem Vorgehen, und auf Grundlage des von Shepstone abgeschlossenen Vertrages, sendete der damalige Gouverneur von Natal einen Kourier über den Tugela, der die Erwartung des Gouverneurs aussprechen sollte, daß jene Gerüchte unwahr seien.

Und was antwortete Ketschwayo, der noch vor 3 Jahren so gefügige König? Dasselbe, was einst Ariovist dem Caesar sagen ließ. Denn in seiner Antwort war der langen Rede kurzer Sinn: „Was ich in meinem Lande thue, kümmert Euch nicht: denn ich kümmere mich auch nicht um Eure Maß-

nahmen. Der König von Natal und ich sind gleich; er ist Herrscher in Natal, und ich bin hier Herrscher."

Die Folge dieser Antwort waren zunächst Unterhandlungen, die, zwei Jahre sich hinziehend, endlich zur Kriegserklärung führten. Daß also die Engländer, da Ketschwayo nicht nachgab, ihre Kriegsdrohung ausführen mußten, war nach dem Vorausgegangenen unvermeidlich. Ein großer Fehler war aber schon früher begangen worden, insofern nicht schon bei der ersten Einmischung der Engländer, mindestens aber bei der Einsetzung König Ketschwayo's die Auflösung der militärischen Organisation, und vor allem die Abschaffung des Heirathsverbots durchgesetzt wurde, denn durch die Folgen der Polygamie wären die Zulu ebenso verweichlicht worden, wie es die Neger anderwärts sind.

Wenn man aber einmal den Angriff unternahm, dann mußte er freilich mit anderen Mitteln in's Werk gesetzt werden. Wir sagen dies nicht im Interesse der Ausbreitung der englischen Herrschaft, die schon oben als eine ungerechte und habgierige gekennzeichnet worden ist, sondern im Interesse der braven arbeitsamen Kolonisten, denen die schlimmsten Dinge bevorstehen, für den leicht zu erwartenden Fall, daß Ketschwayo aus seinem Gebiete herausrücken und mit Alarmirung der in Natal befindlichen Zulu die weiße Bevölkerung überfallen sollte. An Schonung der Unschuldigen wäre dann nicht zu denken. Wenn in den aufgeregten Zulu der Blutdurst einmal erregt ist, so kennt er, wenigstens nach ihrer Vergangenheit zu urtheilen, keine Grenzen.

Preußen und die katholische Kirche seit 1640.

Unter diesem Titel ist gegen Ende vorigen Jahres ein erster Band von „Publikationen aus den Königlich Preußischen Staatsarchiven, veranlaßt und unterstützt durch die Königliche Archiv-Verwaltung" erschienen (Leipzig, Hirzel). Es ist dies zugleich der erste Theil eines Werkes, welches sich zunächst die Veröffentlichung alles wesentlichen, auf das Verhältniß des preußischen Staates zur katholischen Kirche bezüglichen Urkundenmateriales zur Aufgabe gemacht hat. Der Herausgeber ist der Geheime Staatsarchivar Dr. Max Lehmann.

Der vorliegende erste Band umfaßt die Periode vom großen Kurfürsten bis zum Tode König Friedrich Wilhelm's I. und zerfällt wieder in zwei Bücher, von welchen das eine die betreffenden Urkunden aus der Regierungszeit des großen Kurfürsten, das andere die aus der Regierungszeit Friedrich's I,

und Friedrich Wilhelm's I. mittheilt. Das gesammte Material ist, wie es einzig und allein zweckmäßig war, nach den Provinzen des brandenburgischen, resp. des preußischen Staates in chronologischer Reihenfolge geordnet. Jedem der beiden Bücher hat der Verfasser als Einleitung eine umfangreiche Abhandlung beigegeben, welche den Charakter der Religionspolitik jedes Fürsten im Zusammenhange darstellt. Auch diese resumirenden Darstellungen folgen, entsprechend der Ordnung des Urkundenmaterials, der Eintheilung nach Provinzen. Eine solche war auch hier durchaus geboten, da die Religionspolitik der Hohenzollern wegen der verschiedenen Vertheilung der Konfessionen innerhalb ihres Staates und der verschiedenen Rechtsgrundlagen dieser Konfessionen sich nach den einzelnen Provinzen unterscheiden mußte. Im Folgenden versuchen wir den Inhalt des Textes in seinen Hauptmomenten kurz zu skizziren.

Der Verfasser gibt zunächst eine allgemeine Uebersicht über die Stellung der Markgrafen von Brandenburg zur römischen Kirche vor und nach der Reformation. Dies Verhalten der ersten, zum evangelischen Glauben übergetretenen Markgrafen war noch nicht von jener toleranten Gesinnung durchdrungen, welche später das Erbtheil des Hohenzollernhauses werden sollte. Sie stellten sich auf den Standpunkt des Augsburger Religionsfriedens, wenn sie auch von dem Rechte, die Religion ihres Landes bestimmen zu können, nicht in der brutalen Weise Gebrauch machten, wie die katholischen Fürsten. Schon im Jahre 1593 erhielt die nach Jülich abgeordnete brandenburgische Gesandtschaft eine Instruktion, in welcher in Sachen der Religion „vernünftige Moderation" empfohlen und es als sicherster Weg zu einem Religionsfrieden bezeichnet wurde, wenn „einer den andern bei seiner Glaubenskonfession lasse". Einen Wendepunkt bezeichnet der im Jahre 1613 erfolgte Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zur reformirten Lehre. Seit dieser Zeit war die Duldung der beiden evangelischen Konfessionen, der Lutheraner und Calvinisten, welche sich beide mit tödtlichem Hasse verfolgten, ein Gebot politischer Zweckmäßigkeit. Den Katholiken gegenüber aber hielt der Kurfürst noch ebenso an seinem jus reformandi fest, wie die katholischen Fürsten ihren evangelischen Unterthanen gegenüber.

Von größter Bedeutung in der hohenzollern'schen Kirchenpolitik war die Erwerbung der jülich-clevischen Erbschaft. In Jülich und Cleve waren alle drei Konfessionen, die katholische, lutherische und calvinische, vertreten. Dieser Umstand, sowie die politische Lage der Zeit zwangen die Hohenzollern zu einer neutralen Politik, wenn sie eines dauernden Besitzes der Lande sicher sein wollten. Die Erben der clevischen Lande, der Pfalzgraf von Neuburg und der Kurfürst von Brandenburg, gelobten am 14. Juni 1609, „die katholische, römische wie auch andere christliche Religionen an einem jeden Ort in öffent-

lichen Gebrauch und Uebung zu kontinuiren". Einige Monate später gaben die habsburgischen Kaiser für Böhmen und Schlesien in dem böhmischen Majestätsbrief dasselbe Versprechen. So bestand zu Anfang des 17. Jahrhunderts an zwei Stellen des deutschen Reiches ein Nebeneinander verschiedener Bekenntnisse. Die Habsburger zerschnitten den böhmischen Majestätsbrief und ließen den schlesischen unbestätigt. Auch der Pfalzgraf von Neuburg brach sein Wort, seitdem er 1614 öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten war. Die Hohenzollern aber sind den in den clevischen Reversalien eingegangenen Verpflichtungen getreu nachgekommen und haben in einer Zeit der schwersten Anfechtungen nicht von ihnen abgelassen, selbst dann nicht, als der katholische Pfalzgraf und die Jesuiten sich alle Mühe gaben, „die calvinistische Rotte" in Jülich und Berg zu vernichten, die Evangelischen vom Bürgerrecht auszuschließen und im Erwerb von Eigenthum zu beschränken.

Die Aufgabe, hier die Autorität des Staates und die Parität der Konfessionen zu wahren, ging nun an den großen Kurfürsten über. Mit ihm beginnt die Zeit, welche sich über den Gegensatz der Konfessionen erhebt und den staatlichen Gedanken vor dem einseitigen Interesse einer einzelnen Konfession befreit. Er war von Herzen Protestant, aber er stellte das Wohl des Landes höher, als konfessionelle Rücksichten. Er hat Schweden und Polen, Dänemark und den Kaiser, Holland und Frankreich, England und Spanien zu seinen Alliirten gewählt, mit dem Czaren Verträge geschlossen, mit dem Khan der Tataren Verhandlungen gepflogen. Er hat Mennoniten, Arianer und Socinianer in seinen Landen gelitten und die Juden wieder aufgenommen. Er hat sich in den Friedensverhandlungen von Oliva der livländischen Katholiken gegen das lutherische Schweden angenommen. Das Testament des Kurfürsten von 1664 enthält die Bestimmung, „daß an denen Orten und Enden in Unseren Landen, woselbst die römisch katholische Religion vermöge instrumentum pacis und anderer aufgerichteten Accordaten, Erbverträgen und Pacten üblich und im Schwange, dawider nichts Neuerliches oder Gewaltsames vorgenommen, sondern derselben zugethane Geistliche und andere Personen bei ihren Kirchen, Klöstern, Präbenden, Renten und Einkommen geschützet werden sollen." Aber er verlangt ebenso, daß die Geistlichen den Staatsgesetzen gehorchen. Denn daß sich die Geistlichen „in weltliche Händel und Landsachen mischen, geziemt sich gar nicht".

Im Jahre 1647 schloß der Kurfürst mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg einen Vertrag, nach welchem in den jülich-bergischen Landen für das kirchliche Eigenthum das Jahr 1609, für die Religionsübung das Jahr 1612 als normal erklärt wurde. Da indessen das zu Osnabrück beschlossene instrumentum pacis von Reichswegen das den Katho-

liken überaus günstige Jahr 1624 als Normaljahr aufstellte, so beeilte sich der Pfalzgraf, das Religionswesen schleunigst auf den Stand des letzteren Jahres zu bringen, trotz des mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm geschlossenen Provisionalvergleiches. Da griff der Kurfürst, nachdem alle friedlichen Mittel erschöpft waren, im Jahre 1651 zum Schwerte. Aber er unterlag und mußte einen neuen, wenig günstigen Vertrag eingehen. Eine Kommission sollte prüfen, ob die Reversalien von 1609 oder das instrumentum pacis von 1647 in Jülich-Cleve giltig seien; bis zur Entscheidung sollte der status quo aufrecht erhalten werden. Diesen Zeitraum benutzte der Pfalzgraf, um die Evangelischen seines Landes in der gewaltthätigsten Weise zu mißhandeln. Sie mußten sich äußerlich in jeder Beziehung so geben, als ob sie Katholiken wären. Sie mußten bei Prozessionen Gras und Blumen streuen, vor der Monstranz niederknieen u. s. w. Eine der schnödesten Leistungen dieser Politik war wohl die, daß im Jahre 1657 der Tochter eines reformirten Predigers die Einkünfte mit Beschlag belegt wurden, weil ihr Vater 1628 unbefugter Weise getauft haben sollte. Evangelischen Handwerkern, welche sich an einem Orte niederlassen wollten, wurde zur Bedingung gemacht, vorher katholisch zu werden. Ein katholischer Geistlicher ließ durch Glockenschlag seine Pfarrkinder zusammenberufen und verjagte an ihrer Spitze die Leute, welche einem Protestanten das Grab gruben. Ein anderer Geistlicher stellte sich, um das Begräbniß eines Reformirten zu verhindern, selbst in das Grab und stieß die Mutter mit dem Sarge ihres Kindes über den Haufen.

Dieser Fanatismus der katholischen pfalzgräflichen Regierung ist das dunkle Gegenbild zu der duldsamen und gerechten Regierung des protestantischen Kurfürsten. Als die Gewaltthätigkeiten des von Jesuiten beherrschten Wolfgang Wilhelm kein Ende nehmen wollten, entschloß sich der Kurfürst im Jahre 1663 zu Repressalien. Er wies die Kapuziner aus Cleve. Es war, wie er selber sagt, ein „von Mir wider Meinen Willen zur Hand genommenes Gegenmittel“. Und selbst diese milde Repressalie wurde bereits im folgenden Jahre zurückgenommen. Sogar die dem Kurfürsten abgeneigten clevischen Stände stellten die Gerechtigkeit seiner Religionspolitik dem Pfalzgrafen als Muster auf, und der König von Frankreich dankte dem Kurfürsten für die gütige Behandlung der clevischen Katholiken. Nachdem der Vertrag von Dorsten nicht ratifizirt worden war, kam endlich im Jahre 1666 zu Cleve ein Rezeß zu Stande, welcher den Evangelischen einige höchst spärliche und unsichere Zugeständnisse machte. Aber selbst diese wurden durch die jesuitische Sophistik der pfalzgräflichen Regierung umgangen. Unter öffentlicher Religionsübung verstand sie den Gottesdienst in Kirchen oder in anderen, zu diesem Zwecke bestimmten öffentlichen Gebäuden. Wenn also eine evangelische Gemeinde im Jahre 1624 ihrer Kirche oder ihres

Rathhauses beraubt und darum gezwungen war, ihren Gottesdienst in einem Privathause zu halten, so war dieselbe jetzt ganz von diesem Vertrage ausgeschlossen. Der Kurfürst war groß genug, dem Pfalzgrafen auch jetzt noch wie bisher mit einem guten Beispiele voranzugehen. Er befahl der clevischen Regierung nochmals ausdrücklich, in allen religiösen Streitfragen „Moderation zu gebrauchen, damit man dem Pfalzgrafen und seinen Räthen zu gleichmäßiger Bezeigung gegen die Evangelischen Ursach und Anlaß gebe". Im Jahre 1671 traten zu Bielefeld nochmals Abgesandte der pfalzgräflichen und kurfürstlichen Regierung zusammen, um auf's neue über die Religionsfrage zu verhandeln. Im allgemeinen ging man von den Bestimmungen des westphälischen Friedens aus. Doch leistete man Verzicht auf das Recht der Landesverweisung wegen des religiösen Bekenntnisses. Am 6. Mai 1672 wurde der Religionsvergleich zwischen Brandenburg und Pfalz Neuburg unterzeichnet. Er blieb in Kraft bis zum Untergange des alten Reiches.

In den übrigen Ländern des kurbrandenburgischen Staates waren die religiösen Verhältnisse einfacher als in Cleve, weil sich dort fast alles zu der evangelischen Lehre bekannte. Nur in Preußen war die Lage schwieriger, weil durch die Beziehungen zu dem katholischen Polen viele Verwickelungen geschaffen wurden. Ueberall aber bewies sich der Kurfürst gegen seine katholischen Unterthanen so duldsam, daß sogar ein Gerücht aufkam, er sei im Herzen katholisch gesinnt. In der That war die Haltung des Kurfürsten seinen evangelischen Unterthanen gegenüber manchmal eine überraschende. Zu derselben Zeit, in welcher der König von Frankreich das Edikt von Nantes widerrechtlich aufhob, beschied der Kurfürst die Protestanten eines Dorfes im schwibuser Kreise, welche ihn um Anstellung eines evangelischen Geistlichen ersucht hatten, abschlägig; und als sich dieselben dennoch einen Pfarrer gewählt hatten, befahl er ihnen, die eigenmächtig eingerichtete Predigt abzustellen und dem katholischen Pfarrer „schuldigen Respekt und Gebühr zu erweisen und zu geben".

Vergleicht man mit dieser Religionspolitik des großen Kurfürsten diejenige aller übrigen Staaten in jener Zeit, so wird die außerordentliche Ueberlegenheit derselben sofort ersichtlich. In Spanien, Italien und Polen galt bis in unsere Zeit die Mißhandlung der Evangelischen als ein nationaler Sport. In Frankreich wurden sie von allen politischen und bürgerlichen Rechten ausgeschlossen. Noch 1762 fiel hier das Haupt eines reformirten Predigers unter dem Henkerbeile. In Oesterreich gab erst Joseph II. den Evangelischen eine bescheidene staatsrechtliche Existenz. Der protestantische Norden, England, Dänemark, Schweden, verhielt sich ähnlich gegen die Katholiken, wie der katholische Süden gegen die Protestanten, wenn auch der große Unterschied nicht zu übersehen ist, daß der erstere mit ganz vereinzelten Ausnahmen sich auf eine

energische Defensive beschränkte, während der letztere eine brutale Offensive gegen den Protestantismus ergriff. So stand Kurfürst Friedrich Wilhelm fast als der einzige Fürst seiner Zeit da, welcher die Gegensätze der Konfessionen zu vermitteln suchte, indem er über beide das Interesse des Staates stellte. Seit dem großen Kurfürsten ist dies die feste Tradition des Hauses Hohenzollern geblieben bis auf den heutigen Tag.

Kurfürst Friedrich III. hielt an der Politik seines Vaters fest. So sehr er sich des Gegensatzes gegen Rom bewußt war, so hatte er doch, wie er selbst sagte, „jederzeit an allen Religionsverfolgungen und Gewissenszwang einen besonderen Abscheu“. Nur die offene Feindschaft des Papstes Clemens XI., der ihn, nachdem er die königliche Würde erlangt hatte, einen Usurpator nannte und sich bei den verschiedenen Höfen bemühte, die Anerkennung des Königtitels zu verhindern, ferner die Intriguen des päpstlichen Nuntius, welcher die Einrichtung eines reformirten Gottesdienstes im Hause des königlichen Residenten zu Köln zu hintertreiben suchte, die Gewaltthätigkeiten des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, des Bischofs von Münster und des Abtes von Kempten gegen die Protestanten zwangen den König, vorübergehende Repressalien gegen seine katholischen Unterthanen in Magdeburg, Halberstadt und Minden zu ergreifen.

Der echte Typus eines protestantischen Fürsten ist der Sohn Friedrich's I., Friedrich Wilhelm I. Noch heute wird die außerordentliche Bedeutung dieses Fürsten für den preußischen Staat vielfach vollständig verkannt. Man sieht in ihm nichts als den strengen, zur Gewaltthätigkeit neigenden Soldaten. Seine großen Leistungen liegen eben auf einem Gebiete, welches nun einmal nur wenigen verständlich ist, auf dem Gebiete der staatlichen Verwaltung; hier steht er vollkommen ebenbürtig den Stein, Hardenberg und Vincke zur Seite. Das Verwaltungsgenie des Königs leuchtet auch aus seinem Verhalten gegen die verschiedenen christlichen Konfessionen hervor. Er gehörte der reformirten Kirche an. Dennoch wollte er durchaus keinen Unterschied zwischen Reformirten und Lutheranern gemacht wissen. Er war überzeugt, daß die Letzteren ebensogut selig werden könnten, wie die Ersteren, und daß der ganze Unterschied zwischen beiden „nur herrühre von die Prediger Zenckereien“. Er war, wie gesagt, ein ausgesprochener Protestant. Dennoch bewilligte er, was einst Leopold I. bei seinem Vater vergeblich durchzusetzen gesucht hatte, daß der römische Kultus in Berlin von den Gesandtschaften der auswärtigen Mächte unabhängig gemacht werde. Natürlich dachte kein katholischer Monarch daran, eine gleiche Konzession in seiner Residenz den Evangelischen zu bewilligen. Wollte doch, wie oben erwähnt, der Papst und der kölnische Magistrat nicht einmal bewilligen, daß der preußische Resident zu Köln sich für seine Person in seinem eigenen Hause einen evan-

gelischen Gottesdienst einrichten könnte. Der Umstand, daß es „viel katholische Bürger und Leute“ in Berlin gab, war für den König genügend. Ein wirthschaftliches Interesse war es, welches den König bestimmte, in der Grafschaft Lingen den katholischen Kultus zu gestatten: die katholischen Bewohner der Grafschaft stellten ihm vor, daß sie durch den weiten Weg zum Gotteshause jedesmal einen ganzen Tag versäumen müßten. Aus dem gleichen Interesse gestattete er den katholischen Gottesdienst in Tilsit — er fürchtete, daß seine katholischen Unterthanen daselbst das Land verlassen möchten — und hob in der Grafschaft Lingen die von dem oranisch-holländischen Regimente herrührenden Erbrechts-Beschränkungen der Katholiken auf, nach welchen wohl die Deszendenten, nicht aber die Kollateralen katholischer Bürger in den Besitz nachgelassener Güter gelangen konnten. Wie wenig sich freilich die Katholiken solcher Milde würdig zeigten, beweist der Umstand, daß mehrere Geistliche und die Jesuiten in Preußen die Abhaltung des Kirchengebetes für den König und sein Haus verweigerten. Diese Unduldsamkeit der Katholiken machte es auch ihm wie seinen Vorgängern unmöglich, immer duldsam zu sein. Aber selbst die wenigen und geringfügigen Repressalien, zu denen er durch den katholischen Klerus provozirt wurde, wandte er mit der größten Schonung und auf kürzeste Frist an. Und er verblieb bei der Tradition seines Hauses auch dann, als in Rom, in der nächsten Umgebung des Papstes, eine Denkschrift verfaßt wurde, welche einen großen Kreuzzug gegen die Ketzer im Stile des dreißigjährigen Krieges anregen sollte, und in der es hieß, Brandenburg solle „gänzlich supprimirt werden“.

Um zu einer festen Regelung der Beziehungen zum katholischen Klerus und zum römischen Stuhle zu gelangen, wünschte der König die Ernennung eines Vikars, in welchem die katholischen Unterthanen seiner Monarchie ihr gemeinsames Oberhaupt erblicken sollten. Der Amtsbezirk des Vikars sollte zuerst Magdeburg, Halberstadt, Minden, später die ganze Monarchie umfassen, dann wieder nur einen Theil der letzteren. Auch hier war ein wirthschaftliches Interesse auf Seiten des Königs wenigstens mit bestimmend. Es sollte durch Errichtung des Vikariats verhindert werden, daß die Gebühren für Weihen, Visitationen und Dispensationen an auswärtige geistliche Würdenträger, also außer Landes gingen.

Soweit die Darstellung des Verfassers. Das ganze Werk bestätigt in überraschender Weise den Satz v. Sybel's in seinem Prospekte zu den vorliegenden archivalischen Publikationen: „Es gibt keine bessere Propaganda für das Ansehen Preußen's in der Welt, als die authentische Kenntniß der preußischen Geschichte.“ Und nun erinnere man sich angesichts der urkundlichen Dokumente, die uns hier über die Religionspolitik der hohenzollern'schen Fürsten mitgetheilt werden, der Worte, welche Windthorst (Meppen) in der Sitzung

des Abgeordnetenhauses vom 11. Dezember vorigen Jahres aussprach: „Ich halte die Abänderung der Kulturkampfgesetze selbst im Interesse des Friedens für das erste Erforderniß, denn ohne eine solche Abänderung hätte man nie eine Garantie, ein Ministerium zu haben, welches die Gesetze mild und wohlwollend auslegte. Ist es doch mit wenigen Unterbrechungen von jeher eine preußische Tradition gewesen, den Katholizismus zu unterdrücken.“ Mag die preußische Regierung noch so duldsam und friedfertig sein, sie wird nie die Zustimmung einer Partei erlangen, die es noch heute gerne sähe, wenn die „calvinistische Rotte“ vernichtet und „Brandenburg gänzlich supprimirt“ werde.

Goethe und Maximiliane La Roche.

Hirzel's köstliches Vermächtniß, sein „Junger Goethe“, ist gerade in seiner Geschlossenheit und Abrundung ein so herrliches Buch, daß man beinahe den lächerlichen Wunsch haben könnte, es möchte das darin vereinigte Material in den nächsten zehn Jahren keinen weiteren Zuwachs erfahren, damit man nicht immer die schmerzliche Vorstellung habe, daß dies Buch, das doch einen vorläufigen Abschluß bilden sollte, nun auch schon wieder unvollständig geworden sei. Und doch muß man froh sein über jede Zeile von Goethe's Hand, wie viel mehr über eine ganze Suite von Briefen, die aus den Jugendjahren des Dichters zu Tage kommt.

Mit solchen zwiespältigen Empfindungen legt man das Buch aus der Hand, das vor wenigen Tagen der Verlag von W. Hertz in Berlin uns gebracht hat: Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von G. von Loeper. Bildet es doch eine Bereicherung unserer Kenntniß vor allem des „jungen“ Goethe, für die man dem gütigen Geschick entschieden danken muß; Hirzel's Buch aber hat — das ist ebenso gewiß —, nun diese Briefe neben und nicht in ihm stehen, leider von jetzt an eine empfindliche Lücke.

Die „dichterischen Beilagen“, die der Titel nennt, und die hier zum ersten Male publizirt werden, sind ein kleiner Dialog zwischen Meister und Jünger, „Des Künstlers Vergötterung“, der wohl für „Künstlers Erdewallen“ bestimmt war, aber 1774 bei der Herausgabe desselben unterdrückt wurde und später in völlig anderer Gestalt als „Künstlers Apotheose“ an die Oeffentlichkeit trat, und Goethe's Uebersetzung des Hohenliedes aus dem Jahre 1775. Im Uebrigen bedarf der Titel keiner näheren Bestimmung.

Wir beschäftigen uns für diesmal mit der umfänglicheren ersten Hälfte des Buches, den Briefen an Frau von La Roche. Sophie von La Roche (geb. 1731 in Kaufbeuern) war die Tochter des Arztes Guttermann. Sie kam früh in das Haus ihres Großvaters nach Biberach, wo Wieland 1749 sie kennen lernte und eine innige Neigung zu ihr faßte, nachdem sie vorher schon mit einem Italiener verlobt gewesen war, von dem sie sich nach dem Willen ihres Vaters des Religionsunterschiedes wegen wieder hatte trennen müssen. Im Jahre 1753 heirathete sie den kurmainzischen Rath Max La Roche, und an der Seite dieses Mannes, der seit Anfang 1771 in angesehener Stellung und guten Verhältnissen als Wirklicher Geheimer Rath des Kurfürsten von Trier in Ehrenbreitstein lebte, hielt sie ein gastfreies Haus, welches von den „schönen Geistern" jener Zeit viel heimgesucht wurde. Sie entwickelte auch selbst eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit, deren Erzeugnisse freilich längst vergessen sind. Ihren ersten, einst vielgelesenen Roman: „Die Geschichte des Fräulein von Sternheim" gab 1771 Wieland heraus. Die Rezension über den zweiten Theil desselben, die Goethe im Februar 1772 in die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" schrieb, und in der er den ersten Theil gegen die abfälligen Kritiken, die dieser vielfach erfahren hatte, feinfühlig in Schutz nimmt, ist der erste nachweisliche Berührungspunkt zwischen ihm und der Schriftstellerin. Goethe's persönliche Bekanntschaft mit ihr wurde im April 1772 in Frankfurt durch Merck vermittelt; sie war damals 41, Goethe noch nicht 23 Jahre alt. Mitte September 1772 traf er, nachdem er Wetzlar verlassen, als Gast in ihrem Hause ein und hier abermals mit Merck zusammen. Sechs Wochen darauf, im Spätherbst 1772, begann Goethe von Frankfurt aus mit ihr die Korrespondenz, von der uns ein Theil in den hier zu besprechenden Briefen vorliegt. Der Brief, mit welchem Goethe die Korrespondenz eröffnete, ist verloren; der erste hier mitgetheilte, von Ende November 1772, ist der zweite, den er überhaupt an sie geschrieben. Von da an ziehen sich die Briefe in ununterbrochener Kette fort durch die Jahre 1773, 1774 und 1775 bis zu Goethe's Uebersiedelung nach Weimar. Der letzte ist am 11. Oktober 1775, also wenige Wochen vor dem Weggange nach Weimar geschrieben. Ein einziger, der anhangsweise noch hinzugefügt ist, stammt aus dem Jahre 1780.

Gänzlich unbekannt bis jetzt waren von den 44 hier vereinigten Briefen freilich nur — zwei, Nr. 16 und 44. Die übrigen 42 sind bereits 1877 von Julius Frese in seinen „Goethe-Briefen aus Fritz Schlosser's Nachlaß" (Stuttgart, C. Krabbe) S. 138—167 veröffentlicht worden, und, wie Frese angibt, waren von diesen wiederum 4 schon in Ludmilla Assing's Biographie der Sophie von La Roche (1859) vollständig abgedruckt, von wo sie dann auch in Hirzel's „Jungen Goethe" übergegangen sind. Ein fünfter findet sich ebenfalls, wenn

auch nicht vollständig, schon im „Jungen Goethe". Loeper, der ja stets mit größter Genauigkeit über dergleichen Dinge Rechenschaft gibt, ist hier nicht ganz konsequent verfahren; man vermißt in seiner Ausgabe bei Nr. 32 und 43 die Notiz, die in den anderen Fällen nicht fehlt, daß auch diese Briefe schon vor Frese's Publikation bekannt waren.

Wozu aber überhaupt nach weniger als zwei Jahren nochmals eine neue Ausgabe dieser eben erst von Frese veröffentlichten Briefe? Nun, diese ist wahrlich nicht überflüssig, und man kann Loeper nicht dankbar genug dafür sein. Frese hat die Briefe nach Kopieen herausgegeben, die sich Fritz Schlosser, der Neffe von Goethe's Schwager, 1806 ziemlich flüchtig von den ihm damals vorliegenden Originalen gemacht hatte, und die jetzt von der Familie Bernus auf Stift Neuburg aufbewahrt werden. Loeper dagegen hat 19 Briefe, etwa zwei Drittel des gesammten Textes, nach den Goethe'schen Originalen herausgegeben, die sich im Besitz des Appellationsgerichtsraths von Lützow in Glogau, einem Urenkel von Sophie La Roche, befinden. Auf diese Weise ist nicht nur in dem größeren Theile der Briefe die echte Goethe'sche Schreibweise, welche in den Schlosser'schen Abschriften vielfach willkürlich verändert erscheint, nun genau reproduzirt, sondern der Text der Briefe auch von einer Anzahl sinnentstellender Fehler gereinigt worden. Vor allem aber hat Loeper, was Frese nur sehr zum Theil gelungen ist, in einem reichhaltigen Kommentar fast alle in den Briefen angedeuteten Beziehungen, auch die entlegensten, nachgewiesen und hierdurch die ganze Brieffolge, die zum größten Theile undatirt ist, unzweifelhaft richtig datirt, so daß sie sich nun vortrefflich in die im „Jungen Goethe" veröffentlichte Sammlung einfügen und als biographische ebenso wie als literargeschichtliche Quelle bequem und zuversichtlich benutzen lassen Hierzu gehörte freilich der unermüdliche Spürsinn und die bewundernswürdige Sachkenntniß Loeper's.

Wer die Briefe Goethe's aus den Sturm- und Drangjahren in Hirzel's Sammlung überblickt, dem muß ihr eigenthümlich abspringendes, aphoristisches, andeutendes, orakelhaftes Wesen auffallen. Zum Theil mag diese Eigenthümlichkeit auf Rechnung des kraftgenialischen Gebahrens jener Zeit überhaupt zu setzen sein, zum Theil auf die immer neu genährte leidenschaftliche Erregung, in der sich Goethe selber damals befand, zum Theil aber hängt sie sicher, wie Frese richtig bemerkt, mit dem ganzen Charakter des Briefverkehrs jener Zeit zusammen. Sie tritt ja keineswegs blos bei Goethe hervor. Briefe waren damals fast wie literarische Novitäten, sie gingen von Hand zu Hand, man zeigte sie einander in Freundeskreisen, las daraus vor, schickte sie von einem Kreis in den anderen. Leuchsenring, der auch zu dem La Roche'schen Kreise gehörte, reiste förmlich in Briefschaften. „Er führte," wie Goethe selbst in ‚Dichtung und

Wahrheit' von seinem Besuche in Ehrenbreitstein erzählt, „mehrere Schatullen bei sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit mehreren Freunden enthielten; denn es war überhaupt eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit keinem Einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten." Da galt es natürlich Vorsicht und Zurückhaltung, und Goethe wußte bei aller seiner damaligen Aufgeregtheit doch diese Vorsicht sehr wohl zu üben. Am wenigsten aber war ein literarischer Wallfahrtsort wie das Haus La Roche eine Stätte für Geheimnisse. Die Mittheilsamkeit seiner Freundin, die Goethe bald durchschaute, legte allen seinen Aeußerungen die größte Zurückhaltung auf. Die Briefe Goethe's aus jener Zeit sind ja fast alle ohne eingehenden Kommentar nur halb und halb zu genießen und keineswegs vollständig zu verstehen, und so fein auch Bernays in seinem Vorwort zum „Jungen Goethe" es zu rechtfertigen gesucht hat, daß in dieser Sammlung von einem Kommentar ganz abgesehen worden ist, so liebenswürdig auch die Absicht erscheint, den Leser mit dem Dichter allein zu lassen und ihre Zwiesprach nicht durch dolmetschendes Dreinreden zu stören, so vieles auch, was auf den ersten Blick unverständlich bleibt, dem sorgfältigen und ausdauernden Leser sich nach und nach gegenseitig erklärt, so bleibt doch eben schließlich ein ziemlich bedeutender Rest, der ohne Hilfe nicht zu verstehen und wissenschaftlich zu benutzen ist. Die vorliegenden Briefe an Sophie La Roche aber würden dem Leser geradezu zum guten Theil Räthsel bleiben, wenn ihnen Loeper nicht seinen musterhaften Kommentar mitgegeben hätte.

Daß nach neuen Goethebriefen aus den Jahren 1772—1775 jeder mit größter Spannung greifen wird, ist wohl selbstverständlich. „Die knospende, blüthenprangende Frühlingszeit Goethe's" hat Hettner diese Jahre genannt. Und wahrlich, welche überquellende dichterische Fruchtbarkeit drängt in diese wenigen Jahre sich zusammen! „Götz", „Werther", „Clavigo", „Erwin und Elwire", „Stella", die Anfänge des „Egmont", die satirischen Possen und Fastnachtsspiele, die Entwürfe zum „Mahomet" und zum „Ewigen Juden", „Prometheus", eine Reihe der innigsten Lieder und Balladen, und, was so oft übersehen wird, fast der ganze erste Theil des „Faust" — alles dies st in den paar Jahren entstanden. Daß von alledem in unseren Briefen sich Spuren finden sollten, wird wohl niemand erwarten. Aber zu manchem davon, namentlich zu „Götz" und „Werther", bringen sie allerdings willkommene Beiträge. Auch von literarischen Größen huschen eine ganze Reihe an unsern Blicken vorbei: Wieland, Klopstock, Herder, Lavater, Lenz u. a.; die Tendenzen der Sturm- und Drangperiode treten auf jedem Blatte hervor, namentlich lassen sich die Konflikte Wieland's mit den jüngeren Dichtern ein paar mal verfolgen. Auch die Herzensbedrängniß mit Lili, die Schweizerreise, auf der er ihr entfloh, die Vorbereitungen zum Weggange

nach Weimar, dies alles wird berührt. Und dazu athmen diese Briefe wieder jene hinreißende Frische und Anmuth, die uns auch in den Briefen an „Gustgen" Stolberg, an das Buff'sche Haus in Wetzlar, an „Täntgen" Fahlmer u. a. immer und immer wieder auf's neue entzückt.

Noch aber ist damit der eigentliche Angelpunkt der Briefe nicht erwähnt. Es ist kein Zweifel, daß das, was den Briefwechsel zwischen Goethe und Sophie La Roche so lebendig erhielt, das gemeinsame Interesse der beiden Korrespondenten an Sophiens älterer Tochter Maximiliane war. In das Verhältniß Goethe's zu Maximiliane, welches bisher eine ziemlich dunkle Partie im Leben des Dichters war, eröffnen uns die Briefe zum ersten Male einen klaren Einblick. Frau von La Roche hatte zwei Töchter, Maximiliane und Luise. Die ältere war, als Goethe im September 1772 sie zuerst in Ehrenbreitstein sah, sechzehn Jahre alt und, wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit" sie schildert, „eher klein als groß von Gestalt, niedlich gebaut, eine freie anmuthige Bildung, die schwärzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte". Zwei Jahre früher hatte schon Georg Jacobi davon geträumt, sie einst als Gattin heimzuführen. Wenigstens schreibt Wieland am 15. November 1770 an Gleim: „Unser Jacobi will sich eine Gemahlin beilegen, und er wünschte, daß es die Tochter meiner werthen Freundin La Roche sein könnte. Wirklich ist die kleine Max ein ganz reizendes Mädchen; wer sie davonträgt und ein Herz und eine Denkungsart hätte wie unser Jacobi, würde alle Reizungen à la Grecque mit allen soliden Eigenschaften und Tugenden einer guten Frau in ihr besitzen." Kaum hatte Goethe sie gesehen, der damals eben von Wetzlar kam, wo er vor Lotte geflohen war, so fühlte er sich, wie er selbst erzählt, „gar bald besonders angezogen", und als ob er den damaligen Vorgang in seinem Herzen, da er sich noch manchmal wiederholte, hier ein für allemal begreiflich machen wollte, fügt er hinzu: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanz der beiden Himmelslichter." Gleich in dem ersten Briefe, den er, nach Frankfurt zurückgekehrt, an die Mutter richtet, gedenkt er denn auch der Mädchen, aber er faßt die Schwestern hier beide noch zusammen: „Mit welchem ganzen Gefühl sehen Sie zween Töchter unter Ihren Augen werden, die, wenn sie Ihnen nicht alles sind, doch alles sind, was die liebe Gottheit Sterblichen von Glückseeligkeit zu schencken vermag."

Im August 1773, unmittelbar nach dem Erscheinen des „Götz", war Maximiliane mit ihrer Mutter auf einige Tage zum Besuch in Frankfurt, und hier begegnete ihr Goethe zum zweiten Male. Die Freude über dies Wieder-

sehen klingt mehrfach in seinen Briefen wieder. An Kestner nach Wetzlar schreibt er: „Mad. La Roche war hier, sie hat uns acht glückliche Tage gemacht; es ist ein Ergetzen, mit solchen Geschöpfen zu leben", und an die Mutter selbst, nachdem sie nach Hause zurückgekehrt: „Von Ihrer Max kann ich nicht lassen so lange ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen."

Nun kommt ein Wendepunkt. Schon das letzte „dürfen" ist vielsagend. Warum schreibt er nicht einfach: „ich werde sie immer lieben"? Wer hätte es ihm gestatten oder wehren sollen? Die Antwort lautet einfach: Der Bräutigam Maximiliane's, der unerwartet zwischen beide zu treten drohte. Denn nirgends sonst als bei diesem Frankfurter Besuche kann die Bekanntschaft mit dem italienischen Kaufmann Brentano sich angesponnen haben, die Ende 1773 zur förmlichen Verlobung führte. Aber keine Spur von Neid regt sich deshalb in Goethe's Herzen; er war glücklich, daß Maxe durch ihre Verheirathung nach Frankfurt geführt werden und er sie so nun immer um sich haben würde. „Auf's neue Jahr", berichtet er am Silvester 1773 an Fritz Jacobi's Frau, „haben sich die Aussichten für mich recht raritätenkastenmäßig aufgeputzt. Max la Roche heirathet hierher. Ihr Künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist und also, heisa!! wieder die Anzahl der braven Geschöpfe vermehrt", und ungefähr gleichzeitig an Kestner: „Die liebe Max de la Roche heurathet — hierher einen angesehnen Handelsmann. Schön! Gar schön."

Die Hoffnung Goethe's sollte arg getäuscht werden. Am 9. Januar 1774 wurde in Ehrenbreitstein die Hochzeit gefeiert, am 15. traf das neue Ehepaar in Frankfurt ein, mit ihnen zugleich die Mutter der jungen Frau, die bis Ende des Monats blieb. Es gab viele Familienfestlichkeiten, an denen Goethe ununterbrochen Theil nahm, und so lange dieser Trubel dauerte, schien alles schön und gut und Goethe mit seiner Rolle sehr zufrieden zu sein. An Betty Jacobi, der er über die bewegten Wochen nach der Hochzeit berichtet, schreibt er: „Das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt: das schöne, weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm [Cornelie Goethe war seit dem 1. November 1773 mit Georg Schlosser verheirathet] die das Ansehn eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann nie Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens. Brentano ist ein wackerer Geselle, von offenem und tüchtigem Charakter, nicht ohne Verstand; die Kinder sind lebhaft und brav." Mit andern Augen sah aber schon damals Mephisto Merck die Dinge an, der die Festlichkeiten auch zum Theil mit durchgemacht hatte. Er schreibt bereits am 29. Januar über Frau von La Roche an seine Frau: „C'est un assez singulier

mariage qu'elle a fait faire à sa fille. C'est un homme assez jeune, mais chargé de 5 enfants, d'ailleurs assez riche, mais un négociant qui a fort peu d'esprit au-delà de celui de son état. C'était un triste phénomène pour moi d'aller chercher notre amie à travers des tonneaux de harengs, des fromages". Von Goethe freilich schreibt er, er sei bereits der Hausfreund, er spiele mit den Kindern und begleite Maximiliane's Klavierspiel auf dem Violoncell; Brentano, obgleich für einen Italiener eifersüchtig genug, habe ihn gern und wünsche durchaus, daß er sein Haus besuche. Nur habe er die kleine Brentano zu trösten »sur l'odeur de l'huile, du fromage et des manières de son mari«.

Die weitere Entwickelung spiegelt sich in den Berichten Goethe's an Maxe's Mutter deutlich wieder. Noch in den letzten Tagen ihrer Anwesenheit nahmen die Dinge einen solchen Verlauf, daß Goethe trotz Sophiens Zureden sich veranlaßt sah, fortan das Brentano'sche Haus zu meiden. „Wenn Sie wüssten," schreibt er an einem der letzten Januartage an Sophie, „was in mir vorgegangen ist ehe ich das Haus mied, Sie würden mich nicht rückzulocken dencken liebe Mama, ich habe in denen schröcklichsten Augenblicken für alle Zukunft gelitten, ich bin ruhig und die Ruhe lasst mir." Er sah sie nun Jahr und Tag nur noch gelegentlich außer dem Hause, im Theater oder Konzert. Mitte Juni 1774 schreibt er: „Die liebe Max seh ich selten, doch wenn sie mir begegnet ists immer eine Erscheinung vom Himmel", und wenige Tage später: „Glauben Sie mir dass das Opfer das ich Ihrer Max mache sie nicht mehr zu sehen, werther ist als die Assiduität des feurigsten Liebhabers, dass es im Grunde doch Assiduität ist." Welche trübe Existenz die junge Frau, an's Haus gefesselt, umlärmt von ihren fünf Stiefkindern, damals führte, während sie selbst ein Kind erwartete, geht daraus hervor, daß sie sich schließlich hinter Goethe stecken mußte, um die Mutter zum Einschreiten zu veranlassen. Im September 1774 berichtet er nach Ehrenbreitstein: „Die Max sah ich gestern in der Komödie, sie ist nicht mit mir zufrieden! Lieber Gott bin ichs doch selbst nicht. Sie hat Kopfweh! — läßt Sie bitten ihr Rath zu geben, und im Briefe Bewegung zu rathen, die arme Puppe stickt so zu Hause." Darauf reist sie auf einige Tage zur Mutter; voll zärtlicher Besorgniß kündigt Goethe ihren Besuch an: „Sie kriegen nun Ihre liebe Max wieder, eine Weile, erquicken Sie das Herz mit aller mütterlichen Liebe." Nach ihrer Rückkehr ganz dieselben Verhältnisse. Anfang Oktober schreibt er: „Die liebe Max hab ich in der Komödie gesprochen, ich hab wieder die Augen gesehen, ich weiß nicht was in den Augen ist", und einige Wochen später: „Ihre Max hab ich in der Komödie gesprochen, den Mann auch, er hatte all seine Freundlichkeit zwischen die spizze Nase und den spizzen Kiefer zusammengepackt. Es mag eine Zeit kommen da

ich wieder ins Haus gehe. Das Meer verlangt Feigen!*) sag ich noch iezzo, und lasse mich davon."

Man sieht ziemlich deutlich, wie die Dinge lagen. Die Verheirathung Maximiliane's war eine übereilte Geschichte, es war eine bloße Geldheirath, bei welcher die Braut wenig um ihre Neigung befragt worden sein wird. Frau von La Roche war in diesem Punkte ohne alle Sentimentalität; auch die Verbindung, die sie 1779 für ihre jüngere Tochter Luise aussuchte, wurde von Goethe's Mutter und der Herzogin Amalie in den stärksten Ausdrücken verurtheilt. Brentano war noch in guten Jahren, aber, wie es scheint, doch kein Adonis mehr, und auch mit seinen fünf Kindern brachte er die junge Frau in keine beneidenswerthe Lage. Er war aber auch ein ziemlich gewöhnlicher Mensch, ein bloßer Geschäftsmann, der der armen Maxe geistig keinen Ersatz bieten konnte für den anregenden Umgang, den sie im Hause der Mutter verlassen hatte. Der Verkehr mit Goethe hätte sie für diesen Verlust schadlos halten können, und Frau von La Roche, die bei ihrem Aufenthalte in Frankfurt sehen mußte, was sie gestiftet hatte, scheint Goethe flehentlich gebeten zu haben, sich ihrer Tochter anzunehmen und ihr die Eingewöhnung in die fremden, unbehaglichen Verhältnisse zu erleichtern. Aber die Unmöglichkeit, auf die Dauer im Brentano'schen Hause zu verkehren, stellte sich für ihn sofort heraus. Maximiliane liebte Goethe offenbar viel mehr als ihren Mann. Das konnte Brentano eben so wenig verborgen bleiben, wie anderen Leuten aus der Umgebung. Um dem Gerede der Leute und Brentano's Eifersucht keine Nahrung zu geben, um Maximiliane's und seine eigne Ruhe zu wahren, verzichtete er freiwillig auf den Verkehr in ihrem Hause, so niedergeschlagen auch Mutter und Tochter darüber waren. Ein Heroismus, der ihm allerdings durch das bald darauf sich anspinnende Verhältniß zu Lili einigermaßen erleichtert worden sein mag.

Eine etwas freundlichere Wendung trat ein, als Maximiliane im März 1775 im Hause der Mutter, wohin sie gereist war, durch die Geburt eines Knaben erfreut wurde. Am 15. März beglückwünscht Goethe Frau von La Roche: „Gott segne Sie liebe liebe Grosmama, und das kleine Mamagen und den Knaben. Ich hoffe die Dazwischenkunft des Mäusgens wird viel ändern ich kann wohl sagen ich erwarte sie recht sehnlich zurück. Jetzt geh ich zu Brentano ihm Glück zu wünschen..... Adieu — der lieben kleinen Mutter Ade! — Wird denn eine Zeit kommen dass wir werden einen freundlichen Einfluss auf einander haben liebe Max?" Wenige Tage darauf schreibt er:

---

*) Sprichwörtlich: Das Meer verlangt ein Opfer, es fordert die süßeste Frucht als Tribut.

„Brentano hat mir ihre (l. Ihre) täglichen Briefe an Ihn gezeigt.. ich wünsche dass die Freundschafft und das Zutrauen, das mir bisher der Mann bezeugt, ungeheuchelt seyn möge, ich glaubs wenigstens, und so hoff ich dass ich der Kleinen künftig keinen Verdruss mehr, und vielleicht eine angenehme Stunde hie u. da machen werde", und wieder eine Woche später die herrlichen Worte: „Ich hab ihr bisher mein Wort gehalten und versprach ihr wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen würde, wollt ich wiederkehren, ich bin wieder da, und bleibe bis an mein Ende wenn sie Gattin und Hausfr. u. Mutter bleibt. Amen."

Im Juni und Juli 1775 war Goethe mit den beiden Stolberg auf der bekannten Schweizerreise. Inzwischen war Maxe in Frankfurt wieder eingetroffen, und gleich am Tage nach seiner eigenen Rückkehr, am 22. Juli, meldet er an Sophie: „Die Max mit ihrem lieben Jungen hab ich gesehen, mit meiner Mutter hatte sie viel Verkehr in meiner Abwesenheit. Wies nun gehen wird, weis Gott. Brentano ist nicht eifersüchtig, sagt er." Von nun an ist alles im alten Gleise, wie es vor anderthalb Jahren zur Hochzeit gewesen war; am 1. August heißt es: „Gestern Abend liebe Mama haben wir gefiedelt und gedudelt bei der guten Max." Und in diesem Gleise blieb es auch die wenigen Monate bis zu Goethe's Uebersiedelung nach Weimar. „Ich gehe nach Weimar," schreibt er am 11. Oktober, „ich erwarte das junge Paar [den Herzog mit seiner Gemahlin] und dann gehts. Die Max ist hold, wird in meiner Abwesenheit noch freyer mit meiner Mutter seyn, obgleich Brent. allen Anschein von Eifersucht verbirgt, oder auch vielleicht mich iezzo für harmlos hält."

In dem Weimarer Treiben scheint dann die Gestalt Maximiliane's (ebenso wie die Lili's) bald aus Goethe's Vorstellung verdrängt worden zu sein. Wenigstens ist über einen weiteren Verkehr zwischen ihnen nicht viel bekannt. In dem letzten Briefe an Frau von La Roche, den Loeper mittheilt, aus dem Jahre 1780, heißt es recht beiläufig: „Grüßen Sie die Töchter." Bei späteren Besuchen in Frankfurt sah er die Maxe noch einige Male wieder. Die Familie La Roche hatte inzwischen schwere Schicksale durchzumachen. Wenige Wochen nach dem oben erwähnten letzten uns erhaltenen Briefe wurde La Roche von seiner Stellung in den kurfürstlich Trier'schen Diensten gestürzt. Er privatisirte seitdem in Speyer und Offenbach und starb 1788. Während dieser Zeit der Trübsal unterhielt Sophie die Familie durch ihre schriftstellerischen Arbeiten. Maximiliane folgte dem Vater bereits 1793, 37 jährig, im Tode. Kurz vor ihrem Tode, im Frühjahr 1793, sah Goethe sie zum letzten Mal, tief bewegt bei dem Gedanken an ihre nahe Auflösung. Frau von La Roche überlebte ihre Tochter um 14 Jahre. Seit 1807 erstanden dann die Beziehungen Goethe's zur Mutter und Großmutter in wunderbarer Weise in seinem Verkehr mit der Tochter Maximiliane's, Bettina, zu dessen richtigerer Beurtheilung die Loeper'-

sche Publikation ebenfalls wichtige Dokumente bringt, auf welche wir aber erst in einem zweiten Aufsatz zurückkommen wollen.

So viel wird aus den Briefen Goethe's an Sophie La Roche klar, daß, wenn Goethe in „Dichtung und Wahrheit" sein Verhältniß zu Maximiliane und dem Brentano'schen Hause, wie so vieles andere, mehr umschleiert als deutlich geschildert hat, er dazu um seinetwillen keinen Grund hatte. Wie sein Bild durch Veröffentlichung der authentischen Zeugnisse über seinen Verkehr mit Lotte, der in seiner Selbstbiographie ebenfalls verhüllt erscheint, nur gewonnen hat, so auch im vorliegenden Falle. Es läuft immer wieder auf das Wort Jung Stilling's hinaus: „Goethe's Herz, das nur wenige kannten, war so groß, wie sein Verstand, den alle kannten."

Nun aber noch eine wichtige Frage. Hat Goethe's Verkehr mit Maximiliane irgendwo einen poetischen Niederschlag gefunden? Wenn man bedenkt, daß alle Goethe'sche Poesie Erlebniß war, und daß man bei allen seinen Dichtungen das Recht hat, nach den faktischen Vorgängen zu suchen, so wird man auch das Verfahren einmal umkehren und fragen dürfen: Wo hat dieses Erlebniß dichterische Gestalt gewonnen?

Lewes und nach ihm Goedeke haben, freilich auf Grund der bisherigen ungenügenden Kenntniß des Sachverhaltes, angenommen, daß dem Dichter bei dem Fräulein von B. im zweiten Theile des „Werther" Maximiliane vorgeschwebt habe. Dagegen hat Frese sehr richtig bemerkt, daß das doch eine allzu bescheidene Rolle für sie sei. „Dies Fräulein von B.", sagt er, „ist gar keine Individualität, ist nur die Trägerin, die Exponentin einer Situation, in welcher der Dichter die Prüfung gekränkten Ehrgeizes über Werther verhängt, und diese Situation noch dazu ist so völlig im Gegensatz zu allen Zuständen des Brentano'schen Hauses, daß gar nicht abzusehen ist, wie Maximiliane gerade da hinein passen soll." Das Richtige hat unzweifelhaft bereits Herman Grimm in seinen Vorlesungen über Goethe gesehen, und zwar, was zu bewundern ist, trotzdem daß er die Briefe Goethe's an Frau von La Roche in extenso nicht gekannt haben kann; nur die einzelnen auf Maxe bezüglichen Bruchstücke davon, die Loeper in seinem Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit" mitgetheilt hat, scheint er benutzt zu haben. Man hat Grimm oft übertriebene Neigung zur Hypothese, eine gewisse Sucht, um jeden Preis Neues, Geistreiches, Ueberraschendes aufzustellen, vorgeworfen. Nun, wenn alle seine Hypothesen sich bestätigten wie diese, dann wäre das kein Schade. Um's kurz zu sagen: Lotte im zweiten Theile des „Werther" ist nicht mehr die wirkliche Lotte, wie im ersten Theile, sondern niemand anders als Maximiliane; seit ihrer Verheirathung mit Albert ist sie als die junge Frau Brentano gedacht, Albert ist nicht mehr Kestner, er ist zum guten Theil Brentano.

Treffend hat Grimm auf die lange Pause hingewiesen, die zwischen Jerusalem's Tod (Oktober 1772) und dem gleich darauf gefaßten Plan zur Wertherdichtung einerseits und der Ausführung dieses Planes andererseits (Herbst 1773 bis Sommer 1774) liegt, zugleich aber auf die auffällig langsame und stockende Ausführung des Planes selbst. Die Sache erklärt sich nun einfach. Die That Jerusalem's gab Goethe nur die Katastrophe mit allen ihren Umständen und einzelnes, was der Katastrophe vorausging, an die Hand. Zwischen seinen eigenen Wetzlarer Erlebnissen aber und dieser Katastrophe lag eine Lücke, die sich, seiner eigenthümlichen Anlage nach, nur aus dem wirklich Erlebten seine Phantasie zu nähren, einstweilen unausfüllbar zeigte. Es fehlte die Weiterbildung der Charaktere für den zweiten Theil des Romans. Es fehlte für Albert als Lottens Mann das Vorbild. Goethe kannte Kestner nur als Bräutigam und hatte ihn niemals eifersüchtig gesehen. Es fehlte ihm an Erfahrung, um Werther als Liebhaber einer verheiratheten Frau erscheinen zu lassen. Sowie Maximiliane Brentano's Frau geworden war, hatte er mit einem Male die Lage, die er brauchte. Unter Maximilianens Einfluß ist der zweite Theil des „Werther" entstanden, ihr gilt die Empfindung, der er in dem Roman Luft schafft, seitdem er zu ihrer beiderseitigen Ruhe den Entschluß gefaßt, ihr Haus zu meiden. So wurde auf Kestner's arglose Gestalt die des argwöhnischen Italieners gepfropft und beide zu jenem unerträglichen Albert verschmolzen, der Kestner dann so vielen Kummer bereitete. Die Sätze im „Werther": „Zieht ihn nicht jedes elende Geschäft mehr an, als die theuere köstliche Frau? Weiß er sein Glück zu schätzen? ... Und hat denn die Freundschaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotten schon einen Eingriff in seine Rechte, in meiner Aufmerksamkeit für sie einen stillen Vorwurf? ... Er sieht mich ungern, er wünscht meine Entfernung; meine Gegenwart ist ihm beschwerlich", diese Sätze, sie könnten wörtlich so in Goethe's Briefen an Frau von La Roche stehen. Dem Sinne nach stehen sie drin.

Frese hat, man sieht nicht ein warum, mit einer gewissen Gereiztheit diese Auffassung bestritten, Loeper, der Herausgeber unserer Briefe und gegenwärtig wohl der genaueste Kenner von Goethe's Leben, hat ihr simpel zugestimmt. Die Zeit wird lehren, welche von beiden Meinungen sich Beifall erringen wird. Die Grimm'sche Hypothese ist übrigens so alt wie der „Werther" selber ist. Ludmilla Assing hat bereits erzählt — was doch wohl auf Angaben Bettina's zurückzuführen sein wird — daß gleich nach dem Erscheinen des „Werther" viele gefunden hätten, „die liebliche Maximiliane habe mit zu Lottens Bild gesessen"

* * *

Politische Briefe.

II.

Die ersten Reichstagsaktionen.

Der Stellvertreter des Reichskanzlers hatte am vierten Tage nach der Reichstagseröffnung die Genehmigung des Reichstags zur strafrechtlichen Verfolgung der Abgeordneten Fritsche und Hasselmann wegen Zuwiderhandelns gegen den § 28 des Sozialistengesetzes nachgesucht. Wollen wir uns ganz genau ausdrücken, müssen wir sagen: der Stellvertreter des Reichskanzlers hatte den Antrag des Staatsanwalts beim Stadtgericht zu Berlin auf Einholung der Genehmigung des Reichstags u. s. w. zur Kenntniß des Präsidenten des Reichstags gebracht mit dem Ersuchen, eine Beschlußfassung des Letzteren über den Antrag des Staatsanwalts herbeiführen zu wollen. Darüber heftige Entrüstung, laute Anklagen und himmelschreiender Jammer. Ein schwerer Privilegienbruch gegen die Vertretung des deutschen Volks sei unternommen worden, der Bestand des Reichstags sei von dem Belieben des Polizeipräsidenten zu Berlin abhängig gemacht, nackter könne die Reaktion nicht auftreten, man höre bereits den Schritt der Horden Alba's u. s. w. Der gelassene Zuschauer konnte nach diesem Gestöhn nur noch erwarten, den Kopf Egmont's vom Blocke herabfallen zu sehen. Man mußte unwillkürlich nach dem parlamentarischen Haupte suchen, das der neue Alba sich zum Opfer ausersehen. Wie ist es denn aber, träumen wir eigentlich, oder ist es der Alpdruck selbstverschuldeter Verwirrung, der uns zwischen nüchternen Vorgängen überall beängstigende Dämonen sehen läßt?

Was ist denn vorgegangen? Der Reichstag hat im vorigen Sommer ein Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie beschlossen, § 28 dieses Gesetzes verleiht den Zentralbehörden der Bundesstaaten das Recht, mit Genehmigung des Bundesraths außerordentliche Anordnungen für die Dauer eines Jahres zu erlassen, darunter befindet sich auch das Recht, gewissen Personen in gewissen Bezirken oder Ortschaften den Aufenthalt zu versagen. Auf Grund dieses Paragraphen hat die Polizeibehörde von Berlin den Reichstagsmitgliedern Fritsche und Hasselmann den Aufenthalt in Berlin versagt. Nun wird der Reichstag berufen, und die genannten Abgeordneten erscheinen in Berlin. Der Polizeipräsident, der seine Anordnung übertreten sieht, die er in Ausführung eines Gesetzes erlassen, macht von dieser Uebertretung dem Staatsanwalt Anzeige. Der Staatsanwalt erinnert sich, daß der erwähnte § 28 im letzten Absatz Folgendes verfügt: „Wer diesen Anordnungen zuwiderhandelt, wird mit Geldstrafe, mit Haft oder mit Gefängniß bestraft." Der Staatsanwalt erinnert sich aber auch des § 31 der Reichsverfassung: „Ohne Genehmigung des Reichstags kann kein Mitglied während der Session wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung zur Untersuchung gezogen werden." Der Staatsanwalt wendet sich also an den Justizminister behufs Einholung der Reichstagsgenehmigung, der Justizminister wendet sich an den Reichskanzler, der Letztere bringt den Antrag des Staatsanwalts zur Kenntniß des Reichstags. Wo in aller Welt kann man eine normalere Prozedur finden? Wenn der Reichstag die Genehmigung nicht ertheilt, so bleibt Herr Fritsche in Berlin, nimmt an den Reichstagsarbeiten Theil und reist nach dem Schluß der Session

von Berlin fort. Um dies gleich zu bemerken: es ist eine juristisch unbegreifliche Verdrehung, die sich Herr Hänel beikommen ließ mit der Behauptung: wenn die Herren Fritsche und Hasselmann blos auf Grund des Reichstagsbeschlusses in Berlin verbleiben könnten, so machten sie sich eines Vergehens schuldig, für welches sie nach beendigter Session zur Strafe gezogen werden müßten. Wenn das richtig wäre, so müßten alle durch Geltendmachung des Reichstagsprivilegiums von Untersuchungshaft oder Zivilhaft Befreiten behandelt werden, als ob sie der Haft entsprungen wären. Der klare Sinn der Verfassung — nicht nur derjenigen des deutschen Reiches, sondern aller Länder — ist dahin zu verstehen und bis jetzt überall verstanden worden, daß das von berechtigter Seite geltend gemachte Privilegium alle Verantwortung für den Gebrauch des Privilegiums aufhebt. Man sollte denken, es wäre überflüssig, so etwas zu sagen; aber was einem Juristen wie Herrn Hänel entgeht, was ein noch berühmterer Jurist wie Herr Gneist, Herrn Hänel nachsprechend, übersieht, ja das muß man wohl sagen.

Was hätte denn eigentlich nach der Meinung derer, von denen das Geschrei über Privilegienbruch ausging, die Reichsregierung thun sollen? Man sagt: die Polizei von Berlin muß sich beugen vor dem Beruf jedes Reichstagsmitgliedes; was die Polizei nicht wußte, mußte der Staatsanwalt wissen, was dieser nicht, der Justizminister, was dieser nicht, der Reichskanzler. Also der Beruf des Reichstagsmitgliedes beseitigt alle rechtlichen Hindernisse! Der Artikel 31 der Reichsverfassung sagt doch aber ausdrücklich, daß die rechtlichen Hindernisse beseitigt werden nicht durch den bloßen Stand des Reichstagsmitgliedes, sondern nur durch das von der Körperschaft des Reichstags für das oder jenes Mitglied ausdrücklich beanspruchte Privilegium. Und selbst das Privilegium, welches der Reichstag geltend machen kann, beschränkt sich auf Rechtshindernisse aus eingeleiteten oder auf Grund neuer Vergehen einzuleitenden Untersuchungen, es umfaßt aber nicht die Hindernisse aus bereits rechtskräftigen Verurtheilungen. Wie soll denn also der Polizeipräsident und alle folgenden Instanzen dazu kommen, das Gesetz außer Kraft zu setzen, welches nur der Reichstag außer Kraft zu setzen befugt ist, wenn er dafür einen besonderen Grund zu haben glaubt? Ist es nicht eine völlig sinnlose Behauptung, daß auf diese Weise der Bestand des Reichstags von der Willkür der Berliner Polizei abhängig werde? Wenn diese Behörde wirklich ein unbeschränktes Recht der Ausweisung gegenüber den Personen üben könnte oder wollte, so fände sie doch immer noch an der Pflicht, die Genehmigung des Reichstags für die Ausweisung von Reichstagsmitgliedern einzuholen, eine unübersteigliche Schranke. Der Zweck des Sozialistengesetzes war, einen Theil der Staatsbürger, der keine bestehende Rechtsschranke mehr anerkennen will, unter gewisse Ausnahmebeschränkungen hinsichtlich des Gebrauchs der staatsbürgerlichen Rechte zu stellen. Das Sozialistengesetz hat unter Anderem die Möglichkeit geschaffen, die revolutionären Sozialisten vom Reichstage auszuschließen. Natürlich nur, wenn der Reichstag selbst diese Ausschließung will. Niemand bestreitet ihm das Recht, das sozialistische Element in seiner Mitte zu hegen. Nichts ist ferner unzutreffender, als von einer Niederlage der Regierung zu sprechen, die sie durch die vom Reichstage versagte Genehmigung zu jenen strafrechtlichen Schritten erfahren. Die Regierung hat die strafrechtliche Verfolgung nicht einmal befürwortet, sondern lediglich als einen im Laufe des Gesetzes liegenden Akt, welcher die Genehmigung des Reichstags erfordert, zur Kenntniß des Letzteren gebracht. Um die Aufregung zu verstehen, welche ein

so selbstverständlicher Schritt in und außer dem Reichstage hervorgerufen, muß man die Erklärung in einem Gemüthszustande suchen, der anderweitig als durch jenen Schritt bedingt ist.

Nicht ist die Aufregung der liberalen Reichstagskreise durch einen anomalen Schritt der Regierung hervorgerufen, sondern eine anomale Gemüthsbeschaffenheit jener mit dem Zentrum die Majorität bildenden Kreise hat aus einer korrekten Maßregel ein Attentat auf das Recht und die Würde des Reichstags zu machen versucht. Der Versuch ist in den Reden hervorgetreten und hat den Erfolg gehabt, die Majorität zu einem inkorrekten Beschluß hinzureißen. Man hat nicht nur, wozu die Majorität unzweifelhaft berechtigt war, die Genehmigung zur strafrechtlichen Verfolgung versagt, man hat außerdem eine authentische Deklaration des Sozialistengesetzes vom 21. Oktober 1878 lediglich von Reichstagswegen zu geben versucht, während doch solche Deklarationen nur vom Gesetzgeber, also hier vom Bundesrath und Reichstag erlassen werden können.

Die Gemüthsbeschaffenheit, aus der solche Deutungen der Regierungsschritte und solche Versuche, vermeintliche Gefahren zu bekämpfen, fließen, besteht in einer wachsenden Furcht, der Reichskanzler wolle mit dem Liberalismus brechen und den Reichstag durch fortgesetzte moralische Erniedrigungen um alles Ansehen bringen. Schon längst versucht die Fortschrittspartei dem Reichskanzler in Bezug auf den Reichstag den Gedanken zu insinuiren: il faut l'avilir et après le démolir. Man hat diese Insinuation für ein zu grobes Manöver gehalten, um wirksam zu sein, jetzt zeigt sich, daß sie dennoch wirkt, nämlich auf die nationalliberale Gespensterfurcht. Wie aber alle Furcht aus der Schwäche stammt, so fühlt der Nationalliberalismus seine doppelte Schwäche, den Reichskanzler nicht verstehen, aber auch nicht ihm erfolgreich widerstehen zu können. Die Partei meint sich an's Messer geliefert und sieht bei der unschuldigsten Bewegung das Messer blitzen. Es beruht dieses Gefühl auf einem beklagenswerthen Irrthum. Die Partei versteht am wenigsten die neue Zollpolitik des Kanzlers; anstatt sich aber zu fragen, durch welche sachlichen Gründe der Kanzler auf diesen Weg geführt worden, erklärt man sich denselben aus der allgemeinen Tendenz nach Reaktion, welcher der Kanzler verfallen sein soll. Eine sonderbare Erklärung, die ihrerseits nur psychologisch erklärt werden kann. Bei einer solchen Beurtheilung der Zollpolitik des Reichskanzlers ist es natürlich, daß der Reichstag die erste Gelegenheit ergriff, noch vor Einbringung der Vorlagen zur Zollreform eine Aussprache über diese Reform herbeizuführen. Die Gelegenheit bot der interimistische, auf das laufende Jahr abgeschlossene Handelsvertrag mit Oesterreich. Es war der ehemalige Präsident des Reichskanzleramtes, jetzige Reichstagsabgeordnete Delbrück, der diesen Vertrag zuerst aus der Mitte des Reichstags beleuchtete und — empfahl. Der Redner setzte aus der Geschichte der mit Oesterreich seit 1854 bestehenden, 1865 und 1868 erneuerten Verträge die Wohlthätigkeit eines wirthschaftlichen Vertragsverhältnisses mit Oesterreich auseinander und billigte den interimistischen Vertrag vornehmlich aus dem Grunde, weil er, nachdem der Abschluß eines definitiven Handelsvertrags noch nicht wieder gelungen, den völligen Abbruch der vertragsmäßigen Beziehungen vermeide. Auszusetzen hatte Redner nur, daß der Vertrag nicht, anstatt bis zum 1. Januar 1880, etwa bis zum 1. April desselben Jahres ausgedehnt worden, um dem im Anfange des Jahres zusammentretenden Reichstage die Möglichkeit zu bewahren, sein Genehmigungsrecht wirksam geltend zu machen. Die maßvolle patriotische, sich genau in den Schranken

des Gegenstandes haltende Behandlung der Berathungsaufgabe durch einen hochverdienten Staatsmann konnte kein Beispiel für Herrn Eugen Richter sein. Derselbe lenkte die Erörterung unmittelbar auf die neue Zollpolitik des Reichskanzlers, die gar nicht zur Berathung stand. Die Schuld, daß ein neuer Tarifvertrag mit Oesterreich oder die Beibehaltung des bisherigen, wie sie Deutschland wiederholt angeboten, nicht erreicht worden, mußte Herr Richter natürlich dem Reichskanzler, und allein dem Reichskanzler zuschreiben. Oesterreich, wo die Schutzzöllner Alles aufgeboten, starke Zollerhöhungen der widerstrebenden ungarischen Reichshälfte aufzunöthigen, und um solcher Erhöhungen willen in anderen Punkten den ungarischen Ansprüchen erhebliche Opfer gebracht, dieses Oesterreich war nach Herrn Richter gut und verständig, höchst geneigt, einen Vertrag mit uns zu unserem Besten abzuschließen; aber der böse Kanzler hat Alles verhindert. Also mußte Herr Richter den Nutzen der Handelsverträge im Allgemeinen beweisen, denn der Kanzler leugnet, nach Herrn Richter, daß Handelsverträge gut sind, auch wenn sie gut sind. Also mußte Herr Richter die Thronrede angreifen, welche erklärt, daß thatsächliche Erfolge die Periode der Handelsverträge nicht begleitet haben, woraus allerdings folgt, daß wir künftig bessere Verträge oder keine abschließen müssen. Herr Richter mußte nun beweisen, daß mit der Verurtheilung dieser Periode der Kanzler sich selbst als den Schöpfer der Handelsverträge verurtheile. Mit grellen Lichtern suchte Redner die Veränderung der zollpolitischen Ansicht bei dem Kanzler hervorzuheben. Bis dahin Freihändler, sei der Kanzler 1876 als Kampfzöllner, 1877 als Reziprozitätszöllner, 1878 als einfacher Schutzzöllner, 1879 als potenzirter Schutzzöllner, wie er sonst nicht mehr vorkommt, erschienen. Damit war Herr Richter noch nicht zu Ende. Wir aber wollen ihn mit der Bemerkung verlassen, wie eigen es doch ist, daß über die Clowns im Zirkus gelacht wird, auch wenn sie keinen Witz machen, sondern nur sprechen. Herrn Richter's Aufzählung der Zollarten war nicht einmal vollständig, der Kanzler ist ja auch als Finanzzöllner erschienen. Aber gibt es denn überhaupt eine Zollpolitik eines großen Staates mit mannichfaltigen Finanz- und Wirthschaftszielen, die nicht fast alle Zollformen vereinigen wird? Herr Richter hätte sagen können, der Kanzler gab neulich ein Zwanzigmarkstück aus, dann ein Zehnmarkstück, dann ein Fünfmarkstück, dann eine Mark u. s. w., und seine Freunde würden jubeln, als hätte er einen Witz gemacht, der den Gegner vernichtet.

Der Kanzler hat es für angezeigt gehalten, Herrn Richter zu antworten, veranlaßt wohl hauptsächlich durch den Gedanken, die Beschuldigung grellen Selbstwiderspruchs nicht einwurzeln lassen zu dürfen. Es war leicht nachzuweisen, daß der Kanzler den Handelsvertrag mit Frankreich im Herbst 1862 fertig unterhandelt vorgefunden, daß aber die Durchsetzung der Ratifikation desselben ein unausweichliches Erforderniß der damaligen auswärtigen Verhältnisse war. Fürst Bismarck fügte hinzu, daß er die formale Verantwortlichkeit für die Handelspolitik der jetzt abgelaufenen Epoche nicht ablehne, daß aber nicht nur der Zwang der allgemeinen Verhältnisse, sondern auch die Absorption seiner eigenen Thätigkeit durch die auswärtige Politik ihn von dem thatsächlichen Einfluß auf die innere und äußere Wirthschaftspolitik ausgeschlossen habe. Dabei seien ihm die Zweifel an der Richtigkeit des befolgten Weges mehr und mehr gekommen, bis das Ausscheiden des Staatsministers Delbrück aus dem Reichsdienst ihn, den Kanzler, genöthigt habe, sich auch des Stoffes der Wirthschaftspolitik selbständig zu bemächtigen. Die gewonnene selbständige

Ueberzeugung werde er jetzt durchführen. Wenn man ihm den Vorwurf des Dilettantismus entgegen schleudere, so erinnere er daran, daß er beim Eintritt in's Ministeramt in' Bezug auf jede politische Befähigung so beurtheilt worden sei, wie jetzt in Bezug auf die wirthschaftspolitische. Der Kanzler schloß mit dem Appell: nicht an die Nachwelt, dieser Anruf sei ihm zu pathetisch, sondern an die Mitbürger. Es ist die Bescheidenheit des berechtigten Selbstgefühls, welches bei normaler Lebensdauer das Widerstreben der Mitwelt zum zweiten Male zu bekehren und — zu beschämen hofft. Doch heischt dieser Gedankengang noch eine Ergänzung. Nicht zufällig durch Delbrück's Abgang ist der Reichskanzler zur Beschäftigung mit der Wirthschaftspolitik gekommen, sondern weil das von außen vollendete Werk nunmehr nach innen gesichert werden mußte, und abermals hat nicht Delbrück's Abgang den Zugang zu andern Bahnen der Handelspolitik frei gemacht, sondern die nach Ablauf der Handelsverträge in allen Großstaaten ausschlaggebende Abneigung, diese Verträge auf den bisherigen Grundlagen fortzusetzen.

Staatsminister Delbrück antwortete noch einmal. Er suchte zahlenmäßig die Wohlthaten der Handelsverträge nachzuweisen, ohne natürlich abzuleugnen, daß das Ende ihrer Periode der allgemeine wirthschaftliche Nothstand geworden. Da aber dieser Nothstand alle zivilisirten Länder mit den verschiedensten Handelssystemen umfasse, so meinte Redner, könnten nicht die Handelsverträge die Schuld tragen. Hierauf muß man wohl sagen, daß noch weniger eine einzige unbekannte Ursache bei diesen verschiedenen Ländern und Systemen denkbar ist. Es muß wohl ein Zusammentreffen verschiedener Ursachen sein, und unter den letzteren könnten auch die Handelsverträge eine gewisse Stelle einnehmen, nicht vermöge ihres allgemeinen, sondern vermöge ihres besonderen Charakters. Trotz aller Zahlen, die der Redner vorzutragen wußte, kann die ganz unbestimmt von ihm angedeutete Hoffnung auf allgemeine Besserung kein Trost sein, noch viel weniger aber eine Befreiung für die verantwortliche Leitung der Handelspolitik von der Pflicht, die Ursachen unseres besonderen Nothstandes zu erkennen und die geeigneten Mittel gegen denselben vorzuschlagen.



Literatur.

Lucian und die Kyniker. Von Jakob Bernays. Mit einer Uebersetzung der Schrift Lucian's: Ueber das Ende des Peregrinus. Berlin, W. Hertz, 1879.

Das einseitige Interesse, welches die Unfrommen wegen der Verspottung der christlichen Religion an der Lucian'schen Schrift über den bewegten Lebenslauf des Peregrinus mit boshaftem Behagen genommen hatten, hat den geistvollen Verfasser der vorliegenden Schrift veranlaßt, die gegen die Kyniker gerichtete Haupt-Tendenz zu allgemeinerer Anerkennung zu bringen. Zuvörderst gibt er in gedrängter Uebersicht einen sachlichen Ueberblick über den Gang der Lucian'schen Schrift und zeigt, daß sie in offener Feindseligkeit gegen die kynische Lebensrichtung in ihren damaligen Hauptvertretern Peregrinus und Theagenes Front macht. Ersterer wird von dem Epikureer Lucian als ein

abenteuerlich ruhmsüchtiger Narr, Letzterer als heuchlerischer Schelm der allgemeinen Verachtung Preis gegeben. Ein Exkurs über die Kyniker (S. 21—41) gehört wohl zu den feinsten und geistreichsten Arbeiten, die auf diesem Gebiete von sachkundiger Hand geschrieben sind. Der Entwickelungsgang der kynischen Philosophie und die Charakterköpfe der hervorragendsten Lehrer dieser Schule sind hier von Meisterhand gezeichnet. Aber auch die Schilderung Lucian's (S. 42—52), den die Tradition in übertriebener Verehrung mit Voltaire zu vergleichen sich gewöhnt hat, als eines nihilistisch öden, halbgebildeten Spötters, ist nicht minder vorzüglich als die Abhandlung über die Kyniker. Schließlich wird Peregrinus, der nach einem Durchgang durch das Christenthum wie ein Kyniker lebte und starb, von dem durch Lucian ihm angehefteten Makel eines marktschreierischen Phantasten auf Grund anderer, unwiderleglicher Entlastungszeugnisse aus dem Alterthum auf's gründlichste gereinigt. Was Epiktet so schön ausspricht: Der wahre Kyniker sei an die Menschen gesandt als Diener, Bote und Herold des höchsten Gottes, das ist schließlich die Summe der aus der Lektüre der vorliegenden Abhandlung gewonnenen Erkenntniß.

Die Uebersetzung der Lucian'schen Schrift ist weitaus die beste, die uns bekannt geworden ist. Wir meinen, diese, sowie die ganze Bernays'sche Arbeit auch jedem gebildeten Nichtfachmann auf's nachdrücklichste empfehlen zu können.

Bulgarische Volksdichtungen. Gesammelt und in's Deutsche übertragen von **Georg Rosen.** Leipzig, F. A. Brockhaus 1879.

Die Südslaven besitzen einen außerordentlich reichen Schatz von Volksliedern, und die Bulgaren stehen hierin allen übrigen Stämmen der Balkanvölker voran. Wie unter den Serben, hat es aber auch unter ihnen nicht an Männern gefehlt, die mit Eifer dieser Seite des Geisteslebens ihrer Landsleute nachgegangen sind und sich bemüht haben, ihre Funde dem Publikum zugänglich zu machen. Wir haben nicht weniger als drei Sammlungen bulgarischer Volksdichtungen, die zusammen gegen anderthalbtausend Stücke umfassen. Daraus hat Rosen, den wir als einen der gründlichsten Kenner der Türkei und ihrer Völker, als soliden Gelehrten und als geschmackvollen Uebersetzer kennen, eine Anzahl der bezeichnendsten ausgewählt und übertragen. Eine Einleitung charakterisirt diese Poesieen; eine weitere Vorerinnerung macht auf die Reste heidnischer Vorstellung, die sich nach diesen Dichtungen unter den Bulgaren erhalten haben, und die denen bei andern Südslaven und den Neugriechen ähnlich sind, aufmerksam. Die bulgarischen Lieder haben denselben Ton, dieselbe Form, denselben reimlosen trochäischen Vers und denselben Gedankengang wie die bekannten serbischen, sie behandeln auch dieselben Gegenstände, und so ist Rosen der Meinung, daß sie uralt sind, oder mit andern Worten, daß die sogenannten Jugoslaven, d. h. die Serben, Bulgaren und Kroaten, schon als sie aus ihren früheren Wohnsitzen, dem ungarisch-donischen Donaubecken auswanderten, ihre Volkspoesie in den wesentlichen Zügen ausgebildet hatten. Der poetische Werth dieser Lieder ist ungleich, aber viele sind voll tiefer Empfindung, und so hat die Sammlung Rosen's nicht blos Werth für die Ethnographie und die vergleichende Mythologie, sondern auch für den Freund volksthümlichen Fühlens und dessen Ausdrucks in der Lyrik.

Arabische Sprichwörter und Redensarten gesammelt und erklärt von Dr. **Albert Socin.** Tübingen, Laupp, 1878.

Der Herausgeber dieses Buches, jetzt Professor in Tübingen, hat auf seinen Reisen im Morgenlande die vorliegenden Sprichwörter selbst gesammelt, und zwar

in der Gegend von Mossul und Mardin im südlichen Kurdistan, dessen Dialekt sie wiedergeben. Dieser Dialekt ist noch wenig bekannt, und so hat die Sammlung Werth für Erforscher der semitischen Sprachen; sie trägt aber auch zur Erkenntniß der Denkart des Volkes in jenen Landstrichen bei, so daß auch Ethnographen sie mit Nutzen studiren werden, zumal da Südkurdistan ein höchst interessantes Land ist, welches von dem Einfluß Europa's auf Charakter und Anschauungsweise seiner Bewohner viel weniger zu leiden gehabt hat, als Syrien und Aegypten, und deshalb in seiner Bevölkerung ursprünglicher, kräftiger, ja man kann fast sagen, edler geblieben ist als jene. Die Muslime stehen hier auf gutem Fuße mit den Christen, und die letzteren machen durch geistige Regsamkeit und einfaches, bescheidenes Wesen einen angenehmen Eindruck auf den Fremden. Ist nun die Sprache ein Mittel, den spezifischen Charakter einer Bevölkerung näher zu untersuchen, so sind nach einem arabischem Diktum, das wir uns aneignen können, „die Sprichwörter die Leuchten der Reden". Der Verfasser macht diesen Spruch aber noch in einem tieferen Sinne geltend. „Gesetzt," sagt er in der einleitenden Charakteristik seiner Sammlung, „man dürfte das orientalische Christenthum so unbedingt dem Islam gleichstellen oder letztere Religion sogar als der ersteren überlegen erklären, wie es gerade jetzt wieder vielfach beliebt ist, so geschieht dies, weil man beide Religionen nach ihrer dogmatischen Seite für gleichmäßig erstarrt, nach ihrer ethischen Seite für auf derselben niedrigen Stufe stehend ansieht. Den Mangel an ethischem Gehalt hat Dillmann neulich dem Islam in treffender Weise vorgeworfen. Wie aber viele Völker des Orients ihre Regierung nicht verdienen, so sind sie auch, was das Ethos betrifft, nach meiner Meinung besser als ihre Religion. Und daß jene Völker, seien es Muslime oder Christen, in ethischer Beziehung nicht stumpf sind, sondern, trotzdem daß manche Verirrungen nebenherlaufen, nicht Unbedeutendes geleistet haben, zeigen ihre die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse in scharfes Licht setzenden Sprichwörter." Wir haben die Sammlung daraufhin angesehen und pflichten der Behauptung des Herausgebers durchaus bei.

Illustrirte Kriegschronik. Gedenkbuch an den russisch-türkischen Feldzug von 1876 bis 1878, zusammengestellt von Victor v. Strantz. Mit 300 Illustrationen, Leipzig, J. J. Weber. 1879.

Die Hauptsache bei dieser Publikation ist die reiche artistische Ausstattung. Achtbare Künstler haben dazu beigetragen (einen Beck, wie er die Kriegschronik von 1870 und 1871 schmückte, finden wir freilich nicht darunter), den Text bildlich zu erläutern, und so begegnet man nicht wenigen Schlachtdarstellungen und Genrebildern, die recht lebendig und ansprechend sind. Auch sonst ist reichlich eingefügt, was die Berichte über die kriegerischen Ereignisse jener Zeit verständlicher und anschaulicher zu machen geeignet ist. Ja diese sauber ausgeführten Karten, Pläne, Städte- und Trachtenbilder, Porträts und Landschaften erscheinen uns für diesen Zweck wichtiger als die Darstellungen von Stürmen und Gefechten, von denen der nüchtern Urtheilende in diesem Falle doch mit Bestimmtheit annimmt, daß der Zeichner sie nicht als Augenzeuge, also nicht nach ihrem wirklichen Verlauf entworfen hat, sondern entweder seiner Phantasie oder, und zwar häufiger, einer hergebrachten Schablone gefolgt ist, die einmal mit diesen, das andere Mal mit jenen Physiognomieen, Uniformen und sonstigen Requisiten ausgefüllt wurde. Der Text, der diese Illustrationen begleitet, ist eine nicht ungeschickte Kompilation der besseren Zeitungsberichte über den Krieg und die in demselben hervorragenden Oertlichkeiten und Persönlichkeiten, die dadurch be-

sonderen Werth gewonnen hat, daß ihr Verfasser Militär (preußischer Major) ist. Geschichte aber wird man in ihr ebenso wenig suchen dürfen wie in ähnlichen Darstellungen, die den Ereignissen auf dem Fuße folgen. In seiner Art aber und mit dieser Beschränkung ist die Kriegschronik zu empfehlen. Jedenfalls existirt bis jetzt auch in textlicher Beziehung nichts Besseres, und daß die wohlbekannte Firma J. J. Weber hier auf artistischem Gebiete geliefert hat, was möglich war, wird man von vornherein annehmen.

Die soziale Frage im Lichte des evangelischen Christenthums, Referat und Korreferat, erstattet auf der Generalversammlung der evangelischen Vereine, Magdeburg, den 8. Oktober 1878. Von Professor Dr. Willibald Beyschlag und Professor Dr. Theodor Freiherr von der Goltz. Separatabdruck aus den deutsch-evangelischen Blättern. In Kommission bei Eugen Strien in Zeitz, 1878.

Vom theologischen und vom nationalökonomischen Standpunkte ist in diesen beiden Vorträgen die Art und Weise, wie die Kirche an der Lösung der sozialen Frage mitzuwirken habe, dargelegt worden. Gegenüber der Verschmelzung des Christenthums mit gewissen politischen und wirthschaftlichen Bestrebungen verweisen sie die Kirche auf die allein ihrem Wesen entsprechende ethische Thätigkeit und warnen auf das entschiedenste und zwar mit vollem Rechte vor den Agitationen, wie sie von den Vertretern des christlichen Staatssozialismus ausgegangen sind. Der Geist, in dem diese Aufsätze verfaßt sind, ist wohl am treffendsten mit folgenden zwei Sätzen charakterisirt, die wir dem Korreferat des Professor von der Goltz entnehmen: „Die soziale Frage hat eine wirthschaftlich-politische und eine ethisch-religiöse Seite. Die erstere hat mit dem Christenthum absolut nichts zu thun. Es gibt keine christliche Volkswirthschaftslehre; der Heiland hat es wiederholt und ausdrücklich abgelehnt, sich in weltliche Händel zu mischen. Ich kann es nur für eine ebenso bedauerliche als gefährliche Verirrung ansehen, wenn man die Lehren der Apostel und des Heilandes selber als Beweis für gewisse rein wirthschaftliche oder politische Grundsätze benutzt.“ (S. 24.) „Nur wenn die evangelische Kirche auf Lösung der technischen Seite der sozialen Frage verzichtet, dagegen der ethischen Seite ihre volle Kraft zuwendet, wird sie ihrer großen Aufgabe auf sozialem Gebiet in erfolgreicher Weise gerecht werden.“ (S. 40.)

Zur Notiz.

Mit Bezug auf die in der vorigen Nummer gebrachte Mittheilung, die Mitarbeiterschaft Professor Lexer's am Grimm'schen Wörterbuche betreffend, hören wir, daß der Genannte allerdings, wie wir gemeldet, die Bearbeitung des 7. Bandes zugesagt, vorher aber noch eine andere Verpflichtung, die Besorgung einer kritischen Ausgabe von „Aventin's Baierischer Chronik“ übernommen hat, so daß er während der nächsten zwei Jahre wohl einige nothwendige Vorarbeiten zu dem genannten 7. Bande machen, aber an die eigentliche Bearbeitung desselben erst später gehen können wird. D. Red.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Zur Genesis der Zollreform des Reichskanzlers.

Merkwürdig ist es, wie die liberale Opposition im Reichstage in der Regel sich dem Reichskanzler gegenüber verhält. In der Kürze hat bereits der „Politische Brief“ in der vorigen Nummer d. Bl. darauf hingewiesen. Aber es ist zeitgemäß, noch einmal darauf aufmerksam zu machen, da die Freihändler in der Debatte über den Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn dieses eigenthümliche Verfahren in besonders auffallender Weise einschlugen. Die Fragen, welche die Herren Richter und Bamberger sich in ihren Reden vorlegten und zu beantworten versuchten, bewegten sich viel weniger auf dem Gebiete des Sachlichen als auf dem des Persönlichen. Mit anderen Worten, es schien ihnen mehr um eine Charakteristik des Fürsten Bismarck, und zwar um eine ungünstige, zu thun zu sein, als um die Beurtheilung des eigentlichen Gegenstandes der Verhandlung. Hatte der Reichskanzler sich schon früher zu seinem jetzigen Glauben in Betreff der Zollpolitik bekannt oder nicht vielmehr zu dessen Gegentheil? War er konsequent gewesen und aufrichtig? Waren ihm nicht Widersprüche zwischen seinen jetzigen Aeußerungen und Handlungen und denen, die man vor zwei, zehn oder siebzehn Jahren von ihm aufgezeichnet, nachzuweisen? Er war, wie man andeutete oder offen erklärte, sich nicht treu geblieben. Er hatte ungenirt als genialer Dilettant bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin Versuche gemacht. Er hatte sich täuschen und verführen lassen. Er hatte sich verstellt. Er hatte früher versprochen, nothwendige Lebensbedürfnisse mit keiner Steuer belegen zu wollen, und dies jetzt nicht gehalten. Er war zu aller Welt Erstaunen über Nacht Schutzzöllner geworden, weil der Reichstag ihm die Einführung des Tabaksmonopols nicht gestattet. Mit Unrecht warf er, so bemerkte Herr Bamberger, den Liberalen vor, daß sie sich ihm in frivoler Weise entgegenstellten, wobei man annehmen durfte, der Vorwurf der Frivolität treffe die andere Seite.

Diese und ähnliche wenig mit einander harmonirende Behauptungen zu begründen, lag den Herren von der Opposition augenscheinlich mehr am Herzen als

die Frage, ob das vom Reichskanzler jetzt befürwortete System gut oder schlecht, durch die Erfahrung gerechtfertigt oder widerrathen sei. Die folgenden Zeilen sind nicht bestimmt, diese Frage zu beantworten. Wir schlagen hier vielmehr gewissermaßen das Verfahren der genannten Freihändler ein und haben dabei das Vergnügen, ausnahmsweise einmal in einem Punkte mit Herrn Richter beinahe derselben Meinung zu sein. Er vermuthete zuletzt ungefähr: dann habe Fürst Bismarck wohl gar kein System. Das würde richtig sein, wenn man es so ausdrückte: er habe in wirthschaftlichen Dingen geraume Zeit gar keins gehabt. Er hatte, im Begriff, eine große politische Reform durchzuführen, sich der Betrachtung dieser Dinge nicht widmen, sich keine bestimmte Ansicht über sie bilden können. Er ordnete die wirthschaftlichen Fragen seinen politischen Zwecken unter und entschied sie in Folge dessen so, daß der Ausgang die letzteren förderte. Für den Handelsvertrag mit Frankreich z. B., der 1862 abgeschlossen wurde, ist er zwar nicht verantwortlich zu machen, da derselbe vor seinem Amtsantritte zu Stande kam. Er würde sich aber nicht geweigert haben, seinen Namen darunter zu setzen, weil der Kampf mit Oesterreich um die Hegemonie in Deutschland damals gewaltsamem Ausgange sich näherte, und weil der Vertrag ein Mittel war, Frankreich, in dieser Zeit die einzige Macht, mit der Preußen auf gutem Fuße stand, bei wohlwollender Gesinnung zu erhalten und ein Eingreifen dieses Nachbars in den Gang der Dinge zu verhüten. Wenn der Minister von dem Vertrage nicht zurücktrat, so unterblieb es aus denselben Rücksichten. Eine wirthschaftliche Tendenz wurde von ihm dabei nicht verfolgt; denn er hatte eben noch keine. Alles Wirthschaftliche war und blieb in diesen und den nächsten Jahren Herrn Delbrück überlassen, zu dessen Sachkunde, Umsicht und Arbeitskraft der Kanzler unbedingtes Vertrauen hegte, der in der That in seinem Fache die erste Autorität Deutschland's war, und dessen Unterstützung bei den nächsten politischen Aufgaben nach 1866, der Gründung des Norddeutschen Bundes und der Entwickelung des letzteren zum Deutschen Reiche, so wenig zu entbehren war, daß der Kanzler auch dann nicht daran hätte denken können, sich von ihm zu trennen, wenn er in wirthschaftlichen Angelegenheiten wesentlich anderer Meinung gewesen wäre, wenn er z. B. geglaubt hätte, den Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn als für Deutschland nachtheilig nicht unterzeichnen zu können. Delbrück handelte deshalb durchaus selbständig, und wenn der Fürst später, zunächst durch Vorstellungen und Klagen aus dem Publikum angeregt, sich mehr und mehr Ansichten bildete, die von denen des Präsidenten des Reichskanzleramtes abwichen, so kam es wohl gelegentlich zu Erörterungen, aber nicht zu amtlichem Einspruche.*)

*) Der Fürst beantwortete am 26. April 1876 eine Anspielung Richter's auf die Motive von Delbrück's Rücktritt folgendermaßen: „Es ist durchaus unrichtig, und auch

Erst als die politischen Fragen nicht mehr im Vordergrunde standen, konnte Fürst Bismarck an die Betrachtung der wirthschaftlichen an sich, d. h. ohne deren Zusammenhang mit jenen denken, und als Delbrück in dieser Zeit (25. April 1876) „aus Gesundheitsrücksichten“ seinen Abschied nahm, war der Kanzler gezwungen, sich durch eingehendes Studium jenes Gebietes vorzubereiten, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Dieses Studium, das sich bei ihm, wie das seine Art ist, nicht so sehr auf die Theorie, als auf die Erfahrung gerichtet haben wird, bestärkte ihn in der Meinung, daß andere Wege als die bisherigen eingeschlagen werden müßten. Aber noch immer wäre er, wie das ebenfalls seine Art ist, zu einem Kompromiß geneigt gewesen; denn er versuchte, sich mit seinem früheren Mitarbeiter über eine neue Form der Mitwirkung in's Einvernehmen zu setzen, und erst als dies mißlang, entschloß er sich, allein vorzugehen.

Ein Hauptanlaß zu dem neuen Wege, den er einschlug, kam von außen. Die ganze Richtung der Zeit war in wirthschaftlichen Angelegenheiten allmählich eine andere geworden. Die Nachbarstaaten schickten sich an oder waren schon mitten darin, ihre Zölle zu erhöhen: Oesterreich; Rußland, das durch die Verfügung, nach welcher die Eingangsabgaben fortan in Gold gezahlt werden sollten, mit einem Schlage seine Zwecke erreichte; Frankreich, das in Folge der Thiers'schen Zollpolitik trotz der Bezahlung der Milliarden nach wie vor wirthschaftlich gedieh; Amerika, das jetzt für seine Industrie die Weltmärkte erobert. Nur zwei gingen mehr und mehr zurück, das reiche vollkräftige England mit seiner alten und durch Verhältnisse der verschiedensten Art begünstigten Gewerbsthätigkeit und das vergleichsweise arme, in seiner industriellen Konstitution schwächliche und noch in den Anfängen begriffene Deutschland, und zwar dieses am meisten. Angesichts jener Erfolge und dieser Mißerfolge, angesichts der Nothlage in Deutschland war nicht mehr zu zweifeln und nicht mehr zu zögern. Mit dem 15. Dezember vorigen Jahres begann die neue Aera, von der nur zu wünschen, daß sie rascher als bisher über die Vorbe-

---

nicht der Schatten von Wirklichkeit liegt dafür vor, wenn man diese beklagenswerthe Aenderung in unserem Personalbestande mit irgend einer politischen oder sachlichen Frage in Verbindung bringt. Zwischen Delbrück und Sr. Majestät dem Könige, und zwischen ihm und mir ist auch nicht ein Schatten von einer Meinungsverschiedenheit über irgend eine der schwebenden Fragen zu Tage getreten. Minister Delbrück hatte in allen Fällen den Muth seiner Meinung und verschwieg sie nicht. Wir sind oft verschiedener Ansicht gewesen, und da es sich meist um Dinge handelte, die er besser verstand als ich, so bin ich sehr oft in der Lage gewesen, seiner besseren Einsicht nachzugeben. Ich habe mit ihm fünfundzwanzig Jahre lang gemeinschaftlich gearbeitet und zehn Jahre in kollegialischem Verhältnisse; er wußte, daß jede, auch die bedeutendste Frage von mir eher vertagt werden würde, als daß ich sie zum Anlaß seines Rücktritts hätte werden lassen.

reitungsstadien hinwegkommen, und daß keine Verschleppung stattfinden, d. h. daß der für die betreffende Kommission arbeitende Apparat sich die Förderung des nöthigen Materials mehr angelegen sein lassen möge als bisher.

Am Reichskanzler liegt die Verzögerung nicht. An Energie bei der Durchführung des von ihm als richtig Erkannten wird er es auch nicht fehlen lassen. Einer Auflösung des Reichstages für den Fall, daß in ihm keine Majorität für das Wesentliche im Plane des Kanzlers zu erlangen wäre, wird unseres Erachtens von den Gegnern desselben nicht ohne Grund entgegengesehen, und wenn die, welchen geholfen werden soll, dann bei den Wahlen ihr Interesse nicht verkennen und einig sind, wenn die Industriellen ihre Sache nicht von derjenigen der Bauern trennen, wie es jetzt hin und wieder den Anschein hat, so ist die Niederlage der Freihändler — wir denken dabei immer an die, welche aus Manchester gebürtig sind — und der Sieg der nationalen Reform oder, wenn man will, der Rückkehr zu den Grundsätzen der früheren wohlbewährten Zollpolitik gewiß.

Wir knüpfen daran noch ein paar Worte über eine Wendung in der Rede des Herrn Bamberger. Gegen das Ende derselben erklang ein gewisser Ton, den wir als einen empfindsamen bezeichnen möchten. Mit einer Art Wehmuth schien der Redner anzudeuten, daß die Nationalliberalen vom Kanzler Rücksicht, wohl auch Dank zu erwarten berechtigt gewesen wären. Als ob man aus Gründen des Gefühls mit ihm gegangen wäre! Sie haben zu ihm gehalten, weil sie national dachten und strebten wie er, und sie haben sich 1877 von ihm abgewandt, weil er nicht so liberal sein wollte, nicht so liberal sein k o n n t e wie sie. Sie hätten damals viel und mit der Zeit mehr erreichen können mit dem Kanzler, wenn ihre Führer wirkliche Politiker gewesen wären. Aber der Bestand der Partei galt ihnen mehr als die Aussicht auf thatsächlichen Erfolg. Als v. Bennigsen aus Varzin wiederkam, hieß es in diesen Kreisen, mit diesem Minister könne er nicht dienen, aber nach ihm. Es war zu wünschen, daß die vierzehn oder fünfzehn Mitglieder der Partei, die von Rechtswegen zu den Fortschrittsleuten gehörten, ausschieden, aber sie blieben. Die nationalliberalen Zeitungen, die Kölnische und die National-Zeitung mit dem Hannoverischen Kourier, der wohl nicht mit Unrecht für das Organ v. Bennigsen's gehalten wird, voran und eine Anzahl anderer Blätter hinterher bliesen in ihr Sturmhorn, dessen Töne sich kaum von denen unterschieden, welche die Posaunen des Fortschritts von sich geben. In allen Fragen wurde Opposition gemacht, offenbar um zu zeigen, daß der Kanzler der Unterstützung der Partei bedürfe, unter allen Umständen bedürfe. Man trat gegen das Tabaksmonopol und gegen die Tabakssteuer, wie sie die Regierung beabsichtigte, auf, man sträubte sich gegen das Sozialistengesetz, und man war damit in Wahrheit und in

greller Weise undankbar — undankbar gegen den greisen, von Mörderhand getroffenen Kaiser, der entschieden 1866 und 1870, aber auch schon 1864, wo eine Koalition der Mächte gegen ihn nichts weniger als undenkbar gewesen, für Preußen und dadurch für Deutschland seine Krone gewagt hatte. Wir fragen, wo hier die Rücksichtslosigkeit und die Undankbarkeit ist: auf Seiten dessen, dem man sie zuschreiben möchte, oder auf Seiten der Partei, die durch den Mund eines ihrer Hauptsprecher den Kanzler anklagen läßt? ♣

Rußland und die Russen.

Von H. v. Clausewitz.

III.

Mit der Zeit bildete sich aus dem Stande der Tschinowniks (Beamten) in ihrer Gesammtheit ein Gegengewicht aus gegen die absolutistische Gewalt des Herrschers, das eines gewissen wohlthätigen Einflusses nicht entbehrte, und, traurig aber wahr: dieser wohlthätige Einfluß wurde gesteigert durch den furchtbaren Krebsschaden, der heute noch, obwohl in geringerem Maße, nicht blos das Staatsleben, nein geradezu das Volk Rußland's vergiftet. Dies ist die Bestechlichkeit der Beamten. Hunderte von Anekdoten sind in Jedermanns Munde über dieses Uebel, das so alt, eingewurzelt und verbreitet ist, daß es dem Russen der alten Zeit gar nicht mehr als ein Uebel, sondern als der natürliche Zustand der Dinge erscheint, dagegen ein ehrenhafter unbestechlicher Beamtenstand ihm für eine unbequeme, lächerliche Neuerung gilt, die bald wieder verschwinden wird, wie andere dumme Moden. Alle Erzählungen, so übertrieben sie auch dem Ausländer klingen mögen, können die tiefen moralischen und physischen Schäden nicht schildern, welche dem allgemeinen Besten aus diesem fluchwürdigen Nationallaster erwachsen sind.

Den größten Theil der Schuld, daß es so gekommen ist — das muß von vornherein gesagt werden — tragen die Herrscher Rußland's selbst. Da sie Niemandem verantwortlich sind, als der Geschichte, so hat diese denn auch über sie zu Gericht gesessen und diese schwere Schuld lediglich an ihre Namen geheftet. Mit rücksichtsloser Willkür verfügte der Herrscher über die Finanzen, wie über alle anderen Zweige der Staatsverwaltung, und selbst bei dem besten Willen mußte Mangel und Geldnoth eintreten, da jede geordnete Kontrole des

Staatshaushalts fehlte. Ganz abgesehen von den kolossalen Summen, die Favoritenwirthschaft, Habgier und Unredlichkeit verschlungen haben: es genügte schon die Thatsache, daß keine Ordnung im Finanzwesen herrschte, um den Mangel herbeizuführen. Hierunter aber litt am schwersten der Beamtenstand. Seine Gehalte waren bis auf die jüngste Zeit so lächerlich niedrig normirt, daß es absolut unmöglich war, davon zu leben. Am allerwenigsten kann man in Rußland billig leben, wenn man höhere Ansprüche an das Leben stellt oder zu stellen gezwungen ist, als der Stockrusse alten Schlages sie kennt. Es liegt dies daran, daß fast alle Erfordernisse eines Lebens, wie der gebildete Europäer es begreift, entweder einer hohen Importsteuer unterliegen, oder ihre Fabrikation im Lande selbst hoch besteuert ist; wo keins von Beiden der Fall ist, da tritt die Verrücktheit der Mode ein, die es nicht für „fein“ erklärt, andere Spiegel, Tische, Möbel, Kleiderstoffe als solche mit ausländischer Marke zu tragen, zu besitzen oder zu verschenken.

Die nationalrussische Kasawaika ist, um nur ein Beispiel zu nennen, eine Tracht der wohlhabenden Russinnen, die ebenso kleidsam als praktisch, dem Vermögen wie dem Klima angemessen, bald aus feinem Tuch mit Zobel, bald aus „Beiderwand“ — halb Linnen, halb Wolle — mit dem billigen und doch so wärmenden feinhaarigen Astrachan hergestellt werden kann. Dennoch wollte ich keiner russischen Beamtenfrau, von der elften Klasse an aufwärts gerechnet, rathen, mit einer Kasawaika, wie es dem Gehalte ihres Mannes und vielleicht seiner zahlreichen Familie angemessen wäre, sich in Gesellschaft zu zeigen. Noch vor zwanzig Jahren betrug der Jahressold eines Stabsoffiziers der Linieninfanterie 380, sage dreihundertachtzig Rubel, die er natürlich nie in Silber, sondern stets in Papier ausgezahlt erhielt, während der Intendant das Agio schluckte, das bei einem größeren Truppenverbande jedes Vierteljahr ein Vermögen repräsentirte. Wenn dies am grünen Holze — der Armee unter Nikolaus — geschah, dann kann man denken, wie es in den dürren Aesten der Zivilverwaltung aussah. Der Fremde hörte nur die Besoldungen der Beamten zu Petersburg oder in den größeren Städten des Westens nennen und sprach natürlich seine Entrüstung aus, daß so gut besoldete Leute sich nicht scheuten, unredlichem Erwerbe nachzugehen. Daß der Residenz und der Provinz auch hierin zweierlei Maß zugetheilt war, erfuhr er nicht.

Wenn man die elenden Soldsätze der niederen Gerichts- und Verwaltungsbeamten jener Zeit kennt, dann kann man sich nur wundern, daß die Leute noch so ehrlich waren, wie sie es waren; denn ihre Ansprüche waren meist bescheiden. Unter Nikolaus erreichte das Uebel einen so hohen Grad, daß endlich, da die öffentliche Meinung gefälscht und die Presse geknebelt war, das beleidigte Recht sich einen seltsamen Ausweg suchte — die Bühne.

Dem talentvollen Gogol gelang es, Gott weiß durch welche Bestechungen und Intriguen, die Erlaubniß zur Aufführung eines Lustspiels auf dem kaiserlichen Theater zu Petersburg zu erwirken. Das Stück hieß „Der Inspekteur". Am ersten Tage war das Publikum geradezu starr; die Kühnheit des Dichters drückte jede Beifallsbezeigung nieder. An den folgenden Tagen schlug man sich um die Plätze. Der Polizeiminister erstattete natürlich sofort Rapport an den Czar Nikolaus über die unerhörten Verbrechen, welche in idealer Konkurrenz in dieser Aufführung durcheinander wimmelten. Jeder einigermaßen gewandte Kriminalist konnte mehrere hunderttausend Jahre Sibirien nebst Milliarden Knutenhieben aus dem hochverrätherischen Inhalt zusammenrechnen. Da die Sache aber kein Verbrechen gegen die militärische Disziplin enthielt, so behielt Nikolaus seine Ruhe und befahl zum Entsetzen des Polizeiministers, das Stück sollte absolut unverändert wiederholt werden, er werde es selbst ansehen und dann urtheilen. So geschah es. Und was enthielt das Lustspiel? Es entwarf ein grelles, aber durchaus wahrheitsgetreues Gemälde der russischen „Tschinowniks" jener Zeit.

In einer mittleren Stadt des inneren Rußland's sind die Beamten durch einen wohlwollenden Gönner aus dem betreffenden Petersburger Bureau davon in Kenntniß gesetzt worden, daß in Folge gewisser Vorfälle ein außerordentlicher Inspekteur ad hoc unterwegs sei, der Herz und Nieren prüfen und demnächst inkognito unter irgend einer harmlosen Maske eintreffen werde. Während die Spitzen der Behörden in einer drastischen Szene sich über die Mittel berathen, mit denen man den gefürchteten Rhadamanthus am sichersten „schmieren" könne, um ihn unschädlich zu machen, kommt die Nachricht, daß ein eleganter Mann mit vornehmen Manieren im Gasthause logire und sich als angeblich mittelloser Hochstapler gerire. Kein Zweifel — er ist's. Der erkannte Inspekteur wird mit allen Ehrenbezeigungen und Geschenken überhäuft, ist sehr gutartiger Natur, lebt einige Tage herrlich und in Freuden, pumpt den Einen der Honoratioren gründlich an, verlobt sich mit der Tochter des Andern und fährt endlich davon auf Nimmerwiedersehen, während mitten unter den Verblüfften der wirkliche Inspekteur erscheint.

Kaiser Nikolaus lachte und applaudirte dieser derben Persiflage seiner Bureaukratie, gegen deren Macht und passiven Widerstand sein eigener Wille, seine besten Bestrebungen so oft gescheitert waren, wenn er sich dies auch kaum selbst mit voller Klarheit gestehen mochte. Er gönnte seinen Beamten die Demüthigung. Dies kaiserliche Beifallsgelächter aber entfesselte einen Strom von Satire in der russischen Literatur, das erste Zeichen eines beginnenden Umschwungs, der freilich erst nach des Kaisers Tode zur Geltung kam. Traurig aber ist es, wenn in Wahrheit gesagt werden konnte, daß die allgemeine Un-

redlichkeit der Beamten auch ihre Vortheile für die Bevölkerung hatte, wie oben gesagt worden ist. Und doch war dem leider so. Denn oft blieb dem Redlichen, der verfolgten Unschuld, der beraubten Waise doch wenigstens dieser eine Weg übrig, zu ihrem Rechte zu gelangen; die Beamten wurden zu edlen und gerechten Handlungen für denselben Preis gekauft, wie zur Vollziehung von Schlechtigkeiten. Alles hatte seinen durch Herkommen geregelten Preis. Ohne die bestechlichen Zensoren und Zollbeamten wäre es unmöglich gewesen, Hunderttausende von belehrenden Büchern und Schriften in Schiffsladungen in's Land zu schmuggeln, ohne bestechliche Richter und Verwaltungsbeamte hätte das Volk erliegen müssen unter dem Druck tyrannischer, im Zorn erlassener Verfügungen. Der „Tschinownik" sorgte dafür, daß die Suppe nicht so heiß gegessen wurde, wie sie gekocht war. Die fromme Sekte der Raskolniks, welche ein wahrhaft tugendhaftes Leben erstrebten, unglücklicher Weise aber den Staatsstreich Peter's I., der ihn zum Papst der griechischen Kirche machte, nicht anerkannten, hätten den 200jährigen Verfolgungen gegenüber ebensowenig, wie Dutzende von weniger achtungswerthen Sektirern bestehen können, ohne den silberbedürftigen Tschinownik. Diese Beispiele ließen sich endlos vermehren.

Weil man wußte, wie jämmerlich es mit der Besoldung stand, und doch keine Abhilfe schaffen konnte — denn das Land war arm und ist es heute noch, da der größte Theil seiner natürlichen Reichthümer wegen des Mangels an Kommunikationen werthlos ist —, so drückte man oft beide Augen zu, wenn dergleichen Mißbräuche zur Sprache kamen. Der Angeber erntete wenig Dank, wenn man ihm auch in's Gesicht seinen tugendhaften Eifer lobte. Die Strafen waren milde bemessen. Die gewöhnlichste war Versetzung in eine entfernte Gegend, wo der Verklagte als homo novus im Gewande des candidus erschien. Der Betroffene erschien unbefangen mit kaum gemindertem Ansehen in der Gesellschaft. Nur Veruntreuungen an Staats- oder öffentlichen Geldern wurden vom Gesetz und der Gesellschaft härter beurtheilt, ohne doch wie bei uns mit dem völligen Ausstoßen aus der Gesellschaft bestraft zu werden. Der Fremde, der allmählich bekannt wird, namentlich in den unabhängigen und fast durchweg sehr achtbaren Kreisen der höheren Kaufmannschaft, erfährt da mitunter kuriose Details über Leute, mit denen er in den besten Häusern Bekanntschaft gemacht und arglos gepflegt hatte. Die Gutmüthigkeit, mit der solche Existenzen geduldet werden, ist in Wahrheit ein furchtbar anklagendes Zeichen, auf welches Niveau der allgemeine Ehrbegriff gesunken ist.

Unter dem jetzigen Kaiser ist Viel, unendlich Viel zum Guten geändert worden, und für denjenigen, der nicht gewohnt ist, sich von zeitgemäßen Phrasen blenden zu lassen, wie in unserer abolitionistisch gesinnten Zeit es zum guten Tone gehört, und für Abschaffung jeder Art von Hörigkeit zu schwärmen, son-

dern der die Thatsachen nach ihren Folgen beurtheilt, erscheint es fast wichtiger, in wie energischer und rechtschaffner Weise die Regierung bemüht ist, sich durch Anlegung und Vervollkommnung jeder Art von Schulanstalten das Material für einen tüchtigen Beamtenstand zu schaffen, als daß sie ihrer Zeit die Leibeigenschaft aufhob.

Der wichtigste Punkt der neuen liberalen russischen Verfassung ist bis zur Stunde für die ganze Bureaukratie ein todter Buchstabe, der stündlich von ihr hohnvoll verletzt und mit Füßen getreten wird. Das ist die Gleichheit Aller vor dem Gesetz. Die Bureaukratie hat de facto ihren eigenen eximirten Gerichtsstand beibehalten wie die Armee und wendet ihn fortwährend an. Das Volk weiß dies und beurtheilt danach vollkommen, was eine Justiz werth ist, die einen armen Teufel, der für einen Rubel Kopeken nachmacht, auf 20 Jahre in die Bleigruben des Ost-Urals, das heißt zu einem qualvollen Martertod verurtheilt, während ein schurkischer Beamter, der die ersparten Pfennige hungernder Tagelöhnerwittwen in schlechter Gesellschaft verpraßt, höchstens versetzt wird; denn ob ihm sonst noch Etwas begegnet, weiß Niemand. Ist es doch schon schwer genug, eine Klage gegen einen solchen Burschen anzubringen; die Gerichte sind nicht zum Einschreiten kompetent, und die Vorgesetzten des Betreffenden sind vor Allem besorgt, die „Standesehre" zu wahren, und werfen dem unberufenen Denunzianten nicht nur unfreundliche Blicke zu, sondern auch gern einen Knüppel zwischen die Beine, über den er garstig stolpern kann.

Um solchen Uebelständen zu begegnen, verfiel die Regierung Alexander's I. auf ein Mittel, das seinen Zweck gänzlich verfehlte. Es wurde ein ganzer Verwaltungszweig geschaffen, der alle übrigen kontroliren sollte. Wer bewachte aber nun die Wächter? Man wollte das Institut der preußischen Oberrechnungskammer nachahmen, übersah aber dabei, daß der Haupthebel und die Hauptgarantie dieser von der ganzen Welt als musterhaft fungirend angesehenen Behörde darin lag, daß sie nebst allen ihren Unterbeamten unter der schärfsten Kontrole der öffentlichen Meinung und der Gleichheit vor dem Gesetze stand. So drehte man sich in Rußland in einem circulus vitiosus, und erst unter Nikolaus I. verfiel man auf ein wirksameres Auskunftsmittel, das in der That viel zur Hebung des Beamtenstandes in Bezug auf Treue und Ehrlichkeit gethan hat, für die öffentliche Moral aber ein niederdrückendes und entwürdigendes Moment enthielt. Dies war die Errichtung eines bürgerlichen Inquisitionstribunals, welches entstand, indem man die 3. Sektion der kaiserlichen Kanzlei, wie der harmlos klingende offizielle Titel heißt, zu einer Geheimpolizei im großartigsten Maßstabe erweiterte, nach dem Muster des ersten napoleonischen Kaiserreiches.

Jeder absolute Staat bedarf einer doppelten Polizei, einer solchen, welche das Volk, einer anderen höher organisirten, welche die Beamten und oberen Klassen der Gesellschaft überwacht. Ganz kann dieser letzteren wohl kein Staat entbehren. In keinem Staate aber war dies System mit solcher Vollkommenheit entwickelt, wie in dem Rußland des Kaisers Nikolaus. Unter ihm war die Polizei die eigentliche Herrin des Staates, welcher der Kaiser selbst oft sich fügen mußte. Auch heute noch, trotzdem daß beinahe 20 Jahre der liberalen Herrschaft Alexander's II. verflossen sind, ist ihr Einfluß noch groß genug. Das Attentat des verrückten Studenten Karakasoff im Jahre 1866 wurde dazu benutzt, um dem liberalen Herrscher Verfügungen zu entreißen, welche die „3. Sektion der kaiserlichen Kanzlei“ fast in ihrer alten Herrlichkeit aus dem Staube der Akten erstehen ließ. An die Spitze des Polizeikabinets trat damals Graf Schuwaloff, einer der Vertrautesten des Kaisers, und seit der Zeit ist dieser Posten in den Händen von Männern gewesen, welche man mit Recht als des Kaisers ganz bevorzugte Günstlinge ansah; ihm folgte der General Potapof, dann der General Trepoff, der kürzlich, wie es scheint, einer Privatrache zum Opfer fiel.

Offiziell ist der Name des Chefs der Geheimpolizei der eines Chefs der kaiserlichen Gensdamerie, und in der That sind es die Träger dieser hellblauen im ganzen Reiche wohlbekannten Uniform, welche die eigentlichen Organe des Polizeiministers bilden. Sie sind sämmtlich Offiziere, und da ihr Amt ein sehr schwieriges und verantwortliches ist, so sind nur besonders qualifizirte Persönlichkeiten dafür bestimmt. Ihre gesellschaftliche Stellung öffnet ihnen die angenehmsten und exklusivsten Kreise. Daß unter ihrer Leitung außer ihren militärischen Untergebenen auch eine Anzahl Zivilbeamter arbeiten, ist selbstverständlich. Mit ihrer Hilfe hauptsächlich ist es der Regierung gelungen, so manchen festgeschlossenen Ring untreuer Beamten zu sprengen, der, vor anderweiter Kontrole sicher, aus den verschiedenen Ressorts stammend, mit vereinten Kräften den Staatsseckel und noch bei weitem intensiver den Geldbeutel des Publikums brandschatzte.

Der zweite mächtige Schlag gegen den alten Schlendrian hat, wie schon erwähnt, die erst in neuester Zeit wirklich angestrebte Verbesserung in der Justiz geführt. Schreitet die Regierung auf diesem Wege fort, rücksichtslos jede Ausschreitung der Beamten vor die ordentlichen Geschworenengerichte zu bringen, anstatt sie in falschem corps d'esprit zu vertuschen oder in dem Gedanken, man bedürfe der Beamten, milde zu bestrafen, dann ist kein Zweifel, daß in wenigen Jahrzehnten der russische Beamte seinen westlichen Kollegen ebenbürtig sein wird.

In den letzten Jahren ist das traurige Arbeitsgebiet des „Gensdarmerie=

korps", man kann nur sagen Gott sei Dank, entschieden beschränkt worden. Zwei Hilfsmittel ergriff dazu der Kaiser. Es wurden errichtet: 1. Die Bauerngerichte. 2. Die Schwurgerichte. Wie man sieht, handelt es sich um einen Versuch, zugleich mit der Fortbildung volksthümlicher Einrichtungen die fremde Kultur Westeuropa's zu verbinden. Wir brauchen uns hier auf Einzelheiten nicht einzulassen; einige wenige Züge werden hinreichen, sich ein Bild von der Sache zu machen.

Die Bauerngerichte bestehen aus einem Dreimännergericht nebst Gemeindeschreiber. Da dies Richter-Triumvirat wählbar ist, so besteht es natürlich aus den angesehensten Bauern des „Mir", d. h. der kommunistischen Landgemeinde der altslavischen Verfassung, die kein Grundeigenthum kennt. Die Zeitdauer des Richteramtes ist in den verschiedenen Gegenden verschieden, aber stets gleich mit der Umtheilungsperiode des Gemeindebesitzes.

Trotz mancher Nachtheile eines solchen Gerichtsverfahrens, trotz mancher Schwierigkeiten und Mißbräuche, die von seiner ersten Einführung an bis jetzt dabei hervorgetreten sind, überwiegen doch die Vortheile bei weitem, und es ist bewundernswürdig, wie schnell eine Bevölkerung, die noch vor wenigen Jahren schlechter wie das Thier behandelt wurde und sich auch geringer achtete als selbst die Thiere der Herrschaft, sich in die neue Lage gefunden hat.

Ich habe selbst ein paar Gerichtsverhandlungen in einem echt russischen Gouvernement im Jahre 1876 beigewohnt. Es kamen zweierlei Sachen zur Verhandlung, eine Zivil- und eine Kriminal-Klage, wie wir sagen würden. Natürlich war es an einem Sonntage, denn der Landwirthschaft durfte die Gerechtigkeit keinen Abbruch thun. Es imponirte mir schon, zu sehen, daß man ein eigenes Lokal für diese Gerichts-Verhandlungen erbaut hatte, während der hochkultivirte Deutsche nichts dabei findet, zu ähnlichen Verhandlungen die Schnapskneipe seines Heimatdorfes als geeigneten Schauplatz anzusehen. Dieser russische Gerichtssaal, den die armen, unwissenden „Muschigks" in dem dunklen, aber richtigen Gefühle erbaut hatten, daß sie sich selbst ehrten, wenn sie ihre Richter ehrten, zeigt deutlich, daß sie bestrebt sind, sich des Vertrauens würdig zu machen, welches die Regierung ihnen entgegenbringt. Der einzige Schmuck der sauber geweißten Wände bestand in einer schlechten Lithographie des Kaisers, während in der Ecke die landesüblichen Schutzheiligen über dem Weihwasserbecken thronten. Die drei Richter saßen bedeckten Hauptes mit ihren langen Bärten und wallenden Kaftanen hinter einem breiten Tische, ihnen zur Seite der „Pisar" oder „Unterzeichnete", wie der Bauer komischer Weise den Gemeindeschreiber zu nennen pflegt. Er bildet übrigens häufig die wichtigste Instanz des Gerichtes, da er der Einzige ist, welcher eine gewisse Federgewandtheit und Gesetzeskunde besitzt. Meistentheils ist er ein Repräsentant

der alten „Tschinowniks“. Bei ihrem Eintritt verbeugten sich sowohl die Parteien als die Zeugen vor den Heiligenbildern, dann vor den Richtern, und nun begann die Verhandlung. Unter den Richtern war kein eigentlicher Präsident bemerkbar; jeder sprach, wenn es ihm gut dünkte, aber ohne den andern zu unterbrechen, und das Bemühen der Richter sowohl, wie des „Unterzeichneten“ war ersichtlich dahin gerichtet, die Parteien zu versöhnen.

Es handelte sich um den Abschluß einer Dorfidylle, die mit Schlägerei geendet hatte. Barbara Petrowna war von einem andern Manne, als dem ihrigen geschlagen worden und verlangte Schmerzensgeld. Der Verklagte behauptete, sie hätte angefangen, und Barbara Petrowna sah auch ganz danach aus. Beide Parteien plädirten lebhaft und gleichzeitig für ihre Sache, riefen auch gleichzeitig selbst ihre Zeugen auf, denn die ganze Bevölkerung bildete das Auditorium. Es war Oeffentlichkeit und Mündlichkeit sans phrase und der schärfste Gegensatz zu dem alten Verfahren, wo ein Verwaltungsbeamter bei verschlossener Thür Staatsanwalt, Ankläger, Vertheidiger, Richter und — Henker in einer Person bildete. Barbara's Papiere sanken, als mehrere Zeugen aussagten, sie habe sich berühmt, mit einer Fünfquartflasche Schnaps sei sie des Prozesses sicher. Die Richter nahmen aber keine Notiz weiter von dieser ihre Ehre befleckenden Prahlerei, als daß sie mißbilligend den Kopf schüttelten. Sie fuhren ruhig in ihren Bemühungen fort, einen gütlichen Ausgleich zu Stande zu bringen. „Sage einmal, Barbara, wie viel verlangst Du denn eigentlich?“ — „Drei Rubel, Väterchen!“ — „Ach Du bist nicht klug, das ist viel zu viel, drei Rubel für einen so kleinen Puff! Und wie viel würdest Du denn spendiren, Maximin Iwanowitsch?“ — „Nichts, Väterchen!“ — „I, Du Schlaukopf, nichts ist zu wenig. Gieb wenigstens einen Rubel!“ — „Na meinetwegen!“ gesteht endlich Maximin zu. „Einen Rubel und ein Quart (d. h. Schnaps)“ replizirt darauf Barbara. Diesmal aber fiel sie mit ihrer frechen Weiberzunge tüchtig hinein. „Barbara Petrowna, hier ist nicht der Ort, wo man vom Schnapssaufen spricht. Hier ist kaiserliches Gerichtslokal! Schere sie sich auf die Dorfstraße, dort mag sie sich so viel Schnaps erbetteln, als sie kann. Hier wird nicht mehr davon gesprochen, verstanden?“ So sprach, nicht ohne Würde, einer der Richter, der Aelteste, wie es schien, und zwar ersichtlich unter dem Beifall des ganzen Dorfes. Schließlich wurde die Sache auf einen Rubel Reugeld fixirt und beendet.

Daß, im Gegensatz zu dem eben Geschilderten, es noch heute in vielen Gegenden vorkommt, daß Richter und Parteien nach beendeter Verhandlung, vielleicht sogar während derselben, sich derartig betrinken, daß sie von ihren Sinnen nichts wissen, ist freilich nicht zu leugnen; daß aber solche Verhandlungen, wie die eben beschriebene, doch immer häufiger werden, ist immerhin eine Bürgschaft

für die Zukunft. Nur ein Thor könnte erwarten, Trauben von den Dornen zu lesen; die heutige Generation kann nicht besser sein, als sie ist.

Auch bei den Schwurgerichten kann es Niemand überraschen, daß hier zunächst juristische und faktische Ungeheuerlichkeiten hervortreten, daß gewissenlose Beamte nun erst recht der Themis eine Nase drehen und sich dann höhnisch in's Fäustchen lachen. Das schadet nicht viel, ihre Tage sind gezählt, und selbst reaktionäre Anwandlungen des Kaisers können da nur kurzen Aufenthalt verursachen. Der große Schritt ist einmal gethan: Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Gleichheit vor dem Gesetze sind proklamirt. Richter und Polizist sind getrennt, und das Selfgovernment im Achtzig-Millionen-Reiche ist angebahnt. Das ist die Hauptsache, welche alle anderen mit sich fortreißt. Mögen Vera Sassulitsch und andere Mörder freigesprochen werden, in 50 Jahren wird es wesentlich anders mit der Rechtspflege und dem Richterstande in Rußland stehen. Wie sah es heute vor 50 Jahren in Rußland, Oesterreich, Frankreich, Italien — Deutschland mit dem Rechtsverfahren aus?

Verfassung und Gottesdienst in den Anfängen der christlichen Kirche.

Die Geistigkeit und Freiheit des Christenthums zeigt sich in der Mannichfaltigkeit der Gestalten, in denen es, dem Wechsel der geschichtlichen Verhältnisse entsprechend, an Ort und Zeit sich anpassend, sein inneres Wesen äußert und darstellt. Es gibt keinen Kultus, keine Verfassung, an welche es gebunden wäre, in die ausschließlich die Fülle seines Inhalts sich hineinlegen könnte.

Der Stifter der christlichen Religion hat keine Verordnung getroffen, die sich auf den Kultus bezieht, keine Bestimmung gegeben, die der Verfassung seiner Gemeinde gilt. Er hat ein Mahl gefeiert, das er zum Träger der Verbindung der Seinen mit sich geweiht hat, aber daß dasselbe gottesdienstlich begangen werden solle, hat er nicht geboten; auch der Taufbefehl ist von ihm ausgegangen, aber nicht als Grundlage einer gottesdienstlichen Feier, wie sehr es auch der Bedeutung beider gemäß ist, daß ein Kultus sich an sie geschlossen hat. In seiner Persönlichkeit, seinem Wirken, seinem Zeugniß, seinem Lebensinhalt und seiner Lebensentfaltung sollten die Seinen den Grund, den Maßstab

und die Richtung finden, um einen Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit zu bilden. Ebensowenig hat Jesus einen Plan für die Verfassung der Kirche gezeichnet, als er der glaubensmächtigen Persönlichkeit des Petrus eine leitende Stellung in der Urgemeinde anwies. Die Gebote Jesu tragen ausschließlich einen religiösen und sittlichen Charakter, lassen die Ausprägung des Glaubens an ihn sowie die Organisation seiner Gemeinde unberührt und geben beide Gebiete frei.

Die Leitung der Kirche lag ursprünglich in den Händen der Apostel. Nicht daß sie ein bestimmtes Amt bekleidet hätten, sondern vermöge ihrer persönlichen Autorität ging Anordnung und Verwaltung von ihnen aus.

Aber noch bevor das Evangelium außerhalb der Mauern Jerusalem's eine Gemeinde gesammelt hatte, schufen die Apostel ein Amt, das sie mit einem werthvollen Theil der bis dahin von ihnen ausgeübten Thätigkeit betrauten, das Diakonat. Sie selbst zogen sich zurück auf die Verkündigung des göttlichen Wortes und das Gebet.

Die Kompetenz dieser Diakonen dürfen wir nicht nach dem Maßstabe späterer Verhältnisse beurtheilen. Ist auch hier wie dort die Vertheilung der Almosen ihre Aufgabe, so besteht doch der große Unterschied, daß das spätere Diakonat als Organ des Bischofs handelte, während jenes erste völlig selbständig verfuhr. Vergegenwärtigen wir uns nun, daß die Empfangnahme der freiwilligen Gaben der Gemeindeglieder und ihre Vertheilung zur Unterstützung der Bedürftigen nach Berichten aus Anfang und Mitte des zweiten Jahrhunderts zu den wesentlichen Befugnissen der Vorsteher gehörte, so gewinnt die Hypothese Wahrscheinlichkeit, daß die Rechte der Jerusalemischen Diakonen mit der Zeit an Umfang gewachsen und die Amtsgewalten der Gemeindeleitung ihnen übertragen worden seien. Die häufige Abwesenheit der Apostel von Jerusalem in Folge der Missionspflicht und zur Beaufsichtigung der neu gegründeten Gemeinden mußte diese Umwandlung begünstigen.

Die Apostel konnten nicht mehr eine amtliche Stellung in einer einzelnen Gemeinde einnehmen, als die Ausbreitung des Christenthums ihnen einen Wirkungskreis in Beziehung auf eine Vielheit von Gemeinden anwies. Ihre Aufgabe wurde aus einer gemeindlichen zu einer kirchlichen. Sie bildeten die höchste Lehrautorität, ihre Verkündigung war der Maßstab, nach dem der Inhalt der christlichen Lehre bestimmt wurde, und ebenso unterlag die sittliche Gestaltung des Gemeindelebens ihrer gesetzgebenden Gewalt. In ihnen stellte sich in sichtbarer Gestalt die Einheit der Kirche dar; freilich nicht so, daß jede einzelne Gemeinde in gleichem Maße der Beziehungen zu allen Aposteln gestanden hätte, vielmehr zerfielen die Gemeinden in Gruppen, deren jede in einem Abhängigkeitsverhältniß zu einem Mitgliede des Apostolats stand, aber

die Apostel selbst waren darauf bedacht, über die wichtigsten kirchlichen Fragen sich zu verständigen und unausgeglichene Differenzen nicht zu Gefahr drohenden Spannungen anwachsen zu lassen. Am meisten traten die von Paulus gegründeten heiden-christlichen und die unter dem bestimmenden Einflusse des Jakobus sich entwickelnden juden-christlichen Gemeinden auseinander.

Wir nennen Jakobus hier unter den Aposteln, obwohl er nicht zu der von Jesus auserwählten Zwölfzahl gehörte. Denn derselbe ist weder mit dem Sohne des Zebedäus identisch, der im Jahre 44 den Märtyrertod starb, noch mit dem Sohne des Alphäus, dessen Wirksamkeit keine geschichtlich erkennbaren Spuren zurückgelassen hat, sondern vielmehr eine Persönlichkeit, welche wohl in erster Linie durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu Jesus, dann aber auch durch ihre Würde und sittliche Strenge eine hohe Autorität gewonnen hatte. Die alte Kirche nennt ihn den „Bruder des Herrn", so schon im Neuen Testamente. Dieser Jakobus galt, obwohl nicht der Zwölfzahl angehörig, doch als Apostel, denn es hatte sich früh der Begriff des Apostolats erweitert und schloß alle Männer in sich, welche durch eine dem Sinne Jesu gemäße selbständige Verwaltung eines Missionsgebietes sich als von ihm berufen bewährt hatten.

Gehen wir nun über zu der Frage, wie sich die Verfassung der einzelnen Gemeinden gestaltete. Bleiben wir in den Grenzen des ersten Jahrhunderts, des apostolischen Zeitalters, stehen, so unterscheiden wir zwei Stadien der Entwickelung. In dem ersten finden wir eine nur elementare Organisation der Gemeinden, die über die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse nicht hinausgeht. Es besteht ein Vorsteheramt, dem die Aufgabe, seelsorgerlich über die Gemeinde zu wachen und ihre gottesdienstlichen Versammlungen zu leiten, anvertraut ist; ein Amt, dessen Träger bald von den Aposteln bei der Gründung der Gemeinde, sei es aus eigener Initiative, sei es nach Vereinbarung mit der Gemeinde, dazu berufen werden, bald, wo ohne unmittelbare apostolische Mitwirkung die Gemeinde sich gebildet hat, aus denen gewählt werden, die auf die Gründung der Gemeinde den größten Einfluß ausgeübt haben oder durch ihre Begabung dazu besonders befähigt erscheinen. Aber weder sind die Kompetenzen dieses Amtes scharf begrenzt, noch ist die Uebertragung desselben in bestimmten rechtlichen Formen vollzogen. Es ist eine schwankende, noch der Festigkeit entbehrende Gestalt, in der es uns entgegentritt. Die Einwirkung, welche dies Amt auf das Leben der Gemeinde übte, war eine geringe, denn weder besaß es das Recht der Verwaltung, welches vielmehr der Gemeinde als einem Ganzen zustand, noch lag in seiner Hand die wesentliche Hervorbringung des Gottesdienstes, die vielmehr aus dem Zusammenwirken aller Gemeindeglieder entstand, welche sich im Besitz der Geistesgaben befanden. Wem

eine Gnadengabe — Charisma — zu Theil geworden war, die zur Erbauung der Gemeinde im Gottesdienste sich eignete, der durfte sie äußern. Dem Amte fiel es nur zu, die Aufeinanderfolge der Redenden zu bestimmen und für die Ordnung der Feier zu sorgen; eine Aufgabe, der bei der allgemeinen und gesteigerten Erregung der Gemüther zu genügen, mitunter recht schwer fiel. Erwägen wir endlich, daß dies Amt nicht von einem Einzelnen, sondern von einer Mehrheit ausgeübt wurde, nicht monarchisch, sondern oligarchisch gestaltet war, so sehen wir leicht, wie die Bedingungen für eine kräftige, einflußreiche Thätigkeit des Amtes fehlten. Die Folgen dieser dürftigen Entwickelung desselben blieben nicht aus. Spaltungen und Unordnung schlichen sich in die Gemeinden, und je reicher sich die Geistesgaben entfalteten, je mehr das Glaubensleben individuelle Gestalt annahm, desto größer wurde auch die Gefahr, daß durch Ausschreitungen die Nüchternheit und Besonnenheit gehemmt, durch unbeschränkte Ausbildung der eigenthümlichen Auffassung des Evangeliums die Einheit des Ganzen gestört werde. Nur durch Erweiterung der Befugnisse des Amtes konnte diese Gefahr abgewandt werden. Und eine solche sehen wir denn in der zweiten Hälfte des apostolischen Zeitalters sich vollziehen.

Es war das Vorbild der Synagoge, das für diesen Fortschritt der Verfassung maßgebend wurde. Denn wenn im synagogalen Gottesdienste das Recht zu erbaulicher Ansprache, zur Schriftauslegung, auch nicht ausschließlich in der Hand des Vorstehers lag, sondern, wer dazu für befähigt gehalten wurde, das Wort ergreifen konnte, so stand es doch den Vorstehern in erster Linie zu, die Lehrthätigkeit auszuüben, und ihrer Erlaubniß bedurfte jeder, der zur Gemeinde reden wollte. Wie denn auch bei der Wahl des Synagogenvorstehers darauf vor allem gesehen wurde, daß er die Gabe der Lehre besaß.

Es leuchtet ein, wie folgenschwer die Aneignung der synagogalen Institution für die Organisation der christlichen Gemeinden werden mußte. Sie bedeutete eine Verlegung des Schwerpunktes, eine Beschränkung der den einzelnen Gemeindegliedern zustehenden Gewalt zu Gunsten einer Machtsteigerung des Amtes. Ja auch die Wendung zu einer mehr monarchischen Gestaltung der Verfassung war damit gegeben, insofern in dem Kollegium der Synagogenvorsteher doch einer die Präsidialgewalt ausübte.

Es ist begreiflich, daß diese Umwandlung der Verfassung langsam und allmählich sich vollzog, da es theils vielfach an Persönlichkeiten fehlte, denen eine so hervorragende Lehrgabe eigen war, daß die übrigen Gemeindeglieder willig die Bethätigung ihrer eigenen Befähigung ihnen gegenüber zu beschränken geneigt sein konnten, theils die bis in die tiefsten Wurzeln dringende Erschütterung des Gemüthslebens einer zu gemäßigterem Tempo veranlassenden Entwickelung sich entgegenstellen mußte. Es ist ebenso begreiflich, daß diese Um-

wandlung auf juden-christlichem Gebiete schneller als auf heiden-christlichem eintrat.

Wo uns der Name der „Aeltesten" (Presbyter) begegnet, können wir sicher sein, daß die Verfassung der Synagoge für die Ordnung der christlichen Gemeinde bestimmend geworden ist.

Ein drittes Stadium in der Organisation der christlichen Gemeinde, die Entstehung der episkopalen Verfassung, liegt jenseits des apostolischen Zeitalters. Die neutestamentlichen Schriften kennen kein Episkopat im Unterschiede vom Presbyterat. Bischof und Presbyter sind hier nur zwei Namen für ein und dasselbe Amt. Dagegen ist es richtig, daß noch im Laufe des ersten Jahrhunderts sich die Voraussetzungen gebildet haben, auf denen bald darauf die bischöfliche Verfassung erbaut werden konnte. Wir finden dieselben zuerst in der gesteigerten Werthschätzung des Amtes. Wenn der Brief an die Hebräer die Vorsteher der Gemeinde Führer nennt, die für die Seelen der Gemeindeglieder zu wachen und für sie Rechenschaft abzulegen haben, denen diese aber auch zum Gehorsam verpflichtet sind, wenn der Brief an die Epheser die Träger des Amtes als Hirten bezeichnet, so sehen wir, wie allmählich die Bedeutung und Würde derselben gewachsen und über das bis dahin gewonnene Maß hinausgegangen ist.

Eine andere Voraussetzung für die Entstehung des Episkopats lag in den eigenthümlichen Verhältnissen der juden-christlichen Gemeinden. Hier besaß Jakobus eine Autorität, die, wenn auch nicht amtlich bestimmt, doch die Befugnisse in sich schloß, die später den Bischöfen zuerkannt wurde. Und als nach Jakobus' Tode Simeon, ebenfalls ein leiblicher Verwandter Jesu, an seine Stelle trat, so empfing er, wie es scheint, auch amtlich bischöfliche Rechte und Gewalten.

Die Verfassung der Kirche ist der Rahmen, in dessen Grenzen sich ihr gottesdienstliches Leben bewegt. Sehen wir, wie dieses sich im Laufe des ersten Jahrhunderts gestaltet hat. Schwer wird es hier, scharf von einander sich abhebende Entwickelungsstufen wahrzunehmen, doch ein Wachsthum zu reicherer und bestimmterer Gestaltung ist leicht erkennbar.

Nur das gottesdienstliche Leben der Urgemeinde zu Jerusalem bietet ein in sich abgeschlossenes Bild. Der engste Zusammenhang ihrer Glieder und die gesteigertste Pflege des Gottesdienstes ist für sie charakteristisch. Sie stellt sich als eine erweiterte Familie dar, in welcher der Ueberfluß der einen den Mangel der anderen deckt, und täglich versammelt sie sich zu religiöser Feier. Diese findet theils im Tempel — in der salomonischen Halle —, theils in den Häusern statt. Dort wird gebetet zur Selbsterbauung, wird gelehrt, die Juden für das Evangelium zu gewinnen; hier bildet das Brodbrechen, die Begehung des

Abendmahls im Anschluß an eine gewöhnliche Mahlzeit, wie ja auch Jesus die Stiftung desselben im Verlaufe einer solchen vollzogen hatte, den Mittelpunkt, um welchen Gebet und Lehre der Apostel sich sammeln.

Daneben nimmt die Gemeinde am nationalen jüdischen Kultus Theil, und bis zur Zerstörung des Tempels hielten wohl die jüdischen Christen überhaupt den Zusammenhang damit fest. Wie die Juden in der Synagoge nur eine Ergänzung des Tempelgottesdienstes sahen, so mochten auch die jüdischen Christen die Feier in der christlichen Synagoge nur als einen Zusatz zu jenem, freilich als einen Zusatz von unendlichem Werthe, betrachten. Der himmlische Gottesdienst, den die Apokalypse zeichnet, ist ein Tempel-Gottesdienst. Und der Brief an die Hebräer legt dem alttestamentlichen Kultus ein himmlisches Urbild zu Grunde, in welchem der erhöhte Christus die hohepriesterliche Funktion vollzieht. Handelt es sich nun auch hier wie dort ausschließlich um ideale Gebilde, um Versinnlichung von Ideen, so würde doch schwerlich diese Form gewählt worden sein, wenn im Bewußtsein der jüdischen Christen die Glorie des Tempelkultus schon geschwunden gewesen wäre.

Sehen wir nun ab von der Gemeinschaft der jüdischen Christen am nationalen Kultus und sondern die Zustände der Urgemeinde als ein eigenartiges Ganzes aus, so sind keine Spuren vorhanden, daß zwischen heiden-christlichem und juden-christlichem Gottesdienst ein Unterschied bestanden hätte, und wir sind berechtigt, das anschauliche Bild, das uns Paulus von der Feier in Korinth gezeichnet hat, auch als für juden-christliche Gemeinden giltig zu betrachten. Gewisse Abweichungen hie und da, auf die wir stoßen, betreffen nicht wesentliche Elemente.

Wir legen daher unserer Darstellung den ersten Brief des Paulus an die Korinther zu Grunde; einzelne Mittheilungen der übrigen neutestamentlichen Schriften werden uns zur Ergänzung dienen.

Zwei Arten des Gottesdienstes können wir hier unterscheiden, einen esoterischen, nur für die Glieder der Gemeinde zugänglichen, und einen exoterischen, der auch Nichtchristen geöffnet ist. Jener hat zu seinem Inhalte die Feier des heiligen Mahles, wie in der Urgemeinde, so auch hier verbunden mit einer andern gewöhnlichen Mahlzeit. Aber auch diese beruht auf idealer Voraussetzung, sie ist Vollziehung der brüderlichen Gemeinschaft. Ihr Zusammenhang mit der Abendmahlsfeier weihte sie zu einer Vergegenwärtigung der durch Jesus bewirkten Vereinigung seiner Jünger zu einer Liebesgemeinschaft mit ihm. Dem entspricht ihr Name, Agapen, Liebesmahle.

Das Abendmahl bildet den Abschluß der Agape, durch eine Danksagung und eine Segnung von Brod und Wein mittelst der Rezitation der Einsetzungsworte hebt es sich von dieser ab.

Im Abendmahle sieht Paulus ein Opfermahl und stellt es deshalb formell auf dieselbe Linie mit den Opfermahlzeiten der Juden und Heiden; aber es ist ihm nicht eine Opferhandlung. Das von Jesus auf Golgatha dargebrachte Opfer eignen sich im Abendmahle die Genießenden an; nur in diesem Sinne stellt Paulus das Abendmahl in Beziehung zum Opferbegriff. Es liegt auf der Hand, daß diese Feier esoterisch sein mußte, sie war ein thatsächliches Bekenntniß zu Jesus, setzte die innere Zugehörigkeit zu seiner Gemeinde voraus.

Durch eine Entweihung dieses heiligen Mahles, die auf heiden-christlichem Gebiet, in Korinth, eingetreten war, wurde Paulus veranlaßt, diese gottesdienstlichen Versammlungen nach ihrem wahren Inhalt und Zweck eingehend zu beleuchten. Es waren spezifisch heidnische Ausschreitungen, die Paulus bekämpfte, von denen sich juden-christliche Gemeinden frei gehalten haben werden. Die Korinther hatten die Agapen nicht als Einleitung zu der Feier des Abendmahls, sondern als Selbstzweck betrachtet, die Idee einer Vollziehung der brüderlichen Gemeinschaft hatte in den Agapen keine Darstellung mehr gefunden. In Gruppen gesondert saßen hier Reiche, dort Arme; die einen vom Ueberfluß genießend, die andern kärglich sich speisend. Auch die Parteigegensätze in der Gemeinde hatten sich bei dieser Gelegenheit zur Geltung gebracht. Die Feier, die einer Ausgleichung der sozialen Unterschiede dienen sollte, war zu einer Stätte geworden, in der sie bestätigt und befestigt wurden. Unter solchen Voraussetzungen konnte der Höhepunkt der Feier, der Genuß des Abendmahles, nicht auf empfängliche Gemüther rechnen.

Die Versammlung fand am Abend statt, und zwar, wie wir mit Bestimmtheit voraussetzen dürfen, am Sonntag. Die Apostelgeschichte berichtet uns, daß die Gemeinde Troas sich am ersten Tage der Woche versammelt habe, das Brod zu brechen; denselben Tag bestimmt Paulus den Korinthern für die Aufbringung einer Kollekte, und die Apokalypse nennt ihn den Tag des Herrn. Zum Gedächtniß der Auferstehung Christi herausgehoben aus den übrigen Tagen, wurde er Versammlungstag für die Gemeinde, allerdings wohl nicht der einzige.

Außer der esoterischen, abendlichen Feier des Herrenmahles fanden exoterische Morgengottesdienste statt, die aus Rede, Gebet und Gesang sich zusammensetzten. Wie waren diese im Einzelnen beschaffen?

Unsere Darlegung der Verfassungsverhältnisse in den apostolischen Gemeinden hat zu dem Ergebniß geführt, daß erst im Ausgange des ersten Jahrhunderts in Analogie der Synagoge ein Amt sich bildete, dessen Aufgabe es war, den Inhalt des Gottesdienstes zu erzeugen, daß dagegen in der Zeit der Wirksamkeit des Paulus, wenigstens auf dem Gebiete derselben, durch die freie Thätigkeit der Gemeindeglieder die Erbauung hervorgebracht wurde. Es

waren einzelne Persönlichkeiten, mit den Gaben des Geistes ausgestattet, die in den Versammlungen das Wort ergriffen.

Die wichtigste und werthvollste Gabe zur Erbauung der Gemeinde war die Gabe der Lehre. Schloß nun die Lehrthätigkeit sich an einen Text, an eine Schriftvorlesung an? Das ist die Frage, die wir zuerst beantworten müssen. Daß wir an neutestamentliche Schriften nicht denken können, liegt auf der Hand. Der Kanon des Neuen Testaments war erst im Werden, noch nicht ein in sich abgeschlossenes Ganzes, das Lehrvorträgen hätte zu Grunde gelegt werden können. Die apostolischen Briefe waren Gelegenheitsschriften und nur für einzelne Gemeinden oder eine Reihe derselben bestimmt, sie wurden allerdings in den gottesdienstlichen Versammlungen vorgelesen, aber doch nur so lange, bis ihr Inhalt angeeignet war. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß in die Lehrvorträge, und nicht blos in sie, aber doch in sie vorzugsweise, die evangelische Lehre, soweit sie fixirt war, aufgenommen wurde. Und theilweise wenigstens hatte allerdings eine solche Fixirung schon stattgefunden. Wir wissen, daß die Art und Weise der Lehrbezeugung einer bestimmten Regel folgte. Ordnung und Auffassung des Ganzen wie der einzelnen Theile der evangelischen Lehre hatten feste Gestalt gewonnen. Solche Zusammenfassungen derselben hat Paulus im Auge, wenn er von dem „Evangelium", dem „Wort vom Kreuz", dem „Zeugniß Gottes", dem „Wort Gottes", der „Ueberlieferung" redet. Sie sind es, an welche die Briefe an Timotheus und Titus denken, wenn sie der „Worte des Glaubens", der „guten Lehre", der „der Frömmigkeit gemäßen Lehre", der „gesunden Worte unseres Herrn" Erwähnung thun.

Ebenso ist es gewiß, daß bestimmte Abschnitte aus dem Leben Jesu, die Einsetzung des Abendmahls, die Geschichte des Leidens und der Auferstehung formularisch überliefert wurden; die Art und Weise, wie Paulus sie reproduzirt, liefert den Beweis. Auch einzelne Worte Jesu führt er an, bald um sie zum Ausgangspunkte religiöser Aufschlüsse, bald um sie als Normen für das sittliche Verhalten zu verwenden. Wir dürfen also voraussetzen, daß auch die Reden Jesu zum Inhalte der Ueberlieferung geworden waren. Ja es kann, nach dem Prolog des Lukas-Evangeliums, nicht gezweifelt werden, daß schriftliche Aufzeichnungen über das Leben Jesu schon damals gemacht waren oder doch gemacht wurden. Aber ihr Umfang war noch zu gering, als daß wir eine Vorlesung derselben in den gottesdienstlichen Versammlungen, wenigstens eine regelmäßige, voraussetzen dürften.

Schwer ist die andere Frage zu entscheiden, ob Vorlesungen aus dem alten Testamente stattfanden. Berufungen darauf, Ausdeutungen im Lichte des Evangeliums, finden wir reichlich. Aber daß daraus auf Vorlesungen in der Gemeindeversammlung zu schließen sei, wagen wir nicht zu behaupten. Für

Judenchristen waren sie nicht nothwendig, denn ihr Zusammenhang mit der jüdischen Synagoge war schwerlich schon abgebrochen, aber auch kaum für Heidenchristen. Denn nach den Berichten der zeitgenössischen Schriftsteller übte das Judenthum damals eine so große Anziehungskraft auf Griechen und Römer aus, daß am Synagogenkult wohl nicht blos die aus dem Heidenthume übergetretenen Proselyten, sondern auch viele Heiden Theil nahmen, die hier eine Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse suchten. Erst am Ausgange des apostolischen Zeitalters fing alttestamentliche Schriftvorlesung an, regelmäßiger Bestandtheil des Gottesdienstes zu werden. Der erste Timotheusbrief mahnt: „Halte an mit Vorlesen", eine Mahnung, welche überflüssig gewesen wäre, wenn die alttestamentliche Schriftvorlesung schon einen integrirenden Faktor des Gottesdienstes gebildet hätte. Wir kommen also zu dem Resultat, daß die Lehrthätigkeit an keinen vorgelesenen Text gebunden war, wohl aber auf alttestamentliche, zum Theil nach Sitte der Zeit allegorisch gedeutete Schriftabschnitte Rücksicht nahm, und daß sie sich zugleich an die neutestamentliche Ueberlieferung, soweit sie fixirt war, anlehnte und die Fixirung derselben in größerem Umfange vermittelte.

Neben der Lehrgabe war die prophetische für die Versammlungen der Christen die werthvollste. Wie die alttestamentliche, so schloß auch diese neutestamentliche Weissagung zwei heterogene Elemente in sich. Sie war einmal eine durchaus auf's Praktische gerichtete, ermahnende und tröstende Rede, die zum Wandel im Sinne Jesu antreiben und durch die Vergegenwärtigung seiner Verheißungen Muth und Kraft einflößen wollte; sie war aber sodann auch Apokalypse, Deutung der Zeichen der Zeit, Enthüllung der Zukunft. Hier bewegte sie sich auf gefährlichem Boden, der Schwärmerei bot sich ein weiter Spielraum, und deshalb will sie Paulus durch die Bethätigung einer anderen Gabe, der Geisterprüfung, beschränkt wissen. Der Weissagung soll zügelnd und berichtigend die Kritik zur Seite gehen.

Am höchsten geschätzt von den Gemeinden war die Gabe des Zungenredens. Hier ruhte die Thätigkeit des reflektirenden Verstandes fast völlig, die Beziehung der Seele zur Welt war gelöst. Unmittelbar in Gott versenkt, empfand sie Zustände, zeigten sich ihrem Blicke Gebilde, die darzustellen der entsprechende Ausdruck fehlte. Nur einzelne abgebrochene, aus tiefster Erregung hervordringende Worte bezeugten, was die Seele erfuhr. Und ließ diese gesteigerte Bewegung des Gemüthslebens nach, kehrte die Seele in die ebenen Bahnen verständiger Erwägung zurück, so war es ihr nicht immer möglich, Rechenschaft von dem abzulegen, was in ihr vorgegangen war. Dann mochte ein anderes Gemeindeglied, das in innerem Rapport zum Zungenredner stand und dessen Zustände nachgefühlt hatte, sie ausdeuten. Konnte weder dies noch jenes

geschehen, so hatte diese ganze Erscheinung für die Erbauung der Gemeinde keinen Werth. Paulus, der dem Zungenreden eine geringe Bedeutung zuerkannte, ließ es deshalb nur unter der Bedingung in den Gemeindeversammlungen zu, daß Sicherheit für eine sich anschließende Ausdeutung gegeben war.

Die allgemeinste und unmittelbarste Bethätigung des religiösen Lebens ist das Gebet, und wir dürfen nicht zweifeln, daß dasselbe die christlichen Gottesdienste, sowohl die exoterischen wie die esoterischen, durchzogen hat. Davon aber, daß das Gebet schon eine formularische Gestalt gewonnen hätte, sind keine Spuren vorhanden. Kurze lobsagende Zusammenfassungen, wie wir sie aus den Eingangs- und Schlußgrüßen der apostolischen Briefe kennen, und das einfallende Amen der Gemeinde bilden auf diesem Gebiete die allein wahrnehmbaren Fixirungen. Das Gebet war ein freies, individuelles. Ebenso haben wir uns die Gesänge, die in den Versammlungen laut wurden, nicht als von der Gemeinde als einem Ganzen ausgehend zu denken, es waren Einzelne, die sie anstimmten. Drei Arten von Gesängen werden uns genannt: Psalmen — vielleicht Reproduktionen alttestamentlicher Psalmen —, Hymnen, Lobgesänge im engeren Sinne, und geistliche Lieder, Vorträge allgemeineren Inhalts, aber von religiöser Grundstimmung getragen. Ob die Psalmen, wie ihre alttestamentlichen Vorbilder, musikalisch begleitet wurden, läßt sich nicht entscheiden.

Wir stehen am Schlusse unserer Darstellung. Das Bild, welches uns die neutestamentlichen Schriften vom Verlaufe des christlichen Gottesdienstes zeichnen, entspricht unseren Erwartungen. Wir finden alles im Werden, die erregte christliche Subjektivität ist der wesentliche und entscheidende Erzeuger der Erbauung. Der Umfang der festen Bestandtheile des Gottesdienstes ist noch gering, sie finden sich in der Feier des Abendmahles und in Elementen des Lehrvortrages. Langsamer als das Verfassungsleben, das seiner das Aeußere angehenden Natur gemäß sich leichter an die vorgefundenen festen Formen der Synagoge anlehnen konnte, hat das im Innersten des Gemüths wurzelnde gottesdienstliche Leben der christlichen Gemeinden eine objektive Gestalt gefunden. Die Lebhaftigkeit der Bewegung, welche die Verkündigung des Evangeliums in den sich ihr erschließenden Persönlichkeiten hervorgebracht hatte, war zu stark, als daß sie sich in objektiven Formen hätte darstellen und aus ihnen wieder erzeugen können.

Königsberg i. Pr. H. Jacoby.

Drei Sensationsmaler.

I.

Arnold Böcklin.

In dem kühn über alle Traditionen hinwegstürmenden Zeitalter der Reformation findet man zahlreiche und treffende Analogieen zu den Ideen und Bestrebungen unserer heutigen unruhevollen Zeit. Die Reformation ist eine Frucht desselben Baumes wie die Renaissance. In beiden spricht sich die Proklamirung des Rechtes des Individuums, die Isolirung des Individuums aus der Menge als Grundgedanke aus. Aber wie beschränkt waren die Mittel, wie unbeholfen die Vehikel, welche den Menschen der Renaissance zur Verwirklichung dieses sie fieberhaft erregenden, sie von That zu That treibenden Gedankens zu Gebote standen! Die Reformatoren wirkten durch Flugschriften, die Maler wurden durch den Kupferstich und den Holzschnitt zu Herolden ihres Ruhmes, und die Humanisten wurden nicht müde, sich durch einen ausgedehnten Briefwechsel bei Freunden und Gönnern in Erinnerung zu bringen. Doch wie gering ist die Anzahl derer, denen es durch unerhörte Anstrengungen gelang, aus dem Strom ihrer Zeit emporzutauchen und ihre Ruhmsucht zu befriedigen. Beschwerlich wie die Kommunikation zwischen den einzelnen Ländern waren auch die Mittel der Publikation. Eine Nachricht wie die, daß Dürer und Raffael Zeichnungen mit einander austauschten, um „sich ihre Hand zu weisen“, steht vereinzelt da, und nur großen, welterschütternden Ideen war es wirklich beschieden, mit der Schnelligkeit des Blitzes die Welt zu durcheilen.

Seitdem der Dampf und die Elektrizität als Motoren und Vermittler dem Willen des Menschen folgen, sind die Mittel, das Individuum zur Geltung zu bringen, ohne Vergleich umfangreicher und durchgreifender geworden, und damit hat sich auch die Ruhmbegierde des Individuums bis zur krankhaften Sucht gesteigert. Um jeden Preis Sensation zu machen, ist die Parole unserer Zeit auch in den sonst für heilig und ehrwürdig gehaltenen Bezirken der Kunst und der Literatur. Je leichter die Mittel sind, diese Sucht zu befriedigen, in desto größerem Umfange werden sie angewandt. Nur die Konkurrenz, die auch auf diesen Gebieten unserer Kultur, welche ebensogut wie viele andere unter der Ueberproduktion leiden, täglich wächst, fordert allmählich zu ungewöhnlichen Mitteln heraus. Es braucht nicht ausführlich begründet zu werden, wie gerade die Interessen der Kunst unter der Sucht, um jeden Preis Aufsehen zu erregen, zu glänzen, zu blenden, auf das Empfindlichste leiden. Unsere gesammte Kunstentwickelung läuft Gefahr, unter dem Einfluß meteorartig auftretender und

sensationell wirkender Individuen in eine falsche Bahn gelenkt zu werden. Der einsam schaffende Künstler, der sich um das Treiben der großen Menge wenig kümmert und nur seinen Idealen nachhängt, der naive Beschauer, dessen Auge nicht genug geschärft ist, um hinter die Koulissen zu blicken, und dessen Sinn durch den Trommelwirbel der Reklame verwirrt ist, beide fühlen sich vor den mit größtem Raffinement in Szene gesetzten Sensationsbildern der Neuzeit anfangs beängstigt und in ihrer ruhigen Anschauungsweise gestört. Wenn der erste Eindruck überwunden ist, stellt sich die Reflexion ein; sie reizt den Künstler zur Nacheiferung, wenn sie nicht gar schlimmere Gefühle in seiner Brust rege macht, und der genießende Kunstfreund gelangt allmählich zu der Ueberzeugung, daß er etwas Normales gesehen hat. Wenn das nächste Sensationsbild seinen Beifall haben soll, muß es seinen Vorgänger übertrumpfen. Man erinnert sich noch der Stürme der Entrüstung und des Entzückens, welche Makart's erstes Sensationsbild „Die sieben Todsünden oder die Pest in Florenz" im Jahre 1868 hervorriefen. Dieser Zyklus von Gemälden bildete fortan die Basis für die Beurtheilung des Mannes. An diesem Maßstabe wurden seine späteren Leistungen gemessen.

Es ist die Absicht der nachfolgenden Studien, diese Krankheit unserer Zeit an drei hervorragenden Beispielen zu kennzeichnen. Eine Untersuchung, ob und in wie weit die drei in Rede stehenden Maler, Böcklin, Makart und Gabriel Max, mit dem Tamtam der ihnen vorausgeschickten Reklame, mit der raffinirten Inszenirung und dem jahrmarktsmäßigen Herumführen ihrer Bilder einverstanden sind, ob sie von innerem Instinkte getrieben, einer Eigenartigkeit ihres Charakters folgend, auf diesen Pfad gerathen sind, oder ob sie in bewußter Absicht ihrer Sucht nach dem Bizarren, Nervenerregenden nachgeben, eine solche Untersuchung weisen wir von vornherein von der Hand. Die Wissenschaft, die sich mit der alten Kunst beschäftigt, rechnet nur mit Urkunden und Thatsachen. Auch für uns baut sich die Persönlichkeit eines modernen Künstlers nur aus seinen Thaten auf, und das sind für einen Maler seine Bilder.

Jener klassischen Richtung in der deutschen Malerei, welche die Zeichnung und die plastische Durchbildung der Form, den geistigen Inhalt und die Komposition für das höchste Ziel der Kunst hielt und geringschätzig auf alle rein malerischen Bestrebungen herabsah, folgte nicht sogleich ihr Widerspiel, die Auflösung der Form in eine ausschließlich koloristische Wirkung. Zunächst brach sich eine vermittelnde Richtung Bahn, welche beide Forderungen auf der Basis eines bescheidenen Realismus zu vereinigen suchte. Die Schule Schadow's, Bendemann's und Lessing's in Düsseldorf und die Piloty-Schule in München bildeten die erste und zweite Generation, welche in dieser vermittelnden Richtung thätig waren. Aus der Piloty-Schule ging der Vertreter des absoluten Kolorismus,

Makart, hervor. Gabriel Max, sein Genosse, ist zwar ebenfalls ein Piloty-Schüler, steht aber in seinen koloristischen Bestrebungen nicht auf gleichem Niveau mit den beiden Malern, deren Geistesverwandter er im Uebrigen ist. Böcklin war bereits ein Maler von ausgeprägter Physiognomie, als er mit der Piloty-Schule in Berührung kam. Er mag noch manche Grundsätze derselben in sein koloristisches Glaubensbekenntniß aufgenommen haben, aber entscheidende Einwirkungen hat er zuerst in Düsseldorf, später in Brüssel und Paris erfahren.

Arnold Böcklin wurde im Jahre 1827 in Basel geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, ließ ihm eine sorgfältige Erziehung angedeihen. Der Sohn besuchte das Gymnasium und lernte hier die klassischen Autoren kennen und lieben, die seiner beweglichen, auf das Romantische gerichteten Phantasie reichliche Nahrung boten und ihn fortan durch das ganze Leben begleiteten. Die pantheistische Naturanschauung der Griechen, welche in jeder Quelle, in jedem Baume belebte Wesen sah, kam der Grundstimmung seines Wesens entgegen. Nymphen, Satyrn und Kentauren wurden später die stereotype Staffage seiner Landschaften, aus denen sie oft bedeutsam und dramatisch wirkend in den Vordergrund traten.

Die handel- und fabrikbetreibende Bevölkerung Basel's hat für ausübende Künstler keinen Platz, für ihre Persönlichkeit und ihre Eigenart kein Verständniß. Was Erasmus vor mehr als dreihundert Jahren in seinem Empfehlungsbriefe für Holbein, der in Basel dem Verhungern nahe war, schrieb: „Hier frieren die Künste“, hat auch heute noch seine Giltigkeit. Wie in allen reichen Handelsstädten ist die Kunst hier nur eine Begleiterin des Luxus, das Kunstwerk ein Möbel, ein Schmuck der Wohnung, hinter welchem die Persönlichkeit des Künstlers zurücktritt. Indessen sind noch genug redende Zeugen aus einer ruhmvollen, künstlerischen Vergangenheit übrig, welche auf die Phantasie eines heranwachsenden Knaben wirken und den in ihm schlummernden Keim zur Entfaltung bringen können. Die reichen Schätze Holbein'scher Kunst, welche das Baseler Museum besitzt, die Gemälde Hans Baldung Grien's haben ohne Zweifel auf das Gemüth des Jünglings gewirkt. Das Selbstportrait von 1871, welches den Künstler mit der Palette in der Hand und hinter ihm den Tod darstellt, der ihm auf der Geige aufspielt, ist ohne Zweifel auf Grund jugendlicher Reminiszenzen an Holbein's und Baldung Grien's Todesbilder gemalt.

Es ist begreiflich, daß sich Böcklin's Vater nur allmählich an den Gedanken gewöhnte, seinen Sohn der ungewissen Zukunft überlassen zu sehen, die einem Künstler in deutschen Landen droht. Endlich aber gab er seine Einwilligung, und es ist ihm dies um so höher anzuschlagen, als ihm der Verlust des größten Theiles seines Vermögens Beschränkungen auferlegte. Böcklin bezog im Jahre 1846 die Düsseldorfer Akademie, welche damals auf der Höhe ihres pädagogischen Ruhmes stand. Der junge Schweizer schloß sich aber nicht an die Koryphäen

der Historienmaler an. Er trat in das Atelier des Landschaftsmalers Johann Wilhelm Schirmer ein; durch ihn wurde Böcklin zuerst in die Geheimnisse des französischen Kolorismus eingeweiht, bei ihm eignete er sich die Vorliebe für die heroische, die stilisirte Landschaft an, und unter seiner Leitung wurde ihm das Verständniß für die Tonstimmungen der Landschaft erschlossen. Schirmer hatte mehrfach Studienreisen nach Frankreich, besonders nach der Normandie gemacht. Er hatte eine goldene Medaille auf der Pariser Ausstellung erhalten und war vollständig mit den koloristischen Bestrebungen der modernen französischen Malerschule vertraut. Bald lernte Böcklin die französische Kunst auch an der Quelle kennen. Nachdem er ein halbes Jahr in Brüssel gelebt, dort aber weniger bei den Chorführern des belgischen Realismus als in der Galerie studirt hatte, begab er sich im Frühling 1848 nach Paris. Er kam kurz vor dem Ausbruche der Revolution dort an und wurde somit Augenzeuge der Greuelszenen, die sich während derselben und später noch einmal während des Juniaufstandes ereigneten. Friedrich Pecht sagt in einer panegyrischen Schilderung Böcklin's, in welcher auch alle auf seinen äußeren Lebensgang bezüglichen Daten zusammengetragen sind: „Das machte einen unauslöschlichen Eindruck auf sein jugendliches Gemüth, und ihm haben wir wohl jenes Element des Schauerlichen, von Mord und Gewaltthat, von grellen Dissonanzen aller Art in Stoff wie der Form zu verdanken, das bei ihm ab und zu mit einer gewissen Wildheit auftaucht."

Nachdem er in Basel seiner Militärpflicht genügt, wanderte er im Frühling 1850 nach Rom und kam dort bald in einen Kreis, welchem Franz Dreber, Feuerbach, Gunkel, Oswald Achenbach und Flamm angehörten. Dreber darf, was die Wahl seiner Stoffe und den Charakter seiner Kunst anlangt, als ein Vorläufer Böcklin's betrachtet werden, soweit es sich um Landschaften mit antiker Staffage handelt, und Feuerbach war in dieser Richtung ebenfalls nicht ohne Einfluß auf den jungen Künstler. Während seine Genossen in der Umgebung von Rom, namentlich in dem an Reizen unerschöpflichen Olevano fleißig Studien machten, schweifte Böcklin, wie Friedrich Pecht erzählt, „unaufhörlich in der Gegend umher, um zu schauen, ohne doch je direkt nach der Natur zu arbeiten. Vielmehr sitzt er zurückkehrend auf seinem Zimmer und malt ein ganz selbst komponirtes, nur den allgemeinen Charakter der Gegend, diesen aber höchst prägnant, ja grandios wiedergebendes Bild, das alle seine Genossen entzückt." Wir, die wir den Enthusiasmus Pecht's und das Entzücken der Böcklin'schen Genossen nicht theilen, sehen in dieser Vernachlässigung des direkten Naturstudiums eine der breitesten Schattenseiten der Böcklin'schen Art. Mit welchem Eifer, mit welcher Treue hat Franz Dreber nach der Natur studirt! Als man nach seinem 1875 erfolgten Tode die Studienmappen des früh Verblichenen öffnete, kamen fast unermeßlich reiche Schätze an das Licht, die uns zeigten,

wie sich die heroischen und stilisirten Landschaften des Künstlers durchweg aus Motiven aus der römischen Natur aufgebaut hatten. Und ein ebenso fleißiger Schüler der Allmeisterin Natur war Friedrich Peller, der es auf der Höhe seines Schaffens auch zu der höchsten Meisterschaft in der heroischen Landschaft brachte. Böcklin ignorirt dagegen die Form mit souveräner Verachtung. In seinem Geiste hat sich dafür ein phantastisches Substrat gebildet, das er in eine Farbe taucht, die wiederum mit der Natur, die das unbefangene Auge eines jeden Andern sieht, wenig gemein hat. Man kann sagen, daß Böcklin alle Farben um einen Ton tiefer sieht als jeder andere Sterbliche. Wo Jedermann Blau sieht, da sieht Böcklin ein leuchtendes Dunkelblau und malt es auch; wo ein anderer ein lichtes Frühlingsgrün sieht, da offenbart sich dem Auge Böcklin's ein tiefes Smaragdgrün. Und da er im Stande ist, mit Zuhilfenahme eines technischen Kunstgriffes alle Farben, die er so sieht, auch so zu malen, hat er bei einem Publikum, das sich an hohlen Abstraktionen von der Natur genügen und durch ein möglichst schreiendes „Farbenkonzert" willig berauschen läßt, Erfolg auf Erfolg. Wer jedoch dieser Kunstrichtung bis auf den Grund schaut, der wird sich durch das gleißende Machwerk ebensowenig berauschen oder täuschen lassen, wie durch die leeren, aber wohlklingenden und dem Ohre sich einschmeichelnden Phrasen eines Schönredners.

Die Versuchung, hier die Perspektive zu erweitern und zu vertiefen und einen Ausblick auch auf andere Künste zu nehmen, liegt sehr nahe. Es war nicht schwer nachzuweisen, daß ein verwandter Geist schaffend und bestimmend in der Wagner'schen Musik, in der Schopenhauer-Hartmann'schen Philosophie lebt. Aber bei einer weiteren Ausführung dieser Vergleiche würde uns auf Schritt und Tritt der Geist Lessing's warnend in den Weg treten. Es mag daher genug sein, diese geistige Verwandtschaft zwischen den immerhin hervorragenden Erscheinungen unserer Kultur von neuem angedeutet zu haben. Am Ende entsteht noch gar die Frage, ob wir nicht vielmehr in diesen drei Erscheinungen, von denen die eine die andere vielleicht nicht einmal beeinflußt hat, drei gleichwerthige, von einander unabhängige Offenbarungen unseres, des modernen Zeitgeistes zu erkennen haben. Ein direkter persönlicher Zusammenhang läßt sich ohnehin nur zwischen Wagner und Schopenhauer nachweisen.

Wenn wir den Lebensgang Böcklin's weiter verfolgen, so begegnen wir einem bedeutsamen Wendepunkte erst wieder um das Jahr 1856, als Böcklin, dessen sprunghafte, stets erregte und ruhelose Phantasie auch der Leitstern seines Lebens war, Italien verließ, mit Weib und Kind nach Basel ging und dort einen größeren Auftrag erhielt. Ein reicher Kunstfreund in Hannover trug ihm auf, seinen Speisesaal auszumalen. Böcklin schuf nun in Hannover einen Zyklus von fünf Kompositionen, welche den Menschen in seinen wohlthätigen

und verderblichen Beziehungen zum Feuer darstellen. Dem Hannover'schen Kunstfreunde ging es schon damals, wie heute vielen Leuten, die noch so naiv sind, die Kunst für einen heiligen Tempelbezirk und nicht für einen Tummelplatz eigenwilliger Launen und wüster Bizarrerieen zu halten. Er war mit dieser modernen „Farbenmusik“ nicht einverstanden und machte dem Maler allerlei Schwierigkeiten, die erst durch einen Prozeß zu Gunsten des Malers beseitigt wurden. Er war das zweite Glied in der Reihe der Besteller, die mit Böcklin übel gefahren sind. Das erste war, wie Pecht erzählt, eine römische Dame, die angeblich an der „echt heidnischen Unbefangenheit“ Anstoß nahm, mit welcher Böcklin eine Nymphe gemalt hatte, die von einem Satyr durch ein Gewässer entführt wird. Das neueste Opfer Böcklin'scher Laune oder „Genialität“ ist, wie wir am Ende sehen werden, die Berliner Nationalgalerie gewesen.

Nach einem kurzen Aufenthalt in München, wo er zum ersten Male ein Bild zur öffentlichen Ausstellung brachte und zugleich die Aufmerksamkeit seines Hauptprotektors, des Grafen von Schack, erregte, folgte er im Jahre 1858 mit Lenbach, Ramberg und dem Bildhauer Reinhold Begas einem Rufe als Lehrer an die Kunstschule nach Weimar.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die ganze Reihe der Böcklin'schen Bilder — uns sind etwa vierzig bekannt, ungerechnet die Porträts — hier Revue passiren zu lassen. Abgesehen davon, daß sich die Motive derselben in einem ziemlich kleinen Kreise bewegen, in dem des Bacchus und der Diana, und daß mithin eine Schilderung derselben an einer großen Einförmigkeit leiden würde, ist Böcklin erst im Anfang der siebziger Jahre dem deutschen Publikum bekannter geworden, als die Sitte der Bilderwanderungen durch die Kunstausstellungen der Hauptstädte Deutschland's weiter um sich griff. Doch wollen wir aus der Weimarer Zeit wenigstens ein Bild erwähnen, das Schloß am Meer, ein phantastisches Bauwerk auf einem kolossalen Felsen, an dessen Fuß sich der brausende Gischt des Meeres bricht. Maurische Seeräuber haben das Schloß beim Morgengrauen überfallen, die Frauen und die Schätze geraubt und streben mit der Beute auf steilem Pfade ihrem am Ufer harrenden Fahrzeuge zu. Im Jahre 1873 wiederholte Böcklin dieses Motiv noch einmal. Aber inzwischen war er schon zu der Einsicht gelangt, daß es stärkerer Reizmittel bedürfe, um sich Geltung und Ansehen zu verschaffen. Da ließ er das Schloß in Flammen aufgehen, die ihre lodernde Gluth auf den Felsen, das Meer und die davoneilenden Räuber warfen. Leider erhielt das Bild dadurch einen unangenehmen branstigen Ton, und es gab sogar unbefangene Beschauer, die, als das Gemälde im Dezember 1876 mit der Galerie eines den Stürmen der Zeit unterlegenen Finanzmannes öffentlich versteigert wurde, nichts als rothe, blaue

und weiße Flecke auf dem Bilde entdecken wollten. Selbst das berühmte Böcklin'sche Blau erscheint darauf nicht in ganz tadelloser Reinheit.

Nur bis zum Jahre 1861 hielt es der Maler in Weimar aus, nachdem er noch zuvor eine große Komposition für das Baseler Museum, Diana mit ihren Nymphen auf der Jagd, vollendet hatte. Er ging wieder nach Rom zurück und schwelgte bis zum Uebermaß in klassischen Motiven. Ein Besuch in Neapel und Pompeji machte ihn mit den Ueberresten der antiken Malerei vertraut, deren leises Echo uns in den pompejanischen Wandmalereien aufbewahrt ist. Die letzteren inspirirten ihn zu einigen anmuthigen Genrebildern aus dem altrömischen Leben, denen es bei aller Mangelhaftigkeit der Zeichnung und Buntheit des Kolorits nicht an Grazie und naivem Humor fehlte.

Seine Vaterstadt fing nunmehr an, auf ihn aufmerksam zu werden. Man ertheilte ihm den Auftrag, das Treppenhaus des Museums al fresco auszumalen. Eine Personifikation der feuchten Naturkraft, die aus dem Wasser geboren wird, Flora als Repräsentantin der durch sie hervorgerufenen Vegetation, und Apollo, der Gott des farbenbringenden Lichtes, — das sind die Zentralpunkte der dort ausgeführten Kompositionen, die, wie alle dem wunderlichen Maler ertheilten Aufträge, ganz und gar nicht zur Zufriedenheit der Besteller ausfielen. Vorher hatte er bei einem Baseler Patrizier noch andere Fresken ausgeführt, von denen eine für den Grafen von Schack als Staffeleibild wiederholt worden ist. Sie ist uns insofern von Interesse, als sie das erste größere Bild Böcklin's ist, dessen Staffage — dessen Stoff, wäre zu viel gesagt — der heiligen Geschichte entlehnt ist. Im Vordergrunde einer Abendlandschaft sieht man nämlich bei stürmischem Wetter Christus mit den Jüngern von Emmaus.

Erst später kam er auf den Gedanken, es einmal auch mit der religiösen Malerei in größerem Maßstabe zu versuchen, und so erschien selbst zum Entsetzen seiner blindesten Verehrer auf der Wiener Weltausstellung eine Pietà, eine Madonna mit dem Leichnam Christi, der Friedrich Pecht nichts besseres nachzusagen vermochte, als daß sie in „allen sieben Regenbogenfarben“ kolorirt ist. Vorher malte er noch einen Kentaurenkampf für das Baseler Museum, der zugleich mit der Pietà in Wien ausgestellt war und ebenso wie diese allen Gesetzen der Form Hohn sprach. Von nun an geht es mit seiner Kunst bergab. Selbst der größte Farbenenthusiast ist nicht mehr im Stande, sich über die krassen Verletzungen der aesthetischen Form, mit denen Böcklin augenscheinlich kokettirt, hinwegzusetzen, und während seine Freunde noch immer von „genialen Verirrungen“ sprechen, faßt der wohlwollende, aber unbefangene Menschenfreund sein Urtheil in die Worte zusammen: „Welch' edler Geist ist hier zerstört!“ Der

Kritiker, dem am Ende die Verantwortlichkeit zufällt, Material für die Kunstgeschichte zu liefern, darf sich jedoch bei diesem Urtheil nicht beruhigen.

Der äußere Lebensgang Böcklin's ist fortan von keinem Interesse mehr für uns, nachdem wir die einzelnen Stadien seines Bildungsganges kennen gelernt. Es sei nur noch erwähnt, daß er sich in den letzten Jahren, augenscheinlich angeregt durch seinen Aufenthalt in Florenz, durch einige Maler des Quattrocento, namentlich durch Sandro Botticelli und Luca Signorelli, hat beeinflussen lassen, natürlich nur in einer rein äußerlichen Weise, indem er die Archaismen dieser Meister, ihre aus dem Zeitcharakter erklärlichen Wunderlichkeiten den seinigen beigesellte.

Wir lernen den Kunstcharakter Böcklin's am besten kennen, wenn wir die letzten seiner Werke näher in's Auge fassen. Seine Extravaganzen, seine oft beleidigenden Nachlässigkeiten der Form hat er am meisten auf dem großen 1874 gemalten Bilde unterdrückt, welches eine Nymphe mit einem Meerungeheuer auf einer einsamen Klippe mitten im Meere darstellt. Es ist ein Seekentaur, eines jener antiken Fabelwesen, in deren Struktur sich Böcklin mit so wunderbarem Verständniß vertieft hat, daß es ihm meist gelingt, Organismen zu produziren, deren Lebensfähigkeit nicht so ohne Weiteres zu bezweifeln ist. Der Kentaur hält nach wilder Fahrt auf der wüsten Klippe seine Rast. Sein struppiges flachsfarbenes Haar hängt in wirren Strähnen um das Antlitz, aus welchem ein Paar Glotzaugen, aus denen aber eine finstere, sinnliche Gluth leuchtet, in die Weite starren. Es ist, als ob ein frevler, gewaltthätiger Gedanke das Hirn des Halbmenschen durchzuckte. Sein nackter bronzefarbener Oberkörper ragt ganz aus dem Wasser empor, während er mit dem Fischschwanze das feuchte Element peitscht, daß der weiße Schaum emporspritzt. Vorn auf der Klippe liegt die Last, die eben von dem Rücken des Ungethümes herabgeglitten ist, eine Nereide von großer Schönheit, die uns gerade bei Böcklin, dem Fanatiker des Häßlichen und Bizarren, der bis dahin lieber häßliche Satyrweiber, formlose Nymphen und Furien mit Vorliebe malte, in doppeltes Erstaunen setzt. Die schöne Nymphe liegt auf dem Rücken und läßt in wohligem Gefühl die weißen Glieder von der kosenden Fluth umspülen. Die linke Hand hängt in das Meer hinab; aber der Alabaster der Haut leuchtet nicht, wie es sein sollte, durch das Azurblau des Wassers hindurch, sondern Hand und Unterarm sehen aus, als ob sie mit Ultramarin gefärbt wären. An diesem Problem ist also auch ein so geschickter Kolorist wie Böcklin gescheitert. Der Körper der Nereide ruht zum größeren Theile auf ihrem linken Beine, welches in starker, aber leidlich gelungener Verkürzung ganz sichtbar ist, während sich das rechte Bein nur bis zum Knie präsentirt, dafür aber von unverhältnißmäßiger Länge ist. Ohne grobe Verzeichnung geht es bei Böcklin schlechter-

dings nicht ab. Und doch soll er während seiner Lehrzeit in Düsseldorf auch das Atelier Theodor Hildebrand's, des Malers der „Söhne Eduard's", besucht haben, der, wie man aus seinen nachgelassenen Studien und Akten sieht, ein ganz vortrefflicher Zeichner war.

Um das rechte Bein und den rechten Arm, der auf der Stirn des Mädchens ruht, ist ein grünlich gelber, ganz durchsichtiger Schleier gewunden, auf dem goldene Lichter spielen. Das schöne von rothblonden Locken umwallte Haupt ist zurückgesunken, das Auge in wollüstigem Schauer halb geschlossen, und der Körper ganz der Wohlthat des kühlenden Elementes hingegeben. Diejenigen, die in jedem Bilde Böcklin's einen humoristischen Zug finden wollen, werden ihn in der Handbewegung der Nymphe suchen, die vielleicht beabsichtigt, das verliebte Seeungeheuer mit Wasser zu bespritzen. Ueber die See, auf deren Spiegel weißköpfige Wellen tanzen, ist ein düsterer Abendhimmel gespannt, der nur hie und da von einer lichten Stelle unterbrochen ist. Himmel und Meer werfen graue und bläuliche Reflexe auf den weißen Körper der Nereide.

In dieser Schilderung habe ich versucht, zugleich den koloristischen Werth des Bildes anzudeuten. Das ungeheuere Raffinement, welches in der Gegenüberstellung so grundverschiedener, überdies in mehr als halber Menschengröße ausgeführter Gestalten liegt, wird noch erhöht durch die malerischen Kontraste: hier das bläulich angehauchte Weiß des menschlichen Körpers, dort das fahle Gelbgrau des Thierleibes, und beide Kontraste wieder durch Blau und Grau, durch Meer und Himmel, zu einer Art von Harmonie zusammengestimmt, die auf naive Gemüther berauschend wirkt. In dieser raffinirten Absichtlichkeit des Kontrastes liegt etwas ungemein Anstößiges und Frivoles, nicht in dem nackten Körper der Nymphe, wiewohl auch dieser genug Aergerniß erregt hat. Die Griechen und ihre würdigen Jünger, wie Carstens und Genelli, wußten solche Fabelwesen durch eine naive Sinnlichkeit zu adeln und in eine andere Sphäre zu erheben. Sobald aber in solche Elementargeister grobsinnliche, niedrige Gefühlsregungen hineingetragen werden, die an die niedrigsten Regionen menschlichen Sinnenlebens erinnern, ist der schärfste Protest im Namen der obersten Kunstgesetze am Ort. Man hatte anfangs die Absicht gehabt, dieses Bild für die Nationalgalerie zu erwerben. Aber eine hohe, einflußreiche Dame, welche das Gemälde auf einer Berliner Ausstellung sah, fand es in solchem Grade shocking, daß der Ankauf unterblieb. Das Bild war auch in der deutschen Abtheilung der Pariser Weltausstellung zu sehen, fand aber von Seiten der französischen Kritiker nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit. Vermuthlich nahmen diese Herren an der nicht tadellosen Modellirung des weiblichen Körpers Anstoß. Soviel ich gesehen, hat sich nur der feinsinnige Kenner deutscher Malerei, Paul Mantz, im „Temps" eingehender mit diesem „seltsamen Bilde" befaßt,

welches der Maler selbst als „Meeresidylle“ bezeichnet. Er erinnert sich dabei der Fresken im Baseler Museum: er findet sie „schwer verdaulich“ und gewaltsam, gibt aber zu, daß sich Böcklin seitdem etwas „beruhigt“ hat.

Doch war diese Beruhigung nur eine scheinbare. Die Nationalgalerie in Berlin, deren Leitung sich in rühmlicher Objektivität befleißigt, Proben der hervorragendsten Vertreter aller Zweige der dermaligen Malerei in Deutschland zu sammeln, ist im vorigen Jahre in den Besitz eines auf Bestellung gearbeiteten Bildes gelangt, welches der Maler „Die Insel der Seeligen“ getauft hat. Es ist nicht leicht, den Sprüngen der Böcklin'schen Phantasie zu folgen, und nur selten gelingt es einem aufmerksamen Forscher, den Gedankengang des Malers ganz zu ergründen. Den Vordergrund der Landschaft mit heroisch-mythologischer Staffage nimmt ein tiefblaues Gewässer ein, welches als mächtiger Akkord den Grundton für die ganze Komposition abgibt. Ein alter Kentaur führt eine blonde, nackte, unglaublich schlecht gezeichnete Frau durch den Fluß, auf dem einige Schwäne ziemlich abgezirkelte Kreise ziehen. Die Thiere sind so schauderhaft hölzern, daß man nur eine halbe Freude an dem prachtvoll gemalten Felsen empfindet, gegen welchen sich der Fluß nach rechts hin verliert. In einem Haine am jenseitigen Ufer ruht ein kosendes Liebespaar, und im Hintergrunde sieht man auf blumiger, mit lüderlich hingekleckſten Pinien besetzter Wiese eine muntere Gesellschaft von Mädchen und Jünglingen um den „Altar der Liebe“ tanzen. Diese neue Erwerbung hat der Abgeordnete Götting unzweifelhaft im Auge gehabt, als er in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 18. Januar 1879 von Bildern sprach, bei denen man „Fehler und Geschmacklosigkeiten entdeckt, die so greller Natur sind, daß jeder Eintretende zunächst vor solchen Bildern stehen bleibt, . . . um seiner Verwunderung Ausdruck zu geben, und sich dann mit Unwillen abwendet.“ Es war keine geschickte Parirung dieses Angriffs von Seiten des Regierungskommissars, wenn er darauf erwiederte, „daß recht ernste und einsichtige Kunstfreunde mit ebensoviel lebhafter Anerkennung von diesen Bildern geurtheilt haben, wie er (Götting) lebhaft sie zu mißbilligen scheine.“

Eine so rücksichtslose Verachtung der Form, wie sie sich auf diesem neuesten Bilde Böcklin's geradezu kokettirend breit macht, findet nur noch bei diesem selben Böcklin ihres Gleichen. Kaum ein zweites Bild dieses Meisters hat eine so lebhafte Entrüstung hervorgerufen, wie eine „Kreuzabnahme auf Golgatha“, die er im Jahre 1876 in Florenz, zum Theil unter der Einwirkung der Quattrocentisten, gemalt hat. Sehen wir uns dieses Bild zum Schlusse dieser Charakteristik noch etwas näher an.

Der Abend hat sich auf den Kreuzeshügel herabgesenkt. Im Hintergrunde blinken weiße Mauern aus dem Halbdunkel, tief unten liegt die Stadt, und

rechts vom Beschauer recken die drei Kreuze ihre Arme empor. Die beiden Schächer hängen noch am Marterholze, der eine ruhig und gefaßt, wie er gestorben ist, der andere in konvulsivischen Verrenkungen, wie es die Ueberlieferung meldet. Das mittlere Kreuz ist leer. Das Opferlamm, welches der Welt Sünde trägt, liegt entseelt am Boden, halb unterstützt von dem greisen Joseph von Arimathia, der ein Linnentuch über den Felsboden gebreitet hat. Nikodemus beugt sich von der anderen Seite über den Todten. Der Leichnam Christi ist durch Verzeichnung in so gröblicher Weise verunstaltet worden, daß kein Ausdruck stark genug ist, um die Entrüstung über einen solchen Angriff gegen das Heiligste in Worte zu fassen. Ich spreche hier nicht von einem beschränkten, konfessionellen Standpunkte, den ich bei Beurtheilung von Kunstsachen für unstatthaft halte, wenngleich die Kunst von der Religion in's Leben gerufen, großgezogen und zur vollen Blüthe gefördert worden ist. Ich verwahre mich hier nur vom rein aesthetischen Standpunkte gegen eine so brutale Behandlung des menschlichen Körpers als des edelsten Objektes der Kunst, wie sie hier vorliegt. Die Beine des Leichnams sind bis zur Krüppelhaftigkeit verkürzt, der Körper ist molluskenartig bis zur Formlosigkeit aufgeschwemmt, und auf dem mißgestalteten Leibe sitzt ein häßlicher Kopf mit langen rothen Haaren. Selbst die krassesten Realisten der flandrischen und altkölnischen Malerschulen haben sich niemals zu so ungeheuerlichen Karrikaturen verstiegen.

Und derselbe Maler, der sich soweit verirrte, hat noch die Kraft gefunden, auf demselben Bilde in dem Kopfe der von Johannes getrösteten Magdalena einen Abglanz fast überirdischer Schönheit zu zeigen! Es wäre vergebliches Bemühen, hier nach psychologischen Räthseln zu suchen. Die Neigung zu bizarren Kontrasten hat auch hier wiederum den Pinsel des Malers geführt, der seiner schrankenlosen Phantasie zum Opfer gefallen ist.

Ob sich Böcklin noch jemals aus den Wirrnissen, aus den trostlosen Farbenexperimenten herausretten wird, ist nach seinen letzten Arbeiten schwer zu prophezeien. Freilich steht er noch in der Blüthe seiner Kraft, in einem Alter, in welchem der schäumende Most der Jugend zu verfliegen pflegt und der Geist sich ruhigen Gesetzen fügt. Aber ein Blick auf seine ganze künstlerische Vergangenheit zeigt uns eine so merkwürdige Zickzacklinie, einen so unaufhörlichen, rapiden Wechsel zwischen Auf- und Abwärts, daß kaum noch eine Abklärung dieses hochbegabten Feuergeistes zu erwarten ist.

Berlin. Adolf Rosenberg.

Das gegenwärtige Stadium der Eisenbahnfrage.

Die deutschen Eisenbahnen in ihrer Gesammtheit boten früher und bieten zum Theil noch heute ein buntes Bild von Systemen und Systemlosigkeit dar: hier Staatsbahn, dort Privatbahn, hier eine Mischung von beiden Systemen, dort ein stetes Schwanken von einem zum andern. Eine derartige Verwirrung kann nicht von dauerndem Bestande sein; sie muß ihr Ende erreichen und einer einheitlich geordneten Verfassung Platz machen, sobald der Ausbau des Eisenbahnnetzes, wenn auch keinen endgiltigen, so doch in gewissem Sinne einen vorläufigen Abschluß gefunden hat, und der wahre Zweck dieses Verkehrsmittels, die produktiven Kräfte eines Volkes zu beleben und zu organisiren, sich in seiner ganzen ungeheuren Macht anfängt zu zeigen und zu bewähren.

In diesem Stadium der Entwickelung befindet sich das deutsche Eisenbahnsystem seit dem gewaltigen Aufschwunge, den es seit der Mitte der sechziger Jahre genommen hat. Das Bedürfniß nach einer besseren Organisation in der Verwaltung desselben machte sich deshalb dringend fühlbar. Der erste Schritt, den man in dieser Richtung versuchte, war das bekannte, vor etwa zwei Jahren auftretende Reichseisenbahn-Projekt, das darauf abzielte, die Hauptlinien der deutschen Eisenbahnen in die Verwaltung des Reiches zu bringen. Dies Projekt scheiterte; es scheiterte an dem Widerwillen der Mittelstaaten, welche darin einen weiteren, erheblichen Schritt zur Konsolidation des Reiches und ihrer Auflösung sahen, scheiterte an dem Mangel an Verständniß, welche unsere rein politischen, wirthschaftlich ziel- und steuerlosen Parteien dafür zeigten, scheiterte endlich aus inneren Gründen, nämlich daran, daß die rein politischen und finanzpolitischen Gesichtspunkte, nicht die wirthschaftlichen in ihm eine Hauptrolle spielten, und die letzteren ihr natürliches Gewicht bei der Unfertigkeit des Reiches nicht voll in die Wagschaale werfen konnten. Die Ausführung des Projekts ist mittlerweile in noch weitere Ferne gerückt worden, da die größten Mittelstaaten dafür gesorgt haben, alle in ihrem Gebiete liegenden Bahnen in ihren Besitz zu bringen, um dadurch dem Projekte zu jeder Zeit unübersteigliche Schwierigkeiten machen zu können. Sachsen kaufte mit großer Hast alles an; vor kurzem erst noch ist die letzte Strecke Privatbahn auf sächsischem Gebiete in den Besitz des Staates übergegangen.

War nun aber auch die Ausführung des Reichseisenbahn-Projektes vorläufig vertagt, so hatte es doch nach einer andern Richtung vorwärts getrieben, nach der Richtung der Staatsbahnen. Es ist die Ursache geworden, daß jetzt in Deutschland mehrere Komplexe reiner Staatsbahnen existiren; denn auch Bayern hat die wenigen Privatbahnen im Osten des Landes erworben, theils weil es in die Pläne der Regierung paßte, theils weil sich die Bahnen in

höchster finanzieller Noth befanden und ohne Hilfe des Staates weder leben noch sterben konnten.

Preußen, der einzige Staat, der sich bereit erklärt hatte, seine Staatsbahnen dem Reiche zu übertragen, hat während dieser Zeit keinen erheblichen Schritt weiter zum Staatsbahnsystem gethan. Es war dies auch nicht möglich bei der Abneigung, welche das Abgeordnetenhaus dagegen hegte, und bei der unentschiedenen Stellung, die der Minister Achenbach zu dieser Frage einnahm. Zwar hat man einige Privatbahnen erworben oder vielmehr übernehmen müssen, in einigen Fällen, weil der Staat Zinsgarantie geleistet hatte und wegen der Unergiebigkeit der Bahnen billiger wegkam, wenn er sie selbst übernahm, in andern Fällen, weil die Gesellschaften nicht hinreichende Mittel auftreiben konnten, um den angefangenen Bau zu vollenden, und nun Trümmer und Ruinen entstanden wären, wenn sich der Staat nicht ihrer angenommen hätte. Auch beschloß man den Bau der Bahn Berlin-Wetzlar, die wegen ihrer fast ausschließlich militärischen Bedeutung nur vom Staate gebaut werden konnte. Aber alles dies geschah ohne die Absicht, zum reinen Staatsbahnsystem überzugehen. Trotzdem hätte Preußen mehr Ursache dazu gehabt, als irgend ein anderer Staat in Deutschland. Preußen besitzt einen Komplex von Staatsbahnen im Osten und seit 1866 durch die Annexion einen andern in der Mitte des Landes. Beide sind unverbunden, da der frühere Handelsminister Itzenplitz es versäumte, eine Bahn von Berlin nach Hannover (die Berlin-Lehrter Bahn) auf Staatsrechnung zu bauen. Die Berlin-Wetzlarer Bahn sollte nun die nothwendige Verbindung bilden; aber sie genügt dazu nicht. Sie ist, wie es treffend im Abgeordnetenhause bezeichnet wurde, das Rückgrat der preußischen Staatsbahnen, nur fehlen ihr die Rippen und vielleicht auch etwas Fleisch. Es liegt daher die Nothwendigkeit vor, die Berlin-Lehrter Bahn zu erwerben und so die Lücke zwischen dem östlichen und westlichen Staatsbahnnetze auszufüllen. Die technischen und wirthschaftlichen Gründe dafür sind so zwingender Natur, daß keine Privatgesellschaft, welche sich im Besitze zweier getrennter Netze befände, einen Augenblick anstehen würde, auch die Zwischenglieder in ihre Hände zu bekommen. Sie würde dadurch die Verwaltung vereinfachen, die Betriebskosten vermindern und das Material besser ausnutzen, somit ihren Finanzen sowohl wie dem Verkehr Nutzen bringen. Der Staat ist aber ganz in derselben Lage. Die Erwerbung einiger als Verbindungsglieder des Ostens und Westens sich eignende Privatbahnen drängt sich selbst dem als Nothwendigkeit auf, der sich auf rein geschäftlichen Standpunkt stellt und die Wirthschaftspolitik dabei ganz außer Acht läßt.

Als der jetzige Handelsminister Maybach, der seine Beamtenlaufbahn im Dienste der Eisenbahnverwaltung gemacht hat und somit eigene praktische Er-

fahrungen in diesem Fache besitzt, in's Amt trat, durfte man erwarten, daß nunmehr der Staat Linien der ebenbezeichneten Art erwerben und dann, da sich das Mischsystem als unhaltbar erweisen würde, in seiner Eisenbahnpolitik auf das entschiedenste dem Staatsbahnsystem zusteuern werde. Zu letzterer Ansicht war man um so mehr berechtigt, als man wußte, daß das Reichseisenbahn-Projekt von Herrn Maybach entworfen war, und doch die Annahme nahe lag, daß er nach dem Scheitern desselben im eignen Hause seine Pläne vorläufig zur Ausführung bringen werde. Auch hatte die Thronrede bei der Eröffnung des Landtags dahingehende Andeutungen gemacht. Die Presse forderte denn auch den Handelsminister wiederholt auf, mit einem Programm oder einer Denkschrift an die Oeffentlichkeit zu treten und seinen Plan zu entwickeln. Er kam aber dieser Aufforderung nicht nach, weil es — wie er in seiner bedeutungsvollen Rede vom 14. Februar äußerte — darauf ankomme, zu handeln, nicht zu reden, und weil ihm andererseits der Umstand, daß die Unterhandlungen mit mehreren Eisenbahngesellschaften noch schwebten, einige Zurückhaltung auferlege. Endlich jedoch, als Gefahr drohte, daß das Abgeordnetenhaus ihm durch eine Resolution, welche die Regierung aufforderte, unter den gegenwärtigen finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnissen vom Ankauf von Vollbahnen Abstand zu nehmen, die Hände binden würde, und als während der Debatte direkte Anfragen an ihn gerichtet wurden, war es unmöglich, länger über die Grundsätze und Ziele der Regierung in der Eisenbahnpolitik Zweifel bestehen zu lassen. „Wollen Sie mit meinem Namen ein Programm verbinden, so kann das allerdings insofern geschehen, als ich niemals den Gedanken verleugnet habe, daß dasjenige, was man unter der Bezeichnung ‚Staatsbahnen' versteht, für einen Staat wie Preußen das Beste ist" — so etwa sprach der Handelsminister im Eingange seiner Rede vom 14. Februar, und diese Worte im Verein mit der Versicherung, daß das Tempo und der Umfang der Maßregeln, die zur Durchführung dieses Planes zu ergreifen sein würden, nach Zeit und Umständen verschieden sein müßten und in erster Linie von der Finanzlage des Landes abhängen würden, bildeten dasjenige, was zu erfahren das Land das nächste und größte Interesse hatte. 2000 Kilometer etwa sollen jetzt sofort erworben werden. Ein Drittel davon ist bereits zwar nicht der Form, aber der Sache nach Staatsbahn. Es sind dies 600 Kilometer der Berlin-Stettiner Bahn, für welche die Zinsen des Anlagekapitals durch den Staat gedeckt werden müssen. Die übrigen zwei Drittel werden offenbar Strecken sein, welche das Ost- und Westbahnnetz in Verbindung bringen. Der Minister hat begreiflicherweise die Strecken nicht genannt, aber die Vermuthungen, welche in den Zeitungen darüber aufgestellt sind, dürften ungefähr das Richtige treffen. Für dasjenige Publikum, das nicht ein direktes und persönliches Interesse daran hat, ist dies übrigens eine

Frage von ganz untergeordneter Bedeutung. Es kann sich vorläufig daran genügen lassen, daß es weiß, die Eisenbahnpolitik steuert auf das feste Ziel los, welches die Interessen der Gesammtheit am besten vertritt. Es darf sich auch, nachdem die Politik so lange geschwankt hat, sympathisch davon berühren lassen, daß der Handelsminister sich als einen Mann bezeichnete, der zum Handeln da sei und es vorziehe, seine Grundsätze durch Thaten zur Geltung zu bringen, anstatt sie im Voraus der Welt mit Pomp zu verkünden, um dann vielleicht mit ganz geringen praktischen Ergebnissen von der Bühne abzutreten. An den Thatsachen könne Kritik geübt werden, sie möge man genehmigen oder verwerfen; akademische Unterhaltungen hätten nur geringen Werth.

Die Gründe, welche für Deutschland und speziell für Preußen das Staatsbahnsystem zur Nothwendigkeit machen, liegen zum großen Theile auf der Hand. Wenn man sich auf den Boden der Thatsachen stellt, so haben wir es ja gar nicht mehr mit der Frage, ob Privat- oder Staatsbahnsystem, zu thun, sondern damit, ob das Mischsystem, wie wir es haben, oder ein reines Staatsbahnsystem für das Land das Vortheilhafteste sei. Die Entscheidung ist nicht schwer. Wenn Staats- und Privatbahn mit einander zu konkurriren haben, so wird der Staat entweder die Privatbahnen drücken, weil er den Transport billiger bewerkstelligen kann, oder er wird seine Bahnen gleich wie eine Privatindustrie ansehen, möglichst viel verdienen wollen und dann seine Pflicht, den Verkehr so billig als möglich zu gestalten, verletzen. Auf die Dauer ist ein solches Konkurrenzsystem unhaltbar. Warum ist aber der Betrieb durch eine Privatgesellschaft kostspieliger? Wir haben in Deutschland eine große Anzahl von Gesellschaften, und alle sind selbständige wirthschaftliche Körper, die natürlich nicht umhin können, sich den kostspieligen Luxus eines vollständigen Hofstaates von Direktoren und Aufsichts- und Verwaltungsräthen zu leisten. Dazu kommt, daß die Direktionen ausgedehnte Rechte besitzen, und in Folge dessen zwischen ihnen langwierige, Zeit und Geld raubende Verhandlungen über Anschlüsse und Tarife gepflogen werden müssen. Auch muß natürlich jede Bahn und jedes Bähnchen ihren eigenen Betriebsapparat und Wagenpark haben, und beides muß für ein zeitweiliges Maximum des Verkehrs eingerichtet sein, so daß die Betriebsmittel namentlich der kleineren Bahnen weit über das erforderliche Maß ausgedehnt werden müssen. Alle diese Dinge erfordern sehr viel Kapital, und es leuchtet ein, daß in Folge dessen die Tarife nicht so niedrig gestellt werden können, wie es bei rationellerer Organisation der Fall sein würde.

Nun könnte man einwenden, daß diese Uebelstände auch zu vermeiden wären, wenn wenige große Gesellschaften das ganze Bahnsystem in Betrieb nähmen. Das muß man zugeben; nur würde dies für das Publikum den einen, noch größeren Uebelstand mit sich führen, daß diese wenigen Gesellschaften sich

sehr bald verbinden und dann Tarife aufstellen würden, die einzig und allein den Gewinn der Gesellschaften, aber wohl niemals den Vortheil des gesammten Landes im Auge haben würden; schwerlich würden dann diejenigen Landestheile, welche eine dünne Bevölkerung und wenig Industrie besitzen, jemals genügende Bahnen erhalten. Denn darin steckt ein anderer gewaltiger Vortheil, den das Staatsbahnsystem namentlich für Deutschland hat: der Staat, im Besitz des größten Theiles aller Bahnen, ist im Stande, auch dort Linien zu bauen, wo sie naturgemäß lange Zeit nicht rentiren werden; die guten Linien werden den Ausfall der schlechten decken. Der Osten Preußen's würde noch heute dies Verkehrsmittel entbehren, wenn der Staat die unergiebigen Bahnen nicht gebaut hätte.

Alle diese Gründe liegen, wie gesagt, gleichsam auf der Hand. Weit gewichtigere aber ergeben sich, wenn man fragt, zu welchem Zwecke denn eigentlich die Eisenbahnen vorhanden sind. Sollen sie blos an den Kosten des Transportes ersparen und die Personenbeförderung beschleunigen? Gewiß nicht! Schon der Begründer des deutschen Eisenbahnsystems, Friedrich List, stellte ihnen eine viel bedeutendere Aufgabe: sie sollen die Produktionskraft der Nation wecken und heben. Auch bei den Regierungen, die doch die Eisenbahnen lange Zeit mit höchst mißtrauischen Augen ansahen, ist diese Anschauung allmählich die herrschende geworden. „Haben wir denn," rief der Minister der Budgetkommission zu, „eine Staatsbahn in Angriff genommen, um damit ein Geschäft oder eine Spekulation zu machen? Mit nichten! Der Zweck ist der, das Land zu melioriren, die Steuerkraft zu heben, und wenn man rechnet, was der Staat an Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer mehr bekommt dadurch, daß wir Staatsbahnen erhalten haben, dann wird sich leicht das kompensiren lassen, was man als angeblichen Zuschuß der Steuerzahler herausrechnet. Fragt man denn bei den Häfen, Strömen, Chausseen, bei der Post nach einer Rentabilität? Wenn man das thun will, dann sind wir längst theoretisch bankerott." Derartige Ideen müssen allerdings auf die Budgetkommission und überhaupt auf Volkswirthe nach englischem Muster, wie sie heute Kurs haben, tragikomisch gewirkt haben. Sind sie doch gewohnt, den Staat und die Kommune als eine große Aktiengesellschaft anzusehen und mit dem Horizont eines Aktionärs zu beurtheilen. Wir im Gegentheil hoffen, daß der Minister noch einen Schritt weiter thun und jede Rentabilitätsrechnung grundsätzlich verwerfen wird. Die Bahnen sind Werkzeuge der Produktion, und als solche sollen sie den Verkehr so billig gestalten, daß nichts als die Betriebskosten gedeckt werden, kein Ueberschuß in die Staatskasse fließt. Deutschland's Bodenschätze sind höchst ungleich vertheilt, die Industrie ist in Folge dessen auf einzelne Striche beschränkt, die Landwirthschaft zu sehr von ihr getrennt. Die eine breitet sich aber weiter

aus und verschmilzt mehr mit der andern, wenn die Rohprodukte leichter und mit möglichst geringen Kosten transportirt werden können, der Dünger sowohl, wie das Eisen und die Kohlen. Und da auch die ländlichen Arbeitskräfte eine ausgedehntere Benutzung finden könnten, so würden viele Ursachen zusammenwirken, unsere Erzeugnisse billiger und gegen das Ausland konkurrenzfähiger zu machen. Selbstverständlich aber sind solche Tarife erst möglich, wenn alle Vollbahnen in den Besitz des Staates übergegangen sind.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß der Plan des Ministers Maybach nicht überall beifällig aufgenommen wurde. Die sächsische Presse, welche nicht müde wird, das Staatsbahnsystem für Sachsen vortheilhaft zu finden, denkt ganz anders, wenn es sich um dieselbe Sache in Preußen handelt. Was daheim gutes Geschäft heißt, wird für Preußen durch die Bezeichnung Staats- und Reichssozialismus in Verruf gebracht. Auch das Abgeordnetenhaus sah mit Besorgniß, welch' ein Heer von Beamten dann im Dienste des Staates stehen würde. Man fürchtete Staatsomnipotenz, und der Abgeordnete Rasse versuchte schon, dies Uebel abzuwenden, indem er darauf hinwies, daß es ja möglich sei, die Staatsbahnen später wieder zu verpachten, gleich wie die Domänen, während Lasker sie den Provinzen und Kommunen in Verwaltung zu geben gedachte. Wir haben keine Veranlassung, zu zeigen, daß beide Vorschläge entweder ihren Zweck verfehlen oder das, was man durch das Staatsbahnsystem erreichen will, illusorisch machen würden. Der Schwierigkeit läßt sich sehr leicht aus dem Wege gehen, wenn der Staat gestattet, daß der Güterverkehr von Transportgesellschaften übernommen wird, welche die Waaren sammeln und verfrachten. Die Bahn stellt Wagen und Zugkraft und sorgt für die Sicherheit. Welch' eine Vereinfachung der gesammte Eisenbahndienst dadurch erfahren würde, leuchtet ein, ohne daß, was hier ja nicht am Platze wäre, die technischen Details vorgeführt werden.

Das Vollbahnsystem ist in Deutschland völlig ausgebaut, ja es sind bereits zu viele Bahnen dieser Art vorhanden, denn sonst würde es nicht Strecken geben, auf denen täglich ein bis zwei Züge laufen. Diese Ueberproduktion ist hauptsächlich dadurch hervorgerufen worden, daß man beim Bau der Bahnen nur den Personentransport im Auge hatte. In Zukunft wird man Bahnen bauen müssen hauptsächlich oder auch ausschließlich für den Gütertransport. Diese Erkenntniß hat sich bereits aufgedrängt, und die Folge ist, daß man überall Anstalten trifft, den Bau von Sekundärbahnen zu ermöglichen. Kommunen und Gesellschaften haben sich an die Regierung um Zuschüsse zum Bau gewendet oder haben um Staatsbahn gebeten. In Sachsen sind bereits einige solcher Linien auf Staatsrechnung in Angriff genommen. Die ungeheure volkswirthschaftliche Bedeutung dieser Bahnen springt sofort in die Augen. Erst diese Güterbahnen

haben für die Landwirthschaft eine eigene und eigenthümliche Bedeutung. Sie dringen in die entlegensten Winkel des Landes, in die engen Gebirgsthäler, mitten in die Fabrikorte. Sie nehmen die Montanprodukte an Ort und Stelle auf, wo dieselben zu Tage gefördert werden, und führen sie mittelst Seilbahnen ohne kostspielige Anlagen über die Thäler hinweg. Andererseits schließen sie sich dem Chausseeverkehr direkt an, da sich bei ihrer geringen Fahrgeschwindigkeit leicht Wagen konstruiren lassen, die sowohl für die Chaussee wie für die Sekundärbahn zu gebrauchen sind. Auf kurze Strecken können sie mit den Chausseen zusammenlaufen, ohne daß daraus Gefahren entspringen. Die Verwaltung ist höchst einfach und verursacht wenig Kosten, ebenso der Bau und die Unterhaltung. Die Tarife können in Folge dessen sehr niedrig sein, und das System der Wagenvermiethung an Gesellschaften und Private ist hier einer weit ausgedehnteren Anwendung fähig, als bei den Vollbahnen. Für den großen Verkehr werden die Sekundärbahnen die Zufuhrstraßen bilden und somit auch diesen beleben. Treffend nannte sie deshalb der Minister die Adern des Systems.

Die Ausführung eines so mannichfach verzweigten, gewaltigen Netzes von Verkehrsstraßen wird freilich noch manches Jahr in Anspruch nehmen und nicht minder die Durchführung des Staatsbahnsystems. Inzwischen aber ist es Aufgabe des Staates, auf die Privateisenbahnen so einzuwirken, daß die Transporte im Interesse der allgemeinen Volkswirthschaft und des Wohlstandes so billig als möglich beschafft werden. Die Gesellschaften haben in erster Linie ihr Privatinteresse im Auge, das Allgemeinwohl hat der Staat zu vertreten. Ihm muß also auch das Recht zuerkannt werden, das Tarifsystem einheitlich zu ordnen und auf die möglichst niedrigen Sätze herabzudrücken. Dies Recht ist dem deutschen Reiche in der That auch durch den Artikel 45 der Reichsverfassung vorbehalten; aber bis jetzt ist es zur Handhabung desselben nicht gekommen. Bereits 1874 wurde eine Kommission zur Untersuchung dieser Angelegenheit niedergesetzt. Sie entschied sich für möglichst baldige Einführung einer einheitlichen Tarifordnung auf allen deutschen Bahnen. Im Jahre 1877 wurde dann ein System der Frachtberechnungen unter den Eisenbahnverwaltungen vereinbart, aber die Erfahrungen haben gezeigt, daß es den Anforderungen nicht entspricht, welche man im Interesse der Volkswirthschaft daran stellen muß, ganz abgesehen davon, daß die Vereinbarungen nicht einmal allgemein eingeführt worden sind. Jetzt hat nun die Reichsregierung Hand an's Werk gelegt, indem sie beim Bundesrathe den Antrag stellte, die Ausarbeitung eines Gesetzes zur Regelung des Güter-Tarifwesens zu beschließen und zu diesem Zwecke zunächst einen Ausschuß von Vertretern derjenigen Bundesstaaten, welche Staatsbahnen besitzen, zu berufen. Sie hat ihrem Antrage gleich einen Entwurf zu einem

solchen Gesetze beigelegt, so daß man hoffen darf, diese dringliche Angelegenheit werde eine baldige Lösung finden.

Doch ein Tarifgesetz leistet noch nicht alles. Darum hat die preußische Regierung die Initiative ergriffen zu der Ausarbeitung eines allgemeinen Reichseisenbahngesetzes, eines Gesetzes über einen Reichseisenbahnrath, der in wichtigen und namentlich in Tarifangelegenheiten gehört werden soll, und endlich eines Gesetzes über einen Gerichtshof, welcher die Differenzen zwischen Staats- und Privatbahnen und zwischen Eisenbahnen und sonstigen Verwaltungszweigen schlichten soll. Dieser Vorschlag ist dem Bundesrathe mit dem Antrage übergeben, auch zur Berathung dieses Gegenstandes eine Kommission niederzusetzen, welche das Recht hat, Sachverständige zu hören und Gutachten einzufordern. Bis dahin aber, daß diese Reichsgesetze in's Leben treten, beabsichtigt die preußische Regierung einen Wirthschaftsrath für das eigene Eisenbahnwesen zu schaffen, der zusammengesetzt werden soll aus Vertretern des Handels, der Landwirthschaft und des Kriegsministeriums und Vertretern der beiden Häuser des Landtages und der Industrie. Dieser Wirthschaftsrath soll eine gesetzliche Basis erhalten für den Fall, daß ein ähnliches Reichsinstitut nicht zu Stande kommt.

Die gesammte Verwaltung der Staatseisenbahnen gedenkt der Eisenbahnminister in Zukunft nicht im Sinne der Zentralisation, sondern der Dezentralisation zu gestalten Es sollen Behörden geschaffen werden, welche mit den nöthigen Befugnissen ausgerüstet, ein angemessenes Verkehrsgebiet zugewiesen bekommen; „dieselben sollen nicht vom grünen Tische aus regieren, sondern in allen Maßnahmen mit den verschiedenen Interessen und Bedürfnissen des Landes Fühlung behalten".

Wie schnell oder wie langsam sich nun auch alle diese Dinge entwickeln werden, das Ziel der Bestrebungen muß stets die Staatsbahn sein mit einem Tarif, der nur die Verwaltungskosten deckt, andererseits der Ausbau des Eisenbahnsystems nach Richtung der Güter- und Lokalbahnen. Der Staat aber, der die Bahnen übernimmt, sollte kein anderer als das Reich sein, der wirthschaftliche Gesammtkörper der Nation.

Politische Briefe.

III.

Die Ehre der Todten und der Lebenden.

Der Strom des Lebens, der in unseren Tagen so lärmend dahinrauscht, schien einige Tage zu verstummen vor dem Andenken eines Todten. Am 23. Februar ist Albert v. Roon heimgegangen. Vor dem Gedanken unvergeßlichen Verdienstes schwand die Erinnerung erbitterten Kampfes. Auch die englische Presse hat es an theilnehmender Würdigung nicht fehlen lassen. Aber wie viel Ehrendes über den Verstorbenen gesagt worden, die rechte Bezeichnung seines Wesens vermißte man. Soldatischer Gehorsam und vollkommene Selbstverleugnung bei eigenster Schöpferkraft, wissenschaftlicher Forschergeist, unabhängiges Urtheil und unerschrockene Prüfung bei kindlichem Glauben und frommer Hingebung: das waren die Gegensätze, die sich so selten vereinigen lassen, und die er so völlig vereinigte. Vor diesem Manne der Unerschrockenheit, der Selbstlosigkeit und des unzerbrechlichen Willens, der ein großes Gebiet des Wissens beherrschte wie Einer und zugleich Meister des klaren und schönen Ausdruckes war wie Wenige — wie leicht erscheint doch vor einem solchen Manne die thörichte Einbildung, daß Skeptizismus, Atheismus, Materialismus eine Probe von Geistesstärke seien. Die großen Leistungen menschlicher Kraft, wo wir ihnen immer begegnen, weisen niemals auf diesen trüben und seichten Quell zurück.

Früh verwaist, war Albert v. Roon ein Zögling des Kadettenhauses, jener Anstalt, die liberalerseits als Herd mechanischer Dressur mit Vorliebe bezeichnet wird. Scherzend pflegte er auf sich hinzuweisen, um zu zeigen, daß die Früchte der Kadettenerziehung doch zuweilen nicht ganz mißrathen. Roon, der eine Predigerstochter zur Gattin hatte und ein tadelloses Leben geführt hat, war eine der schönsten männlichen Erscheinungen. Vom Studium und von schwerer Berufsarbeit ist sein Leben ausgefüllt gewesen. Es hat seinem König und seinem Staate die werthvollste Frucht getragen und sein Andenken mit unverwelklichem Lorbeer geschmückt, freilich ihm selbst hat es die Genugthuung des Führers auf dem Schlachtfelde versagt, die ihm so nahe gelegen hätte, auf die er aber bei der ihm zugefallenen organisatorischen Arbeit verzichten mußte. Er brachte dieses Opfer, wie jedes andere, der Pflicht. Manche seiner Worte sind in diesen Tagen der Erinnerung angeführt worden. Zweier derselben möge noch einmal gedacht werden. Das eine ist in jüngster Zeit viel genannt worden. In einer jener zahlreichen Sitzungen des Abgeordnetenhauses während

der Konfliktszeit, wo die Hammerschläge der Parteiverblendung ohne Unterlaß auf den Kriegsminister niederfielen, die er mit stoischer Ruhe in kriegerisch eleganter Haltung über sich ergehen ließ, kam zuletzt der Abgeordnete Gneist mit einem jener rhetorischen Meisterstücke, die nur auf einer ganz falschen Würdigung der Sache beruhten. Gneist führte aus, wie öfters vorher und öfters nachher, daß Leistungen wie die des preußischen Volkes für den Kriegsdienst nur auf dem Gesetze beruhen, nur durch das Gesetz verändert werden könnten. Weil der thatsächlich vollzogenen Reorganisation von Seiten der Volksvertretung die gesetzliche Sanktion verweigert, die erste aber nicht rückgängig gemacht wurde, so sprach der Redner von dem fremden Imperator, der die Söhne eines eroberten Landes in das Joch des Kriegsdienstes nöthigt. Der Kriegsminister, dem das Bewußtsein sagte, daß er Tag und Nacht an dem werthvollsten und unentbehrlichen Rüstzeuge seines Vaterlandes schmiede, konnte hier eine Geberde des Erstaunens vor dem völlig Unverständlichen nicht beherrschen. Später entriß ihm diese Rede das Wort: „Der Herr Abgeordnete kann Alles beweisen, was er will." Ein anderes Wort Roon's aber ging selbst den widerwilligsten Hörern und den verblendetsten Gegnern wie ein Schrecken des Gewissens durch die Seele, freilich wie ein bald betäubter. Bleich vor Zorn erhob er sich eines Tages und sprach mit einer Stimme, die von Trauer und Unwillen halb erstickt klang: „Wenn die Ketten der Fremdherrschaft im Lande rasseln, dann wird man begreifen, welches Rettungsmittel hier muthwillig weggestoßen worden ist." Dieses Wort traf Manchen damals, der die Mahnung sich nicht eingestehen wollte. Anderen klingt es bis an's Ende des Lebens, und heute weniger als je darf dieses Wort vergessen werden, denn der Bau des deutschen Reiches ist noch immer erst ein Nothbau, und schon weigern sich die Bauleute der Weiterarbeit und meinen, die erst so schwach gestützten Mauern dem Wind und Wetter preisgeben zu können, denen Deutschland's Staat von allen Seiten ausgesetzt bleibt, und die dieser Staat wie kein anderer bestimmt ist, immer wieder auf sich zu ziehen.

Das alte deutsche Reich war, um sein Leben zu fristen, auf den „gemeinen Pfennig" gestellt. Aller wirksamen Institutionen der ausführenden Gewalt entbehrend, sollte es sich den gemeinen Pfennig erbetteln wie ein Almosen, das ihm unregelmäßig und dürftig gespendet wurde. So schwand das Reich zum Schatten zusammen. In seinen Grenzen theilte und herrschte das Ausland, das auf unseren Fluren seine Schlachten schlug. Aber je größer die Noth, desto weniger war der ständische Partikularismus und Egoismus zu bewegen, der Zentralgewalt eine eigene, von den Ständen unabhängige Lebenskraft zu gönnen. Die eiserne Hand fehlte, die den ständischen Partikularismus niederschlug. Durch Blut und Eisen ist heute die deutsche Zentralgewalt stärker als je

zuvor wieder aufgerichtet. Aber ihre Lebensdauer und unnachlassende Wirksamkeit ist noch lange, lange nicht gesichert. Der deutsche Staat dreht sich wieder einmal um die Frage des gemeinen Pfennigs. So unaustilglich ist die Natur der Völker, so unaustilglich ist vor allem das Unkraut, das aus ihrer Anlage emporschießt. Heute wird der gemeine Pfennig „Matrikularbeiträge" genannt. Die Frage ist, ob die Zentralgewalt die Mittel des Unterhaltes nach Erlaubniß einer unberechenbaren Reichstagsmajorität bei den Einzelstaaten erbetteln, oder ob sie dieselben aus eigenen Einnahmen schöpfen soll. Zu dem ständischen Widerstreben, das die Einzelstaaten zum Glück nicht mehr in gleicher Stärke wie sonst verkörpern, tritt heute der Widerstand des Parlaments, welches an seine Macht, aber nicht an des Reiches Sicherheit denkt. Man meint, das Parlament repräsentire die Zentralgewalt, als ob das Parlament durch seine Abstimmungen mit den Einzelstaaten fertig werden könnte, ohne den starken Arm der ausführenden Reichsgewalt; als ob dieser Arm je kräftig werden könnte, wenn er von zufälligen Majoritäten bald soll lahm gelegt, bald überanstrengt werden können. Derselbe Mann, der die Form des Reiches dem Auslande und dem Partikularismus wieder abgerungen, ist jetzt dabei, dem neuen Reiche die Lebensquellen besser zu sichern, als sie es dem alten waren, das an dieser Unsicherheit zu Grunde gegangen. Der Widerstand, der sich an die Matrikularbeiträge als ein partikularistisches und parlamentarisches Machtmittel klammert, ist indeß schon soweit zurückgewichen, Reichssteuern im Betrage der jetzigen Matrikularbeiträge zur Verfügung zu stellen. Als ob damit etwas geholfen wäre! Es handelt sich darum, das Reich von der Sorge zu befreien, von der Bettelei, nicht nur um die Mittel der nächsten Gegenwart, sondern um die Mittel für den deutlich vorgezeichneten Kreis von Aufgaben einer langen Zukunft. Wer die Erlangung dieser Mittel abhängig machen will von der bodenlosen Zufälligkeit wechselnder Umstände, parlamentarischer und populärer Launen, der will den Bestand des Reiches nicht sichern, sondern untergraben. Man führt die thörichte Furcht in's Gefecht, eine auf sichere, von selbst wachsende Einnahmen gestellte Reichsgewalt werde der Versuchung unterliegen, es mit der Reaktion zu versuchen. Was ist denn eigentlich Reaktion? Fürst Bismarck soll neulich in einer Gesellschaft die Definition gegeben haben: Reaktion sei der Absolutismus. Er hat offenbar gemeint: der unzeitgemäße Absolutismus; also müssen wir seine Definition wohl erweitern: Reaktion ist das Unternehmen, ein Volk gegen die wahren Bedürfnisse der Lebensstufe zu regieren, welche es erreicht hat. Es gehört wahrhaftig wenig Selbstgefühl und wenig Einsicht dazu, um überzeugt zu sein, daß in Deutschland von jetzt an jeder Versuch, im Widerspruch mit dem Volksgeist, bei der stillen Empörung oder auch nur bei der passiven Gleichgiltigkeit desselben zu regieren, auf eine lange Periode hinaus unmöglich ist. Die

Stellung Deutschland's ist groß, ehrenvoll und gefahrvoll. Der alte staatlose Zustand war noch gefährlicher, aber die Gefahr war eine chronische, bei der das Volk die meiste Zeit schlafen konnte. Die jetzige Gefahr ist eine akute, die Eifersucht lauert überall auf den Augenblick, wo unsere Stärke verfällt oder nicht auf ihrer Hut ist. Wir haben die Kraft vollauf, der Gefahr zu begegnen, wenn wir uns nicht selbst leichtsinnig schwächen. Das ist der Fortschritt gegen die Vergangenheit, aber auch die Bürgschaft gegen die Reaktion. Was uns die Thorheiten der sogenannten Freiheit verbietet, das Spielzeug parlamentarischer Machtmittel in uneinigen, ungelenken Händen, das verbietet uns ebenso streng die Gelüste der Reaktion; beides bestraft sich mit unmittelbarer Lebensgefahr.

Von den Helden, welche das Reich wieder aufgerichtet, ist der eine zur Ruhe gegangen, der noch lebenden Sorge und Ehre ist es, das Reich so weit zu vollenden, um die nothwendigsten Lebensbedingungen desselben gesichert zu hinterlassen. Der gegenwärtigen Reichstagssession hat der Kanzler die Aufgabe gestellt, diese Arbeit zu beginnen und sie womöglich ein gutes Stück zu fördern. Noch sind die Vorlagen zur Schaffung hinlänglicher Reichseinnahmen nicht eingebracht, aber schon hat der Kampf um dieselben ein zweites Vorspiel — die Gelegenheit zum ersten gab der österreichische Handelsvertrag — bei der allgemeinen Berathung über den Reichshaushalt gefunden. Zum Anführer im Kampfe gegen eine gute Sache haben sich von jeher die Anhänger der schlechten Sache weit weniger geeignet, als maßlose Selbstgefälligkeit, die sich nach der Führerrolle drängt, wie bedenklich immer die Aussichten des Kampfes sein mögen. Die Zeiten sind vorbei, wo die Selbstgefälligkeit, die ernste Proben fürchten muß, jeden Augenblick auf diese Probe gestellt werden konnte und deshalb im Gefolge der Helden einhergehen mußte. Im Zeitalter des Parlamentarismus und der Preßfreiheit ist die Probe fern, und so ist Falstaff Demagoge geworden. Heute rührt Falstaff den Prinzen an, es handelt sich ja nur um schnöde Worte, und das Wort, zumal das parlamentarische, ist frei. Die ungeheuerliche Phantasie, die Lügen sind dem Falstaff geblieben, aber der Humor ist dem Demagogen verloren gegangen, dessen Eitelkeit die Heldenrolle ernsthaft nimmt. Wir haben am 28. Februar den demagogischen Falstaff sich selbst übertreffen hören. Wir hatten geglaubt, das sei nicht möglich nach der Erzählung von den 200 Millionen Steuern, welche aufgelegt werden sollten, ohne die alten um einen Pfennig zu vermindern. Dies hatten wir vorigen Sommer als Flugblatt gelesen und uns eben davon erholt. Doch nun kommt Falstaff mit erholter Phantasie.

Jetzt legt er sich aus für die Matrikularbeiträge. Dieselben — er hat sie erst auf 76 Millionen und bald, da die „Kerle in Steifleinen" anfangs ab-

nahmen, auf 62 Millionen reduzirt — müssen als bewegliches, der souveränen Parlamentsbewilligung unterworfenes Einnahme-Element erhalten bleiben. Noch nothwendiger aber ist ihre Erhaltung für die Selbständigkeit der Mittelstaaten. Er „legt auf die Erhaltung selbständiger Mittelstaaten in der Entwickelung Deutschland's einen hohen Werth". Natürlich wird diese Selbständigkeit, aus deren Mitteln das Reich subventionirt wird, unter dem nächsten Kanzler der selbständigen Reichsgewalt ein Ende machen. Es ist doch sehr dankenswerth, daß Falstaff seine Garde endlich offen unter das Banner des Partikularismus reiht. Jetzt wendet er sich gegen die neuen Zölle, von denen verlautet, daß sie im Vorschlag sind. 25 Pfennige Zoll auf Weizen und Roggen bringt eine Vertheuerung von 45 Millionen Mark hervor, wobei nur 5 Millionen Zoll einkommen. Jetzt bringt er den Beweis: „Was wird ohne Vertheuerung des ganzen Getreides der Zoll dem inländischen Landwirthe nutzen? Entweder ist die Behauptung von dem Nutzen unwahr, oder die Behauptung von der allgemeinen Vertheuerung ist richtig." Wir entgegnen diesem Argument, daß der Getreidezoll zunächst als Finanzzoll gedacht ist, daß er aber auch als Schutzzoll sehr vortheilhaft wirkt, wenn er dem inländischen Getreideproduzenten den Absatz wenigstens bei den bisherigen Preisen sichert. Jetzt kommen die „Kerle in Steifleinen" wieder. Eine Familie braucht jährlich zwanzig Zentner Brodgetreide, macht bei 25 Pfennigen Aufschlag fünf Mark Belastung. Mit 5 Millionen Getreidezoll könnte man den Steuerzahler der untersten Stufe in Preußen nur um eine Mark entlasten, also tauscht er gegen die jetzige Belastung die fünffache ein. Jetzt schwillt die Zahl der „Kerle in Steifleinen" an. Durch 70 Millionen Mark Zölle vertheuert man die betroffenen Artikel im Lande um 700 Millionen. Aber die 70 Millionen reichen nicht einmal aus, die Ausgabe-Erhöhung bei den Artikeln zu decken, für welche der Staat Hauptkonsument ist. Noch schlechter als der Staat fährt der Landwirth, noch schlechter als der Landwirth der Beamte, Rentier, Künstler, Schriftsteller u. s. w., denen Schutzzölle überhaupt nichts nützen, weil ihre Arbeit durch die ausländische Konkurrenz nicht gedrückt werden kann. Da müssen wir fragen, was der Beamte anfängt, wenn die Zahlungsfähigkeit des Staates abnimmt oder aufhört? Unser Falstaff will wohl den preußischen Beamten das Schicksal der türkischen und einiger anderen bereiten, die auf Bestechung angewiesen sind? Jetzt greift er den Fürsten an, der gesagt hatte, man habe ihm den Plan, die Zölle auf wenige einträgliche Artikel zu beschränken, vereitelt. Das war gesagt, um die Gegner zu erinnern, daß sie kein Recht zur Klage haben, daß der Fürst seinen Plan aufgegeben. Es sollte nicht heißen, daß der frühere Plan unter den jetzigen Umständen noch annehmbar oder gar der bessere sei. Aber Falstaff fragt, was der Kanzler den Landwirthen geantwortet haben würde, wenn man ihm den

früheren Plan gewährt hätte. Er fragt triumphirend, ob, wenn die in der Sammlung von Ludwig Hahn mitgetheilte Rede für den französischen Handelsvertrag nach dem Konzept eines Rathes gehalten worden, nicht alle Reden dieser Sammlung nach den Konzepten vortragender Räthe gehalten worden? Aber Falstaff lügt. Die angebliche Rede vom 2. Oktober 1862 ist eine Erklärung, die neunzehn Zeilen einnimmt, im Amtsstil verfaßt, wie ihn Jeder handhabt. Wenn Falstaff die Reden des Fürsten den Konzepten vortragender Räthe gleichstellen will, so fällt er aus der Rolle des Erzählers, der gewisse Bedingungen der Wahrheit einhalten muß, wie hoch sein Flug auch steigt. Dann soll es eine Mißachtung des Wirthschaftslebens sein, daß der Kanzler geäußert hat, er würde, um Delbrück für den Reichsdienst zu erhalten, seine Ansicht nöthigenfalls modifizirt haben. Als ob es in der Politik überall nur *einen* Weg gäbe, als ob es nicht erlaubt wäre, an der Hand eines bewährten Führers lieber einen unsicheren Weg zu gehen, als den sicheren auf eigene Verantwortung. Muß man jedoch allein gehen, wäre es Wahnsinn, nicht den sichersten Weg zu wählen. Endlich soll der Kanzler gesagt haben: Ich bin der Fürst Bismarck, wie wenig seid dagegen Ihr! Falstaff lügt. Der Fürst hatte auf seine politischen Erfolge, durch welche schon einmal abfällige Urtheile widerlegt wurden, nur hingewiesen, um nicht *vor Prüfung seiner Vorlagen* des Dilettantismus überführt gelten zu müssen.

Um den sinnberaubenden Schmerz eines betrogenen Helden zu schildern, hat ein Dichter des Alterthums das Trauerspiel vom „Rasenden Ajax“ gedichtet. Im deutschen Reichstage werden wir in der nächsten Zeit wohl öfters die Komödie vom „Rasenden Falstaff“ aufführen sehen.

Literatur.

David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit von D. A. Hausrath. Zweiter Theil. Heidelberg, Verlag von Fr. Bassermann. 1878.

Der zweite Band, welcher den Schluß dieses gediegenen und vortrefflich geschriebenen Buches bildet, beginnt mit der Lösung von der Theologie, die Strauß mit der Glaubenslehre vollzog. Dann wird die politische Laufbahn desselben und seine publizistische und landständische Thätigkeit geschildert, darauf sein Wanderleben. Zwei weitere Kapitel beschäftigen sich mit seiner Rückkehr zur Theologie und seinem Kampfe gegen den kirchlichen Liberalismus, und das letzte behandelt sein Alter, seinen Uebergang zum Materialismus und sein Lebensende. Hausrath's Urtheil über Strauß faßt sich etwa in folgende Sätze

zusammen. Strauß war ein unruhiger, leidenschaftlicher, nie befriedigter Geist. So konnte er selbstverständlich als Schriftsteller nicht das Urbild kalter Konsequenz und unbestochenen Wahrheitssinnes sein. Aus der Mystik der romantischen Schule springt er zum Rationalismus der Hegel'schen über. Ueber die selbstmörderische Wirkung seines Lebens Jesu belehrt, macht er Konzessionen. Als die Hoffnung auf eine Lehrthätigkeit dennoch scheitert, arbeitet er im Zorne die Hegel'sche Rekonstruktion der Glaubenslehre zu einer Auflösung derselben um. Dennoch plädirt er nach dem Siege des Liberalismus für eine liberale Kirche und betheiligt sich später an den Versuchen, ein positives Bild des Lebens Jesu zu gewinnen. Aber vom Erfolge persönlich enttäuscht, gießt er alsbald Schalen voll Spott auf den theologischen Liberalismus aus und verhöhnt die von ihm eben mitgemachten historischen Versuche als Humbug. Zuletzt springt er im Aerger über die Theologen von der idealistischen Tradition seines ganzen Lebens ab und beschließt eine vierzigjährige idealistische Laufbahn mit dem jähen Uebergange zum Materialismus. Die Entwickelung von Strauß ist also mit nichten, wie behauptet worden, folgerichtig wie ein dialektischer Prozeß vor sich gegangen, und seine radikalsten Auslassungen sind durch äußere Verhältnisse mitbedingt worden und großentheils Verstimmungsprodukte gewesen. Zwei Vorzüge aber werden ihm immer bleiben: er hat nach Goethe den besten deutschen Stil geschrieben, und seine Biographieen sind wahre Kabinetsstücke unserer historischen Literatur. Er war kein spekulativer Kopf, aber ein scharf urtheilender Verstand; wir erkennen in ihm einen großen Kritiker, aber keinen schöpferischen Denker, und weil er vor dem zusammengerafften Versuch seiner letzten Lebensjahre niemals zu einer einheitlichen Weltanschauung gekommen ist, hat er zu verschiedenen Zeiten, je nach dem Ausgangspunkte der Betrachtung, auf dieselben Fragen die verschiedensten Antworten gegeben. Dagegen wird er als Geschichtschreiber stets mit Ehren genannt werden. Daß er mit der ihm eigenen Kenntniß der Quellen die populärste Darstellung verband, war ein großes Verdienst in einer Zeit, in der die Fachgelehrsamkeit in Kleinmeisterei verkommt und sich zur Verwerthung ihrer Forschungen für die Nation für zu gut hält. Aber wenn er auch als Größe der Wissenschaft zu gelten beansprucht, so wird er sich immer nur auf sein erstes Buch berufen können; denn nur dieses hat der Entwickelung eine alte Bahn verlegt und sie auf neue Wege gedrängt. Das Verhängnißvolle war dabei nur, daß er mit der christlichen Religion brach, was die andern, die seine Arbeiten weiter geführt haben, nicht thaten. Es fehlte ihm an religiöser Empfindung, es fehlte ihm auch jede wärmere Antheilnahme an den Schicksalen der Menschen, und so war es ihm gleichgiltig, was die Leute mit den Ergebnissen seiner Kritik praktisch anfingen. So erklärt es sich, daß sein Wirken nur der Reaktion zu Gute gekommen ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Gortschakoff'sche Politik.

Wer die Aeußerungen der russischen Presse in den letzten Jahren verfolgt hat, der wird die Bemerkung gemacht haben, daß die Stellung, welche mehrere dieser Blätter — wir nennen nur die (russische) „St. Petersburger Zeitung", den „Golos" und die „Russische Welt" — den deutschen Interessen und der deutschen Politik gegenüber einnehmen, eine wenig freundliche ist. Ja, eine nicht kleine Anzahl von ihren Urtheilen über unsere Angelegenheiten, Zustände und Maßregeln lautet entschieden übelwollend und läßt auf eine aus Neid, Mißtrauen, verletztem Selbstgefühl und ähnlichen Empfindungen entsprungene Stimmung schließen, die durch den Gedanken, daß wir Rußland zu Danke verpflichtet seien und dies nicht einsähen und bethätigten, noch mehr verbittert zu sein scheint.

Einige dieser Zeitungsstimmen sind offenbar nur der Ausdruck von Privatmeinungen. Die einen vertreten z. B. die Ansichten und Wünsche des politischen Radikalismus, der gewisse Stände der russischen Gesellschaft als neueste Mode beherrscht. Die andern äußern sich mit ungeberdigem Groll gegen uns, weil sie Organe des chauvinistischen Panslavismus sind. Bei wieder anderen aber hat man Ursache, Beweggründe zu vermuthen, die ihren Ursprung in höheren Kreisen haben, wobei wir im Voraus bemerken, daß damit die höchste Stelle nicht gemeint ist. Mit anderen Worten, wir denken dabei nicht an den Kaiser Alexander, der vielmehr bekanntermaßen ein treuer Freund unseres Kaisers und seiner Politik ist und sich als solcher bewährt hat, und der dazu nicht blos durch verwandtschaftliche Rücksichten und persönliche Gefühle anderer Art, sondern augenscheinlich auch durch die Erkenntniß bestimmt wird, daß unsere Interessen und die wohlverstandenen Bedürfnisse seines Reiches in sehr wesentlichen Beziehungen dieselben sind und sich in anderen mindestens weniger widersprechen als die russischen Interessen denen anderer Staaten.

Die am wenigsten freundliche Gesinnung gegen die deutsche Politik bekundete schon seit Jahren, besonders aber in der jüngsten Zeit, der „Golos",

jetzt das verbreitetste russische Blatt, der in den letzten Monaten keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, das Verfahren unseres leitenden Staatsmannes im Innern wie nach außen hin tadelnder Kritik zu unterziehen, seine Stellung als wankend zu charakterisiren, unsere Zustände in unvortheilhaftem Lichte darzustellen und dabei, wo es anging, mit anderen Ländern und vorzüglich mit Frankreich zu liebäugeln.

Wir weisen zum Beweis für diese Behauptungen auf die Stellung hin, welche dieses Journal im Januar hinsichtlich der Frage: ob Freihandel, ob Schutzzölle, einzunehmen beliebte. Augenscheinlich in erster Linie um gegen den Fürsten Bismarck opponiren, ihn heruntersetzen zu können, erklärte es sich — als ob Rußland nicht die höchsten Zölle in Europa erhöbe, die seit ihrer Erhebung in Gold kaum noch erhöht werden können — mit Ungestüm für den Freihandel. Es hieß da: „Hauptrepräsentant jener Zollreaktion ist Fürst Bismarck, der sich immer dadurch ausgezeichnet hat, daß er die in der moralischen Sphäre schwebenden Ideen aufgriff und bis zum Extrem (wir dachten bisher immer, durch Kompromisse) durchführte. So war es früher mit dem Freihandel, der Einheit Deutschland's, dem Kampf mit dem Ultramontanismus; so ist es jetzt mit der Protektionsbewegung. Es ist zu erwarten, daß alle Regierungen, wie schon mehrfach, seinem Beispiele folgen werden. Die Staatsmänner anderer Staaten werden ebenfalls Zollreformen zur Beschwerung ausländischer Waaren einführen. Ein Zollkrieg wird entbrennen, die Regierungen werden sich gegen einander mit Zollschranken verbarrikadiren, und das Resultat wird natürlich sein, daß aller Orten der Absatz und somit auch die Produktion zum Schaden des europäischen Handels und der Industrie in's Sinken geräth.“ Dann erfuhr man, daß diese traurigen Folgen darin nützlich sein könnten, daß sie die Nationen endgiltig von der „Sinnlosigkeit“ des von unserem Reichskanzler eingeschlagenen Weges zu überzeugen geeignet seien. Und zum Schlusse meinte das Blatt: „So fallen in dem energisch von Fürst Bismarck gepredigten Zollkriege die Interessen Rußland's und England's zusammen: beide werden durch diesen Krieg leiden, mehr leiden als die übrigen europäischen Staaten, und beide werden in gleicher Weise wehrlos gegen die Gefahren dieses Krieges sein.“

Wir erinnern ferner an das seltsame Telegramm des „Golos“, welches die Aufstellung eines preußischen Observationskorps von 80 000 Mann zur Abwendung der Pestgefahr meldete, und welches die (russische) „St. Petersburger Zeitung“, nachdem es von ihr zu gehässigen Ausfällen und zum Aussäen thörichten Mißtrauens gegen die deutsche Politik benutzt worden, als „gewissenlose und alberne Erfindung ohne Beispiel“ zu bezeichnen genöthigt war.

Ein dritter Artikel des „Golos“ überraschte uns mit der Nachricht, daß

der „große“ Kanzler „aufgehört habe, als allmächtiger Lenker nicht allein von Europa's, sondern auch von Deutschland's Schicksal dazustehen“. „Der Berliner Vertrag und die drakonischen Gesetze gegen die Sozialisten waren,“ so bewies das Blatt seine komische Behauptung, „die letzten hervorragenden Erzeugnisse seiner äußeren und inneren Politik, und zwar Erzeugnisse solcher Art, die unbedingt eine Reaktion gegen Tendenzen nach sich ziehen mußten, welchen der Stempel echter Staatsweisheit offenbar mangelt. Der Berliner Kongreß hat selbst den Blinden gezeigt, wie egoistisch die Politik des deutschen Kanzlers ist.“ . . . „Und was die innere betrifft, so muß die Aufregung über deren despotische Uebergriffe (weiterhin werden die Maßregeln gegen die Rothen als „schrankenlose polizeiliche Willkür“ bezeichnet) einen ganz besonders hohen Grad erreicht haben, wenn das sonst so bescheidene und dem Willen des Kanzlers so fügsame deutsche Parlament sämmtliche innere Zwistigkeiten für's Erste bei Seite wirft und fast einstimmig beschließt, dem Staatsanwalt seine Zustimmung zu gerichtlicher Verfolgung der sozialistischen Abgeordneten Fritzsche und Hasselmann zu versagen.“ . . . „Es läßt sich nicht leugnen, daß ein solches Verhalten des Parlamentes in Bezug auf die Wahrung der Privilegien seiner Mitglieder von hoher Bedeutung ist.“ . . . „Der Beschluß vom 19. Februar gibt der Regierung zu verstehen, daß das Parlament in sämmtlichen Fragen, welche die Rechte der Volksvertreter berühren sollten, sich wie ein Mann zur Vertheidigung erheben würde, und daß es mithin völlig nutzlos wäre, an eine Freiheitsbeschränkung der Parlamentstribüne (die Strafgewalt des Reichstages ist natürlich gemeint) im gegenwärtigen Augenblicke zu denken. So gewaltig aber auch der Schlag ist (in der Phantasie des „Golos“), den der Reichstag den Tendenzen der kaiserlichen Regierung in Bezug auf die Einschränkung des Unantastbarkeitsrechtes der Abgeordneten versetzt hat, beharrt der Kanzler fest darauf, seinen Willen durchzusetzen, und will sich Betreffs der Zollreform auf keinerlei Kompromiß einlassen; im Gegentheil, er beabsichtigt sogar die Getreide- und Viehsteuer durchzusetzen, koste es, was es wolle.“ . . . „Ein derartiges Verhältniß zweier Staatsgewalten, der gesetzgebenden und der vollziehenden, droht zu einer Kollision auszuarten, deren Folge entweder die Auflösung des soeben einberufenen Parlamentes oder der Rücktritt des Fürsten Bismarck sein muß.“

Endlich brachte der „Golos“ in der letzten Woche des Februar eine Aeußerung, die einen schon oft enthüllten Herzenswunsch der hinter den Koulissen des Blattes stehenden Persönlichkeiten abermals aussprach. Man las da Folgendes: „Frankreich's allmählich in Konstantinopel gewonnener Einfluß kann uns wirkliche Vortheile bieten, wenn die russische Diplomatie ihn nur auszunutzen versteht. Das jetzige Frankreich ist in eine solche Lage versetzt, daß an

dasselbe von neuem die Nothwendigkeit herantritt, auf dem europäischen Festlande, wo nicht Verbündete, so doch Freunde zu suchen. Oesterreich-Ungarn oder Rußland sind die einzigen Mächte, von denen es Unterstützung gegen das (wieder nur in der Phantasie des „Golos") durch den Sieg der französischen Republikaner stark beunruhigte Deutschland erwarten kann. Die neulich erfolgte Einwilligung der Wiener Regierung in die Beseitigung der Klausel des Artikels V des Prager Friedens muß Frankreich veranlassen, sich eher Rußland als Oesterreich zuzuwenden. Die französischen Staatsmänner wissen aber sehr gut, durch welche Mittel sie in diesem Falle ihr Ziel erreichen können." ... „Alles, was den Einfluß der Engländer in der Türkei vermindern kann, wird von uns mit Vergnügen begrüßt werden und unsere Unterstützung finden, wenn nur durch Thatsachen bewiesen wird, daß die Nebenbuhlerschaft Frankreich's und England's im Orient eine ernste ist und nicht irgend ein heimliches Einverständniß maskirt. Ueberhaupt aber halten wir im jetzigen Augenblicke die politische Annäherung Frankreich's und Rußland's auf dem Boden der orientalischen Frage für außerordentlich wünschenswerth. Sie ist schon deshalb zu wünschen, weil die Interessen dieser beiden Mächte auf dem erwähnten Boden viel weniger zusammenstoßen als die Interessen Rußland's und England's oder irgend einer anderen Macht. Die uns ungelegenen Folgen des Berliner Vertrages können nur auf diesem Wege beseitigt werden. Die Zeit ist für ein Einvernehmen die allergünstigste."

Wer ist es nun, der hinter diesem Tadel, diesen Angriffen und Verdächtigungen, diesen Hoffnungen auf einen Rücktritt des Fürsten Bismarck vom Staatsruder steht? Wer findet ein Bündniß zwischen Rußland und Frankreich, das nicht nur gegen England, sondern auch gegen „das durch den Sieg der französischen Republikaner stark beunruhigte Deutschland" gerichtet sein würde, erstrebenswerth?

Der „Golos" war früher notorisch ein mit dem Vertrauen des russischen Reichskanzlers beehrtes Preßorgan, das offiziöse Sprachrohr seiner Anschauungen und Wünsche. Dieses Verhältniß soll jetzt nicht mehr bestehen. Aber es wird erlaubt sein, daran zu zweifeln, und wir bedienen uns dieser Erlaubniß aus guten Gründen. Wir halten es trotz aller Zeichen von Ungnade mindestens für sehr möglich, daß jene antideutschen Publikationen des „Golos" vom Auswärtigen Amte in Petersburg angeregt worden sind, und daß der Souffleur Jomini heißt, der die rechte Hand des Fürsten Gortschakoff ist. Der letztere ist ein alter Herr mit stark verminderten Kräften, und man spricht jetzt von seinem Rücktritt und gibt ihm Labanoff, den Botschafter bei der Pforte, zum Nachfolger. Unterrichtete aber glauben nicht daran, daß er, so lange er lebt, sein Amt niederlegen werde, und trotz seiner Altersschwäche werden jene An-

griffe auf die deutsche Politik und deren Träger schwerlich mit Unrecht ihm auf die Rechnung gesetzt; denn sie stimmen zu seinem Wesen und Denken.

Fürst Gortschakoff gilt ohne Grund Manchem als besonders kluger und gewandter Diplomat. Er folgt keinen großen Gesichtspunkten, und er hat somit keine großen Erfolge aufzuweisen. Wie seine Politik nicht die des Kaisers Alexander ist, so ist sie auch keine russische, sondern eine in erster Linie von der Rücksicht auf seine eigene Person und dann von seiner Vorliebe für Frankreich, die sein Gebieter nicht theilt, eingegebene und geleitete. Seine Haupteigenschaft ist ein stark entwickeltes Selbstgefühl, sein Hauptziel Befriedigung seines Bedürfnisses nach dem Ruhme, zu sein, was er eben nicht ist, ein Politiker ersten Ranges. Daher seine stete Neigung, Szenen zu erfinden, in denen er eine Rolle spielen kann, in welcher er auf Beifall von Seiten der zuschauenden öffentlichen Meinung zu hoffen hat.

Selbstthätig ist der russische Reichskanzler eigentlich nur in den letzten vier Jahren gewesen, und da wird kein Sachkenner behaupten wollen, daß er mit viel Geschick und Umsicht operirt habe. Diese vier Jahre waren der Vorbereitung auf den Krieg mit der Pforte und der Sicherung eines für Rußland günstigen und einträglichen Ausganges desselben gewidmet. Die Art und Weise aber, wie dabei verfahren wurde, zeugte nicht gerade für einen Geist, der sich über seine Ziele und die Mittel zur Erreichung derselben vollkommen klar ist. Die wichtigste Aufgabe war bei der Vorbereitung des Kampfes mit den Türken, sich Gewißheit zu verschaffen, welche Stellung Oesterreich-Ungarn und Deutschland zu den russischen Absichten einnähmen, und gute Beziehungen zu diesen Staaten herzustellen, resp. zu pflegen. Dies ist, wie bekannt, nicht genügend geschehen. Nicht einmal zu Rumänien ist ein klares und sicheres Verhältniß angebahnt und unterhalten worden, während doch der sechsmonatliche Aufenthalt des russischen Reichskanzlers in Bukarest dazu reichlich Gelegenheit bot.

Wie die Arbeit, so waren auch die Resultate der Politik des Fürsten, nämlich mittelmäßig. Sein Verlangen aber, mehr zu sein, als er war, mindestens mehr zu scheinen, blieb so groß, wie es allezeit gewesen. Nach 1874 sah es aus, als ob sein Durst nach Lob und Ruhm ihm keine Ruhe mehr lassen wollte. Zur Zeit der Reichstädter Konvention soll er geäußert haben: „Je ne peux pas filer comme une lampe, qui s'éteint. Il faut que je me couche comme un astre.“ Der Dreikaiserbund befriedigte ihn nur auf kurze Zeit. 1874 schon begegnete man den Fäden der Gortschakoff-Jomini'schen Politik, die wir jetzt im „Golos“ erkennen, in der ausländischen Presse. Schon damals trat das Ziel dieser Politik, die Herstellung eines intimen Verhältnisses zwischen Rußland und dem revanchebedürftigen Frankreich, mittelst dessen man

auf Deutschland drücken und ihm drohen konnte, deutlich hervor. Die Ablehnung dieses Bestrebens, das vom Kaiser Alexander nicht getheilt worden zu sein scheint, von Seiten Frankreich's, ließ von weiteren Versuchen in dieser Richtung nicht absehen. Dieselben kulminirten in der Periode von 1875 bis 1877, wo u. a. das Gerücht, daß Rußland die Franzosen von einer großen Gefahr gerettet habe, durch die Welt ging. Die Sache ist so charakteristisch, daß wir näher auf sie eingehen müssen.

Es hieß, Gortschakoff sei 1875 durch Gontaut, den damaligen französischen Botschafter in St. Petersburg; darauf aufmerksam gemacht worden, daß Deutschland im Begriffe sei, Frankreich mit Krieg zu überziehen. Gortschakoff habe geantwortet, daß er dieses Unternehmen mißbillige. Dann sei der Kaiser Alexander nach Berlin gereist, und seinen Vorstellungen sei es gelungen, die preußische Militärpartei, von der die Sache betrieben worden, von ihrem Vorhaben abzubringen. Der russische Reichskanzler aber habe darauf eine Zirkulardepesche an die Gesandtschaften gerichtet, die mit den Worten begonnen habe: „Maintenant la paix est assurée.“

Von diesem Gerücht, das von St. Petersburg ausgegangen war und den Zweck hatte, den Fürsten Gortschakoff der Welt im Glanze des großen Friedensstifters erscheinen zu lassen und den Franzosen zum Freunde zu empfehlen, sind nur die Reise des Kaisers nach Berlin und die ruhmredige Zirkulardepesche seines Ministers wahr. Vollkommen richtig dagegen ist, mit Ausnahme dessen, was über eine Frankreich feindlich und auf einen Krieg mit demselben bedacht gewesene preußische Militärpartei gesagt wird, die Mittheilung, die der bekannte englische Journalist Blowitz nach einer Unterredung, die er zur Zeit des Berliner Kongresses mit dem Fürsten Bismarck gehabt, über die Angelegenheit gemacht hat. Der betreffende Artikel stand in der „Times“ vom 7. September vorigen Jahres, und die Hauptstelle desselben lautet:

„Bismarck ist eifersüchtig nicht blos auf seinen eigenen, sondern auch auf seines Vaterlandes Ruhm und stellt in Abrede, daß ein solcher Plan der preußischen Militärbehörden (zu einem Angriff auf Frankreich) jemals existirt habe. Als ich zu Ende meiner Unterredung mit ihm bemerkte, Europa habe auf Frieden gerechnet, sobald es erfahren, er wünsche ihn, griff er diese Redewendung eifrig auf, um auf eine entschiedene Ableugnung jedes Einverständnisses mit den Urhebern des Planes zurückzukommen, seine Rechnung mit dem Fürsten Gortschakoff auszugleichen und ganz Deutschland von dem verwerflichen Vorhaben freizusprechen, welches Europa in Schrecken gesetzt. Er rief aus: ‚Ich würde den Frieden nicht gewünscht haben, wenn ich der Bösewicht gewesen wäre, den Gortschakoff 1875 aus mir machte.‘ Die ganze Geschichte, welche Europa damals zusammenschrecken ließ, und welcher die ‚Times‘ ein so ge-

waltiges Echo gaben, war nichts als eine von Gortschakoff und Gontaut ersonnene Intrigue. Sie war im Einverständniß zwischen Gontaut und Gortschakoff entstanden, den es eifrig nach Lobspenden von Seiten der französischen Zeitungen verlangte, und der gern als der Retter Frankreich's gepriesen sein wollte. Sie hatten die Sache so eingerichtet, daß sie gerade am Tage des Eintreffens des Czaren losplatzen sollte, der als Gott mit dem quos ego zu erscheinen und durch sein bloßes Erscheinen Frankreich Sicherheit, Europa Frieden und Deutschland Ehre zu bringen bestimmt war. Nie habe ich einen Staatsmann unüberlegter handeln, aus bloßer Eitelkeit eine Freundschaft zwischen zwei Regierungen gefährden und sich selbst den ernstesten Folgen aussetzen sehen, um in der Rolle eines Retters auftreten zu können. Als keine Gefahr mehr vorhanden war, sagte ich zu Gortschakoff: ‚Wenn Sie so große Lust haben, von den Franzosen vergöttert zu werden, so haben wir noch Kredit genug in Paris, um im Stande zu sein, Sie in einem Theater in mythologischem Kostüme mit Flügeln an den Schulterblättern und umstrahlt von bengalischem Feuer erscheinen zu lassen. Es war wirklich nicht der Mühe werth, uns als Bösewichte hinzumalen, blos um ein Rundschreiben erlassen zu können.‘ Dieses vielberufene Rundschreiben begann übrigens mit den Worten: Jetzt ist der Friede gesichert, und als ich mich über diese Phrase beschwerte, die alle beunruhigenden Gerüchte bestätigt haben würde, wurde sie in: Jetzt ist die Erhaltung des Friedens gesichert, abgeändert, was nicht viel weniger besagte. Ich bemerkte dem russischen Kanzler: Sie werden sicherlich nicht viel Anlaß haben, sich Glück zu wünschen wegen dessen, was Sie gethan haben, als Sie den Verlust unserer Freundschaft um einer leeren Genugthuung willen wagten. Ich bemerke Ihnen aber offen, daß ich Freunden ein guter Freund und Feinden ein guter Feind bin!“

Wir wenden uns schließlich zu der häufig wiederkehrenden Behauptung der unter dem Einflusse des russischen Reichskanzlers stehenden Blätter, Preußen und Deutschland seien Rußland Dank schuldig und nicht geneigt, denselben abzutragen. Ein Hinblick auf die Geschichte der letzten sieben Jahrzehnte möge zeigen, wie es mit unserem Soll und Haben gegenüber der russischen Politik in Wahrheit steht.

Unvergessen ist, wie diese Politik in den Jahren kurz vor 1806 und beim Frieden von Tilsit verfuhr. Bald mit Bonaparte befreundet, bald mit ihm entzweit, erst mit Frankreich thätig zur Theilung Deuschland's, dann wieder die treibende Kraft in der Koalition von 1805, immer mit großen Worten bei der Hand und doch allezeit mit unzulänglichen Mitteln helfend, war sie stets, wie auch die Farbe wechseln mochte, voll ungeduldiger Herrsch- und Eroberungssucht, begierig nach Einfluß, Vorrang und Vortheil, und schloß sie zuletzt, als

der Franzosenkaiser ihr die Theilung der Weltherrschaft vorschlug, Frieden auf Kosten des verbündeten Preußen.

1813 hat Rußland bei der Befreiung Deutschland's vom französischen Joche allerdings geholfen, aber der Gedanke, den Krieg nach Deutschland zu spielen, kam nicht ohne Mühe zur Geltung und wurde, als man begriffen, daß auch das Interesse Rußland's seine Verwirklichung verlangte, keineswegs mit hinreichenden Streitkräften ausgeführt.

Auf dem Wiener Kongresse wollte Stein den allgemeinen Frieden, die Ruhe des Welttheils durch eine gesteigerte und festbegründete Kraft Deutschland's gesichert wissen. Ein solcher Nachbar aber, der eines fremden Beschützers nicht bedurft und fremde Einmischung nicht geduldet hätte, paßte nicht zu den Weltordnungsplänen des Kaisers Alexander, und so erklärte er sich gegen die beabsichtigte Schöpfung. Die Entschädigungsansprüche Preußen's wurden von Rußland zwar anfangs unterstützt, als man aber Gewißheit erlangt hatte, daß niemand mehr daran dachte, den russischen Absichten mit Polen Hindernisse in den Weg zu legen, daß die Anstrengungen Oesterreich's und der westeuropäischen Mächte lediglich gegen Preußen gerichtet waren, und daß der Friede erhalten werden könne, ohne daß Rußland weitere Opfer zu bringen brauchte, wurde man lauer in seinem Eifer, und zuletzt forderte man Preußen mittelbar auf, gewissen Ansprüchen zu entsagen, die ihm eine bessere Entschädigung verhießen als die, mit der es sich nunmehr begnügen mußte.

Anerkannt gute Dienste leistete Preußen der russischen Politik 1829 während des Krieges mit der Türkei, namentlich durch die Sendung des Generallieutenants v. Müffling, die wesentlich zur Vermittelung eines Friedens beitrug, welcher Rußland aus großer Verlegenheit heraushalf. 1830 schloß Rußland mit Frankreich ein Bündniß zur Bekriegung Deutschland's ab, welches den Franzosen das linke Rheinufer einbringen sollte, und nur der Ausbruch der Julirevolution vereitelte den Plan. Das linke Rheinufer in französischem Besitze hätte die deutschen Mächte unselbständig, also zu Rußland's Verfügung erhalten und bewirkt, daß auch Frankreich an letzteres gefesselt geblieben wäre, da anzunehmen war, daß England den Franzosen jene Erwerbung, welche den Besitz Belgien's vorbereitet hätte, gutwillig nicht zugestehen würde.

Die bekannte Julideklaration von 1848 zählte zwar unter Rußland's Freundschaftsbezeigungen für Deutschland auch die Bereitschaft zum Beistande gegen die im Jahre 1840 hervorgetretenen Gelüste unserer westlichen Nachbarn nach dem Rheine auf; allein in Petersburg dachte man damals nicht an Rüstung, sondern begegnete den Thiers'schen Demonstrationen nur darum mit einigen Noten, weil eine deutsche Nationalerhebung drohte, die eine Stärkung der Kraft Deutschland's zur Folge haben konnte. Dagegen hatte eine

Annäherung an Frankreich nach 1840 viel für sich. In Folge des Todes der Herzogin von Nassau war ein nicht unwichtiger Punkt West-Deutschland's ohne russische Beziehungen, die frühere Verbindung mit dem württembergischen Königshause hatte aufgehört, die mit Baden war gelockert. Ein Besuch des Kaisers Nikolaus in London hatte seinen Zweck nicht erreicht. In Rußland gährte es unter den Bauern, und in den vornehmen Kreisen herrschte Verstimmung, in Polen entdeckte man immer neue Verschwörungen, im Kaukasus hatten die russischen Waffen nur mäßige Erfolge. In Persien hemmte die englische Politik die Verfolgung der von den Russen errungenen Vortheile, in der Türkei stellte sich die Quadrupel-Allianz von 1842 einem raschen Vorwärtskommen entgegen; in den Balkanländern hatte die panslavistische Bewegung zwischen ihrem Verhältniß zum russischen Volke und ihrer Stellung zu den Regierungsgrundsätzen des Czaren zu unterscheiden begonnen. Unter solchen Verhältnissen mußte Rußland zunächst wieder festen Fuß im Westen zu fassen bemüht sein, und das beste Mittel dazu war eine Allianz mit Frankreich. Schon war man dabei, sie abzuschließen, als die Februar-Revolution ausbrach, der die Stürme in Deutschland und Oesterreich folgten.

Inzwischen schlug Preußen, zwar zunächst im eigenen, dann aber auch im russischen Interesse den Aufstand in der Provinz Posen nieder. Am 10. Juli 1849 schloß es auf Andringen Rußland's mit Dänemark einen Waffenstillstand, der Schleswig von Holstein trennte. Am 26. Oktober 1850 äußerte sich der Kaiser Nikolaus, den sein königlicher Schwager vergebens für die Unionspolitik zu gewinnen versucht hatte, zu Warschau in einer Weise über die deutschen Dinge und die Bestrebungen Preußen's, daß der bekannte saure Gang nach Olmütz für unerläßlich gehalten wurde. Während des Krimkrieges schloß sich das vier Jahre vorher von Rußland als Erhalter der deutschen Ohnmacht geförderte und unterstützte Oesterreich den Gegnern der russischen Politik an, während das damals schlechtbehandelte und zur Demüthigung gezwungene Preußen sich wohlwollend verhielt und neutral blieb.

Sehr werthvolle Dienste erwies Preußen den Russen 1863 bei dem großen Aufstande in Polen, dem alle anderen Mächte mit Einschluß Oesterreich's ihre Theilnahme und ihre Unterstützung wenigstens auf diplomatischem Wege zuwendeten. Das preußische Kabinet, bereits unter der Leitung eines Staatsmannes, dessen Politik nicht von gefühlvollen Umwandlungen beeinflußt wird, stellte sich ohne Verzug auf die Seite Rußland's und schloß am 8. Februar ein Uebereinkommen mit dieser Macht ab, nach welchem Preußen in dieser Angelegenheit mit letzterer die Konsequenzen der Theilungsverträge des vorigen Jahrhunderts gemeinsam zu tragen hatte. Die tendenziöse Opposition, die im Abgeordnetenhause in dreitägiger Debatte und in einer Resolution vom

28. Februar gegen das Abkommen gemacht wurde, änderte an der Sache nichts; Preußen verharrte vielmehr bei seiner Politik den Polen gegenüber und ermöglichte so den Russen die Niederwerfung der Revolution und die Zurückweisung der Vorschläge, welche Frankreich, England und Oesterreich am 27. Juni gemeinschaftlich nach Petersburg abgesandt hatten, und in welchen u. a. eine Konferenz der acht Mächte, die den Wiener Vertrag unterzeichnet, zur Beilegung des Streites zwischen Rußland und den Insurgenten beantragt worden war.

1866 und 1870 hat Rußland den Ereignissen in Deutschland, Böhmen und zuletzt in Frankreich Gewehr beim Fuß zugesehen, und wir schulden ihm ohne Zweifel Dank dafür. Indeß war es doch nicht blos Wohlwollen, wenn man unterließ, die Gelegenheit zu einem Angriff auf Deutschland zu benutzen. 1866 mußten wir in Petersburg als die Exekutoren des russischen Zornes erscheinen, den Oesterreich sich durch sein im Hinblick auf die von Kaiser Nikolaus zur Erstickung der ungarischen Insurrektion geleistete Hilfe „undankbares“ Verhalten während des Krimkrieges und während des polnischen Aufstandes zugezogen hatte. Auch mußte man einen Sieg der Wiener Politik und die darauf sicher folgende österreichische Hegemonie in Deutschland aus vielen Gründen für den Interessen Rußland's weniger entsprechend ansehen, als eine Einigung Deutschland's unter Preußen, das sich 1863 freundnachbarlich und 1854 wenigstens nicht feindselig verhalten hatte. 1870 aber konnte man unmöglich wünschen, daß Oesterreich-Ungarn sich am Kriege betheiligte, und daß eine österreichisch-französische Armee sich der Grenze Polen's näherte, das von Paris her traditionell, von Wien aus wenigstens in den letzten Jahren auf Rußland's Kosten begünstigt worden war. Waren wir trotzdem zu Danke verpflichtet, so haben wir ihn 1870 dadurch abgetragen, daß wir Rußland die Freiheit des Schwarzen Meeres wieder verschafften, die es ohne uns von England und Frankreich nicht erlangt hätte.

Nun wolle man addiren und dann subtrahiren.



Die Realschule in Italien.*)

Als das italienische Handelsministerium, das von Crispi während seiner kurzen Regierung aufgehoben worden war, wieder in's Leben gerufen wurde, ließ man dem Unterrichtsministerium die Leitung der sogenannten technischen Institute. Das Unterrichtsministerium, dem beiläufig gesagt die Abtheilung für den Kultus nicht unterstellt ist, da diese in Italien vom Großsiegelbewahrer abhängt, hat somit jetzt fast den ganzen öffentlichen Unterricht unter sich. Von denjenigen Fachanstalten abgesehen, welche, wie wohl in allen Ländern, dem Kriegs- und dem Marineministerium unterstehen, abgesehen ferner von den Priesterseminarien als den Vorbereitungsanstalten für künftige Theologen, auf welche die italienische Regierung sich nicht die mindeste Einwirkung vorbehalten hat, sind dem Wirkungskreise des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht noch immer entzogen und dem Ministerium für Ackerbau, Handel und Industrie verblieben die Handwerkerschulen (scuole d'arti e mestieri) und, außer dem Gewerbemuseum in Turin, die höhere Handelsschule in Venedig und die höhere nautische Schule in Genua: die Zöglinge der beiden zuletzt genannten Institute kommen von Schulen her, die unter dem Unterrichtsministerium stehen, und es hat nicht geringe Verwunderung erregt, daß das Prinzip der einheitlichen Oberleitung der Schulen ohne zwingenden Grund hier durchlöchert worden ist. Man glaubt, daß der politische Einfluß der beiden betreffenden Schulvorstände, von denen der eine Abgeordnete, der andere Senator ist, die Ausnahmsmaßregel mit veranlaßt hat.

Wir wollen uns für heute nur mit jenen Mittelschulen beschäftigen, welche auf dem Gebiete des nicht-klassischen Unterrichtes dem Gymnasium oder, wie man in Italien sagt, dem Lyceum entsprechen. Unter Benutzung eines umfassenden Berichtes, welcher am 30. September vorigen Jahres von Herrn O. Casaglia, dem Abtheilungsvorstand für den technischen Unterricht, an den Unterrichtsminister De Sanctis gerichtet worden ist, wollen wir versuchen, die thatsächlichen Zustände der italienischen Realschule (erster Ordnung) zu schildern, wobei wir sogleich bemerken, daß die italienische Anstalt als Ganzes genommen nicht mit den gleichnamigen Schulen anderer Länder verglichen werden darf. Diese Ablehnung der Vergleichbarkeit bedeutet keineswegs einen Verzicht auf Kritik, die schon durch die häufigen Aenderungen, über welche sich der Bericht

*) Bei dem lebhaften Interesse, welches kürzlich die Frage wegen Neugestaltung des technischen Unterrichtswesens in Preußen hervorgerufen hat, dürfte der vorliegende Aufsatz, der in eine Partie des analogen italienischen Unterrichtswesens Einblicke gewährt, manchem unserer Leser willkommen sein. D. Red.

in Kürze äußert, nahe gelegt wird. Wir bilden uns dabei keineswegs ein, daß gewisse Ausstellungen, die wir zu machen haben, den maßgebenden Behörden und zunächst dem Abtheilungsvorstande für die Realschulen neu sein werden. Wir haben im Gegentheil Grund vorauszusetzen, daß derselbe gewisse Mängel der seiner Obhut anvertrauten Schulen kennt und nur aus Rücksichten verschiedener Art manches verschweigt oder wenigstens nur andeutet. Ganz frei ist das ruhig referirende Schriftchen von jener Lobhudelei, welche uns amtliche Berichte oftmals so ungenießbar macht.

Bei Verkündigung des Unterrichtsgesetzes vom 13. November 1859, welches nach seinem Urheber das Gesetz Casati genannt wird, gab es in Italien 5 Schulen, je eine in Turin, Genua, Mailand, Venedig und Florenz (letztere aus dem vorigen Jahrhundert stammend), welche in technische Institute umgewandelt werden konnten. Im Schuljahre 1861—62 gab es bereits 15 solcher Institute, 1877—78 bestanden deren 70. Von diesen waren 40 rein königlich, 9 wurden vom Staate mit einer in's Budget eingestellten Summe subventionirt, 19 hingen von Provinzen und Gemeinden ab, 2 gehörten Privaten: eine in Casteletti (Toscana) und eine in Terranuova (Sicilien). Das technische Institut zerfällt im allgemeinen in 5 Abtheilungen: die allgemein-wissenschaftliche, die kommerzielle, die industrielle, die landwirthschaftliche und die Abtheilung für Feldmesser. Am seltensten, nämlich nur 9 mal, fehlt die allgemein-wissenschaftliche Abtheilung (sezione fisico-matematica); vorhanden sind 57 kommerzielle, 56 Abtheilungen für die Feldmesser, 22 landwirthschaftliche und schließlich 6 industrielle Abtheilungen (in Como, Livorno, Neapel, Turin, Rom und Venedig).

Wir können uns hier nicht mit jenen Abtheilungen befassen, welche im wesentlichen Fachschulen sind und durch eine fortschreitende Spezialisirung der Studien immer geeigneter werden, eine brauchbare Berufsbildung für das praktische Leben zu liefern. Allerdings umfassen gerade diese Fachschulen bei weitem die größere Schülerzahl. Nicht weniger als 2623 Zöglinge besuchen die dreijährigen Fachkurse, so daß der eigentlichen Realschule (der allgemein-wissenschaftlichen Abtheilung) nur 1322 Schüler bleiben.*) Gemeinsam ist allen Schülern der erste Jahreskursus der Anstalt, in welchem 1877—78 2270 Zöglinge wöchentlich je 6 Stunden im Italienischen und in der Mathematik, 8 Stunden im Zeichnen und je 3 im Französischen, in der Geographie und Geschichte unterrichtet worden sind. Die Aufnahme in diesen gemeinsamen Jahreskursus erfolgt auf Grund einer speziellen Aufnahmeprüfung oder (seit

*) Bei all' diesen Zahlen sind die Zuhörer (Hospitanten) nicht mitgerechnet, deren es in den letzten drei Schuljahren in den königlichen Instituten 709, 403 und 352, in den anderen 216, 211 und 252 gab.

2 Jahren) auf Grund des Abgangszeugnisses einer königlichen oder gleichgestellten technischen Schule. Als einen der Hauptvortheile der Vereinigung des technischen Schulwesens in dem Unterrichtsministerium verspricht man sich eine immer bessere Vorbereitung der Zöglinge der technischen Schulen (die von Anfang an unter dem Unterrichtsministerium standen) auf die technischen Institute, und zwar unbeschadet des für den größten Theil der Zöglinge der zuerst genannten Anstalten abschließenden Charakters des Unterrichtes. Gleichwerthig sind die Abgangszeugnisse der Anstalten einer und derselben Ordnung nirgends in der Welt. Für Italien ist in den nächsten Jahren speziell zu befürchten, daß namentlich die besseren technischen Institute in ihren Aufnahmeprüfungen strenger verfahren werden als die Schlußprüfungs-Kommissionen der technischen Schulen, und daß in Folge ungenügender Vorbereitung der Prozentsatz der im ersten Jahre von der Versetzung ausgeschlossenen Zöglinge sich unverhältnißmäßig steigern wird. Es wäre auf keinen Fall vortheilhaft für das technische Institut, wenn sich die Vorstellung verbreitete, es sei schwieriger, sich durch dieses durchzuarbeiten, als durch das Gymnasium, welches doch auf mehr Berufsarten vorbereitet. Das Abgangszeugniß der allgemein-wissenschaftlichen Abtheilung berechtigt zum Eintritt ohne Aufnahmeprüfung in die naturwissenschaftliche und mathematische Fakultät, in die höheren Fachschulen für Landwirthschaft in Mailand, Pisa und Portici, in die höhere Handelsschule in Venedig, in die höhere nautische Schule in Genua und in das Gewerbemuseum in Turin.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir beklagen, daß auch nach Aufhebung der Bestimmungen, wonach trotz der Abgangszeugnisse einer vorbereitenden Anstalt die Aufnahmeprüfungen der entsprechenden höheren Schule gemacht werden mußten, in Italien noch immer viel zu viel geprüft wird. Kostbare Zeit, die für den Unterricht verwendet werden könnte und, wenn keine hygienischen Bedenken entgegenstehen, auch gebraucht werden sollte, wird am Ende des Schuljahres zur Abhaltung von Prüfungen benutzt, über deren Ausgang die Lehrer nur in seltenen Fällen in Zweifel sein können. Allerdings darf ein besserer Zögling im einzelnen Fache oder auch in allen Fächern ohne Uebergangsprüfung versetzt werden; nur schließt ungeeignetes Betragen von dieser Vergünstigung aus, und der Lehrer, der, um den Schüler zu strafen, die Arbeit einer unnöthigen Prüfung übernehmen muß, wird in naiver Weise mit bestraft. Zudem ist die Ertheilung der in Zahlen auszudrückenden Noten fast ausschließlich auf die gewonnenen Früchte basirt, und die moralische Seite der Sache fällt wenig, nach unseren Erfahrungen möchten wir sagen, gar nicht in's Gewicht. Ein Junge, der bei mittelmäßiger oder geringer Begabung das Menschenmögliche geleistet hat, wird sich niemals des Vortheiles einer Versetzung

ohne Prüfung, einer fördernden Anerkennung seines Strebens erfreuen; ein begabter Faulpelz, der sich nur gerade vor Schulstrafen zu retten gewußt hat, darf ein paar Wochen früher als sein weniger glücklicher Kamerad in die Ferien gehen. Denn die Prüfungen finden nach vollständigem Abschluß der Lektionen statt und sind höchst anstrengend für das Lehrerpersonal, von dem je zwei, darunter natürlich der Lehrer des Faches, in demselben Gegenstande prüfen. Die ehrliebenden Schüler leiden unter dieser Anhäufung von Prüfungen am allermeisten. Dazu erscheint das Abhetzen am Ende des Schuljahres um so unnatürlicher, als zu Beginn des neuen Schuljahres Nachprüfungen erlaubt sind und wiederum viele Zeit in Anspruch nehmen. Sehr selten wird ein Schüler, der im Laufe des Jahres mittelmäßige Zensuren bekommen hat (ganz schlechte Zensuren haben die Ausschließung von der Prüfung zur Folge), und dem vorerst die Versetzung verweigert worden ist, auf die Prüfung verzichten; er probirt eben, ob er Glück hat, was ja recht gut möglich ist. Pädagogen werden begreifen, daß die sittliche Erziehung unter solchen Umständen nicht begünstigt wird.

1877—78 vertheilten sich die 1322 Schüler der allgemein-wissenschaftlichen Abtheilung auf die 3 Jahreskurse, wie folgt: im 2. Kursus waren 553, im 3. 431, im 4. 338 Schüler. Wieviel davon auf die 37 Sektionen der königlichen Institute kommen, ergibt sich, wenn man die in 24 Sektionen nicht-königlicher Institute unterrichteten 146, 93 und 89, zusammen 328, in Abrechnung bringt. Die allgemeine Frequenz ist der Erwartung gemäß wesentlich geringer in den technischen Instituten, die nicht unmittelbar unter der Regierung stehen, als in den königlichen Anstalten. Die Schwierigkeit des Fortkommens zeigt sich recht deutlich in der immer noch geringen Zahl der Schüler des Oberkursus, der im verflossenen Schuljahre nur in Bologna, Genua, Mailand, Neapel, Palermo, Turin, Padua und Florenz von mehr als 10 Schülern besucht wurde. Es liegt uns fern, den noch jungen technischen Unterricht, beziehungsweise die Abtheilung, deren Betrachtung wir hier unternommen haben, nach der Zahl derjenigen zu beurtheilen, welche die Entlassungsprüfung bestehen, wir schlagen den Vortheil nicht gering an, daß eine größere Zahl von Schülern mindestens einen Theil des angebotenen Unterrichtes genießt, auch wenn sie sich vor dem Schlußjahre zurückziehen, wir sind nicht ungeduldig und möchten, daß auch Andere es nicht wären. Aber da aus vielen Erscheinungen zu entnehmen ist, daß die Opfer, welche das Bestehen von 70 Instituten, hier dem Staate, dort den Provinzen und Gemeinden auferlegt, nicht allerseits gern getragen werden und Neuerungen zu befürchten sind, so fragen wir uns doch, wo gespart werden kann. Offenbar sind Abtheilungen, die mehrere Jahre hintereinander nur einen oder zwei Schüler entlassen, viel zu kostspielig, und es liegt nahe, dieselben ein-

zuziehen und die bereits immatrikulirten Schüler lieber auf öffentliche Kosten an einem anderen Orte ihre Studien beendigen zu lassen: der Fall der Aufhebung einer Stelle ist gesetzlich vorhergesehen, und nichts hindert, die besseren Lehrkräfte einer solchen aufgehobenen Abtheilung sogleich zu versetzen oder später wieder zu verwenden.

Die Tüchtigkeit der Lehrer im italienischen Dienste im allgemeinen, nicht nur in den Realschulen, ist sehr ungleich. Wer die Verhältnisse kennt, weiß, daß in den ersten Jahren der Neubegründung des italienischen Staates mancher Patriot an der Schule angestellt worden ist, nur weil man keine andere Versorgung für ihn hatte. Warum das Personal an Staats- dem an Privat-Anstalten lehrenden überlegen sein muß, braucht nicht nachgewiesen zu werden. Da hier zu Lande niemals nach dem politischen und religiösen Bekenntniß des Lehrers gefragt wird, so hat der Einzelne noch weniger Ursache als anderswo, sich in die direktere Abhängigkeit von den Provinzial- und Gemeinde-Behörden zu begeben, welche überdies schlechter bezahlen als der Staat. Wichtig für den Gang und die Leistungen der Institute ist der leidige Umstand, daß, während an 116 Abtheilungen königlicher Institute 634 Lehrer, an den 86 anderen nur 360 angestellt sind. Da in der italienischen Realschule der ganze Unterricht auf das Fachlehrersystem eingerichtet ist, haben die nicht-königlichen Institute den Nachtheil, daß an ihnen zu viele Fächer von einem und demselben Lehrer gelehrt werden. Dagegen wollen wir nicht verschweigen, daß auch an den staatlichen Instituten viele Kräfte wirken, die noch an anderen öffentlichen Schulen und zwar durchaus nicht immer das gleiche Fach wie im Institute lehren. Wenn wir aus dem Lektionskatalog ersehen, daß es Lehrer mit drei Stunden wöchentlich gibt, und wenn wir erwägen, daß, abgesehen von den Großstädten, wo Parallelklassen eingerichtet werden mußten, und die betreffenden Lehrer Gelegenheit zu „Ueberstunden“ haben, die Lehrer der Mathematik, der Sprachen u. s. w. viel weniger Unterrichtsstunden haben als die in Deutschland und doch mit ihrer Besoldung unmöglich auskommen können, so verstehen wir sowohl die Uebertragung mehrerer Unterrichtsfächer an einen und denselben Lehrer, als die Verwendung der Lehrer an verschiedenen Anstalten.

Die königlichen Institute haben 3 Klassen von professori titolari (ordentliche Lehrer), die durch königliches, und 3 Klassen professori reggenti (außerordentliche Lehrer), die durch ministerielles Dekret ernannt werden. Die provisorisch angestellten Lehrer, incaricati, sollen im Verhältniß zu den wöchentlichen Unterrichtsstunden und der Wichtigkeit des Lehrfaches bezahlt werden. Charakteristisch ist es, daß die besseren Stellen nur sehr langsam ausgefüllt werden, daß es z. B. im verflossenen Schuljahre statt 490 nur 314 titolari und statt 24 incaricati deren 137 gab. Wenn auch ein Theil der provisorisch ange-

stellten Lehrer im Laufe des Jahres fest angenommen wurde, so sieht es doch so aus, als ob man zu sehr an die Budgetverhältnisse des Staates und zu wenig an die Bedürfnisse des Lehrers dächte. Begreiflich wird die Langsamkeit der Beförderung des incaricato zum reggente, wenn man weiß, daß der erstere noch keine Pensionsberechtigung hat und leichter entfernt werden kann. Uebrigens kennt Italien die Einrichtung des Probejahres nicht, und der mit geringerem Gehalt provisorisch angestellte Lehrer hat bei definitiver Besetzung der Stelle einen sehr großen Vorzug vor seinen Konkurrenten, welche nicht öffentlich gelehrt haben.

Die Regierung kann Leute von Auszeichnung berufen, auch wenn dieselben noch nicht an einem Institute gelehrt haben, oder sie läßt die erledigte Stelle förmlich ausschreiben. Die Bewerbung erfolgt entweder auf Grund der Zeugnisse und Veröffentlichung der Konkurrenten oder mittelst Prüfung; in den meisten Fällen werden beide Arten der Bewerbung kombinirt. Entweder entscheidet der aus 11 Mitgliedern bestehende Rath für den industriellen und professionellen Unterricht, welchem die Kompetenzen des Oberstudienrathes übertragen sind, oder, was das Gewöhnliche ist, eine Kommission ad hoc. Die Arbeiten dieser Kommissionen sind sehr erschwert dadurch, daß man noch immer nicht die Mittel gefunden hat, gänzlich Unberufene von vornherein von der Bewerbung auszuschließen. Mit der Zeit wird wohl auch Italien zu dem System der Staatsprüfungen greifen und hauptsächlich auf Grund der in denselben ertheilten Klassifizirungen anstellen, mit Ausnahme vielleicht der in der Entwickelung begriffenen naturwissenschaftlichen Fächer, wo erneute Prüfungen die beste Gewähr geben können, daß der Tüchtigste herausgefunden werde.

Werfen wir nun einen Blick auf die Lehrgegenstände der allgemein-wissenschaftlichen Abtheilung. Wenn wir uns dabei enthalten, einen Auszug aus dem detaillirten, auch den Schülern zugänglichen Programm zu geben, so geschieht es vor allem auch deswegen, weil wir doch nicht im Stande wären, neben dem allgemein vorgeschriebenen „Was“ das „Wie“ des Unterrichtes in den verschiedenen Anstalten zu schildern. Von 32 wöchentlichen Unterrichtsstunden des zweiten Kursus fallen je 6 auf Italienisch, Mathematik und Zeichnen, je 3 auf Geographie, Geschichte und Französisch und 5 auf eine zweite fremde Sprache. Entweder wird englisch oder deutsch, in vielen Fällen beides gelehrt; dann hat der Schüler die Wahl, welcher dieser 2 Sprachen er sich zuwenden will. (Im Schlußexamen ist mehrmals das gleiche Thema für beide Sprachen gegeben worden.) Auf das Französische wird weniger Zeit verwendet, da die Schüler dasselbe 3 Jahre vorher in der technischen Schule studiren. Im dritten Jahre ordnet der Lehrplan wöchentlich 36 Lehrstunden an. Geschichte, Geographie, Französisch und die zweite fremde Sprache haben

die gleiche Stundenzahl wie im Vorjahre. Neu hinzu kommen 3 Fächer mit je 3 Wochenstunden, nämlich Physik, Naturgeschichte, wissenschaftliche Elemente der bürgerlichen Ethik und des Rechtes. Italienisch und Zeichnen sind um je 2 Stunden, Mathematik um eine Stunde verkürzt. Von den 36 Stunden des Oberkursus sind dem Italienischen eingeräumt 4 Stunden, der zweiten fremden Sprache 5, den Elementen der Nationalökonomie 3, der Physik 3, der allgemeinen Chemie 3, den Uebungen in derselben 4, der Naturgeschichte 3, der Mathematik 5, dem Zeichnen 6.

Ueber die beiden der italienischen Realschule eigenthümlichen Unterrichtsgegenstände, die Elemente der bürgerlichen Ethik und des Rechtes und die Elemente der Nationalökonomie, äußert sich eine Autorität auf dem Gebiete des Realschulwesens, Professor Dr. Strack in Berlin, in einem trotz mancher Ungenauigkeiten und Lücken sehr brauchbaren Schriftchen (Das Schulwesen Italien's, besonders die Realschulen Italien's im Jahre 1878. Bielefeld und Leipzig 1878) folgendermaßen: „Die Zöglinge erscheinen uns, obwohl das Klima auch den Menschen hier früher als bei uns zur Reife bringt, weder sattsam geistig entwickelt, noch wissenschaftlich hinreichend vorbereitet zu ersprießlicher Theilnahme an Vorträgen der Art; der Lektionsplan wird also unnütz, d. h. zum Nachtheil für das Ganze, überladen; die Arbeitskraft der Schüler wird übermäßig in Anspruch genommen und gleichzeitig zersplittert, und die Stundenzahl wird größer, als die klimatischen Verhältnisse es zu gestatten scheinen." Wir können diesem Urtheil nicht widersprechen. Das Studium der Elemente der bürgerlichen Ethik und des Rechtes im Vereine mit den Hauptbegriffen der Psychologie und Logik ist im wesentlichen erst durch den Minister Majorana-Calatabiano eingeführt worden, der hierdurch die Bildung des Charakters zu fördern hoffte. Das Studium der Volkswirthschaft wurde schon im Gesetze vom Jahre 1859 angeordnet. Wer, wie Referent, auch den Lyceen die Beschäftigung mit der Philosophie abnehmen möchte, muß den Instituten wünschen, daß die berührten zwei Fächer, deren halb wissenschaftlicher Betrieb den Hang der Jugend zum Dogmatismus fördert, aus dem Stundenplan entfernt und daß die ausfallenden Stunden, wenn es wirklich bei den 36 in der Woche verbleiben soll, zunächst dem Lehrer für italienische Literatur und dem für Geschichte übertragen werden. Da nach der Absicht des Programms nicht nur politische, sondern Kulturgeschichte gelehrt werden soll, und da es in Italien leichter sein dürfte als irgendwo, das Element der Kunst mit zu berücksichtigen, so dürfte man wohl vom Geschichtsunterricht jene Hebung des Idealismus erwarten, welche den Gymnasiasten für die Vertiefung in die Werke des Alterthums belohnt. Daß die technischen Institute nicht lateinisch treiben, weil die

lateinischen Autoren für die Italiener nicht die großen Schwierigkeiten bieten, wie für die germanischen Völker, ist öfters bedauert worden.

Die Abgangsprüfung umfaßt nicht nur die Fächer des Oberkursus, sondern auch andere Unterrichtsgegenstände der Institute, worüber jedes Jahr ein vom Ministerium berufener Zentralausschuß für die Prüfungen bestimmt. Man könnte glauben, daß dieses die Abgangsprüfung sehr erschwerende System namentlich der Privatstudenten wegen eingeführt sei. Aber diese müssen sich bei einem königlichen Institute einer Vorprüfung über die Unterrichtsfächer der ersten zwei Jahre unterwerfen. An jedes von der Regierung zur Abhaltung der Schlußprüfungen ermächtigte Institut — und das waren 1876—77 nicht weniger als 63 — wird ein königlicher Kommissar oder deren zwei geschickt, welche die Prüfungen zu überwachen und direkt an das Ministerium darüber zu berichten haben. Zu den Schlußprüfungen im Sommer meldeten sich 1876 268 Schüler der allgemein-wissenschaftlichen Abtheilungen und 43 Privatstudenten (zu welchen auch die Schüler der wenigen, nicht zur Vornahme der Schlußprüfungen berechtigten Institute gerechnet werden). 170 und 11 bestanden in allen Fächern, 94 und 28 fielen in 1, 2 oder 3 Fächern durch und konnten dann im Herbst die bezüglichen Nachprüfungen machen, 4 und 4 fielen gänzlich durch. Von den 92 und 22, welche sich diesen Nachprüfungen unterzogen, bestanden 77 Zöglinge und 17 Privatstudenten, 15 und 5 fielen auch in der zweiten Session durch. Von 39 und 21 Kandidaten, welche die Schlußprüfung im Herbste zum ersten Male machten, bestanden nur 15 und 4. Die Lokalkommissionen entscheiden endgiltig, schicken aber die Arbeiten und Sitzungsberichte an das Ministerium ein, welches sich durch den genannten Zentral-Ausschuß für die Prüfungen Bericht erstatten läßt und die Zeugnisse ausstellt. Die Regierung ordnet nach Bedürfniß Inspektionen der technischen Institute durch Männer ihres Vertrauens an, hat gesetzlich 3 Berufs-Inspektoren und empfängt außer dem Material, welches die Schulvorstände einschicken, die Berichte der Aufsichtsausschüsse jedes einzelnen Institutes. In diesem Ausschusse sitzen 2 vom Präfekten der Provinz ernannte Mitglieder, je eines wird vom Provinzialrath, vom Gemeinderath und von der Handelskammer ernannt. In den nicht-königlichen Instituten, die von den Lokalverwaltungen unterhalten werden, bedürfen die Ernennungen der Lehrer und Direktoren der Genehmigung dieses Aufsichtsrathes und des Ministeriums. Der Rektor braucht nur in den großen Instituten keinen Unterricht zu ertheilen. Die Institute stehen nicht unter dem Provinzialschulrath.

Die Besoldungsverhältnisse der Lehrer an den technischen Instituten zu besprechen, ist wohl unnöthig, da es mit der Umrechnung des italienischen Geldes in deutsches keineswegs gethan ist. Die Art des ganzen Lebens ist in Italien

sehr verschieden von der in Deutschland, und es käme dann immer noch auf eine Vergleichung mit den entsprechenden Beamten-Kategorieen an, sowohl was den Gehalt als was die Chancen der Beförderung betrifft. Auch ist das Arbeitsmaß meistens geringer als in Deutschland, wobei indessen nicht verschwiegen werden darf, daß an den kleineren Orten der Lehrer gar keine Gelegenheit hat, außerhalb seiner amtlichen Stellung Geld zu verdienen. Literarische Thätigkeit ist in Italien sehr wenig einträglich. So viele Grammatiken, Uebungsbücher u. s. w. für die Erlernung der fremden Sprachen fabrizirt werden, so langsam geht es mit der Einführung passender, speziell für die Italiener verfaßter Schulbücher, welche die Konkurrenz mit Uebersetzungen aus dem Deutschen und Französischen bestehen. Prämien, welche die Regierung vor einigen Jahren ausgesetzt hat, um die literarische Thätigkeit der Lehrer an den technischen Instituten zu fördern, haben unseres Wissens bis jetzt keine Resultate für die Schule ergeben.

Der von uns erwähnte Bericht enthält interessante statistische Nachweise über sämmtliche Abtheilungen der technischen Institute und erstreckt sich auch auf die nautischen Schulen, sowie auf die höheren Ackerbauschulen in Mailand und Portici. Wir verzichten darauf, zu berechnen, wie viel die allgemein-wissenschaftliche Abtheilung kostet, da die Budgets der einzelnen Institute als Ganzes angeführt sind. Die Fachschulen partizipiren in verschiedener Weise an den Lehrstunden für die physisch-mathematische Abtheilung, wie andererseits die Institute wissenschaftliches Material benutzen, welches anderen Schulen gehört. Die Verdoppelung von Laboratorien hat man nach Kräften zu vermeiden gesucht. Der Ankaufswerth des Materiales in den Kabinetten für Physik, Chemie, Naturgeschichte, Landwirthschaft, praktische Geometrie und Konstruktionen und endlich Zeichnen betrug in 67 Instituten am 31. Dezember 1877 beinahe $2^2/_3$ Millionen Lire*). Es wird dafür gesorgt, daß die Bibliotheken der Institute nur solche Werke anschaffen, welche die Studien der Lehrer und Schüler wirklich fördern; auch fehlt es nicht an Geschenken. Für die Aufnahmeprüfung werden 40, für die Abgangsprüfung 75 Lire bezahlt; das jährliche Schulgeld beträgt 60 Lire. Das wissenschaftliche Material der königlichen Institute wird von der Provinz angeschafft, für das nicht-wissenschaftliche Material (Wohnung, Meublirung, Wasser, Gas, Brennmaterial) sorgt die Gemeinde. Den Gehalt zahlt der Staat aus, der sich von der Provinz die Hälfte ersetzen läßt. Verwaltungskosten liegen ebenfalls der Provinz ob.

Rom. J. Schuhmann.

*) Auf der Pariser Weltausstellung hat das Unterrichtsministerium für eine Sammlung des wissenschaftlichen Materiales der Kabinette der technischen Institute die goldene Medaille davongetragen.

Bettina und die Goethischen Sonette.

Goethe hat, wie Nestor, drei Menschenalter gesehen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß er zu Gottsched's und Gellert's Füßen gesessen, aber auch das Erscheinen von Heine's „Buch der Lieder" erlebt hat, daß er Oeser's Schüler im Zeichnen war, aber auch das Talent Friedrich Preller's, der kaum vor Jahresfrist heimgegangen, noch schätzen lernte, um sich bewußt zu werden, was dieses Leben alles umspannte. Aber wie er als Schriftsteller auf drei Altersstufen unserem Volke gegenüber gestanden hat, so lebte er auch einzelnen Familien gegenüber in lebendigen Beziehungen zu drei Generationen. Die Freundschaft, in der er zu Sophie La Roche*) und deren Tochter Maximiliane Brentano gestanden, sie lebte mehr als drei Jahrzehnte später wieder auf in seinem Verhältniß zu Maximiliane's Tochter Bettina. Mit Großmutter, Mutter und „Kind" hat er verkehrt, ja bis zur Generation der Urenkel lassen diese Beziehungen sich ausdehnen: Ein Vers, den er noch 1832 in das Stammbuch des frühverstorbenen ältesten Sohnes von Bettina schrieb, ist vielleicht das letzte Dichterische, das aus seiner Feder gekommen.

Ueber Bettina existirt eine endlose Literatur. Wenig Gutes, sehr viel Schlimmes ist über sie ausgesprochen worden. Ihr ganz gerecht zu werden, vor allem über das vielbesprochene Verhältniß, in welchem ihre Briefe an Goethe zu einigen Goethischen Gedichten stehen sollen, die volle Wahrheit festzustellen, diese Möglichkeit hat sie selber halb und halb vereitelt und damit auch den Anspruch darauf verscherzt. Aber was sie selbst verdorben, scheint nach und nach durch andere Hände wieder gut gemacht werden zu sollen. Dasselbe Buch**), an dessen Hand wir zum ersten Male einen klaren Einblick in Goethe's Verkehr mit Maximiliane La Roche gewonnen haben, bringt in seinem zweiten Theile auch wichtige Dokumente bei über seinen Verkehr mit Bettina, Dokumente, deren Bedeutung sofort ersichtlich werden wird, wenn wir den bisherigen Stand der Bettina-Frage uns in Kürze vergegenwärtigen.

Goethe kannte Bettina von Kindesbeinen an; bei mehrfachen Besuchen in Frankfurt, bei denen er auch wieder in das Brentano'sche Haus kam — zuletzt noch 1793 kurz vor Maximiliane's Tode — muß er das „Kind" gesehen haben.

---

*) Durch ein Mißverständniß bei der Korrektur ist in unserem vorigen Aufsatze über Maximiliane der Vatername von Sophie La Roche, Gutermann, in die wahrhaft asiatische Form Chutermann korrumpirt worden.

**) Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von G. von Loeper. Berlin, W. Hertz, 1879.

Im Sommer 1799 führte die Großmutter ihren lange gehegten Vorsatz, den sie schon in den Kriegswirren der vorhergehenden Jahre immer hatte ausführen wollen, von dem sie aber unter Goethe's Vermittelung durch Goethe's Mutter zurückgehalten worden war, aus und rückte mit ihren Enkelinnen dem alten Jugendfreunde Wieland in Osmannstedt vor's Quartier. Ihr Besuch war in Weimar nicht sehr angenehm, wie aus dem Schiller-Goethischen Briefwechsel aus dem Juli 1799 zur Genüge hervorgeht. Schiller schreibt: „Das Ungewitter aus Osmannstedt scheint sich zu verziehen", Goethe, der sie in Tiefurt und Osmannstedt gesehen, erwiedert kurz darauf: „Heute droht Ihnen, wie ich höre, ein Besuch der La Roche'schen Nachkommenschaft", und Schiller antwortet drei Tage später: „Die zwey Damen haben mich neulich wirklich besucht und für sie zu Hause gefunden. Die kleine hat eine sehr angenehme Bildung, die selbst durch ihren Fehler am Aug nicht ganz verstellt werden konnte. Sie gaben mir den Trost, daß die Furcht vor der Schnecke die alte Großmutter wohl von der Herreise abschrecken würde." Vielleicht ist auch hier Bettina mit unter der „La Roche'schen Nachkommenschaft" zu verstehen. Der eigentliche engere Verkehr Bettina's mit Goethe umfaßt aber erst die Jahre 1807—1811. Am 23. April 1807 kam sie nach Weimar und führte sich mit einem Empfehlungsbriefe Wieland's bei Goethe ein. Ein zweiter Besuch, den sie in Begleitung ihrer Schwester, der Frau von Savigny, machte, folgte bereits im November desselben Jahres. Ein drittes und letztes Mal trat sie im August 1811 in Weimar auf, als sie schon mit Achim v. Arnim verheirathet war.

Bettina's wunderlicher Verkehr mit Goethe ist so oft geschildert worden, daß es keines Wortes darüber bedarf. Das geistvolle, aber durchaus phantastische, halb überspannte „Kind" von weit über 20 Jahren drängt sich anbetend, vergötternd, in koketter Selbstbespiegelung an den 58jährigen Dichter — Goethe läßt sich ihre leidenschaftliche Verehrung gefallen, ist hie und da erheitert durch ihr launiges, halb elfen-, halb koboldartiges Wesen, duldet sie wie ein seltsames Kind, ist im Ganzen zurückhaltend gegen sie, aber dabei artig und freundlich, so lange es möglich ist. Als sie sich schließlich zu große Freiheiten erlaubte, schnitt er rasch den Verkehr ab. Was Lewes über die Veranlassung zum Bruche mittheilt, will er von völlig zuverlässiger Seite erfahren haben. Bettina ging eines Tages mit Goethe's Frau nach der Kunstausstellung, machte dort boshafte Bemerkungen über Goethe's Freund, Heinrich Meyer, den „Kunstmeyer", und verletzte damit auch Christianen, die ihr derb darauf diente. Es kam zum Wortwechsel und endlich zu gröblicher Beleidigung. Goethe nahm selbstverständlich die Partei seiner Frau und verbot Bettinen das Haus. Ihre Bitten um Verzeihung wies Goethe zurück, er war froh, aus dem unnatürlichen Verhältniß, das nur Verlegenheiten bereiten konnte, befreit zu sein.

Ebenso allbekannt ist es aber, daß Bettina in dem „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde", den sie 1834 herausgab, die Korrespondenz veröffentlicht zu haben behauptete, die sie zwischen 1807 und 1811 mit Goethe geführt hatte. Sie hatte allerdings nach Goethe's Tode durch den Kanzler v. Müller aus dem Nachlaß des Dichters ihre eigenen Briefe heraussuchen und sich alle zurückschicken lassen. Ihr „Briefwechsel" gilt trotzdem heute allgemein als eine Fälschung. Goethe-Forscher gehen ihm förmlich aus dem Wege und getrauen sich nicht, für irgend etwas sich auf ihn als Quelle zu berufen. Man kann zwar die augenscheinliche Echtheit vieler Partieen nicht anfechten, aber Wahres und Falsches gilt für so unentwirrbar verfitzt, daß man es für gerathener hält, lieber das ganze Buch bei Seite zu lassen. Wohin man blickt in der Goethe-Literatur, überall tritt einem dieses Mißtrauen entgegen.

Der Verdacht regte sich schon, noch ehe der Briefwechsel erschienen war. In der Widmung desselben an den Fürsten Pückler schreibt Bettina: „Beschützen Sie diese Blätter, und so treten Sie zwischen mich und das Vorurtheil derer, die schon jetzt noch eh sie es kennen dies Buch als unecht verdammen und sich selbst um die Wahrheit betrügen." Geschürt worden ist der Verdacht dann namentlich durch Riemer, der 1841 im ersten Bande seiner „Mittheilungen über Goethe" den ganzen Briefwechsel für einen Roman erklärte, welcher von der Wirklichkeit Zeit, Ort und Umstände entlehne, und zu dessen Heldin Bettina sich selbst gemacht habe „in eingebildeter, mehr mystisch phantastischer als in wirklicher Liebe zu Goethe, wenn sie ihn bald vergöttert und anbetet, bald schilt und persiflirt, bald Liebesspuk mit ihm treibt und sich nächtliche Besuche, Promenaden und Mantelszenen mit ihm ausdenkt." Als Hauptargument für die Fälschung wies Riemer auf den Gebrauch hin, den Bettina mit einer Anzahl Goethischer Gedichte, theils aus den Suleikaliedern, theils aus den Sonetten, gemacht habe, indem sie diese Gedichte derart in ihren Briefwechsel „ad vocem oder à propos eingefugt" habe, daß sie als an sie gerichtet erscheinen sollen, ja von einer Anzahl Sonette sogar den Schein zu erwecken suche, daß sie von Goethe aus ihren Briefen herausgedichtet seien. Er hatte hierbei von den siebzehn Goethischen Sonetten namentlich die drei eng zusammengehörigen im Auge: 8. „Die Liebende schreibt" (das durch Felix Mendelssohn's Komposition populär geworden ist), 9. „Die Liebende abermals" und 10. „Sie kann nicht enden". Diese leidenschaftlichen Sonette, diese feurigen Lieder, meinte Riemer, ständen durchaus im Widerspruche mit den gleichzeitigen steifen und kalten Briefen Goethe's an Bettina. Man könne unmöglich den einen Fuß im Steigbügel, den anderen auf der platten Erde den Liebesritter spielen. Von den Briefen Bettina's, aus denen Goethe diese Sonette gemacht haben solle, könne man umgekehrt dreist behaupten, daß sie nur das in Prosa auf-

gedröselte, meta- und paraphrasirte Poem Goethe's seien; man höre das Silbenmaß mit der Wort- und Satzfolge noch hindurch.

In ein noch gefährlicheres Stadium für Bettina trat die Angelegenheit, als authentisch nachgewiesen wurde, daß einzelne der Goethischen Sonette durch Minna Herzlieb, die jugendliche Pflegetochter des Jenaer Buchhändlers Frommann, angeregt worden sind. Ganz zweifellos ist dies mit dem siebzehnten der Fall, der „Charade", deren Lösung ja eben der Name „Herzlieb" ist, ebenso mit dem sechzehnten, „Epoche", welches sich auf Goethe's Zusammensein mit Minna in Jena am „Advent von Achtzehnhundertsieben" bezieht; und da man auch in dem zehnten, „Sie kann nicht enden", welches Bettina ebenfalls beansprucht hatte, in der Zeile: „Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen!" eine offenbare Anspielung auf den Namen Herzlieb zu sehen glaubte, so war es nun nicht weit mehr bis zu der Annahme, daß der ganze Sonettencyclus auf Minna Herzlieb gedichtet sei, und Bettina nicht den mindesten Anspruch darauf habe. Es ist dies die Auffassung, die Schäfer in seinem Leben Goethe's vertreten hat.

Eine vermittelnde Ansicht suchte Viehoff in seiner Goethe-Biographie und seinen Erläuterungen zu Goethe's Gedichten zur Geltung zu bringen. Ihm schien es recht wohl in Einklang zu stehen, wenn Goethe in den Briefen sich gehaltener und gemessener zeige, in den Gedichten dagegen einen leidenschaftlichen Ton anschlage. In den Briefen habe er sich eben wahr und seinen wirklichen Empfindungen entsprechend gegeben, in den Sonetten sei er spielend auf die Gefühle Bettina's eingegangen. Von den Briefen, die Riemer blos für prosaische Aufdröselungen Goethischer Sonette erklärt hatte, meinte Viehoff, daß sie sich in Ton und Ausdrucksweise keineswegs von Bettina's übriger Korrespondenz unterscheiden. Ein Theil der Sonette beziehe sich ohne Zweifel auf Minna Herzlieb. Aber Goethe habe jedenfalls Bettina's schwärmerische Liebe zu ihm und seine eigene aufkeimende Neigung zu Minna in den Sonetten in ähnlicher Weise verwoben, wie im „Werther" die Verhältnisse zu Lotte und zu Maximiliane. Hieraus erkläre es sich auch, warum sich in der faktischen Unterlage des ganzen Sonettenkranzes keine rechte Kongruenz zeige, die Geliebte bald als abwesend, bald als gegenwärtig, bald als schwärmerisch zugethan, bald als zurückhaltend erscheine.

Dieser Vermittelungsversuch hat eine derbe Zurückweisung durch Düntzer in dessen „Erläuterungen zu Goethe's lyrischen Gedichten" erfahren. Düntzer redet von Viehoff's „Aberglauben an Bettina" und meint, in seiner Auffassung vermisse man „eben so sehr Kenntniß der Thatsachen wie verständiges Urtheil". Er sucht im Einzelnen nachzuweisen, wie Bettina in den von ihr in Prosa verwandelten Sonetten sich nicht einmal die Mühe genommen habe, die Reime zu beseitigen, und erklärt Bettina's Verfahren wiederholt geradezu als „Betrug".

Nicht viel besser aber als ihrem angeblichen Antheile an den Goethischen Sonetten ist es den Beiträgen ergangen, die sie 1810 zu Goethe's Jugendgeschichte in „Dichtung und Wahrheit“ nach Mittheilungen von Goethe's Mutter gespendet zu haben behauptete, und die sie ebenfalls im zweiten Theile ihres „Briefwechsels“ hat mit abdrucken lassen. Goedeke sagt davon in „Goethe's Leben und Schriften“, daß Bettina „leichtsinnig Goethe's ‚Dichtung und Wahrheit‘, für welche sie Material geliefert haben will, als Magazin für ihren Roman ‚Briefwechsel mit einem Kinde‘ benutzt“ habe — also genau dieselbe Verdrehung, wie in der Sonettenfrage, genau derselbe Vorwurf der Täuschung.

Fassen wir alles zusammen, so liegt es auf der Hand, daß das allgemeine Urtheil über Bettina's Verfahren kein günstiges sein kann. Den ganzen „Briefwechsel“ für eine Fiktion zu halten, so weit ist allerdings wohl niemand weiter gegangen, als Marggraff, der verstorbene Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung“; dieser spricht geradezu von Goethe's „angeblich“ an das Kind gerichteten Briefen, die ihm „sehr wenig Goethe'sches“ zu haben schienen. Aber jeder mied die Korrespondenz als ein unentwirrbares Geflecht von Echtem und Unechtem, das man als Quelle für literargeschichtliche und biographische Fragen nirgends mit Sicherheit benutzen könne, da auf sein Stilgefühl in solchen Dingen sich zu verlassen natürlich eine heikle Sache ist.

In ein wesentlich günstigeres Stadium ist nun diese Bettina-Frage durch die von Loeper herausgegebenen Goethe-Briefe gerückt worden. Etwas deutlicher erkennbar und in etwas milderem Lichte war das Verfahren, welches Bettina bei der Zusammenstellung ihres „Briefwechsels“ eingehalten hat, schon in den letzten Jahren durch mancherlei kritisches Material erschienen, welches die immer erweiterte, Bettina noch ganz fehlende, Kenntniß der Entstehung der Goethischen Gedichte, daneben namentlich die Briefe seiner Mutter an ihn und seine Frau aus den Jahren 1807 und 1808 gewähren. Eine weitere wesentliche Vermehrung dieses Materiales erhalten wir aber nun durch das vorliegende Buch. Dasselbe enthält in seinem zweiten Theile die echten Originale von 15 Briefen aus „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ und zwar von einem Briefe Bettina's an Goethe — es ist derjenige, der im „Briefwechsel“ unter dem Datum „Kassel, den 15. Mai 1807“ die Korrespondenz eröffnet — und von 14 Briefen Goethe's an Bettina, welche die Zeit vom 24. Februar 1808 bis zum 11. Januar 1811 umspannen. Der letzte dieser 14 Briefe ist derselbe, den auch Bettina im „Briefwechsel“ als letzten Brief Goethe's an sie genau unter demselben Datum mitgetheilt hat. Drei von diesen 15 Briefen haben Loeper im Original vorgelegen, der Abdruck der übrigen 12 ist nach Abschriften von den Originalen bewirkt, welche Bettina bereits — oder soll man sagen: endlich? — 1858 hergegeben hat, um die Angriffe auf die Glaubwürdigkeit ihrer Korrespondenz zurückzuweisen.

Von dem Briefe Bettina's hat Loeper beide Gestalten zum bequemen Vergleiche einander gegenüber drucken lassen, zu den Goethe-Briefen in Anmerkungen genaue Nachweise über das Verhältniß der Originale zu den im „Briefwechsel" erfolgten Abdrücken gegeben.

Aus der Loeper'schen Publikation ergibt sich nun mit unanfechtbarer Gewißheit, daß die thatsächliche Unterlage von Bettina's „Briefwechsel" eine viel umfangreichere, sein literarischer Werth also viel größer ist, als man bisher anzunehmen gewagt hat. Soviel ist sicher: Bettina hat nur authentische Schriftstücke veröffentlicht, freilich vielfach überarbeitet; direkt hinzuerfunden hat sie wenig. Sie hat, echt frauenhaft, ihre Aufgabe nicht für eine philologische, sondern für eine aesthetische gehalten; ein Kunstwerk wollte sie herausgeben, keine Aktenstücke zu Goethe's Leben. Und so glaubte sie sich berechtigt, durch Benutzung von anderen gleichzeitigen Schriftstücken, Briefen wie Gedichten, und ihren eigenen lebendigen Erinnerungen die charakteristischen Züge zu verschärfen und dem Ton und Geist der Briefe aus jenen anderen Quellen entsprechende Zusätze zu machen, ebenso berechtigt auch, einzelnes Störende und Gleichgiltige zu beseitigen. Die Reinheit der Komposition, die Nothwendigkeit, alles Licht auf die beiden personae dramatis zu konzentriren, schienen ihr z. B. zu verlangen, daß weder ihres in die Zeit des Briefwechsels fallenden Brautstandes mit Achim von Arnim, noch Goethe's Ehe viel gedacht wurde. Fast überall, wo sie Arnim und Goethe's Frau erwähnt fand, strich sie daher die Namen oder substituirte für Goethe's Frau — den Herzog von Weimar. Auch die örtlichen und zeitlichen Beziehungen hielt sie nur im Allgemeinen, nicht im Einzelnen aufrecht. Hätte sie in dieser künstlerischen Umgestaltung Maß gehalten, so würde sie dadurch den Eindruck der Echtheit vielleicht sogar erhöht haben. Aber ihre Eitelkeit verführte sie, zu weit darin zu gehen, sie entstellte, vergröberte auch ein an sich richtiges Motiv, und dies wurde für ihr Buch verhängnißvoll. Es handelt sich um die Art, wie sie mit Goethe'schen Gedichten umgesprungen ist. Der trügerische Kranz, den sie hier aus natürlichen und künstlichen Blumen gewoben, muß von der Kritik unbarmherzig zerpflückt werden, aber auch hier bleiben eine Anzahl natürlicher Blumen übrig, die ihr niemand wird entreißen können.

Erbarmungslos muß die Kritik zunächst diejenigen Lieder aus dem Briefwechsel tilgen, die aus dem westöstlichen Divan stammen. Wir wissen jetzt auf's bestimmteste, daß diese Gedichte erst in den Jahren 1814 und 1815 entstanden sind, daß die schönsten derselben aus dem Buche „Suleika" — und dahin gehört das von Bettina eingewobene „Wie mit innigstem Behagen" — dem Verkehre mit Marianne Willemer ihre Entstehung verdanken, zum Theil Mariannens eigene Gedichte sind. Die prosaischen Anklänge darauf sind also ohne allen Zweifel erst nachträglich aus den Gedichten in die Briefe hineingetragen. Begreiflich ist es

aber auf der anderen Seite wieder, wie Bettina bei ihrer Eitelkeit auf ihren Verkehr mit Goethe zu solchen Uebergriffen verleitet worden ist. Denn daß Goethe thatsächlich Gedichte geschrieben hat, die für Bettina und nur für Bettina bestimmt waren, ist eben so sicher. Und es ist dies doch ein Theil der Sonette.

Mögen die siebzehn Sonette Goethe's wirklich sämmtlich im Winter 1807 bis 1808 entstanden sein, als ihn in Jena im vorübergehenden Verkehre mit Zacharias Werner im Frommann'schen Hause eine Art „Sonettenwuth" ergriffen hatte, jedenfalls haben wir in diesen Sonetten drei durchaus verschiedene Gruppen zu unterscheiden. Die eine Gruppe umfaßt die Nummern 11. „Nemesis", und 14. und 15. „Die Zweifelnden". Diese drei stehen in gar keinem Verhältniß zu irgend einem Mädchen, sondern reflektiren einfach über die Sonettenfrage selbst; in den letzten beiden werden launig die Bedenken zurückgewiesen, daß die Form des Sonettes zu künstlich sei, als daß man Liebesempfindungen darin aussprechen könne, in den ersten wird scherzhaft die Liebessonettenwuth, welcher der Dichter verfallen, als Strafe für seine frühere Verachtung dieser künstlichen Strophenform hingestellt. Eine zweite Gruppe umfaßt diejenigen Nummern, die an Minna Herzlieb gerichtet sind. Hierzu gehört höchst wahrscheinlich 5. „Wachsthum", und ohne jeden Zweifel 12. „Christgeschenk", 16. „Epoche" und 17. „Charade". So bleibt denn eine dritte Gruppe von zehn Nummern übrig, in denen keine direkt persönliche Beziehung zu erkennen ist. In sechs von diesen zehn, 1. „Mächtiges Ueberraschen", 2. „Freundliches Begegnen", 3. „Kurz und gut", 6. „Reisezehrung", 7. „Abschied" und 13. „Warnung", gibt der Dichter selbst seiner Liebe bald tief empfundenen, bald humoristischen Ausdruck; die übrigen vier, 4. „Das Mädchen spricht", 8. „Die Liebende schreibt", 9. „Die Liebende abermals" und 10. „Sie kann nicht enden", legt er dem liebenden Mädchen in den Mund. Von diesen zehn Sonetten meint nun Düntzer, daß Goethe hier „die Liebessituation ersonnen" habe. Das ist natürlich Goethe gegenüber geradezu eine ungeheuerliche Idee. Goethe, und eine Liebessituation ersinnen! Entweder danken auch diese zehn, wie Schäfer annahm, ihre Entstehung dem Verkehre mit Minna Herzlieb, oder sie sind aus dem Verhältnisse zu irgend einem anderen weiblichen Wesen entsprungen. Darüber kann doch wohl für einen Goethe-Interpreten, der sich nicht begnügt, die Theile in der Hand zu haben, wenn auch das geistige Band fehlt, nicht der leiseste Zweifel sein. Darf man nun hier an Bettina denken?

Es erweckt ein schlimmes Vorurtheil gegen sie, daß sie sich einige der Sonette anzumaßen versucht hat, die nachweislich auf Minna gedichtet sind. Gleich an die Spitze des Briefwechsels stellt sie wie eine Art Motto 15. „Epoche", in den Briefwechsel verflicht sie 5. „Wachsthum", das als Einlage aus einem Briefe Goethe's an seine Mutter durch Vermittelung der letzteren an sie gelangt

sein soll. Aber hier haben wir schon das erste Moment zu ihrer Rechtfertigung. Das letztgenannte Sonett besaß Bettina unzweifelhaft, ebenso gut wie Minna, in des Dichters Handschrift, beide besaßen es mit der einzig richtigen, zu Bettina's Zeit nirgends gedruckten Lesart am Schlusse: „vor deinem Blick, dem flücht'gen" (anstatt vor einem Blick). Dieselbe Bewandtniß aber hat es mit 1. „Mächtiges Ueberraschen." Auch dies Sonett hat sie im Briefwechsel keineswegs aus Goethe's gedruckten Gedichten, sondern, wie abermals die abweichenden Lesarten beweisen, aus einer in ihrem Besitze befindlichen Goethe'schen Handschrift mitgetheilt. Daß Goethe ihr also Gedichte schickte, freilich ohne anzudeuten, ob sich dieselben auf sie oder nicht auf sie bezogen, ist zweifellos, und wenn sie die Eitelkeit besaß, diese Dichtungen auf sich zu beziehen, so ist das sicher zu begreifen und zu entschuldigen. Es ist aber auch so gut wie sicher, daß Goethe geradezu Sonette auf sie gedichtet, und zwar aus ihren Briefen gedichtet hat. Loeper macht zum ersten Male auf den Schluß des unbestreitbar echten Goethe-Briefes aus dem Januar 1808 aufmerksam, den sie in den September 1807 gesetzt hat. Dort heißt es: „Mein artig Kind! schreibe bald, daß ich wieder was zu übersetzen habe." Was soll der Ausdruck „übersetzen" hier bedeuten? Wilhelm Grimm, der den Brief kannte, hat bereits 1834 vor der Herausgabe des „Briefwechsels" das Wort richtig gedeutet, wenn er schreibt: „Mehrere Briefe hat Goethe in Gedichte übersetzt, wie er selbst scherzhaft sagt." Nun, zu solchen in Sonette übersetzten Briefen rechnet Loeper vor allem, wie es scheint mit vollem Rechte, „Sie kann nicht enden". Des zufälligen Anklanges wegen, der sich in der neunten Zeile findet: „Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen!" hat man, wie schon erwähnt, das Gedicht früher vielfach zu den in die Gruppe Herzlieb gehörigen gezogen, und so faßt auch Strehlke in der Berliner Ausgabe die Sache noch auf. In dem von Loeper zum ersten Male mitgetheilten Originalbriefe Bettina's vom 15. Juni 1807 aber stehen folgende Worte fast genau so wie im „Briefwechsel": „Dann fang ich an zu plaudern wie es meinen Lippen behagt, die Antwort aber die ich mir in Ihrem Namen gebe, spreche ich mit Bedacht aus: Mein Kind! mein artig gut Mädchen! liebes Herz! sag ich zu mir und wenn ich das bedenk, daß Sie vielleicht wirklich es sagen könnten wenn ich so vor Ihnen stände, dann schaudere ich vor Freude und Sehnsucht zusammen." Leider ist dieser deutliche Zusammenhang Bettinen nicht deutlich genug gewesen, und so hat sie denn die Thorheit begangen, einen besonderen kleinen (notabene: undatirten!) Brief nachträglich zu erfinden (Briefwechsel I, S. 190), der nun allerdings, wie Riemer und Düntzer sehr richtig gesehen haben — und es ist unbegreiflich, wie Viehoff das hat leugnen können — nichts anderes als die prosaische „Aufdröselung" des Sonettes ist. Ganz dieselbe Bewandtniß aber hat es augenscheinlich mit den

vorhergehenden beiden Sonetten: „Die Liebende schreibt“ und „Die Liebende abermals“. In den Cyclus Minna Herzlieb passen diese beiden schlechterdings nicht, dagegen gehören sie vollständig in die Stimmung der Bettina-Briefe. Bettina hätte sich damit begnügen sollen, sie einfach an der rechten Stelle mitzutheilen, ohne ein Wort hinzuzufügen. Aber sie fürchtete wohl, das sei nicht deutlich genug, die Leser würden es nicht merken, daß ihr und nur ihr die Entstehung derselben zu danken sei, und so griff sie auch hier zu dem plumpen Mittel, die Sonette in besondere (abermals undatirte!) Briefe nachträglich zu verwandeln. Ueber die übrigen soll hier keine Entscheidung gewagt sein. Auch 1, 4, 6 und 7 hat Bettina sich angemaßt; über die Entstehung von 4 hat sie 1849 eine kleine Erzählung veröffentlicht, die man bei Viehoff nachlesen kann, und die Düntzer eine „gar zu albern erfundene Geschichte“ nennt; die anderen drei sind wieder mit Briefen in Zusammenhang gebracht, doch so, daß die Fälschung nicht ganz so liquid ist, wie in den obigen Fällen.

Gestaltet sich also das Resultat in der Sonettenfrage gerade für einige der schönsten Sonette zu Bettina's Gunsten, so ist dies nun nicht minder mit den Partieen der Fall, die Bettina dem Dichter für seine Abfassung von „Dichtung und Wahrheit“ zur Verfügung gestellt haben will. In dem von Loeper mitgetheilten ganz eigenhändigen Originalbriefe Goethe's an Bettina vom 25. Oktober 1810 heißt es gerade so wie im „Briefwechsel“: „Ich will dir bekennen daß ich im Begriff bin meine Bekenntnisse zu schreiben, daraus mag nun ein Roman oder eine Geschichte werden, das läßt sich nicht voraussehn; aber in jedem Fall bedarf ich deiner Beihülfe. Meine gute Mutter ist abgeschieden, und so manche andre die mir das Vergangne wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast du eine schöne Zeit mit der theuern Mutter gelebt, hast ihre Mährchen und Anekdoten wiederholt vernommen, und trägst und hegst alles im frischen belebenden Gedächtniß. Setze dich also nur gleich hin und schreibe nieder was sich auf mich und die Meinigen bezieht, und du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden.“ In dem letzten erhaltenen, ebenfalls ganz eigenhändigen Briefe an Bettina vom 11. Januar 1811 aber bekennt sich der Dichter zu dem Empfang und schreibt: „Ich danke dir zum schönsten für das Evangelium juventutis, wovon du mir einige Pericopen gesendet hast. Fahre fort von Zeit zu Zeit wie es dir der Geist eingiebt.“ Loeper hat schon vor einigen Jahren bei Herausgabe und Erklärung von „Dichtung und Wahrheit“ die hier erwähnten „Pericopen“ Bettina's, die sie im zweiten Bande des „Briefwechsels“ hat mit abdrucken lassen, auf's sorgfältigste geprüft und ist zu der Ueberzeugung ihrer vollständigen Glaubwürdigkeit gelangt. Bettina hat nichts erfunden, weder die Geschichten selbst, die sie aus Goethe's Kindheit und Jugend mitgetheilt hat, noch die Angabe, daß Goethe sie um Material zu seiner Jugend-

geschichte gebeten habe, und daß dieses Material eben das im Briefwechsel mitgetheilte sei.*)

Die bekannteste Probe ihrer „Pericopen“ ist ja die durch Kaulbach's Illustration populär gewordene Erzählung Goethe's, wie er in dem langen, rothsammtnen Pelze seiner Mutter auf dem Maine Schlittschuh gefahren sei. Die Geschichte ist in allen Einzelheiten wahr, und wir wissen fast den Tag, an dem sie sich zugetragen hat. Etwa vom 22. Januar 1774 ist das Brieschen, worin Goethe Frau von La Roche, die damals eben das junge Ehepaar Brentano nach Frankfurt begleitet hatte, zur Eispartie einlädt: „Ich bin im Stande Ihnen ein groses Schauspiel zu geben, wenn Sie mir den morgenden Nachmittag schenken wollen . . . Doch ob Sie können; mögte ich gleich wissen und dann soll morgen Nachtische um ein Uhr die Kutsche vor Ihrer Thür stehn. Meine Mutter wird dabei seyn und wir wollen die Bübgen [Brentano's Kinder] mit nehmen.“ Anfang Februar aber schreibt er an Betty Jacobi: „Vor zehn Tagen ungefähr waren unsre Damen hinausgefahren, unsern pantomimischen Tanz mit anzusehen. Da haben wir uns prästirt“, und eine ausführliche und sehr anschauliche Schilderung des Vorfalles, auf welche ebenfalls Loeper zuerst aufmerksam gemacht hat, gibt Sophie La Roche in ihrem Romane „Rosalien's Briefe an ihre Freundin Mariane St.“ (1779). Dort heißt es unter anderm: „Bei den kühnen Schlittschuhläufern waren die Söhne der angesehensten Familien, junge Engländer, Officiere — und einer der seltensten und vortrefflichsten Köpfe Deutschlands, alle in kurzen Pelzröcken und runden, ihnen recht passenden Kappenhüten“. Nur auf dem Maine hat sich die Szene nicht zugetragen, sondern auf einem überschwemmten und zugefrorenen Wiesenplane in der Nähe von Frankfurt.

Bettina ist nicht zu bedauern, daß sie ihr Lebenlang mit dem Verdachte einer eitlen literarischen Fälscherin behaftet gewesen ist; sie hat diesen Verdacht reichlich verdient. Freilich ist es ihr gegangen nach dem alten, trivialen Sprüchlein, das wie ein Motto über ihrem „Briefwechsel“ stehen könnte: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.“ Wahrheit aber — das stellt sich doch immer mehr heraus — enthält ihr Buch zum weitaus größten Theile, und die Zeit wird sicher kommen, wo die Goethe-Forschung mit größerem Vertrauen als bisher davon Gebrauch machen wird. Dieser zuversichtlichen Benutzung wird freilich noch eine mit Hilfe alles jetzt zu Gebote stehenden kritischen Materials vorzunehmende subtile Chorizontenarbeit vorausgehen müssen,

*) Neuerdings sind auch die enthusiastischen Briefe Bettina's aus Wien über Beethoven (1810) von Thayer (L. v. Beethoven's Leben, 3. Bd. 1879) auf Grund minutiösester Forschung als echt anerkannt worden.

eine anziehende, lehrreiche und dankbare Aufgabe, wie es scheint, für einen jüngeren Literaturwissenschafter, der sich die ersten Sporen daran verdienen könnte — eine dankbarere jedenfalls, als statistische Untersuchungen anzustellen über die Gestaltung des fünffüßigen Jambus vor Lessing, über den Hiatus in der deutschen Dichtung des 17. Jahrhunderts und ähnliche schöne Themata, wie sie unsere junge, hoffnungsvolle deutsche Literaturwissenschaft, in die Gleise der alt und stumpf gewordenen klassischen Philologie sich verirrend, leider jetzt auch schon zu behandeln anfängt.

Zum Schlusse erübrigt es nur noch, die Loeper'schen Goethe-Briefe unseren Lesern angelegentlichst zu empfehlen. Das Buch ist zum Besten des in Berlin zu errichtenden Goethe-Denkmals gedruckt und von der Verlagshandlung in das vornehme Gewand gekleidet worden, das wir von den meisten ihrer Verlagswerke gewöhnt sind, und das bei den Grimm'schen Vorlesungen über Goethe sogar einmal von einer, leider vereinzelt gebliebenen, ornamentalen Anwandlung begleitet war.

* * *

Aus dem Leben eines asiatischen Eroberers.

Wie bei uns im Mittelalter, so sehen wir jetzt noch in Asien kühne Abenteurer oder minderjährige Söhne auftauchen und, allein auf ihr Schwert und einen unzufriedenen Anhang gestützt, vom Glück begünstigt, sich große Reiche zusammenerobern, die eine Zeit lang meteorgleich glänzen, aber bald, nachdem sie ihre Rolle ausgespielt, wieder zu nichts zerfallen.

Es ist jetzt ein Jahr vergangen, daß ruhmlos ein großes Reich in Zentralasien zusammenbrach, welches, von Rußland sowohl als von England umworben, in der asiatischen Rivalität beider Mächte eine große Rolle spielte. Wir meinen Kaschgar oder Ostturkestan, das mohammedanische Reich, das 1865 vom „Vertheidiger des Glaubens", dem kühnen und tapferen Jakub Beg, begründet wurde und das, wie es verdient, jetzt schon einen ausführlichen Geschichtsschreiber gefunden hat.*)

Ganz abgesehen aber von der politischen Wichtigkeit, welche das Reich Kaschgar in Folge seiner Lage zwischen Rußland, China und Indien besaß, hat dasselbe auch für den Historiker wie für den Völkerkundigen ein mehr als

---

*) The life of Yakoob Beg, Athalik Ghazi and Badaulet, Ameer of Kashgar. By Demetrius G. Boulger. London. Allen and Co. 1878.

vorübergehendes Interesse. Das Reich des Atalik Ghazi umfaßte den westlichsten Theil China's, oder wie derselbe auch genannt wird, „Ostturkestan". Im Norden trennten es die hohen Schneegebirge des Tian-schan vom russischen Reiche, im Süden das ebenso mächtige Kwen-lun-Gebirge von den unter britischem Einflusse stehenden Staaten. Auch die Westgrenze wurde durch himmelhohe Gebirge bezeichnet, die über die vielberufene, uns erst in den letzten Jahren bekannt gewordene Pamir von West nach Ost hinstreichen, während im Osten sich unbestimmt die Grenzen in der Sandfluth der Gobiwüste verlieren. Durchschnittlich 1000 Meter über dem Meere gelegen, bildet Kaschgar ein gewaltiges Tafelland, durch welches von West nach Ost sich der Tarymfluß zieht, um sich in den erst vor zwei Jahren vom Russen Prschewalsky entdeckten Lob-See zu ergießen; von Süden her durchströmen der Kaschgar, der Yarkend, der Choten das Land, alles nicht schiffbare Zuflüsse des Tarym. Drei Seiten des Landes also — der Norden, Westen und Süden — sind von himmelhohen Schneegebirgen umsäumt, und nur die vierte verläuft in der asiatischen Hochwüste. Kaschgarien ist danach ein ungeheures, hufeisenförmiges Thal. Es ist höchst fruchtbar — war es doch einst als „Garten Asien's" bekannt — und namentlich reich an Korn, Früchten und Baumwolle. 600 Kilometer lang, 400 Kilometer breit, könnte das eigentliche Kaschgar bei seiner Fruchtbarkeit und günstigen Lage eine große Menschenmenge ernähren; allein die ewigen Bürgerkriege und Invasionen, unter denen das Land zu leiden hatte, haben die Bevölkerung auf eine Million Seelen herabgedrückt.

Kaschgar, Yarkend, Choten, Yangy-Hissar, Usch-Turfan und Aksu sind die Hauptstädte, und nach ihnen führt das Land den Namen Dschiti-Schehr, d. i. das Land der Sechsstädte, während es in Europa seit Marco Polo's Zeiten (dreizehntes Jahrhundert) als Kaschgarien bekannt war; die Chinesen nennen es Sule. Wenn nun der Verfasser, aus dem Bereiche der Thatsachen heraustretend, in jenem schönen Thale die Wiege der Menschheit und unserer arischen Race im besonderen sieht, so vermögen wir ihm dorthin nicht zu folgen. Ueberblickt man die lange Reihe „Paradiese", mit denen Gelehrte und Ungelehrte, Theologen und Laien uns schon beglückt haben, so muß man recht skeptisch werden und bezweifeln, daß das einzig wahre Paradies schon aufgefunden worden sei. Die Naturforscher, welche diese Sache doch auch angeht, sagen bekanntlich, das Paradies, bei ihnen Lemurien genannt, liege gar nicht mehr auf der Erdoberfläche, sondern sei seit langer Zeit schon im indischen Ozean untergegangen. Herr Demetrius Boulger dagegen weiß von dem Original-Ararat oder Arga-ratha (arische Arche!) irgendwo in den Grenzgebirgen Kaschgarien's zu berichten, dessen Name bei den frühesten Wanderungen der Menschheit mit nach Kleinasien genommen wurde,

ebenso wie die Pelasger auf ihren Wanderungen überall den Namen Olympos sitzen ließen.

Doch lassen wir das Reich der Hypothesen und begeben wir uns wieder auf den Boden der Thatsachen zurück. Richtig ist, daß in Kaschgarien sowohl, wie in den westlich gelegenen Ländern bis an's Kaspische Meer hin arische und turanische Racen um die Herrschaft stritten, und daß hier die Turanier siegten. Der Tadschik, persischen Ursprungs, ist jetzt hier der Hauptrepräsentant der Arier, sein friedlichen Gewohnheiten ergebenes Temperament war die Ursache, daß die kriegerischen Turanier ihn unterjochten, und durch ganz Turkestan, also durch Chiwa, Buchara, Kokan u. s. w. erscheint sein Verhältniß ähnlich wie das des Wenden gegenüber dem Deutschen im Mittelalter. Dort redet man die Leute noch nach ihrer Race an, also als Oezbege, Kiptschak, wenn sie zu den Herrschern, als Tadschik oder Sarte, wenn sie zu den Beherrschten gehören. In Ostturkestan, in Kaschgarien also, ist dieser alte Racengegensatz jedoch schon stark verwischt, denn dort gilt die Bezeichnung nicht nach der Race, sondern nach der Vaterstadt, und man sagt nicht: der oder jener ist ein Oezbege, ein Tadschik, sondern ein Choteni, ein Yarkendi, ein Kaschgari. Die Hauptgegensätze in Ostturkestan sind also nicht nationaler Art; hier tritt vielmehr das religiöse Moment hervor, da das Land die Grenze zwischen dem mohammedanischen Turkestan und dem buddhistischen China ausmacht. Islam und Kokan auf der westlichen, Buddhismus und China auf der östlichen Seite stritten seit langem um das schöne Land. Die große Mehrheit der Bevölkerung besteht aus Tadschiks, also Persern dem Ursprunge nach; doch haben diese Tadschiks im Laufe der Jahrhunderte sich ungemein mit tatarischem Blute vermischt, sowohl zur Zeit der mongolischen als auch der chinesischen Herrschaft. Die Tadschiks wurden auf diese Weise tatarisirt, und so sind sie den übrigen Bewohnern turanischer Abstammung geistig und körperlich näher gekommen; die Unterschiede verwischten sich, und nationale Duldung, die Westturkestan nicht kennt, trat in Ostturkestan ein.

Schon lange vor dem neunten Jahrhundert hatten die Chinesen ihr Reich bis nach Ostturkestan und darüber hinaus vorgeschoben, doch bröckelte während der letzten Jahre der Tang-Dynastie Turfan, Kaschgar und Yarkend unter eigenen kleinen Fürsten wieder vom Reiche der Mitte ab. Die Chinesen, die zu Hause alle Hände voll zu thun hatten, würden nun sicher, wenn der heimische Streit geschlichtet war, die abgefallenen Provinzen wieder erobert haben, wenn nicht ein ganz neues Element auf dem Schauplatze aufgetreten wäre — das arabische.

Bereits im Jahre 676 waren die Araber unter Abdullah Zizad durch Persien nach Zentralasien vorgedrungen und hatten am ganzen Oxuslaufe

Schrecken verbreitet. Die schöne Königin Chaton von Buchara wurde zweimal von ihnen in offener Feldschlacht besiegt, doch die Hauptstadt selbst vermochten die Glaubensstürmer nicht zu nehmen. Erfolgreicher war ein anderer arabischer Heerführer, Cataibah, der mit großer Macht über den Oxus zog, ganz Kaschgarien mit Feuer und Schwert unterwarf, bis jenseits Kutscha vordrang und die Eingeborenen zur Annahme des Islam zwang. Dies geschah in demselben Jahre (710), wo Tarik über die Straße von Gibraltar nach Spanien zog und auch dort die Fahne des Propheten aufpflanzte. Seit jener Zeit, also über ein Jahrtausend, herrscht der Islam in Turkestan, und er ist dort noch so lebenskräftig, wie damals, als Satyk Baghra Chan ihn in Kaschgar zur Landesreligion erklärte.

Ein anderer Sturm raste nun über Zentralasien hin. Die Kara Kitai, ursprünglich fern im Osten am Amur angesessen, waren nach langen Wanderungen in den westlichen Theil der heutigen Dsungarei gelangt, wo sie die Stadt Ili oder Kuldscha, jetzt ein russisches Besitzthum, gründeten. Aus diesem Stamme ging auch Aung Chan hervor, der — neben manchem anderen — der Christenheit als „Erzpriester Johannes“ bekannt wurde. Von seiner Hauptstadt Urumtsi aus, wo er unter dem Titel eines Gurchan oder „Herrn der Welt“ residirte, dehnte er die Herrschaft der Kara Kitai über ganz Turkestan aus, so daß bis zum Aralsee hin alles Land ihm unterthan war.

Zu derselben Zeit etwa, als die Kara Kitai nach der Dsungarei wanderten, begannen die Mongolen als ein bestimmter Stamm aufzutreten, und unter Dschengis Chan und seinen unmittelbaren Nachfolgern regierten sie über ganz Asien, ausgenommen Indien und Arabien. Dschengis Chan, der gleichzeitig in Polen und in China Krieg führte, war 1154 geboren und in seinem 33. Jahre Herrscher seiner Horde geworden. Als der sarazenische Sultan von Chowarezm (Chiwa) einen seiner Gesandten und einige mongolische Kaufleute hatte hinrichten lassen, brach der furchtbare Heerführer, nachdem er in China gesiegt, mit einem ungeheuren Heere über Turkestan herein. Buchara, Balch, Samarkand und Chiwa, die schönsten, an arabischen Bauten reichen Städte Asien's, wurden in Schutthaufen verwandelt, und noch jetzt, 700 Jahre nach jenem Mongolensturme, zeugen Ruinen von jener furchtbaren Zerstörung. Nicht vermochte der Hindukusch Dschengis-Chan's Fortschritte zu hemmen: Kabul, Ghazni, Kandahar fielen, und nachdem der Gewaltige im Swat-Thale überwintert, wo er Feldzugspläne gegen Indien schmiedete, zog er plötzlich nach Ostturkestan ab, wohin ihn eine Rebellion rief. Durch den Baroghil-Paß gelangte er nach Kaschgar und zeitig genug noch nach seiner Hauptstadt Karakorum, um die Revolution niederzuwerfen, die ihn von der Eroberung Indien's abgezogen hatte. Unter denen, die dabei zu Grunde gingen, war auch jener

„Erzpriester Johannes", der ihm die Tochter zum Weibe verweigert und dafür auf der Ebene von Tanduc Leben und Land verlor.

Als nach dem Tode Dschengis-Chan's sein ungeheures Reich unter seine vier Söhne Ingi, Tuli, Okkodai und Tschagatai getheilt wurde, fielen Kaschgar, die Dsungarei, Afghanistan und Chiwa an den letzteren. Es folgt nun ein Jahrhundert voll innerer Streitigkeiten und Kämpfe um den Thron. Kaidu, ein Urenkel Dschengis-Chan's, wurde der Nachfolger Tschagatai's auf dem Throne Kaschgar's. Nicht lange hatte er ihn inne, als er von Dava Chan, einem Nachkommen Tschagatai's, verdrängt wurde. Ihm folgte 1310 sein Sohn Azmil Chodscha, dessen Söhne und Kindeskinder als Chodscha-Dynastie lange über Kaschgar regierten. Alle waren Buddhisten, aber Toghluc Timur, einer der letzten Nachkommen Dschengis-Chan's, trat zum Islam über, und ihm folgte der gesammte Adel. Das war zu der Zeit, als Tamerlan, eine neue Geißel, über Asien kam und überall hin Brand und Zerstörung trug. Kaschgarien speziell wurde in den Jahren 1389 und 1390 von ihm systematisch verwüstet, und nun begann eine neue Periode des Verfalls und der politischen Zerrissenheit im Lande, die wir hier mit ihren unablässigen Thronkämpfen nicht weiter verfolgen können. Das Maß der Zerrüttung war voll, als im Jahre 1720 die Chinesen das Land an sich rissen und da wieder auf dem Schauplatze erschienen, wo sie bereits ein Jahrtausend früher geherrscht.

Wir gelangen nun zu dem interessantesten Kapitel der Geschichte Kaschgarien's, welches in unseren Tagen spielt und den Hauptinhalt des Buches von Boulger bildet. Der Mann, von dem wir jetzt zu erzählen haben, und dessen Tod im Jahre 1877 alle Zeitungen meldeten, war aus demselben Holze geschnitzt wie Dschengis-Chan und Timur. Im Dorfe Pischked, südlich von der Stadt Taschkend, die damals noch zum Chanat Kokan gehörte, wurde 1820 Jakub Mehemed als der Sohn eines geringen Schreibers geboren. Seine Familie stammte aus Karategin, von wo sie in Folge der özbegischen Eroberung nach Kokan geflüchtet war. Gleich allen Männern iranischer Abkunft, die unter der özbegischen Herrschaft zumeist mit der Führung der Feder betraut sind — denn zur Führung des Schwertes hält der turanische Oezbege sich allein geschaffen — hat Jakub in seiner frühesten Jugend selbst als Schreiber gedient. Aber „Fähigkeit bricht Felsen durch", sagt das orientalische Sprichwort, und so kam es, daß er durch seine geistige Behendigkeit sich bald bemerkbar machte. Erst zum Diwandschi, Zolleinnehmer, befördert, griff er dann zum Schwerte, und im Jahre 1847 ernannte ihn Chudojar-Chan, der damalige Beherrscher Kokan's, zum Pansad-Baschi, d. h. Offizier über fünfhundert. Bald rückte er zum Kommandanten der Festung Ak Masdschid auf,

deren Eroberung durch die Russen nach unserm Autor einen der schwärzesten Flecke in der russischen Militärgeschichte bildet. Boulger erzählt:

„Die Garnison von Ak Masdschid war sowohl mit Munition als mit Lebensmitteln schlecht versehen, und die Werke selbst waren so elend gebaut, daß sie europäischer Artillerie eigentlich keine vierundzwanzig Stunden widerstehen konnten. Die Russen legten Laufgräben und Minen an, denen Jakub indessen durch Kontreminen wirksam zu begegnen wußte. So hielt er die Russen 26 Tage hin, während welcher Zeit die Festung stark beschossen wurde. Der tapfere Kommandant hatte alles gethan, was die militärische Ehre verlangte, und sandte, als er nicht mehr zu widerstehen vermochte, einen Parlamentär zu den Russen, der seine Absicht ausdrückte, die Festung mit militärischen Ehren übergeben zu wollen. General Perowsky empfing mit Ungeduld den Parlamentär, dem er erklärte, Tags darauf die Festung durch Sturm nehmen zu wollen. Diese Drohung, die bei der Sachlage ganz unnöthig war, wurde auch ausgeführt. Perowsky konnte nun melden, daß die Festung erstürmt sei, und sie erhielt nun seinen Namen.“

Als im Jahre 1864 die Russen dann vor Taschkend erschienen, stießen sie wieder auf Jakub Beg, der ihnen im offenen Felde entgegenrückte, aber geschlagen wurde. Zu derselben Zeit, als Jakub sich solchergestalt nicht unrühmlich mit den Russen gemessen, traf von der fernen Landschaft Kuldscha ein Bote beim Chan von Chiwa ein, gesandt vom Kirgisenfürsten Sadic-Beg, der Kunde brachte, daß es mit der Herrschaft der Chinesen in Ostturkestan zu Ende ginge. Ueberall waren die Völker aufgestanden, siegreich waren die wilden Dunganen vorgedrungen, und es brauche, so ließ Sadic sagen, nur des Erscheinens eines Heeres aus Kokan, und das Land liege zu den Füßen des Chans, denn die mohammedanische Bevölkerung sei der buddhistischen Bedrückung nun überdrüssig. In Folge dessen zog Burzag Chan, der Beherrscher Kokan's, durch den Terekpaß nach Kaschgar; Befehlshaber seines Heeres aber war Jakub, auf den man große Hoffnungen gesetzt. Hatte er sich doch mit den Russen gemessen, war er doch auch an Körperkraft allen andern überlegen! Und Jakub rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen, die Chinesen mußten bald das Land räumen, er selbst aber verstand es, sowohl Sadic als seinen Herrn, den Chan von Kokan, auf die Seite zu schieben und sich selbst zum Herrscher Ostturkestan's zu machen. Nur ein kleines Häuflein Chinesen in der Zitadelle von Jengi-Schehr hielt noch gegen ihn Stand, und schon vierzehn Monate dauerte die Belagerung, als endlich die Lebensmittel ausgingen und die Uebergabe unausbleiblich schien. Da flackerte noch einmal der chinesische Muth auf. Der Amban rief seine Offiziere zusammen und berieth mit ihnen über die Kapitulation, wobei er, in seinem Lehnstuhle eine Pfeife schmauchend,

durch seine Töchter Thee kredenzen ließ. Schon ertönte draußen das rasende Schlachtgeschrei Allahu ekber in den Ohren der Chinesen, als der Amban ganz gelassen die Pfeife aus dem Munde nahm und die feurige Asche auf die Oeffnung einer unter seinem Sessel befindlichen Pulvermine schüttete, welche mit dem Pulvermagazine in Verbindung stand. Während die Offiziere noch untereinander Rath hielten, explodirte die Mine, und die Zitadelle, der Amban, seine Familie flogen in die Luft. Mit diesem Knalleffekt endigte die Chinesenherrschaft in Kaschgar.

Es dauerte nur noch kurze Zeit, und der Abenteurer aus Kokan war Herr eines großen Reiches, das seine Wichtigkeit dadurch erhielt, daß es zwischen dem russischen und britischen Asien mitten inne lag. Beide Mächte strebten daher den Atalik Ghazi (Vertheidiger des Glaubens), wie Jakub sich jetzt nannte, in ihr Interesse zu ziehen, und mehr als einmal begegneten in seiner Residenz sich britische und russische Gesandtschaften. Denn man hielt sein Reich für festbegründet und zog ihn bei allen politischen Kombinationen in Rechnung, ohne zu ahnen, daß die Chinesen, die alten Herren des Landes, wieder einmal auf dem Schauplatze erscheinen könnten.

Im September 1876, gerade zehn Jahre, seit Jakub im Besitze seines neuen Königreichs war, das er gut regierte, brachten ihm Eilboten unangenehme Kunde aus dem Osten. Die Chinesen, von denen er seit ihrer Vertreibung nichts mehr gehört, erschienen wieder auf der Bildfläche; sie hatten die Taiping-Revolution nach langem blutigen Kriege niedergeworfen und auch das Reich Tali, das in der Provinz Yün-nan entstanden war, wieder erobert. Auch dort war ein mohammedanischer Kaiser auf einen ephemeren Thron gelangt, doch hatte Soliman sich nur wenige Jahre zu behaupten vermocht. Nachdem so die Söhne des himmlischen Reiches freie Hand erhalten, gedachten sie auch der fernen Nordwestecke ihres alten Reiches, wo Jakub ungestört regierte, und dorthin sandte der Kaiser einen seiner besten Generäle, Liu-Kin-tang. Zum ersten Male fühlte Jakub etwas wie Schrecken, als er erfuhr, die Chinesen stünden im Osten; Manas und Urumtsi, große Städte in der Dsungarei, seien bereits gefallen, und das Heer rücke heran auf Kaschgar. Hätte Jakub noch so dagestanden, wie vor zehn Jahren, an der Spitze seiner sieggewohnten Schaaren, unterstützt von der Geistlichkeit und dem Glauben an sein Glück, er wäre den Bezopften frisch entgegengezogen. Doch die Dinge hatten sich geändert, und die frühere Zufriedenheit mit seiner Regierung hatte im Volke der Unzufriedenheit Platz gemacht. Die vielen Kriege, die Jakub nach allen Seiten geführt, namentlich gegen die Dunganen, hatten den Handel geschädigt, und das ganze Volk seines Landes bestand eigentlich aus Händlern und Krämern. Auch das Schwanken seiner Politik, bald — wie die des Schir Ali von Afghanistan —

nach der russischen, bald nach der englischen Seite, hatte ihm geschadet. Nicht mehr nannte ihn sein Volk „Badaulet", den Glücklichen, und der Boden unter seinen Füßen wankte, als die Chinesen herannahten. Der einst ruhmreiche Eroberer begab sich auf die Flucht und wurde auf dieser von Hakim Chan Torate erschossen, einem Sohne jenes Buzarg Chan, den er selbst einst treulos verlassen. Im Dezember 1877 war ganz Ostturkestan wieder den Chinesen unterworfen.

Es war nur ein kurzes Aufleuchten, dieses Reich Kaschgar, Dschiti-Schehr oder Ostturkestan, wie es jetzt noch auf unseren Karten verzeichnet steht, die nun wieder die chinesische Farbe zwischen das obligate Grün Rußland's und das Roth Britisch-Indien's schieben werden. Die ganze zentralasiatische Politik beider Großmächte wird aber nach dieser Richtung hin eine andere werden; hier ist ein Aufeinanderplatzen nicht mehr zu fürchten, denn ein Krieg mit China ist eine andere Sache als eine Fehde mit Afghanistan.

Politische Briefe.

IV.

Die Strafgewalt des Reichstages.

Warum der Gesetzentwurf über die Strafgewalt des Reichstages für diese Session dem Bundestage und Reichstage hat unterbreitet werden müssen, mag einem Beobachter der Handlungsweise des Fürsten Bismarck einiges Kopfzerbrechen verursachen. Der Staatsmann, von dem das klassische Wort herrührt: „Wer in einer großen Aufgabe begriffen ist, darf sich nicht auf heterogene Händel einlassen", welchen Grund konnte er finden, die Klärung der Gedanken über die Zollreform, die bei den so lange in eine einseitige Richtung gelenkten Geistern ein sehr mühsames Werk ist, durch die heterogene Frage der parlamentarischen Disziplin zu kreuzen? Ein Theil der Antwort mag in der Erwägung liegen, daß der Fürst nichts halb thut, und daß die Unterdrückung der öffentlichen Agitation der Sozialdemokraten nur halb vollbracht erscheinen muß, so lange die Reden ihrer Abgeordneten durch das Reichstagsprivilegium geschützt sind. Man hätte nun freilich, wie bei der Berathung im Reichstage von den Freikonservativen vorgeschlagen worden, sich darauf beschränken können, für die Dauer des Sozialistengesetzes die im Sinne dieses Gesetzes strafbaren Aeußerungen der sozialdemokratischen Redner von dem Reichstagsprivilegium

der straffreien Veröffentlichung auszunehmen. Allein der Erlaß eines Gesetzes von solcher Beschränkung hätte den Eindruck machen müssen, als wolle die Reichsregierung die Erörterung der Grundsätze der Parlamentsdisziplin, zu der doch Vieles hindrängt, unter allen Umständen vermeiden.

Wie dem nun sei, der Gesetzvorschlag, welchen die Reichsregierung an den Bundesrath, und welchen mit einigen Veränderungen der Bundesrath an den Reichstag gebracht, ist in der technischen Ausführung völlig mißlungen. Die ohnehin eifersüchtig und mißtrauisch erregte Stimmung der parlamentarischen Kreise gegen das, was man einen Eingriff in das durch Artikel 27 und 30 der Reichsverfassung begründete Hausrecht des Reichstages nennt, konnte durch die verfehlte Gestaltung des Entwurfes nur bestärkt werden. Freilich enthält der Artikel 30 den Ausschluß jeder anderen Gerichtsbarkeit über die in Ausübung des parlamentarischen Berufes gethanen Aeußerungen als der des Reichstages selbst. Aber man wird aus dem Artikel 30 nicht ohne weiteres herleiten können, daß der Reichstag sich nicht der Gerichte bedienen dürfe, wenn die Schranke gewahrt ist, daß dieselben nur auf sein Anrufen einschreiten. Eher dagegen kann man aus Artikel 27 herleiten, daß die Disziplin des Reichstages, deren Regelung dieser Artikel dem Reichstage zuweist, nicht durch ein Gesetz, also durch die Mitbestimmung des Bundesrathes, gebunden werden dürfe. Ein weit stärkerer Einwand gegen die Regelung der Disziplin durch Gesetz liegt in der Natur der Sache. Disziplinarvorschriften müssen beweglich sein nach dem Bedürfnisse, das rasch wechseln kann. Eine Geschäftsordnung muß ganz anders dem Einflusse derer, die sie handhaben, unterworfen sein, als ein Gesetz jemals von dem Willen der ausführenden Organe abhängig gemacht werden kann.

Was die Reichsregierung hätte thun müssen, wenn sie überhaupt die Frage der parlamentarischen Disziplin, in der freilich nur Thorheit eine blos innere Frage des parlamentarischen Körpers sehen kann, zum Austrag bringen wollte, ist unschwer zu erkennen. Fürst Bismarck hat den Inhalt der Frage mit erschöpfender Klarheit dargelegt. Es handelt sich um die Würde des Parlamentes, um die Ehre der nicht zum Parlamente gehörigen Staatsbürger, um den Schutz der Staatsordnung gegen revolutionäre Angriffe. Unter Würde des Parlamentes ist zu begreifen der Gehorsam des Einzelnen gegen die Ordnung, die Beschlüsse und die Sitte der Körperschaft. Wenn durch die Sicherung dieses Gehorsams die Verantwortlichkeit der Bürgerschaft für ihre Mitglieder hergestellt ist, dann folgen aus dieser Verantwortlichkeit die beiden anderen Punkte: die Abwehr der Ehrenkränkung solcher, gegen welche das Parlamentsprivilegium gemißbraucht werden könnte, und der Ausschluß jeder revolutionären Haltung gegen den Staat. Legt man sich unbefangen die Frage vor, ob irgend eine

Körperschaft, in welcher durch die Macht der Theilnahme an den größten Entscheidungen dem Einzelnen der Anlaß zum Mißbrauche und zur Leidenschaft nahegelegt ist, jene Ziele durch blos moralische Mittel sichern kann, so wird man die Frage sofort verneinen müssen. Daraus folgt die Nothwendigkeit einer Erweiterung des parlamentarischen Privilegiums, nämlich auf den Gebrauch anderer als blos moralischer Mittel zum Schutze der Würde des Parlamentes. Eine solche Erweiterung ist aber Sache des Gesetzes und am korrektesten Sache der Verfassungsbestimmung. Demnach hätte die Regierung einen Artikel 27b vorschlagen sollen: „Der Reichstag hat das Recht, Mitglieder, die sich gegen seine Würde vergehen, für einen Theil oder bis zum Schlusse der Legislaturperiode auszuschließen. Der Wahlkreis des betroffenen Abgeordneten kann eine Neuwahl verlangen. Im Falle der Wiederwahl des ausgeschlossenen Abgeordneten verzichtet der Wahlkreis für die Dauer der Ausschließung auf seine Vertretung. Der Reichstag kann das Mandat eines Abgeordneten kassiren, die Wiederwahl des betroffenen Abgeordneten wird dadurch in jedem Wahlkreise für alle künftigen Wahlen ungiltig, so lange die Kassirung nicht durch einen neuen Reichstagsbeschluß aufgehoben worden."

Hätte die Reichsregierung einen solchen Verfassungsartikel vorgeschlagen, so hätte sie die Frage eines großen Prinzipes korrekt gestellt, dessen richtige Lösung zu verfechten sie in die beneidenswerthe Lage gekommen wäre. Es wäre eine werthvolle Gelegenheit gewesen, den höheren Genius des deutschen Volkes, auf dessen Beruf auch in der Politik wir uns endlich anfangen müssen zu besinnen, gegenüber den erbärmlichen Lösungen gerade dieser Frage in den Verfassungen anderer Völker zum Bewußtsein zu bringen. Das Parlament, vor die reine Frage einer großen Machterweiterung gestellt, hätte das Anerbieten dieser Erweiterung nicht abweisen können, ohne sich selbst ein moralisches Mißtrauensvotum zu ertheilen. Im Falle der Annahme aber hätte es eine Verantwortung übernommen, deren Gewicht es bald gefühlt haben würde. Das Gewicht dieser Verantwortung würde das Parlament genöthigt haben, die revolutionären Angriffe auf den Staat, wie die Angriffe auf die Ehre schutzloser Privatpersonen in seiner Mitte zu unterdrücken. Das Verfahren bei der Anwendung der in seine Hände gelegten Macht durfte man dem Parlamente getrost überlassen, in der Gewißheit, daß eine große Verantwortung am besten lehrt, die zweckmäßige Methode für den Gebrauch der Macht zu finden. Dies Alles konnte nicht geschehen bei der Gestalt, welche die Regierungen ihrem Entwurfe gegeben. Diesem Entwurfe gegenüber bewegte sich die Verhandlung des Reichstages auf einer niedrigen Ebene hauptsächlich um die Frage, ob das Hausrecht des Parlamentes durch den Entwurf beeinträchtigt werde. Kein Redner erhob sich zu der Unbefangenheit der Auffassung, die Beeinträchtigung

in dem Ungeschick der Bearbeiter des Entwurfes zu suchen, die Absicht der Regierung dagegen auf die Lösung einer noch ungelösten Frage anzuerkennen. Lehrreich war nur der Abgeordnete Gneist, was dieser Redner so oft ist, und wie noch öfter, zog er aus der scharfen und richtigen Beleuchtung des Gegenstandes einen unrichtigen Schluß. Der bedeutendste unter den lebenden Staatslehrern macht auf eine erstaunliche Weise die Ausführung wahr, die bald nach den Tagen des Frankfurter Parlamentes ein Kollege mit witziger Bosheit über den Beruf der Professoren zur praktischen Politik zum Besten gab. Mit Meisterschaft beherrscht Gneist bei jeder Staatsfrage die einschlagenden Begriffe, nicht minder vollkommen beherrscht er das historische Material, aber fast unfehlbar irrt er sich in der Würdigung des lebendigen Zustandes, auf welchen aus Begriff und historischem Verständnisse die praktischen Folgerungen zu ziehen sind. Gneist setzte den Dilettanten, welche über englisches Staatsrecht plaudern, mit gewohnter Ueberlegenheit auseinander, daß die Parlamentsberichte in England unter dem gemeinen Strafrechte stehen, während die Freiheit der Meinungsäußerung im Parlamente fast schrankenlos ist. Das Erste folgt aus dem Begriffe der mündlichen Verhandlung, das zweite aus dem Berufe eines hohen Rathes der Nation für die Angelegenheiten des Staates. Aber falsch war sein Schluß, daß wir es in Deutschland ebenso machen sollen oder auch nur machen können. In England folgt allerdings aus dem Begriffe der reinen Mündlichkeit der Verhandlung, daß das Parlament keine authentischen schriftlichen Berichte veröffentlichen läßt, welche ein einseitiges Bild der mündlichen Verhandlung geben würden. In Deutschland verlangen und brauchen wir authentische Akte über die Verhandlungen, weil wir die Mündlichkeit, d. h. die Unmittelbarkeit nicht als den beherrschenden Charakter derselben betrachten. Wir können das mündliche Gerichtsverfahren einführen, weil vor dem Gerichte Jeder nur zu seinem alleinigen Schaden sich als Narr oder Schurke präsentirt. Unser Volkscharakter, der ein ebenso gutes Recht, vielmehr ein besseres als der englische hat, sich politische Institutionen nach seiner Art zu schaffen, verlangt, daß im Parlamente Jeder mit der Befugniß, aber auch mit dem Zügel des Berufes auftrete, und seine Person dem Berufe unterwerfe. Dies will die Nation kontroliren, und darum verlangt sie authentische Akte über die Verhandlungen, in denen nichts blos Individuelles vorkommen soll. Weil dies so ist, muß die Würde des Parlamentes, die Macht der Körperschaft gegenüber den Mitgliedern stärker gewahrt werden als in England.

Wir brechen diese Betrachtung heute ab. Wenn nicht neue wichtige Vorgänge dazwischen treten, so nehmen wir sie im nächsten Briefe wieder auf. Wir haben diesmal den allgemeinen Satz ausgesprochen, daß kein Parlament seine Würde mit blos moralischen Mitteln wahren kann. Nun sind aber im jetzigen Reichstage verschiedene Redner mit der Behauptung aufgetreten: Diese Wahrung sei bisher gelungen. Die Richtigkeit dieser Behauptung wollen wir untersuchen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die Bulgaren.

I.

Seit einigen Wochen sieht das Volk der Bulgaren in der alten Czarenstadt Tirnowa seine Vertreter versammelt, und Vieler Augen in den Slavenländern und wohl auch in Deutschland blicken mit Theilnahme auf die dortigen Vorgänge. Eine vierhundert Jahre unter dem Türkenjoche nur vegetirende Nation soll in der ihr eroberten Freiheit wieder zu leben beginnen, wieder einen eigenen Staat bilden, und wenn zu wünschen ist, daß dieser Prozeß einen ruhigen und gedeihlichen Verlauf nehme, so sind doch Zweifel erlaubt, daß dies in Wirklichkeit geschehen werde. Mit anderen Worten: wir hegen Bedenken, ob die Bulgaren reif genug sind, um unter der ihrer Nationalversammlung zur Annahme vorgelegten, mit allen konstitutionellen Freiheiten ausgestatteten Verfassung ohne Schaden existiren zu können; wir denken an die Nachbarstaaten Serbien und Rumänien und fürchten in Betreff Bulgarien's eine Zeit voll innerer Stürme, voll Parteiränke und Umsturzversuche, wie wir sie dort seit Jahren beobachteten. Selbstsüchtige Politiker, Streber aller Art, ausländische Einflüsse, die Eifersucht Rußland's, Oesterreich's und England's werden sich aller Wahrscheinlichkeit nach geltend machen und den Frieden stören. Zunächst aber wird der Umstand, daß nur ein Theil des bulgarischen Volkes von der Herrschaft der Pforte ganz befreit und in den Stand gesetzt worden ist, sich zu einem Staate zu konstituiren, eine Quelle von Bestrebungen sein, die Unfrieden und Unsicherheit im Gefolge haben müssen, und die sicher nicht eher aufhören werden, als bis Ostrumelien und Bulgarien vereinigt sind, wie die Walachei in dem jetzigen Rumänien mit der Moldau. Hätte Fürst Gortschakoff vor dem Beginne des Krieges, der die Bulgaren befreite, richtiger operirt, hätte er sich zu rechter Zeit mit Oesterreich-Ungarn zu verständigen gewußt, so würde man auf diese Erfüllung des Wunsches der Bulgaren vermuthlich nicht mehr zu warten haben, und so würde sein Bedürfniß nach dem Ruhme eines Völkerretters nicht genöthigt sein, einen halben Erfolg von den unter seinem Einflusse geschriebenen Blättern als einen ganzen preisen zu lassen.

Das allen Nachrichten zufolge sehr lebhafte Streben nach Einigung aller Bulgaren in einem Staate birgt weniger Gefahren in sich, als die Aussicht auf Intriguen und Kämpfe der Parteien. Jenes kann zu blutigen Ereignissen führen und für den Augenblick fehlschlagen, aber es wird das jetzige Fürstenthum in seinem Bestande und seiner inneren Entwickelung nicht sehr wesentlich erschüttern. Die Zukunft wird sein Ziel erreichen lassen. Etwas Anderes wären jene Parteistreitigkeiten im Innern, die dem jungen Staate nicht die erforderliche Ruhe gönnen, Ueberstürzungen herbeiführen, an die Stelle der Reform die Revolution setzen und Land und Volk auf lange Zeit zerrütten würden, wie dies, abgesehen von den angeführten Beispielen, in Griechenland von Anfang an bis auf den heutigen Tag zu beklagen war. Man sagt uns, die Männer, die in Bulgarien vor allem als Führer anzusehen, Dimitri Zankow und Marko Balabanow, seien tüchtige Charaktere mit guter Bildung und wohlbekannt mit den politischen Verhältnissen im Allgemeinen wie im Einzelnen. Sie würden sorgen, daß das Erreichte nicht mehr in Frage gestellt werde. Außer ihnen mangele es nicht an wohldenkenden und populären Leuten zur Besetzung der höheren und niederen Beamtenposten. Aber die Anfänge zur Bildung von Parteien sind bereits sichtbar, und gerade jener Balabanow scheint die Absicht zu haben, sich an die Spitze der Opposition zu stellen.

Denken wir uns die im Vorstehenden bezeichneten Gefahren hinweg, so besitzt Bulgarien alle Eigenschaften, die eine gedeihliche Existenz bedingen, und es wird eben nur Sache der Bulgaren selbst sein, diese Vortheile zur vollen Geltung zu bringen. Das Land ist reich an Naturschätzen, es hat eine gute geographische Lage, mit direktem Zugange zum Meere, und es steht durch den mächtigen Donaustrom mit dem Herzen Europa's in Verbindung. Auch das Volk könnte, umsichtig und geschickt geleitet, Tüchtiges leisten. Es ist weniger kriegerisch als die anderen slavischen Stämme der Balkanhalbinsel, dafür versteht es sich aber auf die Künste des Friedens, auf Handel, Landwirthschaft und Gartenbau besser als diese. Es ist anerkanntermaßen sehr arbeitsam und wohlbefähigt, dem größtentheils äußerst ergiebigen Boden des Landes seine Reichthümer abzugewinnen und das Gewonnene durch Handel und Verkehr nutzbringend zu verwerthen.

Das Volk der Bulgaren*) ist aus der Verschmelzung eines finnisch-ugrischen Stammes mit einem slavischen, den Serben und Kroaten verwandten Volke entstanden. Jener ugrische Stamm drang nach längerem Aufenthalte

---

*) Wir folgen in der nachstehenden Schilderung Jirecek's „Geschichte der Bulgaren", Baker's Schrift „Die Türken in Europa" (deutsche Ausgabe), Rosen's vortrefflichem kleinen Buche „Bulgarische Volksdichtungen" und Moltke's „Briefen aus der Türkei".

zwischen Wolga und Don nach der nordwestlichen Küste des Schwarzen Meeres vor und rückte von der Mitte des sechsten Jahrhunderts n. Chr. ab langsam und unter steten Kämpfen mit Ostgothen, Slaven und Byzantinern gegen die Donau vor. Seit 650 begannen sie unter ihrem Fürsten Ipsarich Raubzüge nach Mösien und Thracien zu unternehmen, und nach 679, wo der Kaiser Konstantin Pogonatos sie vergeblich zu unterwerfen versuchte, überschritten sie die Donau und gründeten hier in slavischem Lande unter Ipenich einen Staat, in welchem sie die herrschende Kriegerkaste, und die unterjochten Slaven die Hauptmasse der Bevölkerung bildeten. Allmählich aber gingen die Bulgaren in den letzteren auf, nahmen deren Sprache und Sitte an und ließen dem Volke nur ihren Namen und hie und da Spuren von ihrer turanischen Gesichtsbildung. Im Uebrigen waren etwa dreihundert Jahre nach ihrem Einbruche in Mösien und Thracien die Sieger völlig ein Volk mit den Besiegten geworden.

Unter dem Czar Boris, der im neunten Jahrhunderte herrschte, und unter dem die Bulgaren sich auch über Macedonien ausbreiteten, nahm dieses Mischvolk das Christenthum an. Unter Simeon, dem Sohne und Nachfolger dieses Herrschers, kämpfte es mit Glück gegen die byzantinischen Kaiser, und von dieser Zeit an kam es häufig zu Kriegen zwischen den beiden Nachbarn, die, indem sie sich gegenseitig schwächten, den Sieg der Türken über beide vorbereiteten. Nachdem das Bulgarenreich in ein östliches und ein westliches zerfallen, waren die Bulgaren bald von den Byzantinern, bald von den Serben und zuletzt von den Osmanen abhängig, denen sie nach der Schlacht bei Nikopolis vollkommen unterthänig wurden. Von da an geht ihre Geschichte in derjenigen der Türkei auf. Sie waren fortan unter einem doppelten Joche, unter dem der Osmanli und unter dem ihrer alten Feinde, der Griechen, die zwar ebenfalls Unterthanen der Türkensultane geworden waren, es aber verstanden, ihren bulgarischen Mitunterthanen griechische Bischöfe aufzudringen und sie dadurch nach Möglichkeit zu bedrücken und auszubeuten. Daß sie dies vermochten, obwohl die Bulgaren ihnen an Zahl weit überlegen waren, erklärt sich aus der Thatsache, daß der bulgarische Adel sich nach der Eroberung des Landes durch die Türken zur Annahme des Islam hatte bestimmen lassen. Dieser Adel war nicht so abhängig von der Priesterschaft gewesen wie der Bauernstand, und so hatte er das Loos, des Christenthums wegen verfolgt und bedrückt zu werden, leicht mit dem Vortheile vertauscht, in der Stellung von Mohammedanern geachtet und bequem leben zu können. Die oberen Klassen der Griechen aber klammerten sich an ihre Hierarchie an, die in der Hauptstadt eine festbegründete Position einnahm, indem die Osmanen sie nicht nur bul-

deten, sondern mit einer gewissen Macht bekleideten, um durch sie ihre christlichen Unterthanen beherrschen zu können.

Als die Häupter der Griechen ihren Schwerpunkt im Fanar gefunden hatten, erkannten sie bald die Bedeutung des kirchlichen und politischen Einflusses, der einer zentralisirten Hierarchie zufallen mußte, und so stellten sie der Pforte vor, daß die Bulgaren, da sie griechischen Glaubens, von Rechtswegen auch unter der geistlichen Hoheit des griechischen Patriarchen stehen sollten. Als dies nicht zum Ziele führte, wiesen sie darauf hin, daß die Bulgaren die Mehrzahl der Bewohner von Bulgarien, Rumelien und Macedonien ausmachten, und fügten hinzu, daß unter ihnen ein aufrührerischer, der Pforte feindlicher Geist herrsche. Die letztere Behauptung war völlig unbegründet. Im Gegentheil: lange Unterthänigkeit und Bedrückung, ländliche Beschäftigung und der Mangel an einer Aristokratie hatten das kriegerische Feuer der bulgarischen Nation erlöschen lassen, und nichts lag ihren Gedanken und Wünschen, nichts ihren Kräften ferner als Widersetzlichkeit und Empörung gegen ihre türkischen Gebieter. Dennoch erreichte die arglistige Politik der Griechen bei der Pforte allmählich ihren Zweck. Das Patriarchat von Tirnowa war schon seit Jahrhunderten in den Händen der Griechen. 1700 bemächtigten sie sich auch der Eparchie von Braca, 1760 der von Pivot und besetzten in beiden die geistlichen Stellen mit ihren Leuten. 1767 führten sie in dieser Richtung den letzten Stoß, Bestechung förderte den Erfolg, im ebengenannten Jahre verzichtete Arsenius Dolis, der Patriarch von Ahrida, der Residenz der alten bulgarischen Könige, auf seine Würde, und die bulgarische Kirche wurde unter die Herrschaft des Patriarchenstuhles von Konstantinopel gestellt.

Die Beweggründe zu diesem Verfahren der Griechen waren theils nationale, theils grob materielle. Einerseits hofften sie mit Hilfe der Kirche die Slaven zu hellenisiren und durch solche Verstärkung des griechischen Elementes die türkische Herrschaft, die auf der Getheiltheit und Uneinigkeit ihrer europäischen Unterthanen beruhte, zu unterhöhlen. Andererseits wollten sie durch Aussaugung dieser Diözesen ihrem schwer verschuldeten Patriarchat zu Gelde verhelfen. Wenn sich die Bulgaren verzweifelt dagegen sträubten, so geschah es theils im Hinblick auf ihre Nationalität, theils mit Rücksicht auf ihren Beutel. Gar manche unwürdige Priesterkaste hat auf Erden gewaltet, aber kaum je eine unwürdigere als diese Geistlichen aus dem Fanar. Ihre Sittenlosigkeit, ihre Habgier übersteigt alle Begriffe. Alle Stellen waren käuflich und wurden theuer bezahlt, und natürlich suchten dann der Patriarch und der Erzbischof, der Bischof, der Jugumen (Abt) und der Pope nicht blos den Kaufpreis, nicht blos bequemen Unterhalt, sondern auch die Versorgung seiner Brüder, Söhne und Vettern herauszuschlagen. Daneben aber wurde in bru-

talster Weise, durch alle Mittel der List und Gewalt die griechische Sprache an die Stelle der slavischen gesetzt. So war es auch bei der Abdankung des Patriarchen von Ahrida. Derselbe hatte nur für seine Person, nicht für die ihm untergebene Geistlichkeit verzichtet, und so weigerte sich das bulgarische Volk, die Folgen, welche die Griechen in Konstantinopel aus seiner Abdikation herleiteten, anzuerkennen. Aber bald erkannte man, daß die Pforte sich mit dem Fanar verständigt hatte, und ein ernster Druck verwandelte den bulgarischen Widerstand in einen bloßen Protest ohne Wirkung. Ihre Bischöfe und Geistlichen wurden entlassen, die leer gewordenen Stellen mit Griechen besetzt, ihre Klöster und Schulen in Beschlag genommen, die Einkünfte derselben griechischen Gemeinden überwiesen und die bulgarische Sprache und Literatur aus allen Erziehungsanstalten verbannt.

Erstaunlich ist es, wie die Bulgaren nach diesem Schlage ihre Nationalität bewahrten. Man sollte meinen, die Einrichtung, nach welcher die griechische Geistlichkeit die Herrschaft über die Schule in die Hände bekam und einen großen Theil sowohl der kirchlichen als der weltlichen Gewalt über die Nation erlangte, hätte jener einen fast unbegrenzten Einfluß wenigstens auf die ländliche Bevölkerung verschaffen müssen. Aber das Gegentheil fand statt, und zu gleicher Zeit erwehrte man bis auf eine kleine Partei sich der von den Russen gesponnenen Ränke und verstand dieselben zu eigenem Vortheile zu verwenden. Die Opposition gegen die Gewaltthaten der Griechen bat zunächst den Patriarchen im Fanar um Abhilfe, bekam aber nur Verweise zur Antwort. Dann beschwerte man sich bei der Pforte, ebenfalls ohne Erfolg. Die Bedrückungen und Mißbräuche wurden nur ärger. Allein die Führer der Bulgaren ließen sich durch solche Mißerfolge nicht abschrecken. In den Jahren 1840 bis 1845 organisirten wohlhabende Kaufleute, von denen einige im Auslande sich höhere Bildung erworben hatten, die nationale Opposition über das gesammte Land. Nachdem schon 1835 zu Grabowa eine bulgarische Schule errichtet worden, geschah Aehnliches in mehreren Städten und Dörfern, und zu gleicher Zeit bemühte man sich, durch Schriften in bulgarischer Sprache zu wirken. In letzterer Beziehung waren große Schwierigkeiten zu überwinden. Kaum waren die im Auslande gedruckten Bibeln und andere Schriften angelangt und vertheilt, als der Patriarch in Konstantinopel durch die Vorstellung, dieselben seien russische Agitationsmittel und Vorboten einer Empörung, deren Wegnahme veranlaßte. Aber es war einmal geschehen: ehe diese Drucksachen ausgespürt und vernichtet wurden, hatten sie ihre Wirkung gethan, und, auf die Entrüstung des Volkes über die Konfiskation gestützt, konnten die Führer hervortreten, um offen das Recht der Nation auf den Gebrauch ihrer Sprache zunächst in den Unterrichtsanstalten geltend zu machen. In allen Bezirksstädten wurden Geldsammlungen

eingeleitet und Lehrer aus Oesterreich und Rußland berufen. Der Patriarch that, was er vermochte, die Bewegung zu unterdrücken, aber die von den Bulgaren zusammengebrachten Mittel lähmten den Widerstand der von ihm aufgestachelten osmanischen Behörden. Man erhielt die Erlaubniß, in den größeren Ortschaften bulgarische Schulen neben den griechischen zu errichten, und im Jahre 1850 wurde zu Philippopel die erste Zentralschule eröffnet.

Von da an lebte die nationale Erziehung allmählich im ganzen Lande wieder auf. Bis zum Krimkriege hatte sie noch mit Schwierigkeiten zu kämpfen, dann aber breitete sie sich energisch aus, namentlich in der leitenden Provinz von Philippopel, wo 390 000 christliche Bulgaren 240 000 Türken und mohammedanischen Bulgaren, 10 000 Albanesen, Griechen und Walachen und circa 24 000 Armeniern, Zigeunern und Juden gegenüberstehen. Vor 1850 galten Lesen und Schreiben hier als seltene Geschicklichkeiten, und die bulgarische Sprache wurde kaum in einem halben Dutzend Schulen gebraucht. 1858 dagegen gab es hier bereits 5 Zentral-, 8 Vorbereitungs- und 90 Elementarschulen für Knaben, nebst 7 Mädchenschulen, und 1870 hatte man ein Gymnasium, 6 Zentral-, 25 Vorbereitungsschulen, 281 Elementarunterrichts-Anstalten und 24 Mädchenschulen. Die Zahl der Schüler belief sich auf 16 500, die der Lehrer und Lehrerinnen auf 385. Noch rascher war der Fortschritt bis zum Ausbruche des serbischen Krieges und der sogenannten bulgarischen Revolution von 1876.

Der Gang des Unterrichtes in diesen Bildungsanstalten vervollkommnete sich von Jahr zu Jahr, namentlich als in Philippopel ein Lehrerseminar errichtet worden war. In den Zentralschulen umfaßt der Kursus fünf Jahre, und die Lehrgegenstände sind bulgarische, griechische, türkische und französische Sprache, praktische Arithmetik, Elementarmathematik, Geographie, bulgarische und türkische Geschichte, Glaubens- und Sittenlehre, endlich kirchliche Musik. In dem Gymnasium, das 1867 zu Philippopel gegründet wurde, kommen hierzu noch theoretische und praktische Philosophie, Physik und Chemie. In den Vorbereitungsschulen erstreckt sich der Kursus über vier Jahre. In den Mädchenschulen wird Lesen, Schreiben, Rechnen und Nähen gelehrt, und Kinder der ärmeren Klasse treten mit fünf Jahren ein und lernen bis zum zwölften Jahre, während die der Wohlhabenden gewöhnlich bis zum vierzehnten Jahre bleiben. Die Lehrer beziehen einen Gehalt von 1400 bis 2800 Mark. Baker besuchte die Schulen in Eski Zagra, die mehr als 800 Kinder unterrichten, und fand sie vortrefflich geleitet. Die Gebäude waren geräumig, reinlich und gut gelüftet, die Lernenden heiter, wohlerzogen und von gutem Fassungsvermögen. Er lernte einen Lehrer in Trojan kennen und war überrascht von seiner In-

telligenz und seiner vorzüglichen Behandlung der Schüler, und er behauptet, viele andere anführen zu können, von denen das Gleiche gelte.

Der Unterricht ist für Reiche wie Arme kostenfrei. Das Verlangen danach ist sehr verbreitet, und es kommt vor, daß wohlhabende Bauern ihrer Dorfgemeinde Schulhäuser bauen und für einen Lehrer sorgen. Bis 1860 gingen die Gelder für die Bedürfnisse der Schulen durch freiwillige Subskriptionen ein oder flossen aus Kapitalien, die von reichen Bulgaren zu diesem Zwecke geschenkt worden waren. In jenem Jahre aber kündigten die Bulgaren dem Patriarchen von Konstantinopel die Anerkennung seiner Oberhoheit auf, nahmen die kirchlichen Domänen der Provinz und Einkünfte verschiedener Art für sich in Anspruch und verwendeten unverweilt einen Theil davon zu Zwecken der Volksbildung. Andere, vorwiegend von Bulgaren bewohnte Bezirke folgten diesem Beispiele, und es wurde eine allgemeine Kontrolbehörde zur Pflege der Schul- und Kirchenangelegenheiten und zur Beaufsichtigung der einzelnen für das Unterrichtswesen bestimmten Kommissionen eingesetzt. Das Gymnasium von Philippopel aber bezieht die Mittel zu seinem Bestehen aus einer Schulsteuer, die mit Genehmigung der türkischen Behörde auferlegt worden ist und im Nothfalle durch Zwang eingezogen werden kann. Noch andere Bildungsanstalten für die Bulgaren sind von Amerikanern geschaffen worden. So die Missionsschule zu Samakow und das Roberts-Kollegium zu Bebek am Bosporus, dessen Räume allen Konfessionen offenstehen, und so die Schulen der römisch-katholischen Propaganda in Adrianopel und Salonik.

Die bulgarischen Frauen haben das Ihrige zu diesem Werke der nationalen Erziehung beigetragen. Sie sind zu Vereinen zusammengetreten, welche die Beförderung des Unterrichtes und die Anschaffung von Büchern für die ärmere Bevölkerung zum Zwecke haben.

Mit dem Aufschwunge der Schulen ist der Aufschwung der bulgarischen Literatur Hand in Hand gegangen. Die Chronik des Mönches Paysij (1762) und die theologischen Schriften des Bischofs Sofron von Vraca waren vereinsamte Vorläufer. Erst um die Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts ließen bulgarische Emigranten in Bukarest und Odessa zahlreiche Bücher in ihrer Muttersprache erscheinen. So Beron, Stojanovic, Nenovic, Pesakow, Sakunow, Neofyt und der Abt von Rylj. Doch waren dies ausschließlich Schulbücher, grammatische Schriften und geistliche Abhandlungen. Die ersten bulgarischen Druckereien im Lande selbst entstanden 1870 in Salonik und Smyrna.

Eine sehr bedeutende Hebung erfuhr das bulgarische Schriftthum kurz vor und nach 1860. Literarische Gesellschaften wurden gegründet, nationale Dichter traten auf. Unter den letzteren ragt Slavejkow hervor, dessen Poesieen

sich durch Frische und Ursprünglichkeit auszeichnen sollen, und dessen wissenschaftliche Arbeiten gleichfalls gerühmt werden. Als Novellist wird Karawelow, als Dramatiker werden Drumew, Dabroplotni, Woinikow, Ihonomow, Blskow und Fingow, als Uebersetzer Michajlowski und Boncow genannt. Auf wissenschaftlichem Gebiete haben sich der Philolog Krstjowic und der Historiker Marin Drinow einen achtungswerthen Namen erworben. Als Sammler von Volksliedern zeichneten sich zunächst die Gebrüder Demeter und Konstantin Miladinow aus, deren reichhaltige Sammlung 1861 auf Kosten des bekannten Bischofs Stroßmair zu Agram gedruckt wurde. Ein anderer bulgarischer Gelehrter, Wassilije Tscholakow, veröffentlichte 1872 zu Bolgrad in Bessarabien ein sehr schätzbares Werk über die Sitten, Bräuche, Feste und Sprichwörter seiner Landsleute, denen eine Anzahl von Volksliedern aus den Gegenden nördlich vom Balkan beigegeben ist. Stefan Werkowic trug Lieder aus Macedonien und aus dem Rhodope-Gebirge, wo der mohammedanische Bulgarenstamm der Pomaken wohnt, bei, Hitow Lieder der Balkan-Haiduken.

Diese junge Literatur enthält viel Unreifes und Schwächliches, berechtigt aber bei der poetischen Begabung des Volkes, welches nach Rosen's Meinung das sangreichste unter allen Slaven ist, immerhin zu guten Hoffnungen.

Auch die bulgarische Journalistik hat sich rasch entwickelt. Das erste Organ der periodischen Presse Bulgarien's war die von Fontinow 1844 bis 1846 zu Smyrna herausgegebene Monatsschrift „Ljuboslowie“, die erste politische Zeitung (1846) Bogerow's „Bulgarski Orel“. Der „Csarigradski Westnik“ wurde 1849 von Exarchow gegründet und erhielt sich bis 1861. Die Zeitung „Mirozrenie“ wurde von Dobrowic zuerst in Wien, dann in Bukarest und zuletzt in Odessa herausgegeben und hier, „weil sie in bulgarischer Sprache erschien“, behauptet K. Emil Franzos, von der russischen Regierung unterdrückt. Gegenwärtig erscheinen 14 bulgarische Blätter, von denen 6, Najdenow's „Napreduk“, Henly's „Istocno Vreme“, Balabanca's „Wek“ und „Don“ (sämmtlich politischen Inhaltes), die Monatsschrift „Citaliste“ (belletristisch) und das theologische Fachblatt „Wukresnik“ in Konstantinopel herauskommen. Die übrigen sind das politische „Zname“ und das belletristische „Znanie“, das landwirthschaftliche „Stupan“ und das pädagogische „Uciliste“ (alle vier in Bukarest), das wissenschaftliche „Periodicesko Spisanie“ (in Braila) und die Amtsblätter „Dunow“ in Rustschuk, „Odrin“ in Adrianopel und „Solun“ in Salonik.

Im vorigen ist gezeigt worden, wie das Volk in vielen Bezirken dem Patriarchen im Fanar die Anerkennung seiner geistlichen Oberhoheit aufkündigte und die kirchlichen Domänen unter stillschweigender Gutheißung von Seiten der Pforte für Schulzwecke einzog. Jetzt war nur noch die

offizielle Bestätigung dieser Thatsache erforderlich, und die Bulgaren wußten sich dieselben, von den Gesandten der Westmächte unterstützt, zu verschaffen. Durch den Ferman vom 27. Februar 1870 lebte die bulgarische Nationalkirche nach mehr als hundertjährigem Todesschlafe wieder auf. Der dem Range nach älteste ihrer Metropolitanbischöfe trat unter dem Titel eines Exarchen an ihre Spitze und übernahm den dauernden Vorsitz in der bulgarischen Synode. Derselbe war thatsächlich unabhängig vom griechischen Patriarchen und hing mit diesem nur durch wenig bedeutende Dinge, z. B. durch Beziehung des heiligen Oeles von ihm, noch zusammen. Dem bulgarischen Volke der verschiedenen Distrikte war es freigestellt, sich der neuen Organisation anzuschließen. Zwei Drittel der berechtigten Stimmen sollten in jedem einzelnen Bezirke dazu ausreichen. In Macedonien, wo das griechische Element vorherrscht, und viele Bulgaren nur zu Hause ihre angestammte Sprache, sonst aber griechisch sprechen, machte man hiervon weniger Gebrauch als in Thracien und Rumelien, wo die Bevölkerung fast ausnahmslos den Ferman mit Jubel begrüßte und dafür dankbar war. Daß der Patriarch sie dafür exkommunizirte, focht sie nicht an, und Versuche der griechischen Bischöfe, sich ferner in die bulgarischen Angelegenheiten einzumischen, wurden nicht geduldet und hie und da mit Gewalt vereitelt.

Den Russen verdankte die bulgarische Bewegung keine Förderung, obwohl Umtriebe zur Aufstachelung des Volkes gegen die Türkenherrschaft von jener Seite her nicht aufhörten. Der Friede von Bukarest verschaffte Rußland Gelegenheit dazu, indem es durch denselben das Protektorat über die griechische Kirche in gewissen Strichen der Türkei erlangte, und da die Bulgaren hier die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten, gewann es damit eine vorzügliche Operationsbasis. Jenes Recht wurde im Vertrage von Akjerman 1826 bestätigt, und durch die Ereignisse von 1828 mußten die Bulgaren auf die Russen als Beschützer und Freiheitsbringer hingewiesen werden. Sie wendeten ihnen während des Krieges von 1829 ihre Sympathieen zu, hatten dies aber zu bereuen, als jene wieder abzogen. Indeß wuchs die Hinneigung zu den nordischen Verwandten wieder, und während des Krimkrieges sahen die Balkanslaven dem Ausgange der Dinge gewiß nicht mit frommen Wünschen für die osmanischen Waffen entgegen. In dem letzten Vierteljahrhundert aber ging es bei der zunehmenden Bildung unter ihnen mit der Neigung zu Rußland merklich bergab. Man nahm an, daß es nicht blos ein Feind des Sultans, sondern auch der bulgarischen Nationalität sei, und daß es keine viel besseren Zustände als die, unter welchen man lebte, und am wenigsten die Freiheit bringen werde, der man nachstrebte. Die Zahl derer, die das nicht begriffen, war nicht groß; denn man hatte thatsächliche Beweise für die

Mißgunst, welche die Russen im Grunde gegenüber den Bestrebungen der Bulgaren zur Hebung ihrer Nationalität jederzeit hegten. In den Schulen von Odessa und Nikolajew, die fleißig von jungen Bulgaren besucht wurden, war auf den Landkarten selbst der Name Bulgarien nicht zu finden. Der bulgarischen Kolonie in Bessarabien war bis 1856, wo dieses Ländchen an Rumänien fiel, der öffentliche Gebrauch ihrer Muttersprache untersagt. Rußland ließ durch seine Konsuln in den Balkanprovinzen oft und reichlich zur Erbauung von Kirchen der orthodoxen Konfession, der es angehört und mit der es für seine Macht Anhänger wirbt, Beiträge zahlen, es verschenkte durch seine Agenten mit verschwenderischer Freigebigkeit kirchliche Bücher und Ornamente, aber nur selten gab es etwas zur Errichtung einer Schule her. Es unterstützte mehrere Klöster (Rylj z. B. soll jährlich 80000 Mark bekommen haben), aber diese Klöster waren Herde einer der bulgarischen Nationalität feindlichen Agitation. Bulgaren der ärmeren Klasse wurden ausgewählt und nach Rußland geschickt, um da erzogen zu werden und — als geheime Agenten für rein russische Zwecke zurückzukehren.

Solche Agenten führten 1867 in Gemeinschaft mit Russen und Griechen eine Art Aufstand herbei, der den Zweck hatte, zu Gunsten der Insurrektion auf der Insel Kreta eine Diversion zu machen, das bulgarische Volk als in der Erhebung gegen seine Unterdrücker begriffen darstellen zu können und die öffentliche Meinung im Westen einer russischen Einmischung günstig zu stimmen. Ein geheimes Komité in Bukarest nahm die Sache in die Hand und sandte Banden von Flibustiern in den Balkan, um die Bauern aufzuwiegeln und, wo das nicht anginge, auszuplündern. Die Türken aber machten diesem Spiele ein schleuniges Ende, und die christlichen Bauern unterstützten sie dabei. Es lag ihnen viel weniger daran, die Türken aus dem Lande entfernt zu sehen als die Griechen, und für die russischen Befreier empfanden sie nichts. Aehnlich erging es einem zweiten Aufwiegelungsversuche im Jahre 1868. Die Eindringlinge wurden theils niedergeschossen, theils in die Berge verjagt, wo sie zu förmlichen Räuberbanden wurden.

Baker hat 1874 das Land durchreist und sich gerade in den Dörfern aufgehalten, die 1876 als Opfer der türkischen Grausamkeit in Blut und Trümmer zusammensanken. Er behauptet, Gelegenheit gehabt zu haben, sich über die damalige Stimmung der Bevölkerung genügend zu unterrichten, und er meint, kein Land in der Welt kennen gelernt zu haben, das friedfertiger und weniger wie der Herd einer Empörung ausgesehen hätte. Es war unter dem bulgarischen Volke in dieser Zeit genau wie 1867 und 1868. Die russischen Agenten hatten geringe Aussicht auf Erfolge. Ihre einzige Errungenschaft

nach vieler Mühe waren einige junge Taugenichtse, die beim Weine revolutionäre Toaste ziemlich pathetischer, aber harmloser Art ausbrachten.

Achtzehn Monate später war es auf bulgarischer Seite im Wesentlichen, wie bemerkt, ebenso. Aber die Zustände waren andere, und die Stimmung der Türken war eine zu verzweifelten Thaten fähige. Acht Jahre vorher hatte im übrigen Lande Friede geherrscht, und Midhat Pascha, ein verständiger und maßvoller Mann, war Gouverneur von Bulgarien gewesen. Jetzt tobte in Bosnien und der Herzegowina ein Bürgerkrieg, der den religiösen Fanatismus der Türken in allen Provinzen gereizt hatte, Serbien stand auf dem Punkte, der Pforte den Krieg zu erklären, eine finanzielle Katastrophe wollte ausbrechen, die ganze Maschinerie der Regierung war in Verwirrung, bei den Truppen, der Polizei, den wilden Tscherkessen in Bulgarien befand sich kein Midhat. In diesem Augenblicke legten die fremden Wühler ihre Lunte an die Mine, die sie gegraben, und obwohl die Explosion an sich wenig bedeutete, obwohl nur wenige Bulgaren sich den Banden von Uebelthätern, welche sie ausspie, anschlossen oder auch nur geneigt zeigten, wirkte die Sache doch ganz wie eine große Gefahr auf die Türken. Eine Panik brach unter ihnen aus, Verzweifelung ergriff sie, und in diesem Zustande halb wahnsinnigen Schreckens ließen sie sich, ihrer Meinung nach von allen Seiten mit Vernichtung bedroht, zu jenen gräßlichen Schlächtereien und Mordbrennereien hinreißen, die mit Wissen und zuweilen sogar auf Befehl der Behörden ausgeführt wurden.

So die Darstellung Baker's, der diese entsetzlichen Szenen keineswegs rechtfertigen will, und wir können uns ihm hierin im Großen und Ganzen anschließen, indem wir seinem Berichte keine Entschuldigung, wohl aber eine Erklärung dieser bluttriefenden Ereignisse entnehmen.

Wo die Türken sich Zeit zur Ueberlegung nahmen, hatte die Panik keine so traurigen Folgen. Baker erzählt z. B.: Einer der zur Ausführung der beschlossenen Maßregeln bestimmten Paschas erhielt von seinem Vorgesetzten die telegraphische Weisung, elf mit Namen genannte Dörfer zu zerstören, die als Mistbeete des Aufstandes bezeichnet waren. Der Pascha war im Begriffe, diesen Befehl zur Ausführung zu bringen, als einige einflußreiche Bulgaren und Türken ihm ihre Aufwartung machten und ihren Schauder über die beabsichtigte Grausamkeit aussprachen, indem sie versicherten, daß sie diese Dörfer ganz genau kännten und wüßten, daß die Bewohner derselben betriebsame, friedfertige und harmlose Leute seien, die an nichts weniger als an eine Rebellion dächten. Sie baten den Pascha, sie nach diesen Ortschaften zu begleiten und sich selbst zu überzeugen, daß ihre Angaben der Wahrheit gemäß seien. Er that es auf der Stelle und fand, wie natürlich, daß ihre Behauptungen vollkommen richtig waren. Darauf telegraphirte er seine Beobachtungen an

seinen Vorgesetzten, und die Folge war, daß er angewiesen wurde, jene Ortschaften zu verschonen, und daß die armen Bedrohten der Gefahr, ausgerottet zu werden, entgingen.

Wir haben gesehen, wie die Bulgaren nur durch das Wort, nicht durch die Waffen sich ihrer griechischen Bedrücker entledigten und eine unabhängige Kirche, sowie eine nationale Schule erlangten. Wir müssen hinzufügen, daß überall ein stetiger Fortschritt und leidliche Zufriedenheit mit ihrer Lage zu finden waren. Aber auch darüber kann kein Zweifel sein, daß noch heute die Erinnerung unter ihnen fortlebt, sich einst unter einem empörenden Drucke in einem Zustande befunden zu haben, der an Sklaverei grenzte. Auch in den letzten Jahren war sehr Vieles nicht so, wie es sein sollte, haftete an ihnen noch viel Helotenthum, und waren sie von allerlei Unbill und Ungerechtigkeit bedroht. Aber was sie da noch Hartes zu erdulden hatten, war nicht Ausfluß der Gesetze und weniger Mißhandlung von Seiten der Regierenden als Folge des Uebermuths von mohammedanischen Unterthanen, die ihre Nachbarn waren und sich gewöhnt hatten, zu sehen, daß man die bulgarischen Christen ungestraft mit Verachtung behandeln durfte, als ob sie geborene Knechte und Lumpe wären.

Was dieses arme Volk einst litt, mag ein Beispiel zeigen, das bei Baker (S. 57 ff.) zu finden ist. Der Bezirk Dschuma am oberen Strymon umfaßt 27 bulgarische und 5 mohammedanische Dörfer, die meisten derselben sind Eigenthum der türkischen Begs und Agas im Orte, das Land wird von den Bulgaren in der Eigenschaft von Rajah oder Tagelöhnern bebaut. Der Bezirk wird von einem Mudir und einem Medschlis oder Richterkollegium regiert, die in der Stadt Dschuma ihren Sitz haben. Im Medschlis saßen 1859 mit Ausnahme eines einzigen Bulgaren, der aber niemals seine Stimme geltend zu machen wagte, lauter Leute, die zu jenen großen türkischen Landeigenthümern gehörten, und die deshalb bei den meisten Fragen, die vor ihr Kollegium gebracht wurden, als Richter in eigener Sache entschieden. Die Nachbarschaft von Dschuma ist gebirgig und wurde damals von Räuberbanden unsicher gemacht, die aus Türken, Albanesen und christlichen Bulgaren bestanden. Von den Begs, die zum Medschlis gehörten, behauptete man, sie seien stets bereit, diesen Raubgesellen bei sich eine Zufluchtsstätte zu gewähren, und erhielten dafür Antheil an deren Beute. Wie es in Folge dessen mit der Rechtspflege beschaffen war, die den Bulgaren in dieser Gegend zu Theil wurde, kann man sich unschwer vorstellen. Nach dem Metajer-System, welches dort üblich war, empfängt der Grundeigenthümer die Hälfte der Ernte als Bodenrente, und er darf sie in Natura einziehen. Bei Dschuma stellten die Begs und Agas Räuber zu diesem Zwecke an, und diese nahmen der Rajah nicht blos das weg, was jenen gebührte, sondern auch noch vieles Andere, theils für ihre

Auftraggeber, theils für sich selbst. Die Poliak oder albanesische Wachmannschaft hatte, von einem Mitgliede des Medschlis befehligt, ihr Standquartier im Dorfe Logotesch. Diese Leute sammelten eines Tages noch andere Spitzbuben um sich, zogen in ein Nachbardorf und brachen hier in das Haus eines Bauern ein, um ihm Geld abzufordern. Als er betheuerte, keines zu haben, ergriff man ihn, streckte ihn auf den Boden hin und sengte ihn mit glühendem Eisen. Dies war nun gerade kein gewöhnlicher Fall, und so erregte es in der Nachbarschaft einige Aufmerksamkeit. Zufälligerweise befand sich der in Sofia wohnende türkische Registrator für die Grundbücher zu dieser Zeit in Dschuma, hörte von dem Frevel, rief das Einschreiten des Mudir an und brachte es dahin, daß die Poliak verhaftet und vor das Medschlis gestellt wurde. Anfangs behaupteten die Albanesen ihre Unschuld, aber der Zeugenbeweis war überwältigend, und der Registrator blieb fest, und so gaben die Schurken ihre Missethat zu und gestanden, daß sie dabei nur den Befehlen ihres Vorgesetzten und einiger anderer Mitglieder des Medschlis, also der Richter, die über sie aburtheilen sollten, gefolgt seien. Dies machte die Sache unangenehm, aber der empörte Registrator brachte den Fall nun vor eine höhere Gerichtsstelle. Da reiste der oberste Beg, der Befehlshaber der Poliak, also der Hauptanstifter der Greuelthat, nach Konstantinopel. Er war ein reicher Mann und folglich von bedeutendem Einflusse, und so kam es, daß die obersten Gewalten sich beschwichtigen ließen. Der Prozeß wurde niedergeschlagen, und der redliche Registrator zog entrüstet und betrübt von dannen.

Aehnliche Zustände herrschten in dieser Zeit fast allenthalben in Bulgarien und Rumelien. Aber der Krimkrieg ist nicht ganz und gar vergeblich geführt worden. Es wurde seitdem vielfach besser mit der Lage der Christen in der Türkei, die Räuber wurden fast ganz ausgerottet, die Bedrückung der christlichen Landleute milderte sich wesentlich, und man nahm ihnen selten viel mehr ab, als wozu man berechtigt war.

Als gute Waffe zur Vertheidigung gegen die Habgier ihrer Grundherren und gegen zu arge Mißhandlung von Seiten derselben diente der bulgarischen Rajah der Umstand, daß ihre Kirche wieder aufgelebt war. Damit war ein beträchtlicher Theil der lokalen Regierung in die Hände der geistlichen Oberen ihrer eignen Nation gelegt und zugleich ein Kanal geschaffen, der eine Verbindung mit Konstantinopel gestattete, durch welche jede Gewaltthat von Bedeutung an die Pforte und an die Oeffentlichkeit gelangen konnte. Aber freilich von dem Uebermuth und der Anmaßung der Mohammedaner hatten die Bulgaren noch in den letzten Jahren nicht wenig zu leiden. Zwei Beispiele, von denen Baker als Augenzeuge berichtet, mögen das zeigen.

Im Geschäftszimmer eines Getreidehändlers zu Salonik verhandelte ein

Bulgare mit diesem Kaufmanne über den Abschluß eines Verkaufes. Mitten in ihrer Unterredung trat ein Türke ein, setzte sich nieder und unterbrach ohne weiteres dieses Gespräch, indem er, gerade als ob der Bulgare nicht vorhanden wäre, von seinen eigenen Geschäften zu reden anfing. Den Bulgaren ließ man stehend warten, bis der Türke mit seinem Anliegen zu Ende war.

Der andere Fall war schlimmer. Einem bulgarischen Landwirthe nicht weit vom Gute Baker's war sein Heuschober niedergebrannt. Baker bezeigte dem Manne seine Theilnahme wegen seines Verlustes; da sagte derselbe, daß es Brandstiftung sei, und daß ihm der Schuldige wohlbekannt sei. „Ei," fragte Jener, „warum ladet Ihr denn den Hallunken nicht vor den Mudir?" Der Bauer zuckte die Achseln und sagte: „Der Mann gehört zu dem Jurukdorfe" (zu dem türkischen Dorfe). „Nun," erwiederte Baker, „was hat das denn zu bedeuten? Verklagt ihn nur, so wird die Sache untersucht werden, und wenn Ihr damit einverstanden seid, so will ich zusehen, daß Alles mit rechten Dingen zugeht." Der Mann zuckte von neuem mit den Achseln und entgegnete: „Nein, ich danke schön, Chelibi, ich will mir lieber keine Feinde machen."

Moltke erzählt aus Schumla, das er in Begleitung des Großherrn besuchte: „Die Moslem standen, als der Sultan vorüberfuhr, aufrecht mit über den Leib verschränkten Armen, die Rajah aber und selbst Bischof und Priester mit den geweihten Kirchengeräthen warfen sich nieder und blieben mit der Stirn an der Erde, bis der Padischa vorbei war. So etwas muß freilich das Selbstgefühl der Türken nähren."

Baker schließt sein Kapitel über die Bulgaren mit den Worten: „Ich könnte noch viele ähnliche Fälle anführen, aber die schon mitgetheilten genügen zu dem Beweise, daß der Christ im gewöhnlichen Leben dem Mohammedaner gegenüber eine sehr untergeordnete Stellung innehat. Dies mußte in einem Lande, wo eine Race die andere beherrschte, und keine kräftige Verwaltung die Bevölkerung in Ordnung erhielt, nothwendig so kommen. Aber diese Unterordnung verschwindet jetzt rasch, und die Eisenbahn und der Telegraph werden bald die verschiedenen Racen auf gleiche Stufe stellen."

Wir erlauben uns zu bezweifeln, daß dies ohne den Krieg und seine Folge, die Befreiung der Mehrzahl der Bulgaren von der Türkenherrschaft, rasch eingetreten sein würde. Der jetzige Zustand wird aber auch keine Gleichstellung der Racen herbeiführen. Vielmehr werden jetzt die Türken in Bulgarien und Ostrumelien in die Lage kommen, in welcher sich bisher die Christen dieser Gegenden befanden. ✠

Der Komponist Kayser und seine Freunde aus der Sturm- und Drangperiode.

Von C. A. H. Burkhardt.

I.

Philipp Christoph Kayser*) wurde den 10. März 1755 zu Frankfurt am Main als ältester Sohn des Organisten an der Katharinenkirche Johann Matthäus Kayser geboren. So weit sich nachkommen läßt, war der Vater Philipp Christoph's wahrscheinlich aus Thüringen nach Frankfurt eingewandert und hatte sich mit einer gleichnamigen, doch nicht verwandten Frankfurterin, Christine Philippine Kayser, verheirathet, welche die Mutter einer zahlreichen Familie wurde und hochbetagt, über 80 Jahre alt, zu Frankfurt starb.

Der Organist Kayser, dessen musikalische Bedeutung wohl noch nicht hinreichend gewürdigt ist, war ein gesuchter Musiklehrer, der das Talent Philipp Christoph's sehr früh erkannte und den Knaben zum Musiker auszubilden suchte. Im siebenten Jahre spielte derselbe bereits fertig Klavier, besuchte von 1762 bis 1768 das Gymnasium, ohne dasselbe jedoch, wie es scheint, vollständig zu absolviren. Im Jahre 1769 verließ der junge Musiker Frankfurt, um auf Anweisung des Vaters die musikalische Theorie bei dem in weiten Kreisen bekannten Musiker G. A. Sorge in Lobenstein zu studiren, wo er ein volles Jahr verblieb, um dann nach Frankfurt zurückzukehren.

Von dieser Zeit an bis zu seinem Weggange nach Zürich scheint Kayser die Vaterstadt auf längere Dauer nicht verlassen zu haben. Er beschäftigte sich mit Ertheilung von Musikunterricht und, angeregt durch Klinger und Goethe, vielfach auch mit literarischen Dingen. Leider läßt sich nicht feststellen, seit welcher Zeit vorzüglich Goethe Kayser's Bekanntschaft machte, die, jahrelang sorgfältig gepflegt, auf das Geschick des jungen Musikers einen tiefen, bestimmenden Einfluß ausgeübt hat.

Aus allen gleichzeitigen und späteren Briefen, welche die Sturm- und Drangperiode, wenn auch nicht vollständig, beleuchten, zeigt sich unerschütterliche Freundschaft, tiefe gegenseitige Bewunderung trefflicher Eigenschaften und Talente, inniges Streben nach Vervollkommnung, aber freilich auch die Verherrlichung

*) Die bisherige landläufige Kunde von Kayser war eine äußerst dürftige. Sie ging auf die wenigen, unsicher gefaßten Zeilen zurück, die 1790 Gerber in seinem „Lexikon der Tonkünstler" über ihn schrieb, und in denen nicht einmal die Vornamen des Künstlers richtig angegeben sind. In verdünntem Aufguß sind Gerber's Angaben in Fétis' Biographie des Musiciens, in noch dünnerem in das traurige Mendel-Reißmann'sche Machwerk übergegangen. D. Red.

der Verbundenen in überreichem Maße. Mit voller Seele war Kayser noch während seines Frankfurter Aufenthaltes diesem Kreise zugethan. Klinger, Miller, Schubart, Lenz, wie nicht minder Goethe, wenigstens in der Frankfurter Periode, gingen völlig in sich auf. Der Herzensbund, den sie geschlossen, zeigte sich auch in den kleinsten Aeußerlichkeiten. Als der Kreis längst nicht mehr in Frankfurt bei einander war, Goethe bereits seine glänzende Laufbahn in Weimar begonnen hatte, lebte man in diesem Geiste weiter. „So weit," schreibt Klinger's Schwester Agnes an Kayser (19. Mai 1776), „geht ihre Gleichheit, daß sie einerlei Stöck und Hüt und Schladern hatten, als sie Lenzen 3 Stunden weit von Frankfurt entgegenritten. Sie machten in Frankfurt großes Aufsehen; jeder Kerl blieb stehen und gaffte sie an. Sie hatten ihren blauen Frack, gelbe Maschen am weißen Hut und gelbe Bänder. So ritten sie vor Lenzens Kutsche einher. War das nicht herrlich — setzt sie hinzu, indem sie vergötternd einstimmt — so einem Jungen wie Lenz ist vorzureiten?"

Dieselbe Verehrung für Jeden aus dem Freundeskreise dokumentirte Kayser in seinen Briefen, wie die Antworten auf sie hinlänglich darthun. Ganz besonders gilt dies von seinem Verhältniß zu Goethe, den er bis zur Manie nachahmte. Er führte ein ähnliches Petschaft, schrieb nur mit stumpfen Kielen und suchte sich Goethe's Hand so natürlich anzueignen, daß er auf ihn einen falschen Wechsel hätte ausstellen können. Er faltete seine Briefe wie Goethe zusammen, so daß dessen Korrespondenten betrogen wurden, bis sie die Namensunterschrift gelesen hatten.*) Wie erinnert uns dies an Philipp Seidel, der noch in Weimar Goethe's Handschrift und dessen Perpendicular ganz täuschend nachzuahmen sich befleißigte!

Kayser's Leistungen auf musikalischem Gebiete übertrafen die dichterischen und literarischen bedeutend. Sein Klavierspiel, welches auf Goethe einen besonderen Zauber ausübte, sowie das Geschick, mit dem er sich der Komposition einer Menge von poetischen Produkten seiner Freunde widmete, hatten seinen Ruf in Frankfurt begründet. Goethe war es, der ihn als das größte musikalische Genie pries, und vielleicht wirkten in hervorragender Weise die Bestrebungen Lavater's mit, daß Kayser's eminent musikalischer Kopf auf ausdrückliche Empfehlung Goethe's nach Zürich dirigirt wurde, um die physiognomischen Untersuchungen Lavater's zu stützen und dem jungen talentvollen Musiker gleichzeitig eine, wenn auch vorübergehende Stellung als Privatlehrer in Zürich zu sichern.

Bereits im Jahre 1775 finden wir den jungen Musiker in Zürich, ein-

---

*) Brief Georg Wilhelm Petersen's, Erziehers der jüngeren Söhne des Landgrafen von Hessen, an Friedrich Nicolai vom 12. Januar 1778, der etwa vom Jahre 1774 spricht. Mittheil. des Herrn Baron W. v. Maltzahn in Weimar.

geführt in die vornehmsten Häuser, in denen er Musikunterricht ertheilte, während er im innigen Verkehr mit dem alten deutschen Freundeskreise stand, das Thun und Treiben desselben verfolgte, selbst dichtete und seine eigenen Dichtungen wie die seiner Freunde komponirte. Die Zahl der Letzteren wuchs durch die Gebrüder v. Stolberg und Haugwitz, die im Sommer 1775 auf ihrer Reise durch die Schweiz Kayser's Bekanntschaft machten und ihm in ihren Briefen eine tief empfundene Hochachtung, Edelmuth, Einfachheit und Natürlichkeit und eminentes musikalisches Genie nachrühmten. Durch die Grafen v. Stolberg wurde wie durch Miller Kayser's Verbindung mit Voß und dessen Musenalmanach angebahnt, die freilich, da die poetischen Produkte für den Almanach nicht reif genug waren, zunächst nicht glücken wollte.

Dessenungeachtet war Kayser in den bezeichneten Richtungen unausgesetzt thätig, zumal da er fortwährend zum Dichten und Komponiren durch die Freunde angeregt wurde. Noch im Laufe des Jahres 1775 trat er mit seinen „Liedern und Melodien" an die Oeffentlichkeit, nachdem dieselben zum Theil längst in Freundeskreisen bekannt geworden waren. Nebenbei schrieb er Gedichte in die „Deutsche Chronik" Schubart's, mit dem er in innigem Verkehre stand, bis dann im Juli 1776 auch die Verbindung mit Wieland durch Goethe selbst vermittelt wurde. Wie dieser für den Frankfurter Jugendfreund eingenommen war, zeigt Wieland's Antwort auf Kayser's Brief, in welchem dieser seinem Wunsche nach persönlicher Bekanntschaft Ausdruck gegeben hatte. „Ihr Wunsch, edler junger Mann," schreibt Wieland (26. Juli 1776), „daß wir uns unmittelbar in die Augen sehen können, ist auch der Meinige. Wenige Minuten Gegenwart entscheiden das wahre Verhältniß zweier Menschen richtiger und gewisser als hundert Briefe. Jetzt gründet sich meine hohe Meinung von dem Geiste, der in Ihnen ist, auf das, was mir Goethe von Ihnen sagte und auf das was er von Ihnen weissagt." Damit war die Thätigkeit Kayser's für Wieland's „Teutschen Merkur" eingeleitet, in dem aber nur einige Gedichte und namentlich der Aufsatz über Gluck erschienen, den Wieland aus Goethe's Händen empfing, welcher jedenfalls das Erscheinen der Arbeit begünstigt hatte.

So hatte sich Kayser in engstem Anschluß an seine deutschen Freunde immer thätig gezeigt und war auch, wie die fragmentarische Korrespondenz zeigt, mit Goethe in innigstem Verkehr geblieben. Ein Brief vom 25. August 1776 kennzeichnet ihr Verhältniß. Goethe schreibt: „Wir gehen nicht nach Italien. Dies zu Deiner Beruhigung. Ich trag Dich immer am Herzen! Schick mir oft was. Bleib ruhig in Zürch!"

Vielleicht deutet der Wortlaut dieses Briefes auf Verhältnisse, die eine tiefgreifende Umwandlung Kayser's bedingt hatten. Wohl bald nach seinem Eintritt in Zürich hatte er sich einer jungen reizenden Sängerin, Nägeli aus

Hottingen, zu nähern gesucht. Ob seine Zuneigung, die er besonders in einem Gedicht „Die Gefangennehmung“ bekundete, erwiedert wurde, läßt sich nicht entscheiden. Nur soviel ist gewiß, daß die ernstlich angestrebte Verbindung aus Mangel an materiellen Mitteln zur Zeit sich nicht ermöglichen ließ, und daß vielleicht auch die Bewerbungen Anderer ihn verhinderten, das heißersehnte Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Unerwartet früh starb die Umworbene in der Blüthe ihrer Jahre unter allgemeiner Theilnahme.

Wenn über Kayser's musikalisches und dichterisches Schaffen seit dem Jahre 1776 nur spärliche Nachweise vorliegen, so berechtigt dies nicht zu dem Schluß, daß er damals minder produktiv gewesen sei. Die fortgesetzten Verbindungen mit seinen Freunden sorgten hinlänglich dafür, daß er nicht blos die täglichen Berufspflichten erfüllte. Im Jahre 1776 erschienen von ihm die „Flüchtigen Aufsätze“ von Lenz, und es lassen sich noch einzelne Kompositionen von Liedern seiner Freunde aus diesem Jahre nachweisen, wie auch die Verbindung mit Wieland aufrecht zu erhalten gesucht wurde. Aber die Thätigkeit Kayser's schien doch abgeschwächt, wenigstens nicht in dem richtigen Geleise zu sein. Wie es sein Beruf mit sich brachte, daß er von Haus zu Haus wanderte, so hatte auch seine übrige Thätigkeit nichts Stätiges. Er produzirte flüchtig hingeworfene Kleinigkeiten, Betrachtungen, die meist der Tiefe entbehrten. Wieland hatte ganz Recht, als er beim Erscheinen des Aufsatzes über Gluck die Bemerkung einfließen ließ: „Ich habe mit Verwunderung gesehen, daß Sie den Orpheo et Euridice Ihres Heiligen noch nicht kennen. Nach meinem Gefühl ist nichts größeres, liebevolleres, seelenschmelzenderes als der Gesang che farò senza Euridice in diesem Singspiel.“ Auch Klinger, wohl der innigste und anregendste seiner Freunde, läßt wiederholt durchfühlen, daß die Thätigkeit Kayser's nicht in richtigem Verhältnisse zu seinen Talenten und seiner Leistungsfähigkeit stand. Was Klinger selber nicht vermocht, suchte er durch Wieland zu erreichen, zu welchem Kayser begeistert hinaufschaute. „Ihr Freund Klinger,“ schreibt Wieland (30. September 1776), „hat mich sehr angelegen, ich sollte Sie zu bewegen suchen, daß Sie etwas Ihres Genius Würdiges unternähmen, irgend ein dramatisches Werk oder ein großes Oratorium.“ Man darf wohl sagen, Kayser hat es bei der Eigenart seines Berufs und Charakters nie zu einer konzentrirten Thätigkeit gebracht, wenn er nicht, wie wir sehen werden, durch den beharrlichen Einfluß Anderer dazu bestimmt wurde.

Aber die angedeutete Wandlung Kayser's lag auf anderen Gebieten. Wer vermag die Gründe zu bestimmen, daß sich in ihm Gefühle des Menschenhasses regten, und seine Briefe wie der Monolog eines Menschen erschienen, der sich eben morden will! Es kam eine Zeit, in der er sich mehr und mehr von seinen

Freunden abschloß,*) grundsätzlich wenig schrieb, in dem „Sich-selbst-leben“ sich gefiel und dabei in religiöse Zweifel gerieth, die ihm den Glauben an Christus geraubt hatten. Es schwebte ihm nach Miller's Ansicht ein vordemonstrirtes und in den Kopf hineinpolemisirtes Christenthum vor, dessen Richtigkeit zu beweisen ebenso fruchtlos als bei dem Naturell Kayser's gefährlich erschien. In diese Periode des Zweifelns fällt auch die anderweitig verbürgte Anwandlung, daß Kayser seine bisherige Wirksamkeit aufzugeben und der militärischen Laufbahn sich zu widmen gedachte, wovon ihn Goethe allein zurückgehalten habe, mit dem er immer im Verkehr blieb. Die Liedersammlung Kayser's, die 1777 in die Oeffentlichkeit trat, verdankt zum guten Theil ihr Erscheinen der Thätigkeit Klinger's und Goethe's. Der letztere war es wohl, der das in die Goethe'schen Werke übergegangene Gedicht dem Werke als Motto beifügte.

Einen noch weit innigeren Verkehr aber bahnte Goethe mit dem Jahre 1779 an, nachdem er aus der Schweiz zurückgekehrt war und dem Jugendfreunde die Komposition des auf der Schweizerreise entstandenen Singspieles „Jery und Bätely“ aufgetragen hatte.

Wir übergehen das, was bereits über die Entstehung und Tendenz des Stückes bekannt geworden ist**), und halten uns ausschließlich an die musikalischen Intentionen Goethe's, auf die bis jetzt nur dürftige Streiflichter gefallen sind.

Bereits am 29. Dezember 1779 trat Goethe mit Kayser in Briefwechsel und schrieb ihm von Frankfurt aus:

> Nur eins muß ich noch vorläufig sagen: Ich bitte Sie darauf acht zu geben, daß eigentlich dreierlei Arten von Gesängen drinne vorkommen.
>
> Erstlich Lieder, von denen man supponiret, daß der Singende sie irgendwo auswendig gelernt und sie nun in ein oder der andern Situation anbringt. Diese können und müssen eigne, bestimmte und runde Melodien haben, die auffallen und jedermann leicht behält.
>
> Zweitens Arien, wo die Person die Empfindung des Augenblicks ausdrückt und, ganz in ihr verlohren, aus dem Grunde des Herzens singt. Diese müssen einfach, wahr, rein vorgetragen werden von der sanftesten bis zu der

---

*) Grenzboten 1870. S. 505. Miller an Kayser: „Wenns Grundsatz bey Dir ist, nur selten zu schreiben, so will ich Dich in Deinem Schweigen nicht stören.“

**) Vgl. den Aufsatz Düntzer's „Ueber Goethe's Jery u. Bätely“ im Morgenblatt 1845 Nr. 11 und die Einleitung Strehlke's zu dem Stück im 9. Band der Hempel'schen Goethe-Ausgabe; Düntzer, Neue Goethestudien S. 92.

heftigsten Empfindung. Melodie und Accompagnement müssen sehr gewissenhaft behandelt werden.

Drittens kommt der rytmische Dialog, dieser giebt der ganzen Sache die Bewegung; durch diesen kann der Componist die Sache bald beschleunigen, bald wieder anhalten, ihn bald als Deklamation in zerrissenen Takten traktiren, bald ihn in einer rollenden Melodie sich geschwind fortbewegen lassen. Dieser muß eigentlich der Stellung, Handlung und Bewegung des Akteurs angemessen seyn und der Komponist muß diesen immerfort vor Augen haben, damit er ihm die Pantomime und die Aktion nicht erschwere. Dieser Dialog, werden Sie finden, hat in meinem Stück fast einerley Sylbenmaas und wenn Sie so glücklich sind, ein Hauptthema zu finden, daß sich gut dazu schickt, so werden Sie wohl thun, solches immer wieder hervorkommen zu lassen und nur durch veränderte Modulation, durch Major und Minor, durch angehaltenes oder schneller fortgetriebenes Tempo die einzelnen Stellen zu nüanciren. Da gegen das Ende meines Stücks der Gesang anhaltend fortgehen soll, so werden Sie mich wohl verstehen, was ich sage, denn man muß sich alsdann in Acht nehmen, daß es nicht gar zu bunt wird. Der Dialog muß wie ein glatter goldner Ring seyn, auf dem Arien und Lieder wie Edelgesteine aufsitzen.

Und weiter fügte er unterm 20. Januar 1780*) hinzu:

Den Charakter des Ganzen werden Sie nicht verkennen, leicht, gefällig, offen, ist das Element, worin so viele andere Leidenschaften von der innigsten Rührung bis zum ausfahrendsten Zorn u. s. w. abwechseln. Edle Gestalten sind in die Bauernkleider gesteckt und der reine einfache Adel der Natur soll in einem wahren angemessenen Ausdruck sich immer gleich bleiben. Sie haben in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, vielleicht schon mehr über das Stück nachgedacht, als ich Ihnen sagen kann, doch erinnere ich Sie nochmals, machen Sie sich mit dem Stücke recht bekannt ehe Sie es zu komponiren anfangen, disponiren Sie Ihre Melodien, Ihre Accompagnements u. s. w., daß alles aus dem Ganzen in das Ganze hineinarbeitet. Das Accompagnement rathe ich Ihnen sehr mäßig zu halten, nur in der Mäßigkeit ist der Reichthum, wer seine Sache versteht, thut mit zwei Violinen, Viola und Baß mehr, als andere mit der ganzen Instrumentenkammer. Bedienen Sie Sich der blasenden Instrumente als eines Gewürzes und einzeln; bei der Stelle die Flöte, bei einer die Fagot, dort Hautbo, das bestimmt den Ausdruck und

*) Bei Riemer, der eine Stelle aus diesem Briefe gibt, findet sich das abweichende Datum: 30. Januar.

man weiß, was man genießt, anstatt daß die meisten neuern Componisten, wie die Köche bei den Speisen einen Hautgout von allerley anbringen, darüber Fisch wie Fleisch und das Gesottene wie das Gebratene schmeckt.

Goethen lag besonders viel an der schleunigen Vollendung der Komposition; er wünschte die Vorführung des Singspiels in einer Zeit, wo man für seine Schweizererlebnisse noch ein frisches Interesse bekundete. Er hoffte eine musikalische und theatralische Wirkung auf dem Theater zu erzielen, das gerade im Frühjahr 1780 eine szenische Umwandlung erlebte. Aber das Glück war seinen Bestrebungen nicht hold; Kayser konnte seinen Wunsch nicht so schnell erfüllen, und die inzwischen von Siegmund v. Seckendorff in Angriff genommene Komposition des Stückes war nach Goethe's Urtheil so mangelhaft, daß Kayser's Arbeit umsomehr herbeigewünscht wurde.

Unzweifelhaft trugen die damaligen Pläne dazu bei, daß Kayser auf Goethe's Wunsch im Beginn des Januar 1781 in Weimar selbst eintraf, wo er hinlängliche Zeit fand, auf dessen theatralische und musikalische Bestrebungen einzugehen, ohne daß sich seine Thätigkeit im Einzelnen feststellen ließe. Die Hauptsache war: Kayser ließ sich gut an, das Weimarische Leben schien ihn geschmeidiger zu machen, er sah und hörte viel, so daß Goethe bereits sich mit Plänen trug, ihm, vielleicht in Weimar selbst, eine Stelle zu verschaffen. Erst am 24. Mai 1781 schied Kayser von Weimar, ohne daß Goethe's Absichten klar zu Tage traten.

Der Aufenthalt in Weimar war für Kayser in vielfacher Beziehung gewinnbringend gewesen; er war in die Goethe'schen Kreise eingeführt worden, hatte vielfach Anregungen zu weiteren Kompositionen empfangen und insbesondere für seine maurerischen Bestrebungen, für die er weitaus das lebhafteste Interesse bekundete, reiche Nahrung gefunden, zumal da er in der Loge Weimar's verkehrte und in den Geist der Maurerei Goethe's selbst so weit eingedrungen war, daß dieser von ihm wohl die Kompositionen seiner maurerischen Lieder fordern konnte.

Gerade in diese Zeit fällt Kayser's innige Beschäftigung mit Rousseau's Liedern und die Wiederaufnahme des alten, im Stillen betriebenen Planes, den jungen Komponisten nach Wien zu senden, damit er von dem verehrten Meister Gluck selbst Anregung und Direktiven für seine musikalischen Schöpfungen empfangen könnte. Goethe betrieb die Reise gerade mit Rücksicht auf den betrübenden Gesundheitszustand des Meisters Gluck, dessen Thätigkeit durch einen Schlag gelähmt war, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln. „Acht Tage auf oder ab," meinte er, „thun diesmal sowohl wegen der Umstände als der Jahreszeit viel." Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn Kayser sich kurz entschlossen,

das angebotene Reisegeld in Empfang genommen, sich auf die Post gesetzt hätte und direkt nach Wien gefahren wäre. Damit alles schnell von Statten gehe, wollte Goethe die Empfehlungsbriefe nachsenden. Jede Verzögerung war ihm unangenehm, denn bis „Ihr Entschluß hier her käme und die Briefe wieder zu Ihnen," schreibt er, „ginge viel Zeit verloren." Vieles mag die Absichten Goethe's durchkreuzt haben, daß er erst am 10. September 1781 seinen Vorschlag wiederholte oder, wie wir annehmen möchten, ihn zum ersten Male eröffnete, da die Form des Briefes die Vermuthung zuläßt, daß Goethe das Postskript des Briefes (vom 20. Juli) nicht hatte abgehen lassen.

Er schrieb daher jetzt an Kayser wie folgt:

Ich habe Ihnen mein lieber Kayser einen Vorschlag zu thun, über den ich eine baldige Entschließung und Antwort erwarte. Sie erinnern sich, daß ich lange gewünscht hatte, Sie Glucken näher zu bringen, auch hatte ich schon bald nach Ihrer Abreise einen Brief geschrieben, der eben an ihn abgehen sollte, als ich die Nachricht von dem Schlag erfuhr, der ihn gerührt hat.*) Durchl. der Herzog schrieben darauf selbst an ihn und erhielten beiliegende Antwort. Es kommt nun darauf an, ob Sie Sich zu diesen wackern Schritte entschließen wollen. Bei Gelegenheit der Feyerlichkeiten in Wien**) zu seyn ist kein geringer Reiz für einen jeden, und doppelt für Sie. Es werden einige Opern von Gluck deutsch aufgeführt werden; der Alte kann Ihnen noch seinen ganzen musikalischen Seegen hinterlassen, wer weiß, wie lang er noch lebt. Freilich wünscht' ich, daß Sie gleich aufbrächen, um noch bey allen Proben und Anstalten zu seyn und das Innerste kennen zu lernen. Haben Sie das Alles gesehen und gehört, haben Sie den Wiener Geschmack, Sänger und Sängerinnen kennen gelernt, so ist es alsdann wohl Zeit, daß wir auch was versuchen. Einige Monate in Wien können Sie jetzo weiter rücken als zehn Jahre einsames Studium. Sobald Sie mir Ihren Entschlüß melden, sollen Sie Empfehlungsschreiben an Gluck, und an den hiesigen Residenten bekommen, auch Geld, soviel Sie zur Reise nöthig haben und dort soll es Ihnen an nichts fehlen und Sie sollen zu weiter nichts verbunden seyn, als Alles aus Sich zu machen, wessen Sie fähig sind. Antworten Sie mir aufs baldigste und wenn Sie Lust dazu haben, so machen Sie Sich gleich reisefertig, mit der umlaufenden Post sollen die Briefe und das Geld folgen. Erkundigen Sie Sich nach der Route und nach allem. Vergessen Sie nicht

*) Gluck war deshalb an der rechten Hand gelähmt.

**) Bei Anwesenheit des Großfürsten Paul und seiner Gemahlin, die A. Schmid's Biographie von Gluck irrthümlich in das Jahr 1782, statt 1781 setzt.

Sich einen warmen Mantel mitzunehmen. Ich glaube Sie gehn am besten auf Constans und fahren über den See nach Mörsburg, von da geht ein Postwagen über Memmingen, jedoch wie ich glaube nicht gerade auf München; er wird einen Umweg auf Augspurg nehmen und dann müssen Sie auf München, Linz und dann Wien. Doch das ist das geringste, Sie wissen ja wohl, wie man durch die Welt kommt. Lavater giebt Ihnen ja wohl einen Brief an den Grafen Thun mit, sagen Sie indessen niemand weiter von der Sache. Schreiben Sie mir ja bald, ich glaube nicht daß etwas Vortheilhafteres für Sie gefunden werden könnte.

Weimar den 10. Septbr. 1781.

G.

Die auf das eigene Schreiben des Herzogs eingegangene Antwort Gluck's, die Goethe Kaysern abschriftlich beilegte, ist noch im Original*) erhalten. Gluck schrieb:

Durchlauchtiger Herzog

Gnädiger Herr!

Es hat Ew. Durchlaucht gefallen durch ein Schreiben vom 8. dieses mir einen Beweiß von Dero Huld und gütigsten Andenken zu geben, ich erkenne diese hohe Gnade mit innigsten und unterthänigsten Dank.

Die noch fortdauernde Lähmung der rechten Hand sezt mich außer Stand Ew. Durchlaucht eigenhändig meinem (sic) unterthänigsten Dank abzustatten, ich hoffe aber, daß das Badner Bad, so ich nun zum zweiten mal zu brauchen im Begriff bin, dieses Uebel nach und nach wenigstens zum Theil heben soll.

Es thut mir herzlich Leid, daß diese nämliche Krankheit mich außer Stand sezt, Ew. Durchlaucht gnädige Absicht in Ansehung des jungen Musikers zu erfüllen; den (sic) ohngeachtet, Gott sey Dank, mein unglücklicher Zufall, keine üble Wirkung auf meine Verstandeskräffte gehabt, so leiden doch meine ietzigen Umstände durchaus nicht diejenige Anstrengung so zu einem Geschäfte dieser Art erforderlich ist. Wollen aber Ew. Durchlaucht nichts desto weniger diesen jungen Mann hierher reisen lassen, so bin ich versichert, daß sein Aufenthalt nicht ohne grosen Nutzen seyn wird, da bey der Anwesenheit des Großfürsten Opera gegeben wird, wo er mit einem mahl mehr lernen kann als sonst durch langes studiren; so viel es meine dermahlige Umstände zulassen, werde ich ihm mit Freuden dienen und wenigstens mit Ertheilung guten Raths und Verschaffung guter Bekantschafften nüzlich zu

*) Im Großherzogl. Sächs. Haus-Archiv zu Weimar. Von S. Kgl. Hoheit dem reg. Großherzog zur Publikation überlassen.

seyn suchen. In Erwartung Ew. Durchlaucht fernern gnädigen Befehle bin ich mit unterthäniger Devotion

Durchlauchtiger Herzog
Gnädiger Herr
Ew. Durchlaucht
Wien d. 21. August 1781. unterthänigster Diener
Gluck.

Ob Kayser dem Winke folgte, wissen wir nicht, aber er blieb mit Goethe in Verkehr. Kayser war es, der die Verbindung aufrecht erhielt, während Goethe sich später beschämt fühlte, daß er so lange geschwiegen; er rettete sich durch das schöne Wort: „Der Strom des Lebens reist mich immer stärker, daß ich kaum Zeit habe mich umzusehen.“ Sie kamen gelegentlich auf maurerische persönliche Angelegenheiten, über die Goethe in einer sein Maurerthum bezeichnenden Weise die interessante Aeußerung that: „Im Orden heiß ich Meister, das heist nicht viel; durch die übrigen Säle und Kammern hat mich ein guter Geist extrajudizialiter durchgeführt, und ich weis das Unglaubliche.“

Für mehrere Jahre wissen wir von der Verbindung beider nichts; erst als Goethe seine Operette „Scherz, List und Rache“ beendet hatte, schien es Zeit, an die alte Zusicherung anzuknüpfen, in Gemeinschaft wirken und etwas schaffen zu wollen.

Als Goethe den Briefwechsel aufnahm, war Kayser gerade auf einer Reise durch Italien begriffen. Er begleitete einen jungen reichen Kaufmann Namens Löhr, der seine Fachbildung in einem Züricher Hause genossen hatte. Zweifelsohne waren beide durch die maurerischen Bestrebungen zusammengeführt worden. Es geht dies aus einzelnen Briefen Löhr's aus Frankreich hervor, in denen er über den Zustand der französischen Logen eingehend berichtet, nachdem Kayser sich in der Schweiz von dem jungen Kaufmann getrennt hatte. Den letzteren finden wir in späterer Zeit als Chef eines Banquierhauses in Leipzig und als Schwiegersohn des berühmten, am 5. Januar 1814 in Weimar verstorbenen Kupferstechers Joh. Friedrich Bause wieder.

Noch im Frühjahre 1784 befand sich Kayser in Italien; er hatte Rom gesehen und war im Begriff, nach Neapel zu gehen. Auch über die Berge hinweg verkehrte er mit Goethe, wie uns folgende Briefe desselben zeigen:

Ihre Briefe und Bemerkungen machen mir viel Vergnügen und ich finde Ursache Sie zu beneiden, daß Sie das Land betreten und durchwandern, das ich wie ein sündiger Prophete nur in dämmernder Ferne vor mir liegen sehe.

Da Sie die alte Musik suchen und nicht finden, geht es Ihnen recht, als käme man die alten Helden aufzusuchen und fände Pfaffen auf ihre

Trümmern genistet. Die Kunst ist wie die Geschichte ein Complex, davon wir den Effekt auf einem kleinen Punkte der Würcklichkeit vergebens suchen.

Ihre Briefe habe ich alle erhalten, den letzten von Neapel. Fahren Sie fort mit ruhigem reinen Sinne Sich an allen Gegenständen Ihres Faches zu üben, wie angenehm wäre es mir, wenn Sie das Verlangen mit zurückbrächten, ein Werk, es sei von welcher Art es wolle zu unternehmen. Wie gerne würde ich was ich könnte dazu beitragen. Es wird sich davon reden lassen und wenn ich gleich jetzt in unpoetischen Umständen bin, so wird doch dieser schlafende Genius wieder zu wecken seyn.

Schreiben Sie mir von da wie es Ihnen weiter gegangen ist. Leben Sie wohl und gedenken mein zu guter Stunde.

Eisenach den 24. Juni 1784.

G.

Weiter schreibt Goethe:

Sie werden ihn [den Brief vom 24. Juni] vor diesem erhalten haben. Daß Sie die muntere Oper lieben und sich nach Arbeit sehnen, freut mich beides recht sehr.

Ich bin immer für die Op. buffa der Italiener und wünschte wohl einmal mit Ihnen ein Werkchen dieser Art zu Stande zu bringen.

Sobald ich nach Hause komme,*) werde ich Ihnen meine Gedanken weitläufig schreiben. Geben Sie mir die Ihrigen dagegen. Ich habe seit letzten Winter ein Dutzend der besten Productionen dieser Gattung, von einer zwar mittelmäßigen Truppe**) gehört. Ich habe mir mancherley dabey gedacht und recht gewünscht, daß Sie in dieses Fach einzugehen Lust und Muth hätten. Leben Bewegung mit Empfindung gewürzt, alle Arten Leidenschaften finden da ihren Schauplatz. Besonders erfreut mich die Delicatesse und Grazie womit der Componist gleichsam als ein himmlisches Wesen über der irdischen Natur des Dichters schwebt.

Leben Sie wohl. Ich kann nicht weiter fortfahren, doch will ich gern, wenn Sie es hören mögen, meine Meinung auskramen und dagegen vernehmen, von welcher Seite Sie es gefaßt haben.

Leben Sie wohl und bringen von dieser schönen Reise recht viel Nutzen und Freudigkeit zurück.

Eisenach den 28. Juni 1784.

G.

*) Goethe war in Eisenach bei dem Ausschußtage beschäftigt.

**) Von der Bellomo'schen.

Russische Nihilisten über Entwickelung und Ziel des Nihilismus.

Von Zeit zu Zeit wirft die Nachricht von einem blutigen Attentate auf einen hochgestellten russischen Beamten ein unheimliches Licht auf die nihilistische Verschwörung, die fast in allen Provinzen des weiten Reiches im Dunklen schleicht und die ganze gegenwärtige Ordnung der Verhältnisse mit langsamer Unterwühlung bedroht. Abgesehen von den großen politischen Mittelpunkten Rußland's, in denen natürlich die verschiedenartigsten Elemente zusammenströmen, erscheint aber kaum ein anderer Landstrich so infizirt, wie die südlichen Gouvernements. In Kijew fiel durch heimlichen Mord der Gensdarmerie-Oberst v. Heyking, in Charkow soeben der Generalgouverneur Fürst Krapotkin, und stets standen Attentate dieser Art mit den Bestrebungen in Verbindung, gefangene Nihilisten zu retten oder zu rächen. Und gerade im Süden des Reiches tritt die Betheiligung der studirenden Jugend an diesen verbrecherischen Umtrieben ganz besonders hervor, ja die beiden Universitätsstädte Kijew und Charkow sind offenbar in ganz hervorragender Weise zu Brennpunkten nihilistischer Agitation geworden. Denn neben den allgemeinen, in ganz Rußland wirksamen Ursachen dieser moralischen Seuche: der Erstickung jedes politischen Lebens durch den Despotismus eines korrumpirten Beamtenthums, dem Mangel einer wirklich religiös-sittlichen Einwirkung der entgeisteten russisch-griechischen Kirche, der weitverbreiteten, nicht die Pietät, sondern die Kritik dem geschichtlich Gewordenen gegenüber fördernden Halbbildung, dem eigenthümlich phantastischen, leicht in's Extreme fallenden Charakter des russischen Volkes wirken im Süden noch ganz besondere lokale Faktoren mit. Hier bäumt sich das kleinrussische Volksthum gegen die offizielle Herrschaft der Großrussen auf, die jenem, wenn auch durch die griechische Kirche verbunden, doch im Uebrigen kaum weniger fremdartig und eigenthümlich gegenüberstehen, als etwa die Südslaven. Je weniger die Regierung bisher gethan hat, um diesen südrussischen Stammes-Eigenthümlichkeiten Rechnung zu tragen, je rücksichtsloser sie vielmehr jede selbständige Aeußerung auch auf dem Gebiete des Kulturlebens niederhält, desto mehr scheint sich die südrussische Jugend, die naturgemäße Trägerin nationaler Ideale, den nihilistischen Agitatoren in die Arme geworfen zu haben, die mit der Zerstörung jeder staatlichen Organisation auch jeden beengenden Druck zu beseitigen verheißt, welcher die eigenthümliche Entwickelung kleinrussischen Wesens schmerzlich hemmt.

Auf diese, wie es scheint, außerhalb Rußland's noch fast unbeachtete Ursache

des Nihilismus im Süden des Reiches weist ein offenbar dem südrussischen Volksstamme angehöriger Nihilist, Nikolaj Shukowskij, hin, in einem längeren Aufsatze des bekannten Genfer Nihilistenorganes, der „Obschtschina", der die Entwickelung des Nihilismus überhaupt behandelt. Da die einzelnen Züge, welche den Antheil des kleinrussischen Stammesbewußtseins an diesem Prozeß charakterisiren, ohne den Zusammenhang des Ganzen nicht wohl verständlich scheinen, und es ohne Zweifel auch von einigem Interesse ist, einmal einen Anhänger der unheimlichen Sekte über deren Geschichte zu hören, so einseitig seine Auffassung auch sein mag, und so wenig Unbekanntes er im Allgemeinen vielleicht beibringt, so soll im Folgenden zum größten Theil auszugsweise, nur in besonders charakteristischen Stellen in wörtlicher Uebersetzung, seine Auseinandersetzung mitgetheilt werden. Einige kurze Erläuterungen werden hie und da nicht zu umgehen sein.

Gleich im Eingange tritt der allem Großrussischen feindselige Standpunkt Shukowskij's scharf hervor, indem er gegen die traditionelle Auffassung der russischen Geschichte, wie sie seit Karamsin das allgemeine Urtheil beherrscht, heftig polemisirt. Seit Karamsin's Vorgange, führt er aus, läßt man die eigentliche Reichsgeschichte von Peter dem Großen an beginnen und betrachtet die Gründung des russischen Reiches von Moskau aus und namentlich seine Umbildung durch Peter I. als ein heilvolles und natürliches Ereigniß. Nach und nach hat sich jedoch eine andere, der älteren geradezu entgegengesetzte Ansicht Bahn gebrochen, welche die selbständige Kulturentwickelung einzelner Theile Rußland's, wie sie längst vor der Begründung der moskowitischen Herrschaft in Nowgorod, in Weiß- und Kleinrußland und namentlich in dem eigenthümlichen Gemeinwesen der zaporogischen Kosaken hervortrat, betont und in der Ausbreitung der moskowitischen Eroberung über jene Stämme und Staaten ein wesentlich zerstörendes Element erkennt. An einer anderen Stelle führt der Verfasser eine Reihe von Zahlen in's Feld, welche die außerordentlich bunte Zusammensetzung der Bevölkerung des russischen Reiches beweisen und die Existenz eines gesammt-russischen Volkes überhaupt negiren sollen. Neben 36 Millionen Großrussen stehen nach ihm 14,239000 Kleinrussen, 4 Millionen Weißrussen, gar nicht gerechnet die 4,750000 Polen, die ja auch Niemand zum eigentlichen russischen „Volke" zählen wird. „Jedes dieser Völker," fährt er fort, „hat sein eigenthümliches Wesen; jedes muß folglich nicht nur das Recht seiner äußeren Selbständigkeit behaupten, sondern alle müssen das Recht der Verbrüderung behaupten, wie sie durch ihre selbständige Initiative zu Stande kommen kann. Der Moskowiter, der Pole, der Ukrainer, der Sibirier, sie stehen zu einander nicht wie Herrscher, sondern wie Genossen. Jetzt leben sie alle unter der Hegemonie der Großrussen und heißen das russische Volk, deshalb nament-

lich, weil über ihnen der russische Polizeisoldat steht. Verschwindet dieser, dann werden alle diese Völker auf sich selber gestellt sein. In welchen Dingen und wie sie sich mit einander verbrüdern werden, das kann nur die Praxis zeigen."

Für eine solche Geschichtsauffassung ist natürlich nicht nur die Begründung eines großrussischen Reiches überhaupt ein Unglück, sondern auch alle Reformversuche seit Iwan IV. erscheinen ihr als vollkommen unfruchtbar, weil sie von jeder Berücksichtigung und Pflege des eigentlich Volksthümlichen absahen, und weil vor dem czarischen Despotismus nicht einmal die Bojaren geschützt waren, geschweige denn die Massen der unteren Stände. Doch auf politischem Gebiete namentlich hielt dieser Despotismus jede abweichende Richtung nieder. Erst als sich gegenüber dem offiziellen Rußland das „Rußland der geistigen Bewegung", die „Rossija umßtwennago dwischenja", entwickelte, ward dem großrussischen Absolutismus auf seinem eigenen Gebiete die Schlacht angeboten, die seitdem mit steigender Heftigkeit bis zur Gegenwart dauert.

Die französische Revolution fand in Rußland ihren Nachhall in den Bestrebungen der Dekabristen, der Dezemberverschworenen gegen die Thronbesteigung Czar Nikolaj's I. im Jahre 1825. Sie forderten die Anerkennung der „Menschenrechte", die Befreiung der Bauern, eine Konstitution, in ihren extremeren Vertretern sogar die Republik. Obwohl mit leichter Mühe der Kaiser die Revolution zu Boden warf, ihre Führer verbannte oder hinrichten ließ — die Ideen der Dekabristen rottete er damit nicht aus, vielmehr gelangten sie in immer weiteren Kreisen zur Anerkennung, entsprechend dem Fortschreiten verwandter Gedanken im Westen Europa's, wo zur selben Zeit die liberalen Parteien in lebhaftestem Angriff die absolutistischen Prinzipien der Regierungen bekämpften. Die Reformen Nikolaj's I., dieses „kaiserlichen Wachtmeisters", dieses „stumpfsinnigen und erbarmungslosen" Herrschers, konnten jene Bewegung umsoweniger zum Stillstande bringen, als sie sich auf Aeußerlichkeiten, wie Errichtung von Militärkolonieen, Bildung eines besonderen Ministeriums der kaiserlichen Domänen u. a. beschränkten. Der Krimkrieg zeigte die ganze Hohlheit dieser Größe, die Unhaltbarkeit des bisherigen Systems.

Alexander II. versprach und begann Reformen. Er verfügte die Aufhebung der Leibeigenschaft (1861), er gestattete der Presse freiere Bewegung. Sie benutzte sie unter Führung von Männern wie Tschernischew, Herzen, Ogarew auf der Stelle zu energischen Angriffen auf den czarischen Despotismus, sie gewann auch auf die Jugend der gebildeten Stände rasch großen Einfluß, und schon Ende der fünfziger Jahre bildeten sich in Petersburg, Moskau, Kasan Gesellschaften von „Propagandisten", die die volle Durchführung der Aufhebung der Leibeigenschaft erstrebten und deshalb den Ruf „Land und Freiheit" („Semlja i Wolja") zu ihrem Feldgeschrei machten. Doch der polnische Auf-

stand seit 1863, den die großrussischen Revolutionäre unterstützten, reizte die Regierung zu den härtesten Maßregeln auch gegen sie (während zugleich das aufwogende russische Nationalgefühl ihnen jede moralische Unterstützung entzog, und ihr Organ, Herzen's „Kolokol", plötzlich jeden Einfluß verlor); einer ihrer Hauptführer, Tschernischew, wurde zu Zwangsarbeit verurtheilt. Freilich bewies das Attentat Karakosow's auf Kaiser Alexander (4. April 1866) sehr deutlich das Fortleben der revolutionären Gedanken.

Parallel mit dieser weitverzweigten Bewegung in den großrussischen Landestheilen traten in Kleinrußland schon seit den dreißiger Jahren die Anfänge einer nationalen Opposition gegen den czarischen Despotismus hervor. In glühenden Versen verfocht der hochbegabte Dichter Schewtschenko, welchen Herzen den „einzigen volksthümlichen Dichter" nannte, mit den Waffen der Wissenschaft der Historiker Kostomarow das Recht des südrussischen Volksthums. „Der Protest Kleinrußland's gegen seine Unfreiheit fand seinen kosakischen Rhapsoden, der in wunderbaren Versen der Welt alle die ererbten Gedanken seines Heimatlandes schilderte, alle Ursachen seiner Leiden, die aus seiner politischen, sozialen und religiösen Unfreiheit hervorgingen." ... „Hand in Hand mit dem Rhapsoden ging der Historiker Klein-Rußland's Kastomarow. Schon in seiner ersten Arbeit zeigte er sich so scharf, daß der Petersburger General-Historiker Ußtrjalow es für nöthig hielt, eine Anklage gegen den „kühnen" Lehrer der Charkower Universität aufzusetzen, der sich erdreistet hatte, ein eigenes Urtheil zu haben und die durch Karamsin zu katechismusgleicher Geltung gekommene Auffassung der russischen Geschichte über den Haufen zu werfen. Er fühlte heraus, daß von dem kosakischen Historiker nichts Gutes für das Czarenthum kommen werde, und er täuschte sich nicht. Kostomarow beschäftigte sich mit der Bearbeitung der inneren Geschichte unserer Völker." Eine „Kyrill-Method'sche Brüderschaft" entstand, und in eben diesen Kreisen tauchte der Gedanke der gesammt-slavischen Föderation, des Panslavismus, zuerst innerhalb Rußland's leibhaftig empor. Doch Nikolaj verbannte den Historiker und steckte den unglücklichen Dichter als gemeinen Soldaten unter das Militär, bis er als körperlich und geistig gebrochener Mensch unschädlich erschien.

Aber auch Alexander II. schickte 1860 bereits Studenten, die zu dem Charkower Kreise gehört hatten, in die Verbannung, dann wieder 1862 eine Anzahl „Aufwiegler" von Poltawa und Charkow. Und als nun vollends der polnische Aufstand ausbrach, da fiel die Hand der Regierung auch auf die Kleinrussen schwer hernieder: sie verbot kurzweg den Druck populärer Bücher in kleinrussischer Sprache, ja sogar den Gebrauch derselben in den Schulen. „Zur selben Zeit schlug sich Polen mit dem russischen Heere und strengte sich an, sich aus dem czarischen Zuchthause zu befreien, wozu es das volle Recht

hatte. Der gefühllose Murawjew erwürgte den Aufstand. Die geistige Bewegung gerieth in's Stocken."

Aber umsomehr wurde wenige Jahre später die russische Jugend von dem Gedanken der sozialistischen Internationale ergriffen, ganz besonders seit die Pariser Kommune den Versuch gemacht hatte, die Theorie in die Praxis zu übersetzen. „Der revolutionäre Gedanke wurde konkret, das revolutionäre Programm praktisch. Die Politik, die Kirche, die Sklaverei des Weibes, die Sklaverei des Kindes zu Hause und in der Schule, die Sklaverei in der Werkstatt begann man zu betrachten nicht als Grund des Mangels an Zivilisation, sondern als Folgen der durch die Bourgeois-Zivilisation bestehenden Beziehungen der Person zur Sache, als die Folgen der Einrichtung der privaten Selbständigkeit, aus welcher die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen fließt. Die wirthschaftliche Frage trat in den Vordergrund." Daher erstrebt die Internationale gleichzeitig die politische und die ökonomische Befreiung des Proletariats; sie sieht in der Durchführung derselben in einem Lande eine Förderung des Interesses des allgemeinen Proletariats, sie will deshalb die Verbrüderung der Arbeiter aller Länder, deren staatliche Organisation lediglich auf Eroberung und Gewalt beruht. Sie will ferner die Produktion „organisiren" und ihre Produkte durch eine gemeinsame Regierung zur Vertheilung bringen. „Damit fällt die Politik, die Kirche und alle Sklaverei." ... „Wer aber kann eine so große Sache angreifen, wenn nicht die Arbeiter selbst? Der Gedanke an Volksbeglücker, an Diktatoren, an Komités, die die Bewegung von oben nach unten vorschreiben, verschwindet zugleich mit dem alten Begriff von der Revolution selber. Die Bewegung muß durch die Arbeitenden selbst sich vollziehen, muß von unten nach oben, vom Besonderen zum Allgemeinen, von der Sektion zur Konföderation fortschreiten, aus einer lokalen zur nationalen, aus einer nationalen zur weltumfassenden werden. Wie früher unter der traditionellen, jakobinischen, exklusiv nationalen, politischen Anschauung das Volk, die Arbeiter nur zu gehorchen, nur den Willen der Führer auszuführen hatten, so wird jetzt von ihnen Bewußtsein, Wille, Verständniß der Sache, Initiative verlangt. In der Politik, im Staate vermischt, vernichtet die „Staatsfiktion" die Persönlichkeit. Die Staatsraison verschlingt, wie der phönikische Moloch, die eigenen Kinder, indem er ihnen die Persönlichkeit vernichtet. In der praktischen Organisation, in der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit wird jeder Arbeiter, jedes Mitglied der Gesellschaft zur selbstbewußten Persönlichkeit; er ist nicht der Organisation wegen da, sondern die Organisation seinetwegen. Für Privilegien ist kein Platz, der menschliche Gedanke, Wissenschaft, Kunst, allseitige Ausbildung wird zum Gemeingut."

Wir haben absichtlich diese Stelle wörtlich ausgehoben, um ein authenti-

sches Zeugniß für die Grundgedanken des russischen Nihilismus mitzutheilen. Wir gehen nicht weiter ein auf den schneidenden Widerspruch, der zwischen der vollen unbedingten Entfesselung der persönlichen Selbständigkeit und Willkür, wie sie der Internationalist erstrebt, und seiner „Organisation der Arbeit“, wie sie doch nur durch den härtesten Zwang, also durch eine allmächtige Regierung durchgeführt werden könnte, naturgemäß besteht; aber man begreift, welch' faszinirenden Eindruck diese Gedanken, die jeder staatlichen Ordnung prinzipiell den Krieg erklären, in Rußland hervorbringen mußten, wo der kaiserliche Absolutismus die Bevölkerung ebensowohl daran gewöhnt hatte, Alles von ihm zu erwarten, als Alles, das Gute und noch viel mehr das Schlimme, auf seine Rechnung zu setzen, wo also jede Unzufriedenheit sich gleich direkt gegen das ganze System richtet, und mit seinem Sturze Erlösung von allem Druck erkauft zu werden scheint. Doch hören wir Shukowskij die Fortschritte dieser Propaganda weiter schildern.

„Mit jenem revolutionären Gedanken ging unsere Jugend in's Volk. Die Petersburger Propagandistenkreise, die Moskauer Sozialisten gaben eine Menge populärer Broschüren, Erzählungen und Fabeln heraus, in denen der Czar, der Pope und der Edelmann als die theilbare Dreieinigkeit erscheinen, als die Ursache aller Volksleiden. Die folgenden Prozesse und Reden unserer Propagandisten beweisen deutlich, daß sie auf dem sozialistisch-revolutionären Boden der anarchischen Internationale stehen. In der Jugend der Ukraine erschienen die autonomistischen und demokratischen Ideen mit neuer Stärke am Ende der sechziger Jahre; die kleinrussischen Revolutionäre schlossen sich diesmal mehr an den allgemein-europäischen Sozialismus an. Die Herrscher zu Petersburg fürchteten immer den ukrainischen Separatismus, aber so lange Polen ihnen gefährlich schien, hielten sie es für nützlich, wenn nicht die kosakische Freiheit, so doch die kleinrussische Sprache zu dulden. Aber das aristokratische Polen wurde bezwungen, und darüber wird der polnische Bauer nicht klagen. Die Regierung vernichtete das Czarenthum Polen, die Wojewodschaften wurden zu Gouvernements; in Wolynien und Podolien wurden von Alexander viele russische Edelleute angesiedelt. Den ukrainischen Kosaken für seinen Haß gegen den polnischen Edelmann zu streicheln war schon nicht mehr nöthig. Die Represalien nahmen auch in der Ukraine überhand: im Jahre 1876 wurde die gesammte kleinrussische Literatur verboten. Der kaiserliche Befreier rüstete sich, über die Donau zu ziehen, rüstete sich, „die Brüder des gesammt-russischen Volkes“ zu befreien, rüstete sich, „die Freiheit der christlichen Sklaven“ gegen die muselmännische Gewalt des Türken zu schützen. Wie schon einmal, so verbot in diesem „feierlichen Moment“ seiner Regierung Alexander II. die kleinrussische Literatur, die nach den Ueberlieferungen eines Volkes aufgeblüht war,

das nach eigenem Willen, nicht auf Befehl eines czarischen Reformators zwei Jahrhunderte hindurch mit der „türkischen Knechtschaft“ gerungen hatte. Es ist nichts dabei zu sagen, schön war das Mittel ersonnen, schön auch der Moment gewählt. Die Jugend der Ukraine wurde aus dem engen Kreise der Propaganda in der russischen Ukraine herausgerissen; sie betrat das offene, außerstaatliche, internationale Feld. Alexander täuschte sich: er dachte mit einem Male der revolutionären Propaganda ein Ende zu machen, aber sie wuchs nicht nur in der russischen Ukraine empor, sondern sie drang auch in die Länder seines Bundesgenossen, des Kaisers von Oesterreich-Ungarn, ein*). So bildete sich die sozialistische Partei der Ukraine. Kraft der Umstände muß sie föderalistisch sein; auf der einen Seite verbrüdert sie sich mit den föderalistischen Revolutionären Rußland's, auf der anderen mit denen der West- und Südslaven und der Polen, überhaupt mit allen, die den Föderalismus zur Basis ihrer Organisation genommen haben.“

„In dieser Bewegung liegt der Keim der Zukunft der Völker, die durch die eiserne Zange des gesammt-russischen Kaiserthums zusammengeschweißt worden sind. Denn die russische Regierung hat nur den russischen Gensdarmen, den russischen Spion, aber kein gesammt-russisches Volk.“

Dem entsprechend, führt der Verfasser weiter aus, hat auch die revolutionäre Jugend in Rußland sich keine zentralistische Organisation geben können. Nachdem sie mit der Tradition der gesammt-russischen Beglückung eines nicht existirenden gesammt-russischen Volkes gebrochen, haben die Agitatoren und Propagandisten der letzten Jahre auf selbständige „Kreise“ (Krushka) hingearbeitet, sich keinem Komité untergeordnet, nicht den Willen einer fremden, persönlichen oder genossenschaftlichen Diktatur ausgeführt. Das ist auch nicht erstaunlich, denn die Diktatur paßt nicht zu dem eigenthümlichen Wesen unserer Völker.“ Nur in der Hauptstadt haben sich dergleichen Bestrebungen gezeigt, aber ohne Erfolg zu erzielen, denn „der Geist der landschaftlichen Unabhängigkeit ist so stark in der Bevölkerung, daß die Stämme, welche Rußland bewohnen, sich keinem Komité unterordnen wollen, das in Petersburg seinen Sitz hat. Von allen Komités, die bis jetzt thätig gewesen sind, kann nur das Komité „Land und Freiheit“ mehr oder weniger ernst genommen werden; aber schon hat die „Gruppe“ (gruppa) der Revolutionäre von Kasan sich geweigert, dem Komité sich unterzuordnen; diesem Beispiele folgt jede örtliche Gruppe.“ Freilich hat sich gelegentlich die Unzulänglichkeit dieser losen Organisation gezeigt, doch muß die Gleichheit der Interessen diesen Mangel ersetzen.

---

*) Die Ruthenen Galizien's und Ostungarn's sind bekanntlich die Stammesbrüder der Kleinrussen.

Eine schwere Krisis freilich steht der revolutionären Partei in Rußland noch bevor. Das ist die Möglichkeit der Verleihung einer Konstitution. Vorbereitet erscheint diese längst durch die Aufhebung der Leibeigenschaft (1861), die Einführung von Landtagen (Sembstwa), der Gouvernements (1864), die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Prozesses, die Einführung der Geschworenengerichte für die Strafrechtspflege (1865), die Städteordnung (1870). Ein großer Theil der Revolutionäre wurde durch diese Aussicht befriedigt, trat auf die Seite der Regierung und meinte, der türkische Krieg werde indirekt die konstitutionelle Entwickelung Rußland's fördern. Das fortdauernde Elend der Massen, die zahllosen lokalen Aufstände sahen diese Liberalen nicht, sie sahen auch nicht die fortgesetzten despotischen Maßregeln der Regierung. Dem gegenüber setzten die entschlossenen Revolutionäre ihre Arbeit fort; es folgte der Prozeß der 193 Nihilisten (Oktober 1877), „der Skandal Trepow, die heroische Rache der Wjera Sassulitsch, das seltsame Gericht*)." Der Czar verlor die Haltung, gelangte zu widerspruchsvollen Maßregeln. „Wohin sich wenden? Nur eins schien zu retten: eine Konstitution."

Shukowskij polemisirt auf's entschiedenste gegen diejenigen seiner Genossen, welche ihre Hoffnung auf diese Konstitution setzen. Niemals könne sie ernst gemeint sein, niemals auch die revolutionären Theorieen irgendwie verwirklichen. Das werden, glaubt er, die, welche sich den Plänen der Regierung zuwenden, auch bald erkennen, und sie werden dann entweder zu ihren alten Anschauungen zurückkehren oder ganz auf die Seite der Regierung treten.

Wenn der Verfasser es für nöthig hält, gegen jede Unterstützung der Konstitutionellen durch die Nihilisten entschieden Front zu machen, so liefert er damit den deutlichsten Beweis, daß eine starke Strömung innerhalb der nihilistischen Partei nach dieser von ihm verabscheuten Richtung drängt. Sehr deutlich tritt dies auch aus dem Aufsatze eines Gesinnungsgenossen, W. Tscherkesow's, hervor, der durch dieselbe Bewegung hervorgerufen worden ist. Gewaltig, führt er aus, hat sich die konstitutionelle Frage in den Vordergrund gedrängt, seitdem die ungeschickte Führung des türkischen Krieges den Glauben an das herrschende System erschüttert, die Unzufriedenheit durch alle Theile des Reiches und alle Schichten der Bevölkerung verbreitet hat. Naturgemäß tritt auch an die Nihilisten die Frage heran, ob sie diese konstitutionelle Bewegung unterstützen sollen oder nicht. Die Mehrheit der Partei bejaht die Frage, weil jedes Mittel benutzt werden müsse, die bestehende Ordnung in's Wanken zu bringen. Aber so richtig dies sein mag, die Geschichte beweist, daß die Propaganda durch das bloße Wort niemals etwas genützt hat, daß vielmehr

*) Das bekanntlich die Angeklagte trotz ihres Geständnisses freisprach.

Alles durch wirklichen Kampf entschieden worden ist, und daß revolutionäre Parteien niemals an Vergleich oder Verbindung mit anderen Parteien dachten, deren Prinzipien den ihrigen fremd waren. So haben auch die russischen Parteien die letzten zwanzig Jahre gehandelt. Stets haben die Konstitutionellen („Ingilisty", Englisch-Gesinnte) jede Gemeinschaft mit den Sozialisten verschmäht, und diese wiederum selbst vor Gericht ihre Prinzipien immer behauptet und den Konstitutionellen offene Feindschaft bewiesen. Wenn die unbestimmte Formulirung eines Parteiprogrammes ein verzeihlicher Fehler wäre, die Gemeinschaft mit einer prinzipiell feindlichen Partei wäre ein unverzeihlicher, denn jeder Schritt nach dieser Richtung würde auf eine schiefe Ebene führen. Daher keine Gemeinschaft zwischen Liberalen und Sozialisten.

Wenn aber prinzipielle Gründe dem Verfasser gegen solche zu sprechen scheinen, praktische Erwägungen thun es nicht minder. „Zunächst," führt Tscherkesow aus, „fordern unsere Liberalen nichts. Um irgend etwas zu fordern, muß man Hingabe an seine Ueberzeugungen besitzen, muß man die Entschlossenheit haben, für sie zu leiden und unterzugehen. Aber in Rußland haben in den letzten zwanzig Jahren nur die Sozialisten sich als Leute gezeigt, die ihren Ueberzeugungen sich hingaben und für sie unterzugehen wußten. Was unsere Liberalen betrifft, so haben sie im Gegentheil bei den meisten Gelegenheiten jeden Versuch von Seiten der Sozialisten, die Gesellschaft aus ihrem Schlafe zu wecken, das Volk zum Bewußtsein seines Elendes und der wahren Quellen seiner Armuth und Nichtigkeit zu bringen, feindselig sich entgegengestellt. Wenn die Liberalen sich nicht zum Kampfe für ihre Ideale entschließen, dann wird die Konstitution ein Geschenk von oben sein, wie es die Landtage, das neue (Geschworenen-) Gericht, die „Freiheit der Presse" und andere „große Reformen" waren. Aber was geben diese Rechte uns, den Sozialisten, was geben sie dem Volke?" Das Budgetrecht des Parlamentes wird die Steuerlast des Volkes nicht erleichtern; das Versammlungs- und Petitionsrecht ist auch in Frankreich, der Schweiz, England, Nordamerika faktisch nicht vorhanden; das Recht der Unverletzlichkeit der Person und des Hauses fehlt in vielen Konstitutionen und ist überdies, wenn es auch formell besteht, ganz unsicher; die Preßfreiheit endlich besteht in konstitutionellen Staaten faktisch so wenig wie in Rußland, wo man unter der Herrschaft eines „gemilderten" Systems die Literatur ganzer Völkerschaften, wie der kleinrussischen, verbietet. „Also: kolossale Steuererhebungen in einem erschöpften Volke, ein schwacher Schatten des Vereins- und Versammlungsrechtes, wenn etwas derart existiren sollte, der Mangel der Unverletzlichkeit des Hauses, das freie Wort ohne nationale Literaturen — das sind die Segnungen, die uns die Konstitution bringen wird. Sind das unsere Ideale? Können wir sie um irgend welcher Anforderungen der Zeit willen verbinden

mit unserer Forderung der Abschaffung nicht nur des gegenwärtigen Staates, sondern überhaupt jeder staatlichen Ordnung und der Schöpfung der Unabhängigkeit nicht nur der Nationalitäten, sondern auch der Gemeinde, der Gruppe mit freiwilligen Verbindungen und Konföderationen? Können wir, wenn auch nur auf Zeit, in die Reihen einer Partei eintreten, die ihre Feindschaft gegen unsere wirthschaftliche Forderung, das Land und alle Arbeitsmittel in Kollektiveigenthum der Produktivgenossenschaften zu verwandeln, gar nicht verhehlt? Wäre das nicht gleichbedeutend mit einer Verleugnung unserer Ideale, für welche Dutzende von „Gruppen" und „Kreisen" der besten Leute zu Grunde gegangen sind?"

Will Tscherkesow nichts wissen von einer auch nur vorübergehenden Kampfgenossenschaft zwischen Sozialisten und Liberalen, so entwickelt sein Gesinnungsgenosse Shukowskij mit rückhaltsloser Offenheit die Mittel selbständiger nihilistischer Agitation. „Wie sollen wir handeln?" fragt er. „Ueberall und immer arbeiten gegen den Staat und außerhalb des Staates, arbeiten mit allen Mitteln nach den Verhältnissen der Gegend, des Ortes, wo man lebt. Agitation, Propaganda durch das Wort, Zeitungen, Bücher; Organisation der arbeitenden Gruppen jeder Art, die sich für den Kampf mit dem Patronat in allen seinen Formen und mit der Regierung bilden, da sie immer und überall die Interessen der herrschenden Minderheit schützt; offene Theilnahme an Volksaufständen und Arbeitseinstellungen — das sind die Mittel der Thätigkeit. Nicht die Möglichkeit zu suchen, um einen Streik mit allen Mitteln zu unterstützen, nicht von ihm Vortheil zu ziehen als von einem Mittel der Agitation unter noch weniger vorbereiteten Arbeiterorganisationen, wäre unverzeihlich. Sich als Propagandisten nur dann zu zeigen, wenn das ganze Dorf, der Bezirk, der Kreis, in dem man lebt, rebellirt, das wäre ebenso wunderlich, als wenn man mit untergeschlagenen Armen einen Aufstand erwarten wollte. Aufstände gibt es nicht jeden Tag und künstlich werden sie nicht gemacht, die Gewalt der Dinge treibt sie hervor.... In solchen Momenten entzündet ein kühner Schritt, mitunter ein rechtzeitig gesprochenes Wort die Massen, wie der Funke das Pulver. Diese Feiertage sind selten im Leben des mit Arbeit überlasteten Volkes, die Werkeltage erstrecken sich durch lange Reihen von Jahren. Kein einziger Revolutionär kann sagen, noch hat er das Recht zu sagen, er wolle und werde nur an den Feiertagen des Volkslebens theilnehmen. Man muß lange für das Volk und mit dem Volke arbeiten, muß die Werkeltage mit ihm durchlebt haben; dann werden wir auch am Feiertage unseren Platz finden.... Wir müssen vor allem das Bewußtsein ihrer Lage unter den Arbeitern verbreiten, damit sie selber die Revolution machen können; für sie kann sie Niemand machen."

Gewiß tritt in solchen Worten eine rückhaltslose Entschlossenheit hervor, jedes Mittel anzuwenden zur Erreichung eines Zieles, von dessen tiefer, ja ausschließlicher Berechtigung die Anhänger des Nihilismus sich überzeugt halten, ebenso gewiß aber blickt aus der leidenschaftlichen Polemik gegen die Grundgedanken des Konstitutionalismus und gegen die Neigung nihilistischer Kreise, die konstitutionelle Bewegung in Rußland zu unterstützen, sei es auch nur vorübergehend und nur um die bestehende Regierung zu erschüttern, die lebhafte Furcht, die Ausführung der Konstitution könne die nihilistische Partei zersprengen, einen Theil zum Anschluß an eine konstitutionell gewordene Regierung bewegen. Man hat nicht das Recht, diese Furcht für unbegründet zu halten. Gewiß ist eine Verfassung nicht das allheilende Mittel für die schweren Schäden, an denen Rußland's Staats- und Volksleben krankt; gewiß muß Hand in Hand mit einer solchen Reform die Heranziehung eines wirklich pflichttreuen, zuverlässigen, nicht bis in's Mark hinein korrumpirten Beamtenthums gehen, muß zugleich die harte Unterdrückung alles volksthümlichen Sonderlebens, wie sie das starre Zentralisationsprinzip dieses Beamtenthums fordert, gemildert werden; gewiß auch wird allein eine grundtiefe sittliche Umwandlung des russischen Volkes, wie sie ohne die Mitwirkung der noch in unerschütterter äußerer Geltung stehenden Kirche unmöglich ist, die einzige volle Gewähr für eine gedeihliche Zukunft geben. Aber Großes wäre schon erreicht, wenn es gelänge, die oberen Schichten des Volkes zu wirklicher, nicht nur formeller, sondern lebendiger und eingreifender Theilnahme am Staatsleben heranzuziehen, wie es durch eine Verfassung möglich wäre. Sicherer als irgend etwas würde dies dem Nihilismus einen großen Theil seiner Stärke nehmen. Zieht er doch seine Kraft nicht aus den Massen des Volkes, sondern aus den gebildeten Ständen. Gewiß verschmäht die jetzt herrschende extreme Richtung jede Versöhnung mit der bestehenden Ordnung, scheut sie nicht vor Dolch und Revolver zurück, betrachtet sie Religion und Moral nur als Mittel der Versklavung. Aber auch die Carbonari haben Gift und Messer gehandhabt und sind die Wege heimlicher Verschwörung Jahrzehnte lang gewandelt, und sie waren doch die Vorläufer derer, die Italien's Einheit und Freiheit schufen. Sollte eine ähnliche Umgestaltung einer doch auch wesentlich durch die Aussichtslosigkeit friedlicher Reformen, durch den bleiernen Druck eines korrumpirten Beamtenthums zu wüstem Radikalismus gedrängten Partei in Rußland ganz unmöglich sein?

Dresden. Otto Kaemmel.

Die Gründung neuer Innungen.

Die Bestrebungen der kleinen Gewerbe, sich durch neue Organisationen sowohl der Großindustrie, als auch der Arbeiterschaft gegenüber eine festere Position wiederzuerobern, machen augenblicklich mit Recht viel von sich reden. Die Einen erwarten von ihnen wenn auch nicht gerade alles Heil der Zukunft, so doch eine bedeutende Hebung unserer Volkswirthschaft und eine Besserung in der sittlichen Führung der Volksmassen, die Anderen fürchten einen Rückfall in die alten Zunftzustände und eine Erstickung eher, als eine Belebung der freien Entfaltung unserer Gewerbthätigkeit. Alle aber haben das dumpfe Gefühl, daß etwas geschehen müsse, damit das kleine Gewerbe sich nicht blos in die Bedingungen der modernen Produktion füge, sondern als ein nothwendiges und wichtiges Glied derselben seine eigenthümlichen Aufgaben zu lösen im Stande sei; nur fehlt für dies Etwas das erlösende Wort oder, was hier mehr, vielleicht Alles ist, die erlösende That, nämlich die wirkliche Schöpfung neuer, das Gewerbsleben fördernder Organisationen.

Der Uebergang vom handwerksmäßigen Betriebe des Gewerbes zur Großindustrie hat sich bei uns zwar später, aber weit schneller als in anderen Ländern vollzogen. Die nachtheiligen Wirkungen, die ein derartiger Uebergang naturgemäß mit sich bringt, mußten in Folge dessen bei uns auch akuter zu Tage treten, um so mehr als sie noch durch mancherlei andere Umstände befördert wurden, die anderswo ebenfalls nicht wirkten, wie die plötzliche bedeutende Vermehrung der umlaufenden Geldmittel, welche eine Verschiebung der Preise hervorrief. Gerade in jene Zeit des Ueberganges fiel auch die Proklamirung der Gewerbefreiheit für ganz Deutschland, und es ist klar, daß der Kleinhandwerker alle Leiden, die ihn in gewerblicher Beziehung trafen, der Gesetzgebung zur Last legte, während diese sowohl wie jene nichts als ein Ausfluß der veränderten wirthschaftlichen Verhältnisse waren. Die Gewerbeordnung hob die alten Zünfte und Innungen keineswegs auf, aber sie entzog ihnen ihre Privilegien und damit das letzte Stück Boden, auf dem sie ihr Leben noch kümmerlich gefristet hatten. Im Grunde waren sie längst todt, ehe die Gewerbeordnung ihren Tod besiegelte. Indem man sie formell bestehen ließ, hoffte man, sie würden die Kraft haben, auf dem Boden der Gewerbefreiheit ein neues und frisches Leben zu entfalten. Das war ein Irrthum, die Hoffnungen wurden getäuscht. Wie wäre es aber auch anders möglich gewesen? Diejenigen Gewerbetreibenden, die Thatkraft besaßen, waren natürlich bestrebt, sich die neuen Verhältnisse möglichst zu Nutze zu machen; sie erweiterten ihren Betrieb und gestalteten ihn unter Benutzung aller technischen Hilfsmittel, der

Arbeitstheilung wie der Dampfkraft, zum Großbetriebe um. In Verfolgung ihrer eigenen Interessen verloren sie ihre bisherigen Gewerbsgenossen aus den Augen. Die Anderen, denen ein solcher Aufschwung nicht möglich war oder nicht gelang, und namentlich die Handwerker der kleinen Städte verfielen, erdrückt unter der Fluth billiger gewerblicher Erzeugnisse, mit denen die Großindustrie das Land überschwemmte, in Muth- und Hoffnungslosigkeit. Nun kam die schwere wirthschaftliche Krisis und brachte für den Handwerker Mangel an Arbeit und Mangel an Kredit. Die kleinen Gewerbebanken, die Schulze'schen Kredit- und Vorschußgenossenschaften, die bisher die Kreditfähigkeit des Kleingewerbes erhöht hatten, konnten sich nicht über Wasser halten. Eine nach der andern sank unter, und nicht blos der Kredit fiel weg, der Schaden war größer. Die Solidarhaft senkte sich wie eine schwere Schicksalswolke auf den Gewerbestand kleiner Städte nieder und half die allgemeine Verwirrung und Entmuthigung vergrößern.

Inzwischen war man aber doch bei den Handwerkern nach und nach wieder so weit zu sich selbst gekommen, daß von Berlin und Hamburg eine Agitation in's Leben treten konnte, die den Zweck hatte, im Sinne der Interessen der kleinen selbständigen Gewerbetreibenden auf die Gesetzgebung einzuwirken. Man stellte hie und da eigene Kandidaten für den Reichstag auf und setzte ihre Wahl in ein paar Fällen auch durch. Von praktischem Erfolge ist dies aber nicht gewesen, da man unterließ, vor allem etwas in's Leben zu rufen, was der Gesetzgebung bedurfte. Die Freiheit dazu war hinlänglich vorhanden.

Der erste Schritt, zu wirklichen neuen gewerblichen Verbänden zu gelangen, wurde endlich im vorigen Jahre von den Schuhmachern in Osnabrück gemacht. Das Statut dieser neuen Innung wurde von dem dortigen Bürgermeister Miquèl entworfen und stellt in einigen zwanzig Paragraphen die Organisation und den Zweck derselben fest. Auf dem Boden der Gewerbeordnung stehend, will diese Innung die gemeinsamen gewerblichen Interessen der Mitglieder fördern, ihre Vertretung nach außen übernehmen, Unterstützungskassen gründen, das Verhältniß zwischen den Meistern und das zwischen dem Meister und den Gesellen und Lehrlingen regeln und bessern und endlich eine tüchtigere Ausbildung der Lehrlinge durch Beaufsichtigung derselben, Prüfung ihrer Arbeit und Ausstellung von Lehrbriefen bewirken. Von der Gesetzgebung hofft man dann noch, wie Miquèl in einer Rede über die Innungen äußerte, das ganze Lehrlingswesen in die Hand zu bekommen, so daß also nicht blos die bei Innungsmitgliedern, sondern auch die anderweitig ausgebildeten Lehrlinge von der Innung geprüft werden und Lehrbriefe bekommen dürfen. Obgleich diese Forderung aus dem Rahmen der jetzigen Gewerbeordnung heraustritt, so

dürfte man sie dennoch als eine gedeihliche Lösung der Lehrlingsfrage ansehen und begrüßen, wenn man mit Sicherheit erwarten könnte, daß die Handwerker, sei es auch nur mit Hilfe der Geldmittel des Staates, für diese Forderung noch hinreichende organisatorische Kraft besitzen. Wäre dies der Fall, wir dürften uns Glück dazu wünschen.

Als einen zweiten vorbereitenden Schritt in dieser Angelegenheit darf man den Erlaß des preußischen Handelsministers Maybach vom 4. Januar ansehen, in welchem er die Behörden auffordert, bei den Handwerkern den Organisationsgedanken wieder anzuregen und ihnen eventuell mit Rath und That zur Seite zu stehen. Dieser Erlaß hat bereits die bayrische, sächsische und mecklenburgische Regierung zur Nachahmung gereizt und überall in den betheiligten gewerblichen Kreisen eine rege Diskussion hervorgerufen. Der Minister stellt sich auf den Standpunkt der Gewerbefreiheit und hat diesen auch später einer Deputation Berliner Gewerbetreibender gegenüber festgehalten; er glaubt, daß sehr wohl ohne Aenderung der Gewerbeordnung neue Innungen möglich seien; erst dann, wenn sie geschaffen, werde man in der Lage sein, ihrer Organisation eine gesetzliche Grundlage zu geben. Von den Behörden wünscht er im Sommer einen Bericht über ihre Erfahrungen und über die Ansichten, welche unter den Handwerkern über die Angelegenheit laut geworden sind. Auf diese Berichte darf man gespannt sein. Sie werden reiches Material zur Lösung der Frage enthalten.

Inzwischen hat, ebenfalls um Material zu sammeln, die Hamburger Gewerbekammer eine Denkschrift über die prinzipielle Reform der deutschen Gewerbeordnung ausgearbeitet, verbreiten lassen und zur Begutachtung derselben aufgefordert, und der Gewerbeverein in Zittau, der an der Spitze der sächsischen Gewerbevereine steht, hat zur Erleichterung der Begutachtung zehn Fragen gestellt, welche von allen Gewerbevereinen Sachsen's beantwortet werden sollen. Gleichzeitig hat der Zittauer Gewerbeverein in einem Schreiben an den dortigen Stadtrath dargelegt, wie er sich die neuen Innungen denkt. Er ist mit dem Osnabrücker Statut nicht ganz zufrieden und erwartet von der Gesetzgebung erst Rechte, ehe man zur Gründung von Innungen schreite. Zu diesen Rechten zählt man in Zittau „in erster Linie, die ausschließliche Befugniß der Innungsmitglieder, Lehrlinge auszubilden resp. loszusprechen“. Die Gewerbefreiheit will man dann nicht weiter antasten. Auch die Mitwirkung der Verwaltungsbehörden glaubt man nicht nöthig zu haben. Daß dies die Ansicht fast aller Gewerbevereine Sachsen's ist, darf man wohl annehmen.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat zu der Frage insofern Stellung genommen, als die Petitionskommission dem Hause vorschlägt, über eine große Anzahl Petitionen von Handwerkervereinen, die um ein Gesetz zur Errichtung

von Gewerbekammern bitten, zur Tagesordnung überzugehen in der Erwägung, daß den Handwerkern in der gesetzlich gewährten Befugniß der Bildung von Innungen ein leider noch zu wenig benutztes Mittel, ihre Interessen zu fördern, geboten sei, zunächst auch abzuwarten sei, welchen Erfolg die von dem Handelsminister gegebene Anregung haben werde. Diese Entschließung wurde im Einverständniß mit der Regierung gefaßt, die ebenfalls bei dieser Gelegenheit zu erkennen gab, daß sie die Regelung, welche das Innungswesen in der deutschen Gewerbeordnung gefunden habe, im Großen und Ganzen als eine ausreichende Grundlage für eine zweckmäßige Organisation des Handwerks betrachte.

Auch im Reichstage wird die Angelegenheit bald zur Sprache kommen, theils auf Anregung zahlreicher Petitionen, unter denen die der Schneider von Dessau hervorragt, weil sie den Gewerbebetrieb wieder von einer Prüfung und einem bestimmten Lebensalter abhängig gemacht wissen will, theils durch einen Antrag der konservativen Partei, welcher eine völlige Umarbeitung des Titels V der Gewerbeordnung (Innungswesen) im Sinne einer weiteren Entwickelung der den Innungen zustehenden gewerblichen Befugnisse bezweckt. Die Gesichtspunkte, nach denen diese Umgestaltung erfolgen soll, sind dem Antrage beigegeben. Sie gehen über das Osnabrücker Statut hinaus und sehen die Innung dem Staate gegenüber als alleinigen Vertreter des Gewerbes an. Nur die Innungen sollen die Vertreter zu den Gewerbegerichten und den sonstigen gewerblichen Körperschaften wählen. Sie sollen die Aufsicht über die Fachschulen und das Lehrlingswesen haben, und nur ihre Mitglieder berechtigt sein, Lehrlinge auszubilden. Endlich sollen sie selbst die Befugniß bekommen, die Innungsbeiträge und Strafgelder durch die Verwaltungsorgane des Staates und der Gemeinde beizutreiben. Dieser Antrag wird schwerlich Annahme finden, da auch die Regierungen sich ohne Zweifel ablehnend dagegen verhalten werden.

Sicherlich wird, der Natur der Sache nach, die Frage wegen Gründung neuer gewerblicher Innungsverbände ihre Lösung erst in einer längeren Reihe von Jahren finden können. Uns kam es hier darauf an, unsere Leser nur in aller Kürze über den dermaligen Stand der Frage zu orientiren.

Literatur.

Polen's Auflösung. Kulturgeschichtliche Skizzen aus den letzten Jahrzehnten der polnischen Selbständigkeit von Freiherrn Ernst von der Brüggen. Leipzig, Veit und Comp. 1878.

Das vorliegende Buch schildert die politischen und gesellschaftlichen Zustände Polen's etwa im letzten Jahrhundert seiner Existenz als selbständiger

Staat, und zwar in lebendigen, farbenreichen Bildern, die in siebzehn Abschnitte zerfallen. Eine Einleitung beschäftigt sich mit dem alten polnischen Staatsrecht, dieser Petrifizirung mittelalterlicher Privilegien des höheren und niederen Adels gegenüber dem zur Ohnmacht herabgedrückten Königthum, aus welcher sich der Zersetzungsprozeß, dem Polen unterlag, in der Hauptsache erklärt. Dann folgen Blicke auf die Landschaft und die Bevölkerung, die Bauern, die Städte, die finanziellen Einrichtungen und Verhältnisse, Heerwesen, Gerechtigkeitspflege, Kirche und Schule, endlich die Schlachtschizen oder den niederen Adel, denen sich in Form von Biographieen hervorragender Magnaten wie Karl Radziwill, Felix Potocki und Adam Czartoryski interessante Typen der höheren Klasse der Aristokratie anschließen. Zwei weitere Kapitel führen uns polnische Könige aus der letzten Lebensperiode Polen's vor. Die nächsten beiden schildern Warschau während des „langen Reichstages" und die Warschauer Gesellschaft. Zuletzt beschäftigt sich der Verfasser mit der ersten Theilung und der Konstitution vom Jahre 1791, worauf er in einer Schlußbetrachtung von einem Standpunkte, den wir durchweg theilen, das Fazit seiner Darstellungen zieht und kurz die Schicksale Polen's seit der letzten Theilung erzählt.

Von besonderem Interesse ist im ersten Abschnitte die Art, wie die Nothwendigkeit gezeigt wird, den Uebelständen der Verfassung durch Bildung von Konföderationen zu begegnen. Sie waren ein Gegenmittel gegen das liberum veto, mit dem die Reichsboten jeden Fortschritt in der Gesetzgebung nach subjektivem Ermessen hinderten. Während im Reichstage von einer Unterordnung der Minorität unter die Majorität und in Folge dessen von Kompromissen nicht die Rede sein konnte, galt hier wenigstens das Prinzip der Stimmenmehrheit. Freilich waren diese gesetzlich gestatteten Bündnisse, da sie den Bürgerkrieg und die Revolution bedeuteten, nur ein Nothbehelf für den Augenblick und nicht entfernt geeignet, dauernde Zustände gedeihlicher Art zu begründen; ja sie haben, statt den Staat vor dem Untergange zu retten, wesentlich dazu beigetragen, seinen Bestand zu untergraben. Recht anschaulich ist das Bild von der Landschaft und Bevölkerung Polen's im vorigen Jahrhundert, die Betrachtung der militärischen Verhältnisse, wobei eine Parallele mit Preußen gezogen wird, die Darstellung des Einflusses der Jesuiten auf die Entwickelung der Dinge, und namentlich der Abschnitt über die Schlachta, deren Lebensweise und Denkart, vorzüglich aber deren Abhängigkeit von den Magnaten, mit denen sie die eigentliche Nation bildeten. Zu den besten Partieen des Buches rechnen wir sodann die Biographieen und Charakterschilderungen, in denen uns die Magnaten, der hohe Adel des Landes, mit ihrem kolossalen Reichthum, ihrem unsinnigen Luxus, ihren kostspieligen Gelagen und Jagden, ihren Liebesabenteuern, ihrem Mangel an staatsmännischer Befähigung und in der eigenthüm-

lichen Mischung von Bildung und Barbarei, Ritterlichkeit und kläglicher Charakterschwäche, Hochsinn und Gemeinheit, die uns bei ihnen begegnet, in ausführlicher, spannendster und farbenreichster Darstellung charakterisirt werden. Ebenfalls vortrefflich ausgeführt ist die Schilderung des Wesens und Lebens der anderen Stände, die uns im elften Kapitel in einem Blick auf die Verhältnisse und Sitten geboten wird, welche in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Warschau herrschten. Es ist der menschgewordene Leichtsinn, der uns auch hier allenthalben aufstößt; Ernst gegenüber der traurigen Lage des Landes ist nirgends zu spüren, die Arbeit tritt vor dem Verlangen nach Vergnügen zurück, Alles erscheint krank und wurmstichig, dem Schmutz der Straßen entspricht der moralische Schmutz ihrer Bewohner. In dem Kapitel, das uns die Katastrophe schildert, ist vor Allem die Charakteristik werthvoll, die uns der Verfasser von einigen Politikern wie Nestor Sapieha, Ignaz Potocki und Stanislaus Wolchowski gibt, und in dem Abschnitte über die Verfassung von 1791, die eine bessere Schöpfung als die französischen Konstitutionen, „nicht verpfuscht durch die moderne Krankheit des politischen Doktrinarismus, dieses gravitätisch blinzelnden Staatseulenthums" war, spricht insbesondere der Bericht über die Sitzung vom 3. Mai des genannten Jahres durch große Anschaulichkeit an.

Die Behandlung der Gegenstände ist allerdings keine rein wissenschaftliche; der Fachmann wird namentlich in der Darstellung der wirthschaftlichen Zustände Polen's, in der Betrachtung der bäuerlichen Verhältnisse, den Mittheilungen über Industrie, Handel und Finanzen Mancherlei vermissen, diese Mängel werden aber von den Vorzügen des Werkes weit überwogen, und so können wir dasselbe unseren Lesern als ebenso lehrreich wie unterhaltend zur Lektüre nur empfehlen.

Sammlung musikalischer Vorträge. Nr. 1. Joh. Seb. Bach von Philipp Spitta. Nr. 2. Wagner's Siegfried von Hans von Wolzogen. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1879.

Dieser Sammlung von musikalischen Vorträgen, welche in Serien von 12 Heften erscheinen soll, und von welcher die ersten beiden Hefte vorliegen, versprechen wir trotz ihrer verlockenden typographischen Ausstattung keinen sehr weiten Abonnentenkreis. Die „namhaften Schriftsteller und Musikhistoriker", welche, wie der Prospekt meldet, der Verlagshandlung ihre Betheiligung zugesichert haben, bilden doch eine gar zu wunderliche Gesellschaft, als daß ein Musiker oder Musikfreund, der nicht allen und jeden Urtheils bar ist, nicht so manches von dem hier zu erwartenden von vornherein desprezieren sollte. Neben Vertretern der strengsten und solidesten Wissenschaft werden uns seichte Schönredner in Aussicht gestellt, neben Hütern eines echten

Klassizismus die blindesten Lißt- und Wagneranbeter, neben Männern einer ehrlichen Ueberzeugung halbschürige Gesellen', die es mit Niemand verderben möchten und deshalb alles schreiben, was von ihnen verlangt wird. Und als ob die Verlagshandlung — denn an diese müssen wir uns doch halten, da Graf Waldersee, der als „Herausgeber" genannt ist, für uns bis jetzt eine völlig obskure Persönlichkeit war — gleich in den ersten Heften die Extreme ihres neuen Unternehmens potenzirt hätte vorführen wollen, hat sie auf die reife, schöne und gediegene Arbeit Spitta's, drei Vorträge über Bach, die der Verfasser seiner Zeit im Saale des Leipziger Gewandhauses gehalten, den schwülstigen, 'gedunsenen Halbunsinn folgen lassen, womit einer der unangenehmsten Schleppenträger Wagner's den armen „Unverstehenden" das Verständniß für die Kulturmission des großen „Meisters" aufknöpfen zu müssen meint. Diesem zweiten Hefte gegenüber möchte man ernstlich fragen: Wo sind die Traditionen des Hauses Breitkopf & Härtel geblieben? Ist das dieselbe Verlagshandlung, die einst Otto Jahn's klassische Aufsätze über den „Lohengrin" druckte? Das scheinbar harmlose Wort, das neuerdings bis zum Ueberdruß zur Entschuldigung derartiger neutraler und richtungsloser Unternehmungen angeführt worden ist: „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen" ist in Wahrheit ein recht frivoles Wort. Goethe legt es seinem leichtfertigen „Theaterdirektor" in den Mund; wie Goethe aber selber darüber dachte, das läßt er den „Dichter" in seiner Antwort darauf sagen, und der Leser schlage sich diese Antwort auf, wenn er sie nicht mehr im Kopfe hat. Jedenfalls werden auch die dicht dabeistehenden Worte des „Theaterdirektors" auf das vorliegende Unternehmen Anwendung finden: „Ein Jeder sucht sich endlich selbst was aus". Es wird beim Aussuchen bleiben. Der eine wird sich dies, der andere jenes Heftchen kaufen, aber ein komischer Musiker müßte es sein, der auf eine Serie solcher Hefte subskribiren wollte.

Illustrirte Literaturgeschichte. Herausgegeben von **Otto v. Leixner.** Erste Lieferung. Leipzig, Spamer, 1879.

Dieses Buch kommt aus dem Spamer'schen Verlage — sapienti sat. Von dem Leiter einer Volksbibliothek wurde uns einmal erzählt, daß, wenn er seinen Entleihern ein Spamer'sches Buch anbiete, sie es ihm in der Regel nach flüchtigem Blättern zurückgeben mit den Worten: „Das habe ich schon einmal gelesen". Wenn er sie dann ernstlich ermahne, sich doch zuvörderst einmal ordentlich das Titelblatt anzusehen, so stelle sich gewöhnlich heraus, daß sie *dieses* Buch allerdings noch nicht gelesen haben. Und doch hatten die guten Leute recht: sie hatten es wirklich schon gelesen. Das Geschichtchen ist wahr und sehr charakteristisch. Text und Bilder der Spamer'schen Volks- und Jugendliteratur sind wie ein Zusammensetzspiel. Die Phantasie des Verlegers ist

unerschöpflich in neuen Variationen und Kombinationen — das Material bleibt in der Hauptsache ewig dasselbe, in der Quantität wie in der Qualität. Wer einige Bücherkenntniß besitzt, erkennt ein Spamer'sches Buch aus hundert anderen auf dreißig Schritt heraus. Auch das neueste Erzeugniß dieses Verlages, dessen erste Lieferung soeben das Licht der Welt erblickt hat, verspricht ein Kind echt Spamer'schen Geistes zu werden. Dieselbe unausrottbare Geschmacklosigkeit in den „Einführungstableaubildern und Anfangsvignetten" (echt Spamer'sche Wortbildungen!), dieselben kindischen Illustrationen, als da sind: „In der Halle eines alemannischen Häuptlings", „Ein nordländischer Seher schaut Asgard, die Wohnung der Götter", „Die Welt-Esche Yggdrasil", „Odin, der Göttervater", „Gründung des Klosters Sankt-Gallen" (vier oder fünf Statisten, die ein paar Baumstämme über eine Schlucht legen!), „Ekkehard dichtet das Waltharuslied" (man sieht natürlich ganz deutlich, daß es gerade das Waltarilied ist, das aus dem wunderbar am Felsenabhange klebenden Tintenfasse auf's Papier gebracht wird), dieselbe Sucht, die Bilder an den Haaren herzuziehen, wo es gar nichts zu „illustriren" gibt (bei Besprechung der Thiersage z. B. eine der Kaulbach'schen Illustrationen zu Goethe's Reineke Fuchs!), kurz, genau dasselbe Gemächte, wie man es nun schon hundertmal erlebt hat. Das Hauptkontingent zu den Bildern scheint auch diesmal wieder der große Leibkünstler des Spamer'schen Verlages, Ludwig Burger, stellen zu sollen, der nicht eine einzige menschliche Figur korrekt zu zeichnen versteht, geschweige denn, daß er von den Bedingungen des Buchornamentes eine Ahnung hätte, und der in der Umschlagzeichnung des vorliegenden Heftes eine Sudelei geliefert hat, die man geradezu mit dem Worte Frechheit bezeichnen muß. Im Hintergrunde eine Art deutscher Dichterhalle in der denkbar albernsten Gruppirung, im Vordergrunde Schiller, der, marschirend wie ein Rekrut, eben im Begriff ist, mit dem Kopfe gegen eine Säule zu rennen, während Goethe, ein kleiner dicker Kerl mit einem Vogelgesicht, ihm gemüthlich die Hand auf die Schulter legt, augenscheinlich um die Ausführung seines Vorhabens zu beschleunigen. Natürlich ist nicht ausgeschlossen, daß auch andere Künstler, wie der große Thiermaler Leutemann, der die schöne Darstellung der alemannischen Häuptlinge beigesteuert hat, oder der, nach der Behandlung des Holzschnittes zu urtheilen, uralte Meister L. P., von dem die herrliche Gruppe der drei Nornen herrührt, gelegentlich mit dem Hauptillustrator abwechseln.

Aus den angeführten Bildern wird der Leser bereits errathen haben, daß es sich in der ersten Lieferung um die nebelhaften Anfänge einer **deutschen** Literaturgeschichte handelt, was die Verlagshandlung, die ja sonst eine wahre Virtuosität im Titelmachen besitzt, offenbar zu bemerken — vergessen hat. Ein solches Versehen ist ja begreiflich. Unbegreiflich ist es uns stets gewesen, wie mancher Verfasser seinen Text sich durch die Spamer'sche Bildermanie hat können so lächerlich machen lassen. Auch der vorliegende Text hätte ein besseres Loos verdient, er ist im Ganzen nicht übel; nur wäre zu wünschen, daß der Verfasser mit seiner eigenen werthen Person mehr im Hintergrunde bliebe und nicht immer schriebe: „Ich habe bis jetzt", „Ich muß nun" 2c.

Die „Illustrirte Literaturgeschichte" wird, wenn sie fertig ist, 25 bis 30 Lieferungen (à 50 Pf.) umfassen, also möglicherweise — 15 Mark kosten. Beati possidentes.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Drei Sensationsmaler.

II.

Hans Makart.

Zehn Jahre sind verflossen, seitdem „Die Pest in Florenz oder die Todsünden" durch Deutschland wanderte und den Namen ihres Schöpfers auf aller Lippen brachte. Zehn Jahre sind verflossen voll heftigster Kämpfe für und wider den kühnen Neuerer, der es wagte, mit allem Herkömmlichen zu brechen, die Form zu zerschlagen und auf ihren Trümmern die Alleinherrschaft des Kolorismus zu proklamiren. Bild auf Bild hat seit jener Zeit das Atelier des Künstlers verlassen, und je weniger herausfordernd die Sujets waren, desto ruhiger, desto sachlicher war der Streit. Gerade jetzt, wo sein neuestes Werk, der „Einzug Karl's V. in Antwerpen", die Runde durch Deutschland macht, ist er lauter als zuvor geworden. Es ist wieder der sensationelle Inhalt, welcher dem Bilde zu einem ungebührlichen Ansehen verhilft, und darum hat auch die große Ehrenmedaille, durch welche die Jury der Pariser Weltausstellung das Gemälde auszeichnete, es nicht zu Wege gebracht, die Tadler zum Schweigen zu bringen, die Kritiker zu eitler Bewunderung zu bekehren. Wenn man den Erfolg dieses neuesten Bildes bei einem aus allen Welttheilen zusammengeströmten Publikum als Maßstab für die künstlerische Bedeutung Makart's nimmt, so scheint sein Ruf, sagen wir auch: sein Ruhm fester begründet als je zuvor. Seine Bewunderer preisen ihn als den würdigsten Nachfolger Paul Veronese's, sie feiern ihn als den „österreichischen Rubens", der berufen und befähigt ist, eine Renaissance der modernen Malerei einzuleiten. Ein Blick auf den künstlerischen Entwickelungsgang dieses „phänomenalen Genies" wird uns zeigen, ob und inwieweit diese glänzenden Epitheta auf einer realen Basis, auf wirklichen Verdiensten beruhen. Auch hier, wie bei der Charakteristik Böcklin's, haben wir uns als Norm gesetzt, die Persönlichkeit des Malers ganz aus dem Spiele und nur seine Werke reden zu lassen.

Hans Makart wurde am 29. Mai 1840 in Salzburg geboren. Diese zu-

fällige Thatsache hat unzählige Male Veranlassung gegeben, den Farbenkünstler mit seinem großen Landsmanne Mozart zu vergleichen. Als ob die keusche Grazie dieses Meisters, seine klassische Naivetät, seine ruhige Harmonie in der musikalischen Ausdrucksweise etwas gemein hätte mit der wilden Sinnlichkeit, dem frivolen Raffinement, der Formlosigkeit Makart's! Wäre letzterer zufällig in Leipzig geboren, so würde man ihn viel treffender statt einen „Mozart in Farben“ einen „Wagner in Farben“ genannt haben. Als achtzehnjähriger Jüngling bezog Makart die Wiener Kunstakademie. Er scheint dort nicht das gefunden zu haben, was seinem unruhigen Geiste kongenial war. Vielleicht zweifelte er auch an seinem Berufe — genug, er verließ nach einigen Monaten wieder die Akademie und schien das Studium der Malerei aufgeben zu wollen. Doch dauerte dieses Intermezzo nicht lange. Er wagte einen zweiten Versuch, ging nach München und fand dort in der Piloty-Schule den Boden, der seinem Temperamente zusagte.

Mit einem seltenen Aneignungsvermögen faßte er alle glänzenden Aeußerlichkeiten der Piloty'schen Art auf und bildete sie selbständig auf Grund seiner fruchtbaren Phantasie und einer eminenten Begabung für malerisches Arrangement weiter aus. Das Gewandstudium, die kunstvolle Drapirung einer Figur, der Faltenwurf, die minutiöse Behandlung des Beiwerks, welchem der Pinsel besondere Effekte abzugewinnen sucht, und damit verbunden die Vorliebe für glänzende Kostüme, Waffen u. dergl., eine figurenreiche Komposition, die auf einem auffälligen dramatischen Vorgang beruht — das sind die charakteristischen Abzeichen der Piloty'schen Kunst, die Hauptparagraphen des Lehrbuches, welches in der Piloty-Schule maßgebend war. Der Meister hatte früher auch nach seelischer Vertiefung, nach einer eindringlichen Charakteristik, nach Offenbarung eines bedeutenden geistigen Lebens in den Köpfen seiner Figuren gestrebt. Aber im Laufe der Zeit, besonders nach einem längeren Aufenthalte in der französischen Hauptstadt, trat dieses Streben hinter den koloristischen Experimenten zurück. Der menschliche Körper war in der Piloty-Schule immer nur Mittel zum Zweck; er war nur insofern ein Gegenstand des Studiums, als er der Träger des Gewandes war. Diese Bevorzugung der Gewandung zum Nachtheile des menschlichen Körpers macht sich am empfindlichsten auf einem der berühmtesten Werke Piloty's, auf „Cäsar's Tod“, geltend. Aber hier lassen sich unter der Fluth der aufgebauschten Gewänder, die alles übrige, selbst die immerhin noch ziemlich energisch charakterisirten Köpfe absorbiren, die Körperformen in ihren Hauptumrissen noch verfolgen. Auf seinen späteren Gemälden, namentlich auf seinem „Triumphzug des Germanicus“, war das schon schwieriger. Hier drängte die Lust an einem Farbenspiel mit gelben und violetten Tönen, die unbegrenzte Neigung für breit arrangirte Draperieen und glitzerndes, massenhaft aufgehäuftes

Beiwerk die formale Durchbildung der Figuren stark in den Hintergrund, und das geistige Leben der Letzteren war vollends auf ein sehr niedriges Niveau herabgesunken.

Makart, der gelehrigste Schüler Piloty's, hat diese Eigenarten des Meisters nach jeder Richtung hin übertrieben, im guten und schlechten Sinne. Er hat in koloristischen Bravourstücken eine Höhe erreicht, die in der Malerei der Gegenwart nicht ihresgleichen findet, er hat aber auch aus seinen Figuren den letzten Rest geistigen Lebens, welches ihnen die Piloty-Schule noch gelassen, völlig herausgefegt. Das dramatische Pathos ihrer Historienmaler war allmählich zum theatralischen geworden, ihre historischen Kompositionen waren geschickt gruppirte, lebende Bilder, wie sie die moderne Inszenirungskunst unter bengalischer Beleuchtung oder bei elektrischem Licht am Schlusse von großen Opern und Spektakelstücken zu stellen liebt. Das individuelle Leben war am Ende ganz in die gedankenlose Sinnlichkeit eines berauschenden Kolorismus aufgegangen. Indem sich so die Malerei immer mehr vom Leben entfernte und dem Theater näherte, wurden auch ihre Effektmittel gröber. Um große Massen, an denen sich die koloristische Meisterschaft erproben konnte, zu bewältigen, bedurfte es großer Flächen. Kaulbach, der, wenigstens was die theatralische, opernhafte Haltung seiner geschichtlichen Szenen anlangt, auch dieser Richtung angehört, hatte noch große Wandflächen zu seiner Verfügung. Aber er vermochte durch ein großes Massenaufgebot den Mangel an geistiger Kraft ebensowenig zu verbergen, wie es Makart gelingen will. Indem sich die Malerei dem Theater näherte, nahm sie noch einen andern verhängnißvollen Zug von der Bühne an, die Neigung zu dekorativer Behandlung des Details.

Gerade auf Makart hat diese Richtung in der verderblichsten Weise gewirkt. Es ist gleichsam die Kette, die von seinem ersten Auftreten bis auf den heutigen Tag an seinem Fuße geklirrt, die selbst seinen besten Freunden, seinen begeistertsten Parteigängern den reinen Genuß an seinen Schöpfungen verbittert hat. Vielleicht ist in dieser Hinsicht der erste größere Auftrag, der ihm zu Theil ward, von verhängnißvollem Einfluß auf seinen späteren Entwickelungsgang geworden. Es war eine Zimmerdekoration für das Palais eines russischen Großen in Petersburg, eine Aufgabe, die allerdings seiner auf das Phantastische gerichteten Sinnesart entgegenkam.

Wie Piloty hat auch Makart seinen Farbensinn an den reichen Schätzen gekräftigt, welche die Münchener Pinakothek aus Rubens' künstlerischem Vermächtniß besitzt. Auch seine Formensprache übte er an der des flämischen Meisters, dessen mächtige Körpergebilde mit ihrem üppigen, kraftstrotzenden Fleische sich der Phantasie des modernen Künstlers so tief einprägten, daß aus ihnen eine neue, noch um Vieles stärker accentuirte Formensprache erwuchs.

Aber selbst die kolossalsten, massigsten Gestalten, welche dem Geiste des Malerfürsten entsprossen, weisen durch einen wohlgebildeten und festbegründeten Organismus ihre Existenzfähigkeit nach. Die gesteigerte Sinnlichkeit, die aus ihnen spricht, hebt sie zwar in eine übermenschliche Sphäre; es sind aber immerhin Individuen, die unter denselben Bedingungen existiren könnten wie wir.

Makart hat diese Rubens'sche Sinnlichkeit noch bedeutend potenzirt, die Ueppigkeit seiner Formen übertrumpft. Aber es fehlte ihm die sichere Kenntniß des Körpers, um diesen gewaltigen Leibern auch ein Knochengerüst zu geben, welches die Fleischmassen zu tragen oder dieselben auch nur wahrscheinlich zu machen im Stande ist. Das blendende Kolorit, ein berauschendes „Farbenkonzert" — diese Bezeichnung ist speziell für den Makart'schen Kolorismus erfunden worden — sollte den Mangel an Durchbildung der Formen decken. Je leichter sich anfangs die großen Massen durch solche glänzende Dekorationen verblüffen ließen, je größer die Erfolge wurden, desto größer wurde auch die Nachlässigkeit des Malers in der Behandlung des menschlichen Körpers. Die gröbsten Zeichenfehler, eine bis zur Lüderlichkeit getriebene Vernachlässigung der Formen, der es auf ein paar Glieder mehr oder weniger nicht mehr ankam, eine Verflachung der menschlichen Gesichtszüge bis zur Stupidität, ja bis zum Idiotenthum — das wurden schließlich, im Verein mit einer bis zur Idiosynkrasie getriebenen Unwahrheit des Kolorits, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Makart'schen Kunstweise. Wir werden später sehen, daß der Maler in jüngster Zeit rühmliche Versuche gemacht hat, diese Bahnen, auf welchen ihm kein vernünftiger Mensch mehr folgen konnte, wieder zu verlassen und sich zu erinnern, daß der menschliche Körper ein Tempel der Gottheit ist.

In seinen ersten Staffeleibildern, soweit sie nicht dekorativen Zwecken dienen, herrscht ein romantisch-phantastischer Zug vor, der sich auch in der Wahl der Stoffe kundgibt. Ein Ritter, der dem Spiele der Nixen zusieht, kam 1865 in die Schack'sche Galerie in München. Ein Heine'sches Gedicht lag dieser Komposition zu Grunde. Ein zweites Bild, Lavoisier im Gefängniß, zeigte ganz die Eigenheiten der Piloty-Schule. Der berühmte Naturforscher, der dem Hasse der französischen Revolutionsmänner zum Opfer fiel, war eine der beliebtesten Figuren aus dem historischen Leitfaden der Münchener Schule. Nachdem Makart dann noch eine Leda gemalt, begab er sich 1866 nach Italien. Er mag auf dieser Reise wohl schon die ersten Studien nach den großen Venetianern gemacht haben, mit denen er später zu wetteifern suchte, nach Tizian, Carpaccio, Cima da Conegliano, vor allen nach Paolo Veronese; aber das erste Bild, mit welchem er nach seiner Rückkehr in die Oeffentlichkeit trat, war eine Landschaft, „Römische Ruinen", auf denen sich zuerst seine koloristische Spezialität offenbarte. In Paris, wohin er das Bild in den „Salon" geschickt, hatte man noch kein Ver-

ständniß für diesen neuen Zweig am Baume der europäischen Kunst, und es mußte noch eine geraume Zeit vergehen, Makart mußte noch mehrere Phasen durchmachen, bis er Gnade vor den Augen der Pariser fand.

Sein nächstes Werk, „moderne Amoretten“, d. h. eine Sammlung jener fleischigen Kinder mit unförmlichen Gliedern, eingedrückten Nasen und hängenden Wangen, die nachmals auf den Abundantiabildern und anderen Cyclen eine so unangenehme Rolle spielen sollten, machte schon größeres Aufsehen, wenigstens in München. Diese Kindergruppen waren auf Goldgrund gemalt und in drei friesartige Theile geschieden. Ihr Zweck war ein rein dekorativer, und darauf hin waren sie auch gemalt, derb und flüchtig, aber effektvoll und mit sinnlicher Gluth. Aehnlich wie dieses Bild ist die kurz zuvor oder kurz darauf vollendete „Elfenkönigin“ in drei räumlich von einander getrennten Gruppen arrangirt. Das Bild, zu welchem ebenfalls ein Heine'sches Gedicht die Inspiration geliehen, ging damals in den Besitz Wilhelm v. Kaulbach's über. Der Graf Raczynski in Berlin hat sich später das mittelste dieser Bilder wiederholen lassen. Derselbe Kunstfreund besitzt auch eine Farbenskizze von Makart's Hand, auf welcher weiberraubende Kentauren dargestellt sein sollen. Was Graf Raczynski in dem Verzeichniß seiner Gemäldesammlung über diese Skizze sagt, charakterisirt nicht nur ihn, sondern auch die große Mehrzahl der Makart-Enthusiasten so vortrefflich, daß ich einige Worte aus seinem Bekenntniß hier folgen lasse. „Makart selber,“ sagt der Graf, „bezeichnet das Bild als eine Farbenskizze. Als solche darf es (?) verworren und unverständlich sein. Das ist es auch für mich; aber der Farbenglanz und die Gesammtwirkung entzücken mich ... Auch ist es übermäßig toll, nichtsdestoweniger das Werk eines Genies wie es deren wenige gegeben hat ... Bei den Centauren genirt mich am meisten die vergebliche Mühe, welche ich mir gebe, um viele der Glieder und Köpfe an ihre rechtmäßigen Besitzer zu vertheilen und zu errathen, ob sie wirklich das sind, wofür ich sie halte. Man möchte beinahe das Entstehen des Gemäldes dem wüsten Traume nach einer Orgie zuschreiben. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß bei den mir bekannten Werken Makart's der erste Eindruck für mich fesselnd und bezaubernd ist, daß seine Bilder die Prüfung unwiderstehlich provociren, und daß, wenn ich einmal soweit gekommen bin, die Abkühlung nicht ausbleibt ... Ich verstehe das Bild nicht, bin aber nichtsdestoweniger davon entzückt.“

Wir wollen diese letzen Worte keiner Kritik unterziehen, obwohl sie bedenklich an jenes berühmte Diktum eines Parlamentariers erinnern: „Ich kenne die Gründe der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie.“ Gleichwohl charakterisiren sie vortrefflich den naiven Standpunkt, welchen der größte Theil des deutschen Publikums der folgenden Schöpfung Makart's gegenüber eingenommen hat.

„Die sieben Todsünden“ oder „Die Pest in Florenz“, welche den Namen

ihres Autors durch ganz Deutschland berühmt machte, verstand auch kein Mensch. Nackte Frauen- und Männerleiber, unförmlich gestaltet, wälzten sich in blauen und purpurrothen Tinten umher. Keine dieser Gestalten ließ sich in ihrer ganzen Entwickelung verfolgen, ein vollständiges Gliedmaßen-Inventar ließ sich auch nicht aufnehmen. Aber die sinnliche Ueppigkeit der sichtbaren Glieder, welche weit über menschliches Maß hinausgingen, und die berauschende Gluth des „Farbenzaubers" versetzte das Publikum der großen Städte in namenloses Entzücken. Gerade in dem Mystischen, dem Unverständlichen, dem Traumhaften, dem Visionären lagen die unergründlichen Reize dieses wiederum dreitheiligen Bildercyclus, der im Jahre 1868 seine Wanderung durch die Hauptstädte Deutschland's antrat. Seit der europäischen Rundreise, welche die beiden Historienbilder der Brüsseler Meister Gallait und de Bièfve im Jahre 1843 gemacht, hat kein Gemälde ein so ungeheures Aufsehen erregt, wie diese „sieben Todsünden", die man auch mit ebensolchem Rechte „die Pest in Florenz" nannte, während der Künstler selbst nicht ohne Cynismus das Wort der Pompadour „Après nous le déluge" seinem Bilde als Geleitsbrief mit auf den Weg gab. Und in der That ist dasselbe „ein tropischer Sumpf von Schönheit", wie sich ein Verehrer der Makart'schen Palette mit vorsichtiger Verklausulirung ausdrückt, unendlich charakteristisch für eine in Ueppigkeit und Sinnenlust zu Grunde gehende Epoche wie die des ersterbenden Rokokozeitalters.

In Deutschland entflammte vor dieser Schöpfung eines eigensinnigen koloristischen Talentes, dem man trotz seiner tollen Ueberschwänglichkeit, seiner dem reinen Aether der Kunst völlig abgekehrten Sinnlichkeit eine instinktive Begabung nicht absprechen konnte, ein erbitterter Streit, ähnlich demjenigen, der sich fast zu gleicher Zeit unter den Gegnern und Anhängern Richard Wagner's entspann und der bis auf den heutigen Tag mit stetig wachsender Heftigkeit fortgesetzt worden ist. Ich meine hier nicht den Streit der beiden Parteien, deren eine „die freie Sinnlichkeit" auf ihr Banner geschrieben hatte, während die andere im Namen der Moral focht. Ich meine jene Parteien, die auf rein künstlerischen Prinzipien fußten und von denen die eine im Kampfe gegen die andere die Form wider die Farbe, die Natur wider die Phantasie vertheidigte. Aber die ruhigen und besonnenen Stimmen verhallten unter dem Beifallsgeschrei der Fanatiker, und als erstere dadurch Recht bekamen, daß die Jury des Pariser „Salon" dieses Bild zurückwies, vertuschte man sorgfältig den wahren Grund dieser Zurückweisung und posaunte aller Orten aus, die Franzosen hätten das Bild aus Prüderie abgelehnt. Man mag dabei eine stille Freude empfunden haben, daß wir wenigstens in dieser Beziehung den frivolen Franzosen vorausgeeilt. In der That aber war der Grund der Ablehnung ein ganz anderer, der sich aus rein künstlerischen Beobachtungen ergab. Die Franzosen nahmen

mit Recht an der lüderlichen Zeichnung und an der willkürlichen, rücksichtslosen Behandlung der Form Anstoß. Eine vollendete Kenntniß des menschlichen Körpers gehört in Frankreich zu den Elementarwissenschaften des Künstlers. Auf solchen gründlichen, ganz selbstverständlichen Vorstudien basirt zum Theil die Blüthe der französischen Kunst; daraus erklärt sich vor allem das hohe Durchschnittsniveau derselben.

Noch mehr sprach sein folgendes größeres Werk, die „Abundantia", allen Formen- und Stilgesetzen Hohn. Auf zwei langen Tafeln wälzten sich unreife Knaben zwischen lüstern blickenden, halb nackten Frauengestalten umher, deren aufgeschwemmte Gesichtszüge von häßlichen Leidenschaften entstellt waren. Das Fleisch dieser Damen hatte gelbe, grünliche und bläuliche Töne. Es hatte den Anschein, als lagerte der Moderduft der Verwesung auf den ungefügen Gliedern, die meistentheils falsch in die massigen Körper eingesetzt waren. Das eine dieser Bilder sollte die Ueberfülle der spendenden Mutter Erde in ihren Produkten symbolisiren. Die Früchte der Bäume und des Feldes vermischten sich zu einem malerischen, aber gedankenlosen Ensemble mit den Figuren, deren Bedeutung niemand klar war. Auf dem anderen Bilde war wenigstens durch einen Fischzug, der eine reiche Beute von den Schätzen des Meeres ergab, eine Spur von Zusammenhang in das lose Nebeneinander hineingebracht. Im Ganzen aber ist diese „Abundantia" nichts mehr als ein riesiges phantastisches Stillleben, auf welchem menschliche Glieder dieselbe Rolle spielen wie rothwangige Aepfel, schwellende Pfirsiche, Trauben und todte Fische. Die malerische Behandlung entsprach dem dekorativen Zweck der Gemälde: roh und brutal, aber wiederum von berauschendem, sinnlichem Effekt.

Der Eindruck dieses Bildes war ein bei weitem nicht so mächtiger wie der der „Todsünden". Trotzdem daß die Zeit, in welcher dasselbe seine Runde durch Deutschland machte, die Zeit des Goldregens nach dem Kriege, viel günstiger war als die zahme, nüchterne Epoche des langsamen Aufstrebens zwischen 1866 und 1870, folgte auf den Rausch doch die Ernüchterung. Die „freie Sinnlichkeit" der „Todsünden" hatte auf der „Abundantia" bereits einen Stich, einen faulen Beigeschmack erhalten. Die widrige Leichenfarbe ließ sich nicht so leicht hinwegdisputiren wie ein mangelhaft gezeichneter Körpertheil. Man fing bei aller Bewunderung des Kolorits, insbesondere des berühmten „Makartroth", bereits an, von genialer Verirrung zu sprechen. Aber damals arbeitete der Künstler bereits an einem Bilde, welches den üblen Eindruck der Abundantiabilder wieder verwischen und seinem Schöpfer den Namen eines modernen Paul Veronese eintragen sollte.

Im Jahre 1869 erhielt Makart einen Ruf nach Wien, wo ihm auf Staatskosten ein großes Atelier eingerichtet wurde. Erst jetzt gerieth der Künstler in

sein eigentliches Fahrwasser. Das leichtlebige, genußsüchtige, sinnlich-frohe Wien war der Boden, auf dem sich ein so rein äußerliches Talent wie das Makart's zu vollster Blüthe entfalten mußte. Diese Blüthe brach früher auf, als man erwartet hatte. Uebersättigt durch seine Erfolge auf dem Gebiete des „schönen Scheins", in der Absicht, sich von dem schlechten Rufe eines Dekorationsmalers zu reinigen, versuchte er sich zum ersten Male mit einer historischen Komposition. Dem Schüler Piloty's konnte es dabei freilich nicht um einen bedeutsamen historischen Vorgang voll dramatischen Lebens zu thun sein, sondern nur um eine Gelegenheit, sein glänzendes Farbenspiel an reichen Prunkgewändern und kostbaren Stoffen zu erproben. Vielleicht auch in dem dunkeln Bewußtsein seines Mangels an geistiger Kraft wählte er, gerade wie es Paolo Veronese zu thun beliebte, eine feierliche Zeremonie, welche ihm den erwünschten Vorwand für seine Zwecke bot. „Venedig huldigt der Katharina Cornaro" — das ist der Titel des im Jahre 1873 vollendeten Bildes, welches zur Zeit der Weltausstellung im Wiener Künstlerhause ausgestellt war, dann seine Wanderung durch die Hauptstädte Europa's machte, 1876 nach Philadelphia übergeführt wurde und schließlich ein dauerndes Unterkommen als glänzende und wirkungsvolle Dekoration einer Wand des Treppenhauses in der Berliner Nationalgalerie gefunden hat.

Der historische Sinn, das Verständniß für den Charakter gewisser Epochen und der in ihnen lebenden Menschen geht unserm Künstler völlig ab. Katharina Cornaro, welche die Republik Venedig als ihre Tochter proklamirt hatte, vermählte sich im Jahre 1470 mit Jacopo II. von Lusignan, König von Cypern. Aber Makart verlegte den übrigens von ihm frei erfundenen Vorgang in die Blüthezeit des 16. Jahrhunderts, in eine Zeit, in welcher bereits die Meisterwerke eines Sansovino, eines Tizian, eines Veronese die stolze Königin der Adria schmückten. Auf diese Zeit deuten die prunkvollen Kostüme, deutet die Palastarchitektur im Hintergrunde, welche die Folie zu dem bunten Aufzuge bildet, der sich der auf dem Podest einer Treppe thronenden Katharina gabenbringend naht. Der reine Genuß, welcher diese nach jeder Hinsicht reifste Schöpfung Makart's in dem Beschauer hervorruft, wird leider durch die Hauptfigur getrübt. Wenn wir auch nicht auf das historische Datum pochen wollen — Katharina war damals 26 Jahre alt —, so dürfen wir doch immerhin in der venetianischen Patrizierstochter, welcher der greise Beherrscher von Cypern eine Königskrone zu Füßen legte, eine hoheitsvolle Gestalt mit anmuthigen, jugendlichen Zügen erwarten, und nicht eine so herbe, strenge Jungfrau mit hohlen Augen und fahlem Teint, die — man verzeihe den Ausdruck — an einen ausgebrannten Vulkan erinnert. Aber die reiche Fülle wohlgelungener Nebenfiguren muß am Ende für das Mißglücken der Hauptperson entschädigen.

Hinter der jungen, in Goldbrokat gekleideten Königin steht unter rothem Baldachine der Vater Katharina's im Purpur der Senatoren, ernsten Auges auf die edlen Frauen und Jungfrauen blickend, welche sich seiner Tochter huldigend nahen. Sein schöner Kopf mit kurzgeschorenem Haar und scharf geschnittenen Zügen, auf dessen Stirn das gedämpfte Sonnenlicht fällt, ist den prachtvoll energischen Senatorenköpfen eines Tizian, eines Tintoretto nachgebildet; auch die meisten übrigen Köpfe erinnern an altvenetianische Typen, oder die modernen Modelle sind doch wenigstens soweit stilisirt, daß sie mit den Renaissancekostümen nicht disharmoniren. All' die vornehmen Damen, die sich ihrer zu hoher Würde gelangten Landsmännin mit kostbaren Geschenken und Blumenspenden nahen, die ehrwürdigen Nobili und das bunte Volk Venedig's, braune Asiaten und Afrikaner, durch alle geht ein einheitlicher Zug, ein einheitliches Interesse, welches der Geschlossenheit der Komposition zu Gute kommt. Der Charakter derselben ist freilich ein friesartiger, nicht besonders mannichfaltiger, aber er zerfällt doch in einzelne Gruppen, die mit dem Endpunkte in einen klaren Zusammenhang gebracht worden sind. Klarheit ist überhaupt ein Vorzug dieser Komposition, und wenn auch nicht alle Figuren und Gliedmaßen bis in's Einzelne korrekt durchgezeichnet sind, so stört doch nirgends eine grobe Nachlässigkeit die Harmonie des Ganzen. Einzelne Köpfe sind von bezaubernder Schönheit, aber allen fehlt geistiges Leben und individuelle Beseelung. Es sind schöne Masken, ein glänzender Karneval, auf welchem unser Auge mit Wohlgefallen ruht, ohne daß auch nur eine Saite in unserm Herzen berührt würde.

Als Kolorist hat Makart jedoch auf diesem Bilde seine glänzendsten Trümpfe ausgespielt. Alle Farben, an der Spitze das berühmte Roth in seiner tiefen, edelsteinartigen Leuchtkraft, das lichte Gelb, das Olivengrün der Sammetkleider, das saftige Blau des Himmels, strahlen noch in ungebrochener Kraft und sind zu einem vollen symphonischen Akkord zusammengestimmt, der in gleicher Stärke durch das ganze Bild klingt. Fehlt den Köpfen auch der geistige Ausdruck, so sind sie doch ziemlich plastisch modellirt und zu frappanter Wirkung herausgearbeitet. Der Maler dieses Bildes konnte also wohl, wenn man von dem geistigen Gehalt und der naiven Grazie absieht, als ein moderner Nachfolger Paolo Veronese's gelten. Aber seine Kraft reichte nicht aus, auch nur diesen Ruhm auf die Dauer zu bewahren.

Katharina Cornaro ist streng genommen nichts mehr als ein geschickt gestelltes lebendes Bild, der brillante Schlußeffekt einer Oper. Auf das Klingelzeichen des Regisseurs haben sich die Mitspieler auf ihren im Voraus angewiesenen Platz begeben, ihre Glieder sind starr und unbeweglich, und ihre Mienen zeigen jenen schlaffen, abgespannten, geistlosen Ausdruck, der sich einzustellen pflegt, wenn man lange und unverwandt auf einen Punkt blickt. Wenn man

will, ein Wachsfigurenkabinet, eine Sammlung farbiger Thonfiguren, denen der Funke des Prometheus fehlt.

Zu einer so konzentrirten Wirkung wie auf seiner „Katharina Cornaro“ hat es Makart niemals wieder gebracht. Da es ihm schnell gelang, sich in Wien eine angesehene Stellung zu verschaffen, da ihn überdies seine immensen Erfolge zu einem der ersten Modemaler erhoben, konnte es nicht fehlen, daß er auch eine Reihe von Porträtaufträgen erhielt. Aber so lang diese Reihe auch ist, keiner der Porträtirten konnte nach Empfang seines Bildes mehr behaupten, als daß er eine röthlich, violett, bräunlich oder grünlich strahlende Leinwand erhalten hatte, auf der nach des Malers Versicherung u. a. auch sein werthes Ich konterfeit sein sollte. Im günstigsten Falle konnte sich der Besitzer an einzelnem, mit bekannter malerischer Bravour durchgeführtem Beiwerk vergnügen und sich schließlich mit dem Bewußtsein trösten, einen echten Makart sein eigen heißen zu können. Es liegt auf der Hand, daß Makart's skizzenhafte, jegliche Form als nebensächlich behandelnde Art ihn zu allerletzt zum Porträtmaler befähigt. Wir sehen dabei von dem empfindlichsten Mangel seiner Kunst ab, von der totalen Unfähigkeit, in den Zügen des Gesichts das geistige Leben wiederspiegeln zu können, was doch erst den Bildnißmaler zum echten Künstler stempelt. Selbst wenn er einmal bei solchen Porträtaufgaben seine lüderliche Genialität bei Seite ließ und ernstlich bestrebt war, durch Zeichnung und Formengebung den Gesammteindruck eines Kopfes festzuhalten, so überwucherte die brillante koloristische Behandlung des gewöhnlich phantastischen Kostüms derartig den armen Kopf, daß derselbe gar nicht zur Geltung kam. Von zwei weiblichen Porträts, die ich neben dem Antwerpener Riesenbilde auf der Pariser Weltausstellung sah, ist mir nichts mehr in der Erinnerung geblieben als die virtuos gemalten Roben im Geschmack des Rokokozeitalters, welche die Sinne des Beschauers solchermaßen gefangen nahmen, daß er ihre Trägerinnen darüber völlig vergaß. Im Jahre 1874 machte Makart aus der hübschen Sängerin Fräulein Tagliana, die gegenwärtig der Berliner Hofoper angehört, eine häßliche Fratze; nur die schönen Augen erinnerten an die Reize des Originals. In demselben Jahre entstand auch eine vom Rücken gesehene venetianische Dame mit den von Makart unendlich geliebten rothen Haaren, deren braunes, hinten so tief als möglich ausgeschnittenes Sammetkleid dem Maler Gelegenheit bot, zu zeigen, was ein geschickter Pinsel aus einer Farbe zu machen weiß. Der bloße Nacken war durch silbergraue Halbschatten zu einer ganz ungewöhnlichen Feinheit herausmodellirt; aber die rechte Hand war schauderhaft gezeichnet, sie sah wie schmutziges Handschuhleder aus, und überdies fehlte der Dame das nothwendigste Organ zum Sitzen. Daß die Farbe des Fleisches bei Makart fast immer eine unnatürliche ist, gilt sowohl von dieser Studie wie ganz besonders

von einem 1876 gemalten Porträt einer Wiener Aristokratin, der Gräfin Waldstein v. Wartenberg, an welchem ein feinsinniger Beurtheiler bereits die bedenkliche Genialität Bernini's konstatiren konnte. Damit ist zugleich eine Seite in Makart's Künstlerphysiognomie berührt, die wir noch nicht angedeutet haben — die Manierirtheit, welche stets die Begleiterin einer barocken Genialität war. Makart war manierirt, als er sein erstes Bild malte, und er ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, weil er stets der Natur, welche doch die oberste Lehrmeisterin aller Kunst ist, schnöde den Rücken gekehrt hat.

Seinem dekorativen Hange gab Makart nach der Ueberwindung und Zurückhaltung, welche ihm unzweifelhaft „Katharina Cornaro" gekostet hat, wieder voll und ganz nach, als er einen großen, aus acht Gemälden bestehenden Cyclus unter der gemeinsamen Etikette „Der Erde und des Meeres Gaben" schuf, auf welchem er den Gedanken, der den Abundantiabildern zu Grunde lag, in's Unerträgliche ausspann. In keiner zweiten Arbeit zeigt sich die Makart'sche Art von einer so widerwärtigen Seite wie hier. Wir sehen wiederum nackte, überreife Frauen, die ihre Glieder in allen erdenklichen, meist unmöglichen Positionen zur Schau stellen, und körperlich unreife Knaben mit den Mienen übersättigter Lebemänner, alle beladen mit Früchten, Fischen, Muscheln und Perlen. Im Großen und Ganzen roh und handwerksmäßig behandelt, sind diese Bilder nur da feiner ausgeführt, wo es ihrem Schöpfer auf einen grobsinnlichen Effekt ankam. So ist z. B. hie und da die Rückenpartie einer Schönheit im Makart'schen Sinne sehr zart und sauber, mit großem Raffinement modellirt und abgetönt; hie und da erfreut sich auch eine Gewandpartie oder ein besonders glänzender Schmuckgegenstand einer sorgfältigeren Ausführung; in Summa haben wir es hier mit einer Schöpfung zu thun, die aus demselben Sumpfe emporgewachsen ist wie die „sieben Todsünden" und die „Abundantiabilder", mit einer flachen, dekorativen Mache, die mit allen Mitteln, erlaubten und unerlaubten, auf die Sinne einstürmt.

In die Jahre 1873—76 fällt eine Reihe von Gemälden und Skizzen, deren Stoffe der klassischen Mythologie, der antiken Geschichte und den Sagen des Mittelalters entnommen sind. Als Makart den Auftrag erhielt, eine Skizze zum Vorhang für das neuerbaute Wiener Stadttheater zu entwerfen, ging man sicherlich von der Ansicht aus, daß eine solche Aufgabe der eigenthümlichen Begabung des Künstlers wie kaum eine andere entsprechen würde. Aber der launenhafte Kolorist wirft jede vorherige Berechnung über den Haufen. Er entwarf eine Reihe von Skizzen, deren Mittelpunkt immer Titania nach Shakespeare's Sommernachtstraum einnahm; aber vor lauter Farbenexperimenten blieb die erhoffte dekorative Wirkung schließlich in den grünen und blauen Tinten der Skizze, durch welche der Maler Luft und Terrain andeuten wollte, stecken. Auf

einer anderen Skizze mit dem grimmen Hagen, welcher Siegfried in die Schlucht stürzt (1875), war nach dem Urtheile kompetenter Beschauer nichts zu sehen. Diese Komposition sowohl wie eine 1877 in die Oeffentlichkeit gelangte Walküre ist vermuthlich auf die Einwirkung der Wagner'schen Nibelungen-Dramen zurückzuführen, wie denn Makart überhaupt mit der Bühne im engsten Zusammenhang steht. Ein äußeres Zeugniß dafür ist auch das „Bildniß“ der Schauspielerin Charlotte Wolter als „Messalina“, angeregt durch die erste Aufführung von Wilbrandt's Drama „Arria und Messalina“, welchem das etwas zweideutige Lob gebührt, die römische Kaiserzeit in ihrem tiefsten Verfall mit ihrem Moderduft und ihrer ekelerregenden Fäulniß so treu dargestellt zu haben wie kein zweites modernes Schauspiel. Alle spezifischen Eigenthümlichkeiten Makart's weisen diesen Maler gleichfalls auf jene Epoche hin. Die Schauspielerin oder vielmehr die Kaiserin Messalina, denn von Porträtähnlichkeit ist auch nicht die leiseste Spur zu entdecken, sitzt prächtig geschmückt auf einem mit kostbaren Stoffen, Tigerfellen und Blumen bedeckten Lager. Sie blickt, von inbrünstiger Sehnsucht fast verzehrt, hinaus in die dunkle Landschaft, das Kommen des geliebten Marcus, des Sohnes der Arria, erwartend. Es ist selbstverständlich, daß Makart, wie wir ihn aus seinem Entwickelungsgange kennen gelernt haben, nicht erst nöthig hatte, seine Reminiszenzen aus Piloty's Atelier zusammenzuraffen, um den komödiantenhaften Ton des dichterischen Vorbildes in seiner malerischen Verkörperung zu treffen.

In das Jahr 1875 fallen zwei der größten Dekorationsmalereien, die aus Makart's Atelier hervorgegangen sind: „Bacchus und Ariadne im Triumphzug“ und „Kleopatra auf dem Cydnus“. Das erste Bild war von vornherein als Dekoration einer Saalwand gedacht und ist auch in diesem Sinne von dem englischen Käufer verwerthet worden, das zweite war ebenfalls für diesen Zweck bestimmt, hat aber schließlich ein Unterkommen in der Stuttgarter Staatsgalerie gefunden. Auf seine Komposition hin betrachtet bezeichnet der Bacchuszug einen erheblichen Rückschritt gegen die „Katharina Cornaro“. Daß die beiden Hauptfiguren die untergeordnetsten und schwächsten des ganzen Bildes sind, darf uns nach den gemachten Wahrnehmungen nicht Wunder nehmen. Es fehlt dem begabten Virtuosen der künstlerische Ernst, der zur gleichmäßigen Durchdringung und Bewältigung aller Elemente eines Bildes nöthig ist. Aber die Komposition ist so locker, daß das Gemälde beliebig ein paar Fuß früher oder später aufhören könnte, ohne daß der Gesammteffekt dadurch ein Jota einbüßen würde. Wenn man von dem feisten Silen neben dem Wagen der Ariadne absieht, der etwas von der göttlichen Lebensfülle eines Rubens hat, so bleibt einem in dem zahlreichen Gefolge des Weingottes und in dem aus den Fluthen emportauchenden Meervolk nicht viel zum Bewundern übrig. „Es sind auch bei diesem

Werke," sagt ein maß- und einsichtsvoller Beurtheiler, „wieder nur Einzelheiten, die uns voll befriedigen können, es ist die stupende Beherrschung der malerischen Mittel, welche unsere Bewunderung erweckt; aber zum ungetheilten Genuß, wie ihn das wahrhafte Kunstwerk erzeugt, in welchem Geistiges und Sinnliches zur vollen Schönheit sich vereinigt haben, gelangen wir nicht."

Die Geschichte der Kleopatra beabsichtigte Makart anfangs in einem größeren Cyclus zu behandeln. In seinem Atelier befand sich 1875 eine sterbende Kleopatra; in die Oeffentlichkeit gelangte jedoch nur die dem Antonius in einer Prachtbarke entgegenfahrende Kleopatra auf dem Cydnusstrome nach der Schilderung Shakespeare's. Die Barke der ägyptischen Zauberin, die als Venus auf einem blumengeschmückten Ruhebette lagert, während ein als Amor ausstaffirter Knabe gleichsam als Lenker am Kiele steht, wird von braunen Sklaven am seichten Ufer vorwärts bewegt. Zwei halbnackte Dienerinnen, welche ihre blendende Rückseite dem Beschauer zukehren, werden von kräftigen Armen neben dem Boote ihrer Gebieterin durch das Wasser getragen.

Endlich fällt noch in diese Zeit eine große figurenreiche Komposition „Siesta am Hofe der Mediceer", eine nicht sehr bedeutende, aber im Ganzen ziemlich erfreuliche Schöpfung des Künstlers, auf der uns einige florentinische Typen des sechzehnten Jahrhunderts in glücklicher Nachbildung vorgeführt werden. In diesem Gemälde, das freilich nur ein bescheidenes Genrebild ist, lebt einiger historische Geist.

Im Jahre 1876 unternahm Makart eine Reise nach dem Orient, insbesondere nach Aegypten, von welcher er mit einer Reihe von Studien heimkehrte, die er zum Theil bereits auf Gemälden verwerthet hat, ohne sich jedoch durch dieselben eine Stelle in der Reihe unserer Orientmaler zu erobern. Wenn es ihm nur darauf ankam, an den bunten Kostümen des Orients seinen Farbensinn zu kräftigen und seine Farbenskala zu vergrößern, so hat er seinen Zweck, wie die bekannt gewordenen Bilder dieser Art: die „ägyptische Tänzerin", die „Truthahnverkäuferin", der „Mameluken-Emir", „wasserschöpfende Aegypterinnen", „nubische Frauen", beweisen, unzweifelhaft erreicht. Aber nach den einstimmigen Versicherungen von Kennern ägyptischen Lebens fehlt es ihm an dem ethnologischen Blick, welcher Studien derartiger Racefiguren erst den eigentlichen Werth verleiht.

Nur der Vollständigkeit halber wollen wir noch erwähnen, daß Makart auch den Versuch gemacht hat, einige Gestalten unserer klassischen Dichter zu verkörpern. Er hat Faust und Margarethe, Ophelia und Hamlet, Romeo und Julia (letzteres im Wiener Belvedere) gemalt, aber nur mit Schauder erinnert sich derjenige, der diese von unseren Dichterheroen inspirirten Studien ge-

sehen hat, der fragwürdigen, mehr oder minder verflossenen Gestalten, welche der Maler in seiner „genialen Laune“ auf die Leinwand geworfen.

Durch die ehrenvolle Auszeichnung, welche die Jury der Pariser Weltausstellung der letzten großen Schöpfung Makart's, dem „Einzuge Karl's V. in Antwerpen“, hat zu Theil werden lassen, ist das Verdikt, welches die Jury des „Salon“ vor zehn Jahren über des Malers „Todsünden“ gefällt hat, keineswegs annullirt. Die Jury der Weltausstellung urtheilte nur nach anderen Grundsätzen als die des „Salon“. Der „Antwerpener Karneval“, wie man dieses jeden vernünftigen Zusammenhanges bare Konglomerat von bekleideten und unbekleideten Figuren treffend genannt hat, leidet an denselben erheblichen Zeichnungs- und Modellirungsfehlern wie die „Todsünden“. Sind auch die Oberkörper der fünf nackten oder halbnackten Mädchen leidlich richtig gezeichnet, so sind dafür ihre Unterkörper, besonders von den Knieen abwärts, auf das Schauderhafteste verzeichnet. Den Köpfen fehlt noch weit mehr als denen auf der „Huldigung Katharina Cornaro's“ jeder geistige Zug, und das ist hier noch viel bedenklicher und auffälliger, weil der Maler in einer für ihn sehr bezeichnenden Nonchalance moderne, direkt aus der Wiener Gesellschaft mit großer Faustfertigkeit abgeschriebene Köpfe auf Kostüme des 16. Jahrhunderts gesetzt hat. Wie groß der Rückschritt ist, den der Maler mit seinem neuesten Bilde gemacht hat, wird erst ersichtlich, wenn man, wie gerade jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, in Berlin die Gelegenheit hat, den „Einzug Karl's“ mit „Katharina Cornaro“ zu vergleichen. „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben!“ kann man am Ende dieses Vergleiches ausrufen, wenn man inne geworden ist, wie sehr alles an diesem neuesten Bilde studirt ist, und wie so gar nichts an die frühere „visionäre“ Art des Meisters, an seine genialen Farbenblitze erinnert. Das berühmte Makartroth an dem Kardinal, der hinter dem Kaiser reitet, sieht fade und trocken aus, wenn man es mit dem glühenden, gleichsam aus geheimnißvoller Tiefe aufleuchtenden Purpur des venetianischen Nobile vergleicht, der hinter seiner königlichen Tochter steht. Von dem einheitlichen Zuge, der durch die Figuren auf der Huldigung Katharina's geht, ist auf dem neuen Bilde keine Spur zu sehen. Einzelne für sich studirte Gruppen sind planlos aneinandergereiht, bunt durcheinander gewürfelt. Man könnte die Komposition umkehren, ohne ihren Charakter zu ändern.

Wir können auf eine ausführliche Würdigung des Bildes verzichten, da eine solche bereits in meinen Berichten über die Pariser Weltausstellung im vorigen Jahrgange der „Grenzboten“ erfolgt ist. In der Biographie seines Schöpfers bezeichnet es keinen Markstein einer neuen Entwickelungsphase, nur eine Etappe auf dem Wege abwärts, den der Farbenvirtuose nach seiner „Katharina Conraro“, dem höchsten Trumpfe seiner Kunstfertigkeit, unaufhaltsam

hinabschreitet. Seine Faustfertigkeit wird ihn auf diesem Wege voraussichtlich auch noch weiter begleiten. Aber Makart wird nimmermehr zu jener geistigen Vertiefung gelangen, welche den Routinier vom echten Künstler scheidet. Dafür spricht Zug für Zug der Entwickelungsgang seines Talentes, wie wir ihn in seinen Hauptmomenten verfolgt haben.

Berlin. Adolf Rosenberg.

Der Komponist Kayser und seine Freunde aus der Sturm- und Drangperiode.

Von C. A. H. Burkhardt.

II.

Seitdem Kayser nach Zürich zurückgekehrt war, wurde der Briefwechsel zwischen ihm und Goethe lebhafter. Die musikalischen Erörterungen über die Komposition des neuen Singspiels „Scherz, List und Rache", die in der Hauptsache seinen Inhalt bilden, sind nach verschiedenen Seiten hin von hohem Interesse. Sie beleuchten das tiefe musikalische Verständniß Goethe's, das man wenigstens von einer Seite mit „etwas grobem Selbstempfinden ihm abgesprochen", und kennzeichnen gleichzeitig die ersten Anfänge der deutschen Oper, für die Goethe mit lebhaftem Interesse eintrat. Aus den nachfolgenden Briefen Goethe's, die keines weiteren Kommentares bedürfen, ergibt sich zugleich hinreichend das, was Kayser beabsichtigte, wenn schon es zu bedauern ist, daß uns der Wortlaut der Kayser'schen Briefe mangelt.

Goethe schrieb:

Weimar den 25. Apr. 1785.

Ich freue mich, daß Sie an dem kleinen Singspiel*) eine Art von italiänischer Gestalt gefunden haben, geben Sie ihr nun den Geist, damit sie lebe und wandle.

Die litiganti**) habe ich leider noch nicht, sobald sie kommen, sollen sie

---

*) Scherz, List und Rache. Ueber die Entstehung Goethe's Werke Bd. 9. herausgegeben von Strehlke S. 195 ff. Vergl. Riemer's Mittheilungen II 194—195, wo sich einige Notizen aus den folgenden Briefen finden.

**) Von Giambattista Lorenzi, die 1772 G. Paisiello in Musik gesetzt hatte, später auch Sarti, von dessen Komposition hier die Rede ist.

auch wieder an Sie fort. Vielleicht kann ich Ihnen auch die neuste Oper von Paisiello il Re Theodoro bald nachschicken.

Sie thun sehr wohl, solche Muster sich vor die Seele zu stellen, ein anders ist nachahmen, ein Anders nach Meistern, die gewisse Formen des Vortrags durchstudirt haben, sich bilden.

Ich erwarte nun Ihre Fragen, um nichts überflüssig zu schreiben.

Auf Ihre erste und vorläufige Folgendes. Ich habe im Recitativ weder den Reim gesucht noch gemieden; deswegen ist es meist ohne Reim, manchmal aber kommen gereimte Stellen in demselben vor, besonders wo der Dialog bedeutender wird, wo er zur Arie übergeht, da denn der Reim-Anklang dem Ohre schmeichelt. Weiter ist keine Absicht dabey und gedachte Stellen bleiben deswegen immer Recitativ, der Componist mag sie nachher trocken oder begleitet ausführen. Ebenso zeichnet sich, was nach meiner Absicht, melodischer Gesang seyn sollte, durch den Rhytmus aus, wobei dem Componisten frei bleibt, bey einigen Arien zu verweilen und sie völlig auszubilden, andre nur als Cavatinen ꝛc. vorübergehen zu lassen, wie es der Charakter der Worte und der Handlung erfordert.

So sind z. E., obgleich das Stück auf Handlung und Bewegung gerichtet ist, an schicklichen Orten dem Gesang die schuldigen Opfer gebracht. Wie die Arien:

> Hinüber hinüber ꝛc.
> Sie im tiefsten Schlaf zu stören ꝛc.
> O kann'st Du noch Erbarmen ꝛc.

Ebenso steht der Gesang: Nacht o Holde! zu Anfang des vierten Aktes als das in den letzten Akten der Ital. Stücke, beliebte und hergebrachte Haupt-Duett da u. s. w. und tausend solcher Absichten von Anfang bis zu Ende, die Sie alle wohl ausstudiren werden.

G.

Weimar d. 20. Juni 1785.

Wenn meine zutrauliche Hoffnung auf Sie hätte vermehrt werden können; so würde es durch Ihren letzten Brief geschehen seyn. Glück zu! daß Sie gleich an's Werk gehen und mir den ersten Akt vorausschicken wollen. Immer ist es besser versuchen als viel reden, in den Grundsätzen sind wir einig, die Ausführung ist Sache des Genies und hängt noch überdies von Humor und Glück ab.

Als ich das Stück schrieb, hatte ich nicht allein den engen Weimarischen Horizont im Auge, sondern den ganzen Teutschen, der doch noch beschränkt genug ist.

Die drei Rollen, wie sie stehen, verlangen gute, nicht außerordentliche Schauspieler, ebenso wollte ich, daß Sie den Gesang bearbeiteten, für gute, nicht außerordentliche Sänger.

Folgen Sie übrigens ihrem Herzen und Gemüthe. Gehen Sie der Poesie nach wie ein Waldwasser den Felsrinnen, Ritzen, Vorsprüngen und Abfällen und machen die Caskade erst lebendig.

Die Alten sagten: saltare comoediam. Hier soll eigentlich saltatio seyn. Eine anhaltend gefällige melodische Bewegung von Schalkheit zur Leidenschaft, von Leidenschaft zu Schalkheit.

G.

Weimar d. 28. Okt. 1785.

Wenn es so fort geht mein lieber Kayser, daß das letzte immer das angenehmste bleibt, so können Autor und Publicum mit der Gradation sehr wohl zufrieden seyn. Ich kann Sie versichern, daß die Arie: Ein armes Mädchen ꝛc. ganz trefflich ist und einen allgemeinen Beifall erhalten hat und diese Entrée der Schönen, also recht wie es seyn soll, bei der Aufführung viel Aufmerksamkeit und Freude erregen wird. Der Monolog des Doctors gefällt auch sehr und ich habe zum Ganzen das beste Zutrauen.

Leben Sie recht wohl. Erfreuen Sie mich balde mit etwas fernerem und glauben, daß Ihre Composition das beste Ingredienz meiner Winterfreude werden kann.

G.

den 4. Dez. 1785.

Ich möchte Ihnen lieber K. recht offt und viel sagen, wie sehr uns Ihre Composition Vergnügen macht. Ich gehe sie nun mit den Sängern durch und es gehen ihnen auch Lichter auf, sie haben Freude daran und bemühen sich um den Ausdruck. Mit Freuden überlege ich das Werk und wenn es ganz fertig ist, sollen Sie eine ausführliche Recension nach unserer Art davon erhalten.

Das Terzett ist sehr brav und die letzte Arie herzlich artig. Die Uebergänge aus dem Rez. zur Arie haben Sie recht glücklich behandelt. Der Einfall bei „Zaudre nicht die Zeit vergeht ꝛc.“ ist launig und unerwartet u. s. w.

Fahren Sie ja recht fleißig fort und schicken mir sobald als möglich etwas.

Die Arie: Ach was soll ich denn gestehen*) ist gut behandelt

*) Im 2. Akt, wo es jetzt heißt „Ach, wie sollt ich das gestehen“, während am Ende der Arie „ach was soll ich denn gestehen“ geblieben ist.

und Nur im Stillen ꝛc. wird immer angenehmer je öfter man's hört, man wird die Melodie nicht wieder los. Leben Sie wohl! Wir müssen nun auf alle teutsche Opern Theater Anschläge machen. Von München hab ich Nachricht, dort sind sie im moralischen Geschmack; das ist der schlimmste für den Künstler und der glücklichste für den Pfuscher.

Man kann ihnen doch auch etwas nach dem Gaumen brauen.

G.

Weimar, 23. Dez. 1785.

Nachdem ich ausführlich genug gewesen, fange ich doch noch ein neues Blatt an.

Seyn Sie nun auch sobald als möglich mir mit Ihren Anmerkungen zur Hand das lyrische Drama selbst betr. denn ich arbeite immer fort und je eher Sie mir Ihre Ideen mittheilen, desto eher kann ich sie nutzen.

Sie sehen an unserem Stücke, wo ich hinaus will. Sie können, wenn Sie es mit Erwin, mit Claudinen zusammenhalten sehen und urtheilen, wie ich zugerückt bin und wie ich über diese Art Kunstwerke denke. Auch bei diesem letzten habe ich wieder gelernt und ich wünschte sehr von ihnen auch hierüber zu hören. Ich habe schon wieder eine neue*) zu sieben Personen angefangen, also thun sie bald dazu, eh ich fortfahre. In dieser werde ich auch für die Rührung sorgen, welche die Darstellung der Zärtlichkeit so leicht erregt und wonach das gemeine Publikum so sehr sich sehnt. Es ist auch natürlich, jeder Laffe und Läffin sind einmal zärtlich gewesen und an diesen Saiten ist leicht klimpern, um höhere Leidenschaften und Geist, Laune, Geschmack mit zu empfinden muß man ihrer auch fähig seyn, sie auch besitzen.

Meine sieben Personen und ihr Wesen durcheinander unterhalten mich manchmal besonders wenn ich zu Pferde Tagereisen machen muß und unterwegs nichts klügeres zu denken habe. Einigen geschmackvollen Personen habe ich den Plan vorgelegt und ich kann Beifall hoffen. Jetzt da ich Ihre Probe habe, macht mir das Lyrische Theater mehr Muth.

Könnte ich nur um Ihrentwillen meine Sprache zur italienischen umschaffen, damit ich sie schneller ins grose Publicum brächte. Indessen was nicht zu ändern ist! Behalten Sie nur guten Muth und seyn Sie überzeugt, daß Sie mir große Freude machen.

Ich muß schließen und siegeln. Heut Abend ist Probe. Hierbei kommt

---

*) Die ungleichen Hausgenossen.

die Verbesserung einiger Stellen im 4. Akte. Ueber die Arie arm und elend nächstens; ich will sie heute noch einmal hören.

Adieu! Schreiben Sie mir balde.

G.

Wir dürfen bei der zuletzt erwähnten Vorführung des Stückes nur an ein auserlesenes Publikum denken, welches sehr verschieden über die Wirkung urtheilte. Die Bemerkungen Wieland's, der sich auf Herder's Urtheil bezog, lauten anders als das kühlere des Herzogs Karl August, der sich blos dahin äußerte, daß das bessere Publikum durch Kayser's Komposition etwas erfrischt werde. Vielleicht lag mit Rücksicht auf die „Beschränktheit" des Weimarischen Publikums in diesem Urtheil größeres Lob, als man bisher anzunehmen geneigt war.

Trotzdem daß aber die Komposition nicht fertig vorlag, war Goethe von ihrer Wirkung so völlig überzeugt, daß er jetzt schon an die weitere Verbreitung der Operette im ausschließlichen Interesse des Komponisten dachte. Er schrieb darüber an Knebel, der sich eben in München aufhielt: „ich möchte die Operette irgendwo unterbringen um dem jungen Künstler ein Stück Geld zu verschaffen und ihn in der deutschen Welt bekannt zu machen." Knebel's Antwort war nicht tröstlich. In München war für das Stück kein Boden. Um so mehr dachte Goethe im Interesse des Jugendfreundes bereits an die Abfassung eines andern Werks und suchte nebenbei einen trefflichen Ausweg. Wenn das lyrische Theater zur Zeit in Deutschland erbärmlich war, und die besten Kräfte sich zum italienischen hinwandten, so glaubte er, daß die Kompositionen Kayser's mindestens in Konzerten wirken könnten, wenn die einzelnen Arien ohne Prätension auf dem Klavier vorgetragen und durch das meisterhafte Spiel Kayser's unterstützt werden würden. Knebel's Urtheil, was in München gefalle, was von Scherz und Ernst am meisten Effekt mache, sollte Goethen die Direktiven bei der Abfassung eines neuen Stückes geben. Aehnliches wünschte er in Wien vorzunehmen; es kam ihm zunächst mehr darauf an, Kayser vorwärts zu bringen, als auf die schwierige Umgestaltung der Oper, die er allerdings durch Vorführung Kayser'scher Kompositionen auch zu erreichen hoffte.

Auch die nachfolgenden Briefe legen klar dar, wie Dichter und Komponist sich zu verständigen suchten, und wie weit endlich beide in ihrem Schaffensdrange gekommen waren, als Goethe sich bereits mit dem Gedanken an die italienische Reise trug.

Weimar den 23. Jan. 1786.

Sie haben meinen langen Brief, dergleichen wie ich wohl sagen darf, seit Jahren nicht geschrieben, durch Ihre Antwort reichlich vergolten und bewegen mich abermals ausführlich zu seyn. Ihre Bemerkungen zeugen von

Ihrem Nachdenken über die Sache, von Ihrer Kunstgewissenhaftigkeit und gutem Geschmack. Hier, was ich zu erwiedern habe.

Den ersten Akt dächt ich, ließen wir nun wie und wo er ist, bis Sie mit dem ganzen Stücke durch sind, es selbst als ein Ganzes übersehen, hernach wollen wir weiter darüber reden und Sie werden ohne viel zu reden, das Beste thun.

Ganz recht sagen Sie von meinem Stücke, daß es gewissermasen komponirt sey, man kann in eben dem Sinne sagen, daß es auch gespielt sey. Wenn Sie bei dem Gleichnisse bleiben wollen: die Zeichnung ist bestimmt, aber das ganze Helldunkel, insofern es nicht auch schon in der Zeichnung liegt, die Farbengebung bleibt dem Componisten. Es ist wahr, er kann in die Breite nicht ausweichen, aber die Höhe bleibt ihm bis in den dritten Himmel, wie hoch haben Sie Sich über den Gemeinplatz der Melodien und Melancholien, des Wasserfalls und der Nachtigall erhoben. Ich habe das Stück in Absicht auf Sie gemacht. Sie verstehen mich und übertreffen meine Erwartungen; mein nächstes*) ist wieder für Sie, wenn Sie's wollen, wir werden uns schon besser verstehen, und sonst habe ich mit Niemand fürs erste zu schaffen.

Die andere Bemerkung ist leider eben so richtig, daß das Stück für ein musikalisch Drama zu angezogen, zu angestrengt ist. Zu viel Arbeit für drey Personen.

Dazu kann ich nun nichts sagen, als daß ich keins wieder machen werde (ob ich gleich ein allerliebstes Sujet zu 3 Personen noch habe, das fast noch reicher und toller als dieses ist).

Jede Erfindung hat etwas willkührliches. Mein höchster Begriff vom Drama ist rastlose Handlung, ich dachte mir das Sujet fing an und sah zu spät, daß es zum musikalischen Drama zu überdrängt war, ich sann auf Mittel und ließ es über ein halb Jahr liegen. Endlich endigt ich's und so ists nun.

Es ist ein Bravourstück, haben wir keine Akteurs dafür; so mögen sie sich daran und dazu bilden.

Es ist wahr, der Sänger will physisch mehr Ruhe haben zu laufen, zu springen, zu gestikuliren, sich zu balgen und zu singen, so etwas geht wohl in einem Final, aber durchaus fühl ichs wohl ists zu toll. Das nächste ist in allem Sinne s e d a t e r.

Ihre Erinnerungen wegen des Rhytmus kamen zur rechten Zeit. Ich will Ihnen auch darüber meine Geschichte erzählen.

---

*) Die ungleichen Hausgenossen.

Ich kenne die Gesetze wohl und Sie werden sie meist bei gefälligen Arien, bey Duetts, wo die Personen übereinstimmen und wenig von einander in Gesinnungen und Handlungen abweichen, beobachtet finden. Ich weiß auch, daß die Italiener niemals vom eingeleiteten fließenden Rhytmus abweichen und daß vielleicht eben darum ihre Melodien so schöne Bewegungen haben. Allein ich bin als Dichter die ewigen Jamben, Trochäen und Dactylen mit ihren wenigen Maasen und Verschränkungen so müde geworden, daß ich mit Willen und Vorsatz davon abgewichen bin. Vorzüglich hat mich Gluckens Composition dazu verleitet. Wenn ich unter seine Melodien statt eines französischen Textes einen deutschen unterlegte, so mußte ich den Rhytmus brechen, den der Franzose glaubte sehr fließend gemacht zu haben, Gluck aber hatte wegen der Zweifelhaftigkeit der französischen Quantität wirklich Längen und Kürzen nach Belieben verlegt und vorsätzlich ein anderes Sylbenmaas eingeleitet als das war, dem er nach dem Schlender hätte folgen sollen. Ferner waren mir seine Compositionen der Klopstockschen Gedichte, die er immer in einem musikalischen Rhytmus gezaubert hatte, merkwürdig. Ich fing also an, den fließenden Gang der Arie wo Leidenschafft eintrat, zu unterbrechen, oder vielmehr ich dachte ihn zu heben, zu verstärken, welches auch gewiß geschieht, wenn ich nur zu lesen, zu deklamiren brauche. Ebenso in Duetten, wo die Gesinnungen abweichen, wo Streit ist, wo nur vorübergehende Handlungen sind den Paralelismus zu vernachlässigen, oder vielmehr ihn mit Fleis zu zerstören, und wie es geht, wenn man einmal auf einem Wege oder Abwege ist, man hält nicht immer Maas.

Noch mehr hat mich auf meinem Gange bestärkt, daß der Musikus selbst dadurch auf Schönheiten geleitet wird, wie der Bach die lieblichsten Brunnen durch einen entgegenstehenden Fels gewinnt. Und haben Sie nicht selbst Rezitativstellen auf eine unerwartet glückliche Weise in rytmischen Gang gebracht.

Doch es ist genug, daß Sie es erinnern, daß es Ihnen hinderlich ist, und ich will mich wenigstens in Acht nehmen und ob ich gleich nicht ganz davon lassen kann, so will ich Ihnen in solchen Fällen eine doppelte Lesart zuschicken und wenn ich es ja versäumen sollte, auf Ihre Erinnerung jederzeit nachbringen.

Daß Scapin im vierten Akte gewissermaßen sich der Zärtlichkeit nähert, werden Sie schon leiten und führen. Der Musikus kann alles, das höchste und tiefste kann, darf und muß er verbinden und blos in dieser Ueberzeugung habe ich mein Proteusartiges Ehepaar einführen können und wollte noch tolleres Zeug wagen, wenn wir rechte Sänger, Akteurs und ein großes Publicum vor uns hätten.

Mit Erwin und Elmire habe ich vor Statt Mutter und Bernardo noch ein Paar junge Leute einzuführen, die auf eine andere Weise in Liebes Uneinigkeit leben, also zwei Intriguen, die sich zusammenschlingen und am Ende beide sich in der Einsiedelei auflösen. Vom gegenwärtigen bliebe nichts als die singbarsten Stücke, die Sie auserwählen könnten.

Von Claudinen bliebe auch nur, was an der Fabel artig und interessant ist. Dem Vater würde ich mehr dumpfen Glauben an das Geister- und Goldmacher-Wesen geben, wie er in unsern Zeiten herrschend ist. Den Basko zu einen klugen mystischen Marktschreyer und Betrüger machen. Rugantino behielte seinen Charakter, eben so Claudine und Pedro. Die Nichten würden karakteristischer und stufenweise subordinirt auch in die Intrigue mehr eingeflochten. Die Vagabunden, die man durch Nachahmung so ekelhaft gemacht hat, würde ich durch eine neue Wendung aufstutzen, sie machten das männliche Chor, ein weibliches wollte ich auch noch anbringen ꝛc.

Auch ist mir darum zu thun, daß ich in beyden Stücken nichts wegwerfe, was Ihnen lieb ist. In Cl. würde ich den Sebastian wegwerfen, den Pedro thätiger machen und wir haben immer noch Leute genug.

G.

Wegen der Prosodie lassen Sie Sich nicht bange seyn, was einer schreiben kann, wissen wir alle und das feinere hängt mehr vom Geschmack ab als von irgend einer Regel, wie in jeder lebendigen Kunst.

Weimar den 28. Febr. 1786.

Wenn wir uns noch eine Zeit lang wechselsweise erklären, so werden wir uns gewiß verstehen und vereinigen. Mir sind die Meinungen eines Künstlers, der das mechanische seiner Kunst verstehet immer höchst wichtig, und ich setze sie über alles. Es kommt nicht darauf an, was man mit dem einmal gegebenen Organe machen will, sondern was man machen kann.

Sie werden in der Folge sehen in wie fern Sie mich bekehrt haben und je mehr wir zusammen arbeiten, je übereinstimmender werden wir würken.

Lassen Sie uns jetzt vor allen Dingen die erste Oper endigen. Sie sollen alsdann einige Stücke, und eine Uebersicht von der zweiten erhalten und auch nach Belieben sogleich daran anfangen. Sodann bin ich bereit, auch zu einer ernsthaften Oper zu helfen, über deren Manier wir uns zum Voraus vergleichen müssen. Wir werden am besten thun, den Fußpfad des Metastas zu folgen, ein erhabenes, rührendes Sujet zu wählen, nicht über sechs Personen zu steigen, weder allzugroße Pracht noch Decorationen verlangen, für Chöre zu sorgen und so weiter. Das alles wird sich finden,

wenn wir der Sache näher kommen und uns durch die Opera Buffa erst mit und an einander gebildet haben.

Für unser gegenwärtiges Werk lassen Sie Sich nicht bange seyn, es wird sich schon forthelfen, es werden sich Entrepreneurs und Akteurs finden, um die Aufführung möglich zu machen. Haben sie doch jetzo in Mannheim den Götz von Berlichingen wieder hervorgesucht, nachdem man ihn zehn Jahr als einen allzuschweren Stein hatte liegen lassen.

G.

Ilmenau den 5. Mai 1786.

Ich habe nun den ganzen fünften Akt und wünschte ich könnte Ihnen alles gute sagen was ich darüber denke. Auch bei dem Schlusse hat Ihnen der gute Geist beigestanden und ich muß mich in Geduld fassen, daß ich ihn nicht so bald mit allen Instrumenten hören kann, es wird mir gewiß die größte Freude seyn, wenn er einmal ganz vor meiner Seele erscheinen wird.

Der Dichter eines musikalischen Stückes, wie er es dem Componisten hingiebt, muß es ansehen wie einen Sohn oder Zögling, den er eines neuen Herrn Dienste widmet. Es fragt sich nicht mehr, was Vater oder Lehrer aus den Knaben machen wollen, sondern wozu ihn sein Gebieter bilden will, glücklich, wenn er das Handwerk besser versteht als die ersten Erzieher.

Was ich übrigens an dieser unserer ersten gemeinsamen Arbeit gelernt habe, wird das zweite Stück zeigen, was ich ausarbeite und auch bei diesen wieder zu lernen seyn und so immerweiter.

Was Sie von dem Gange der Oper sagen, finde ich sehr gut. Die Momente sollen nicht so rasch wie im andern Schauspiele folgen; der Schritt muß schleichender, ja an vielen Orten zurückgehalten seyn. Die Italiäner haben die größten Effecte mit einzelnen Situationen gemacht, die nur so zur Noth am allgemeinen Faden des Plans hängen. Man gelangt nicht vom Flecke weil das ganze nicht interessirt, weil einem an jedem besondern Platze wohl wird. Doch hat auch das seine Unbequemlichkeiten, unter andern ist diese Manier an dem völligen Diskredit des dritten Akts schuld. Kluge Köpfe der neuern Zeit haben dagegen gearbeitet wie die Verf. der Filosofi ignoranti und des Re Teodoro ꝛc. Auch davon mag das neue Stück zeugen und mag uns Gelegenheit geben unsere Begriffe mehr zu entwickeln.

Die Arie: *seht die Blässe* wird wohl eine meiner Favoriten werden. Mit dem Duett bin ich gar sehr zufrieden, das Rondeau ist allerliebst.

Wenn nur das Schreiben nicht so eine halbe Sache wär. Acht Tage Gegenwart würde ein schöner Genuß, ein schöner Vortheil seyn. Hätt ich die italiänische Sprache in meiner Gewalt, wie die unglückliche Teutsche, ich

lüde Sie gleich zu einer Reise jenseits der Alpen ein*) und wir wollten gewiß Glück machen. Leben Sie wohl, Sie einziger mir aus meiner Jugend überbliebener, in unglaublicher Stille herangewachsener. Leben Sie wohl.

G.

Erst nachdem sich Goethe in Rom zum zweiten Male niedergelassen, nahm er die auf das gemeinsame Werk bezügliche Korrespondenz wieder auf. Ihm lag viel an der Vollendung des Ganzen, um das Stück einführen und dahin zielende Maßregeln vorbereiten zu können. Dabei dachte er lebhaft an Kayser, in dessen Gesellschaft er das Hörbare zu hören wünschte, wie er in Gesellschaft der Künstler zu sehen gewöhnt war. Zwar fehlten bestimmte Vorschläge, den Komponisten bei sich zu sehen; nur soviel stand fest, daß er den heimischen Boden nicht betreten wollte, ohne diesen Wunsch erfüllt zu sehen. „Wie aber und wo," bemerkte Goethe, „das wollen wir noch bereden."

Unablässig hatte Kayser inzwischen weiter gearbeitet. Im Anfang Januar 1787 lag bereits die theilweise umgearbeitete Partitur vor. Es war dies ganz im Sinne Goethe's, der weder Zeit noch Mühe und Kosten gespart wissen wollte; nur auf diese Weise gelange man zu einer Fertigkeit. Alles wurde in Weimar zur Vollendung vorbereitet und damit eine Freude in Aussicht gestellt, die Goethen um so lieber wieder den heimischen Boden betreten ließ.

Je mehr aber Goethe „die Erfüllung all seiner Wünsche und Träume in Rom fand, desto schwieriger gelangte er zum Entschlusse, den Ort zu verlassen, der für ihn allein auf der ganzen Erde zum Paradies werden konnte". Er hatte „nichts lebhafter, als die Dauer seines Zustandes zu wünschen".

Mehr und mehr reifte der Gedanke, Kayser in Italien zu begegnen, an seiner Seite dasjenige empfinden und durchdenken zu können, wozu die Musik in so vollem Maße Anregung darbot.

Aber noch war die Zeit für die Befriedigung seiner Thätigkeit in dieser Richtung nicht gekommen. „Ich schwimme wie in einem Meere von Gegenständen," schreibt er im August 1787, „ich möchte Alles gerne nutzen, da reichen Zeit und Kräfte nicht hin und man sieht einem Monate hintenach, als wenn er nicht dagewesen wäre. Noch bleibe ich in Italien und halte meinen Schulstand aus, ich möchte wenigstens einigen Dingen auf den Grund kommen, einige Begriffe, einige Fähigkeiten ausbilden." Dabei dachte er der Zeit, wo die Oper im Publikum sich Eingang verschaffen sollte, er projektirte schon eine Art Ankündigung und hoffte Goeschen als Verleger zu gewinnen, während Kayser damals noch vollauf zu thun hatte.

Auch an sonstiger Anregung fehlte es Kayser nicht. Goethe sprach schon von der Inangriffnahme der neuen Oper und betraute Kaysern mit der Komposition

*) Wohl die früheste Andeutung der italienischen Reise.

von Egmont, der seiner Vollendung nahte und im Manuskript über Zürich gehen sollte, damit Kayser die Symphonie, die Zwischenakte, die Lieder und einige Stellen des fünften Aktes komponire. Goethe hatte auch hierbei wieder besonders das Interesse Kayser's im Auge. Ein Werk, das aller Wahrscheinlichkeit nach sofort gespielt werden würde, mußte zum Bekanntwerden des Komponisten beitragen, wenn sich Kayser's Name mit dem Goethe's schon in den Ankündigungen des Werkes verband. Es wäre dies die Einleitung zur Oper, meinte Goethe. Gleichzeitig machte er ihn mit dem Sujet der neu projektirten Oper bekannt, in welcher die „famose Halsbandgeschichte des Kardinal Rohan musikalisch sich gestalten sollte".

Es war natürlich, daß Kayser diesen überwältigenden Aufgaben gegenüber ernstlich daran dachte, nach Italien zu eilen, um die Komposition der Oper, über die so viel verhandelt war, dem Dichter fertig zu überreichen. Die Wärme, mit der Goethe den Plan Kayser's begrüßte, ist wieder bezeichnend für die Beziehungen beider, die in Italien noch inniger und fester sich schlossen. Wer hätte damals daran denken dürfen, daß nur wenige Jahre zur völligen Lösung dieses Verhältnisses hinreichen würden! „Ich kann nur sagen," schreibt Goethe am 11. Sept. aus Rom, „seyen Sie mir herzlich willkommen. Schon oft wünscht ich Sie zu mir und in meinem letzten Briefe wollt ich Ihnen schon antragen, mir aufs Frühjahr bis Mailand entgegen zu kommen. Desto besser daß es Ihr eigner Trieb ist, ich verspreche mir für uns beide das Beste ... fahren Sie gleich bei mir an, ich gebe Ihnen vorerst Quartier, sie kommen in eine eingerichtete Haushaltung ..., sie machen mir eine große Freude und sie sollen gesund und froh in diesem Lande werden, wie ich's geworden bin: es in keinem fremden Lande so häußlich gefunden haben als hier in Rom bei mir ... Wie freu ich mich, daß mein neues Leben auch Ihnen neues Leben bringen kann. Sie sind der älteste meiner alten Bekannten und wieder der erste, mit dem ich das Gute, was mir in diesem Lande ward, theilen kann."

Nunmehr ging Goethe's Egmont nicht über Zürich. Alles, was Goethen in musikalischer Beziehung bewegte, verschob er bis zu Kayser's Ankunft. Im Oktober war Kayser mit der Partitur und dem, was Goethe sonst gewünscht hatte, auf dem Wege nach Rom. „Du kannst Dir denken," schreibt Goethe an Philipp Seidel, „welch ein Fest das werden wird. Dank für Deinen Zuruf, Deinen Rath, ich bin auf dem Wege ihn zu nützen." Ende Oktober langte der Komponist in Rom an, wo er zunächst bis Mitte Dezember verblieb.

Vergegenwärtigt man sich die Aeußerungen Goethe's, die er in seiner italienischen Reise und andern Orts über dies Zusammenleben niedergelegt hat, so läßt sich wohl kein innigeres Verhältniß denken, keines, aus dem für beide Theile die Förderung des gemeinsamen Planes in intensiverer Weise hätte erwachsen können.

Politische Briefe.

V.

Die Würde eines deutschen Parlaments.

Als die Vorlage über die Strafgewalt des Reichstages am 4., 5. und 7. März berathen wurde, da war es namentlich Herr Lasker, welcher das Bedürfniß, den Schutz der Würde des Reichstages zu verstärken, rund ableugnete. Ein solches Bedürfniß sei in keinem einzigen vorgekommenen Fall begründet. Er habe schon schlimme Dinge im Hause gehört, aber die schärfsten vom Tische des Bundesraths. Die Debatte werde stets erregter und nähere sich der Grenze, welche von der Vorlage getroffen werden solle, sobald Fürst Bismarck theilnehme. Man dürfe nicht eine Verfassung ändern auf die Möglichkeit eines Falles, der in zwölf Jahren nicht vorgekommen, eines Falles nämlich, der zur Ausschließung eines Abgeordneten Veranlassung geben könne. Der Schutz Außenstehender wegen Beleidigung durch Abgeordnete sei in die Motive nur ornamental eingeschaltet, weil dieser Grund sich populär erwiesen habe. Engländer haben dem Redner gesagt, sie hätten vom Reichstage den Eindruck einer Versammlung von Senatoren u. s. w. Darauf nun wurden seitens der Abgeordneten v. Goßler und Graf Frankenberg eine Anzahl Beispiele angeführt, die man für genügend erachten könnte für den Beweis, daß Aeußerungen vorgekommen, welche mit dem Ordnungsruf und selbst mit der Entziehung des Wortes nicht geahndet sind. Z. B. „Ehe einige Jahrzehnte vergehen, wird der Schlachtruf: ‚Krieg den Palästen und Friede den Hütten' von dem gesammten europäischen Proletariat erhoben werden"; „dieser Reichstag ist nichts als das Feigenblatt des nackten Absolutismus, die Jasagemaschine des Fürsten Bismarck"; „meine Freunde und Parteigenossen haben in dem Kommunekampf gegen die Ordnungsbanditen gefochten, der unversöhnliche Gegensatz von Kapital und Arbeit ist auch in Deutschland da"; „Tessendorf und Madai sind typische Gestalten für den gewerbsmäßigen Mißbrauch der Amtsgewalt" u. s. w. Zu diesen Aeußerungen sozialdemokratischer Redner kommt die berufene Aeußerung eines welfischen Redners, „die preußische Herrschaft in Hannover sei eine schlimmere Fremdherrschaft als die napoleonische", als schlimmste, aber nicht als einzige ihrer Art. Genügt es nun, wenn solche Aeußerungen durch eine matte Rüge des Präsidenten begleitet werden? Der Gegenstand der Frage wird völlig verschoben, wenn man ihm die persönliche Geschäftsführung des einen oder des anderen Präsidenten unterschiebt. Der eine Präsident kann sehr rasch und energisch sein in der Hemmung solcher Aeußerungen, eine Sühne

kann er weder der Würde des Reichstages noch der beschimpften Ehre der Nation verschaffen. Ein Ordnungsruf, eine Entziehung des Wortes vor vollendeter Rede können nicht als Sühne gelten, genommen von Rednern, die „auf den Reichstag pfeifen". Nach unserer Ueberzeugung ist es aber mindestens ebenso wirkungslos, solchen Rednern gegenüber sich aufzuhalten mit feierlichen Formen des Verweises oder gar mit Auferlegung einer Abbitte u. dgl. Es sind dies ungeschickte, unselbständige Entlehnungen fremder Beispiele, die für uns nicht gut genug sind. Unsere Geschäftsordnungen sind darin ganz richtig: die äußersten moralischen Mittel, welche der Würde eines deutschen Parlamentes ziemen, sind Ordnungsruf und Entziehung des Wortes. Aber eben weil sie dies sind, reichen zum Schutz der Würde des Reichstages die blos moralischen Mittel nicht aus, der Reichstag muß die verfassungsmäßige Machtvollkommenheit besitzen, zum Schutz seiner Würde, welche der Maßstab für die Selbstachtung der Nation ist, das Recht jedes einzelnen Mitgliedes zu beschränken und nöthigenfalls aufzuheben. Zur Vervollständigung dieser Machtvollkommenheit, welche man das Majestätsrecht des Reichstages nennen könnte, gehört aber auch die weitere Machtvollkommenheit, das Recht jedes Wahlkreises zu beschränken, welcher ein für unwürdig erklärtes Mitglied sendet. Wir rechtfertigen hiermit, was wir in unserm vierten Briefe gefordert, nämlich einen Artikel der Reichsverfassung 27b: „Der Reichstag hat das Recht, Mitglieder, die sich gegen seine Würde vergehen, für einen Theil oder bis zum Schlusse der Legislaturperiode auszuschließen. Der Wahlkreis des betroffenen Abgeordneten kann eine Neuwahl verlangen. Im Falle der Wiederwahl des ausgeschlossenen Abgeordneten verzichtet der Wahlkreis für die Dauer der Ausschließung auf seine Vertretung. Der Reichstag kann das Mandat eines Abgeordneten kassiren, die Wiederwahl des betroffenen Abgeordneten wird dadurch in jedem Wahlkreise für alle künftigen Wahlen ungiltig, so lange die Kassirung nicht durch einen neuen Reichstagsbeschluß aufgehoben worden."

In dem vierten dieser Briefe haben wir gezeigt, daß und weshalb ein deutscher Reichstag authentische Berichte seiner Verhandlungen veröffentlichen muß. Die Entfernung sitteverletzender Aeußerungen aus diesen Berichten halten wir für ein ganz unzulässiges und verfehltes Mittel. Es ist genau dasselbe Verfahren, wie wenn man einen ungesunden Graben, anstatt ihn zu reinigen oder zu verschütten, überbaut und dadurch das Gift konzentrirt. Die rednerischen Ausschreitungen gehören in den authentischen Bericht und folglich in alle wahrheitsgetreuen Berichte. Aber die unerläßliche Bedingung ist, daß solchen Ausschreitungen die Strafe auf dem Fuße gefolgt sei: die gelinde moralische, wo sie ausreicht, die scharfe, das Recht des Redners einschränkende oder kassirende, wo sie nothwendig ist.

Hier ist es nöthig, nochmals auf die Frage einzugehen, ob selbst gegen die ärgsten Ausschreitungen die gelinden moralischen Strafen, Ordnungsruf und Wortentziehung, in deutschen Parlamenten vielleicht ausreichend sind. Wie bemerkt, hatte Herr Lasker behauptet, so arge Ausschreitungen, die an eine schärfere Strafe denken lassen, seien überhaupt nicht vorgekommen. Der Falschheit dieser Behauptung wurde er, wie ebenfalls bemerkt, von seinen Entgegnern gründlich überführt. Aber andere Stimmen haben eine andere Behauptung aufgestellt, nämlich die: wie arg auch hin und wieder ein einzelner Redner sich vergehen und selbst freveln möge, die Ausschreitung falle auf den Redner zurück und könne die Würde des Reichstages nicht antasten. Wenn dieses Argument richtig wäre, so müßten freilich alle Verbal- und Realinjurien freigegeben werden, alle darauf gesetzten Strafen und selbst der strafrechtliche Begriff dieser Vergehen müßte verschwinden. Denn es ist ja ganz richtig: jeder rohe oder hämische Angriff in Worten oder Werken fällt auf den Beleidiger zurück, so lange die guten Sitten in der Gesellschaft die Oberhand haben. Gleichwohl läßt die Strafgesetzgebung von der Bestrafung der Injurien sich nicht abhalten, und mit Recht. Wenn sie es thäte, würde die Gesellschaft aus edlen Duldern und rohen Frevlern bestehen, ein Zustand, welcher bis auf einen gewissen Grad der Moral, aber niemals den sozialen Zwecken zu gute kommen könnte. Auch das deutsche Parlament darf gegen seine Würde, in welcher die Ehre der Nation verkörpert ist, nicht ungestraft freveln lassen. Um sich der Anerkennung dieser Nothwendigkeit zu entziehen, hat man noch zwei Argumente übrig. Man kommt erstlich immer wieder darauf zurück, daß die moralische Ahndung ausreiche. Seit dem 17. März, wo der Präsident v. Forkenbeck den Abgeordneten Liebknecht erst mit einer von demonstrativem Beifall des ganzen Hauses begleiteten Bemerkung unterbrach, dann durch die bloße Ankündigung, über die Wortentziehung abstimmen zu lassen, den Redner von der Tribüne verscheuchte, beruft man sich mit Genugthuung auf diesen Vorgang für die genügende Wirkung der mit gehörigem Nachdruck gehandhabten disziplinarischen Mittel. Man vergißt bei dieser Berufung Verschiedenes. Man vergißt, daß der zurechtgewiesene Redner die einmüthige Stimme des Hauses gegen sich hatte, und daß in der Bekundung dieser Einmüthigkeit die Hauptwirkung der Zurechtweisung lag. Wie wäre der Eindruck der Szene gewesen, wenn 20—30 Sozialdemokraten ihren Genossen lärmend unterstützt hätten? Man vergißt ferner, daß Herr Liebknecht zwar durchaus kein Neuling ist in der Kunst, den Reichstag herauszufordern, aber allerdings ein Neuling in der Gewohnheit, einer scharfen Ahndung zu trotzen. Zu dieser Uebung hat der Reichstag bisher weder Herrn Liebknecht noch anderen ausschreitenden Rednern die hinreichende Gelegenheit geboten. Durch die schnelle Unterwerfung des Herrn Liebknecht ist diesmal

der Eindruck der präsidialen Disziplinargewalt in einer Weise verstärkt worden, wie sie nicht leicht wieder vorkommen wird und wie sie in früheren Fällen trotzigen Rednern gegenüber auch nicht eingetreten ist. Die Berufung auf diesen einzelnen, seinem ganzen Zusammenhang nach exzeptionellen Vorgang ist also ohne nachhaltige Kraft. So greift man denn zu dem Argument, was traurigerweise bei vielen Wortführern in parlamentarischen Dingen noch immer das erste und letzte ist, man holt das englische Beispiel herbei. Hat nicht einmal ein verrückter Oberst im Unterhaus gesagt, man solle die Sitze dieser Schurken von Ministern mit Wasser und Seife waschen, damit jede Spur der Inhaber verschwinde? So etwas kann allerdings im englischen Unterhause gesagt werden: das eine Mal, ohne daß Jemand darauf achtet, das andere Mal muß der Redner an der Barre des Hauses erscheinen, sich vor dem Sprecher verneigen und um Entschuldigung bitten. Was folgt daraus? Wir können die dortigen abgeschmackten Zeremonieen zur Verschärfung unserer Disziplin nicht gebrauchen, aber noch viel weniger sollte einem verständigen Deutschen der Gedanke kommen, daß ein deutsches Parlament dergleichen Dinge ohne nachdrückliche, nicht blos disziplinarische Ahndung anhören könne, oder daß die deutsche Nation dergleichen als den Ausfluß der Berufsvollmacht ihrer Vertreter geduldig hinnehmen müsse. Es gibt jedoch wirklich Deutsche, die nicht in allen Stücken unverständig sind, und solche muß man ja doch als verständige Leute betrachten, die uns alles Ernstes empfehlen, dickfellig zu werden, wie die Engländer, oder auf Herausforderungen mit Ausbrüchen lärmender Wuth zu antworten und dann wieder eine Weile nebeneinander zu sitzen, wie die Franzosen. Ueber den Werth dickfelliger Minister hat sich schon einmal der Reichskanzler ausgelassen in einer Weise, die nicht vergessen werden darf. Der Zusammenhang zwischen der Art, die moralische Würde des Privatmannes, der Staatsdiener und Volksvertreter, der öffentlichen Körperschaften und endlich der ganzen Nation in ihrer höchsten Körperschaft zu wahren mit der eigensten sittlichen Wurzel des Volkscharakters ist ein großes Thema, das einmal eine eingehende Behandlung erheischt, weil man in dieser Beziehung unserm Volkscharakter Dinge zumuthet, die ihn in seinen besten Anlagen verwüsten würden. Dies entspringt aus dem unglücklichen Mangel an Selbstvertrauen und der aus diesem Mangel hervorgehenden Nachäfferei des Fremden, die uns noch anhaften.



Die Bulgaren.

II.

Die Zahl der Bulgaren wird von slavischen Schriftstellern auf circa $5\frac{1}{2}$ Millionen angegeben, wobei indeß die mohammedanischen sowie die in Rußland, Oesterreich, Rumänien und Serbien lebenden mitgerechnet sind. Christliche Bulgaren sollen in der europäischen Türkei ungefähr 2,450 200 wohnen, von denen 2000 der römisch-katholischen Konfession angehören. Die übrigen sind Orthodoxe. Diese Angaben unterschätzen indeß aller Wahrscheinlichkeit nach die Zahl der bulgarischen Bevölkerung; denn die türkische Statistik, auf die sie sich gründen, ist sehr unzuverlässig. Sie beruht auf den Angaben der Steuereinsammler, welche die Taxe einziehen, die von den Christen für die Verschonung mit dem Militärdienste entrichtet wird. Die Familienhäupter kennen die Zeit, wo der Steuerempfänger sich einstellt, und weisen einige männliche Personen ihres Hausstandes dann an, sich ein paar Tage nicht blicken zu lassen. Indem der Einsammler durch die Thür tritt, fühlt er schon, wie ihm ein Backschisch in die Hand schlüpft, und nun gibt es für ihn nur drei männliche Hausgenossen, während es in Wirklichkeit fünf sind.

Am dichtesten wohnen die Bulgaren von der Donau bis zum Balkan, auch in Ostrumelien bilden sie die Mehrzahl der ländlichen und einen großen Theil der städtischen Bevölkerung, und im Südwesten Rumelien's, dem alten Makedonien, gibt es deren ebenfalls in verschiedenen Distrikten zerstreut eine bedeutende Anzahl. Sie erstrecken sich hier von Salonik nordwärts über Kalkasch, Doriana und Petritsch bis Melenik und ostwärts von dieser Linie über die sich vor dem Rhodopegebirge hinziehende Ebene bis Demirhissar und Serez und im Osten des Karassu-Flusses über die von den Abhängen jenes Gebirges gegen das Aegäische Meer vorgeschobenen Gestadelandschaften mit den Orten Kjörmürdschina und Makri bis nach Ferri. Westlich von Salonik folgt die bulgarische Sprachgrenze ungefähr dem Bistritza-Flusse bis zur makedonischen Stadt Kozan, wo sie diesen überschreitet, um die Stadt Serwia einzuschließen und dann an der albanesischen Sprachgrenze hin bis zu den bekannten südslavischen Gegenden zu gehen. Indeß wohnen in den bezeichneten Landstrichen auch in starker Anzahl Tzinzaren, Griechen und Türken, desgleichen, vorzüglich in Salonik, Juden. Die Tzinzaren haben ihre Hauptsitze auf der großen Ebene links vom untern Struma-Flusse, wo sie gegen hundert Dörfer einnehmen. Griechen gibt es hauptsächlich an der Straße von Salonik nach dem Berge Athos in dichten Massen. Türkische Dörfer finden sich in der Ebene von Serez,

sowie in der von Drama um Tuluzkjöi, Xanthi, Jenidsche und Kjörmürdschina. Außer den wirklichen Türken gibt es aber, wie angedeutet, sowohl in Makedonien wie in Thrakien zum Islam übergetretene Bulgaren, die zum Theil ihre alte Sprache beibehalten haben und bisweilen ihren türkischen Eigennamen, Mehemed, Ali, Hassan u. dergl. noch christliche Familiennamen wie Petkow (Peterssohn) oder Christow (Christussohn) beifügen.

Den Bulgaren wird Geschick für Kunstgewerbe nachgerühmt, doch gilt dies nach Rosen nicht von den südwestlichen Zweigen des Stammes. Dagegen zeichnen sie sich wie die Stammesgenossen in den übrigen Provinzen der europäischen Türkei als Gärtner und Feldarbeiter aus. In den makedonischen Städten gibt es zwar rein bulgarische Quartiere, deren Bewohner städtische Gewerbe betreiben, aber wie der Bulgar sich dem Handwerke zuwendet, verliert er gewöhnlich bald seine Nationalität, lernt Griechisch und schließt sich einer griechischen Zunft an. Die nicht hellenisirten Bulgaren sollen durchschnittlich an Intelligenz und sittlichem Werthe über den hellenisirten stehen.

Fremde, die sich nur kurze Zeit im Lande aufgehalten haben, pflegen die Bulgaren als Freunde des Müssigganges zu schildern, aber mit Unrecht. Wenigstens ist es, wenn verhältnißmäßig, d. h. im Vergleich mit unseren Bauern und Bürgern, wenig gearbeitet wird, auf die Rechnung der Kirche zu setzen, welcher die Bulgaren angehören. Dieselbe verbietet ihnen wie den Russen, Serben, Rumänen und Griechen, an Sonn- und Festtagen zu arbeiten, und solcher Tage gibt es bei den Orthodoxen im Jahre etwa 180. Sonst ist das Volk sehr fleißig. Der Bauer steht im Winter früh um vier Uhr auf, um sein Zugvieh zu füttern, und zieht dann hinaus auf sein Stück Acker, das oft eine Stunde von seinem Dorfe entfernt ist, um zu pflügen oder zu säen, bis die Nacht anbricht. Im Sommer findet man ihn allerdings nicht selten am Tage schlafend, in der Ernte und sonst bei dringend nothwendigem Werke dagegen arbeitet er von zwei Uhr früh mit geringen Unterbrechungen unverdrossen, bis die Sonne sinkt und der Mond aufgeht.

„Auf meinem Gute, so berichtet Baker, pflügt ein Bulgar mit einem englischen Pfluge und zwei Paar Büffeln, begleitet von einem Jungen, der die Thiere leitet, an einem Wintertage ein und ein Achtel englische Acres. Der Boden ist fetter, mit Sand gemischter Lehm, und die Furche wird sieben Zoll tief. In England gilt ein Acre schon als sehr gute Arbeit, sodaß also nach dieser Probe der Bulgare keineswegs träge genannt werden kann. Die Weiber sind ungemein rührig, backen ihr Brod selbst, spinnen Wolle und Baumwolle und weben alle Kleiderstoffe für den Bedarf der Familie. Selten sieht man sie zu irgend einer Tageszeit müssig gehen."

Das Innere der Häuser der arbeitenden Klasse enthält in der Regel

einen Fußboden aus Lehm, der mit Kuhmist gemischt und festgestampft ist, und besteht aus zwei Stuben und einer eingezäunten Veranda. An Geräthschaften bemerkt man einige mit grellen Farben bemalte Schränke, welche die Kleider und das sonstige bewegliche Eigenthum der Hausbewohner einschließen, einige Töpfe und Pfannen und eine Feuerstelle mit einem Rauchfange. Tische und Stühle fehlen. Die Zimmer werden meistentheils sauber gehalten und gehörig ausgefegt. Aber äußerlich sehen die Häuser gewöhnlich nicht einladend aus. Neben den meisten stehen in einer Umzäunung ein Stall und eine Strohscheune. Oft befindet sich dabei auch ein Obstgarten, selten aber Gemüsebeete, obwohl das Land in vielen Gegenden, z. B. bei Burgas, mit seinem fetten, schwarzen Boden sich dazu ganz wohl eignet. Diese Vernachlässigung erklärt sich aus der Genügsamkeit, die dem Volke in Betreff der Küche innewohnt. Gutes Weizenbrod, gesalzene Fische, etwas Oel, Schafmilch, Käse aus solcher, dann und wann ein Lamm oder ein Zicklein, an Feiertagen ganz gebraten, bilden die gewöhnliche Kost des Landmannes der untersten Klasse. Die um einen Grad besser gestellten leben ungefähr ebenso, nur fügen sie noch eine Suppe und ein vortreffliches flaches Backwerk hinzu, das den Namen Melena führt.

Auf Reinlichkeit des Körpers wird im Allgemeinen nicht viel gegeben, und ein Mann oder eine Frau von achtzig Jahren könnte, wie Baker meint, wahrscheinlich die Fälle von Abspülung des ganzen Leibes während ihrer Lebenszeit an den Fingern der einen Hand herzählen, während man an einem hübschen Anzug große Freude hat.

Die Tracht der Weiber ist sehr malerisch. Sie tragen Kleider von bunten und gutgewählten Farben, die immer in einem Dorfe dieselben sind, ein auch sonst hervortretender Zug nach Aufgehen der Individualität in der Allgemeinheit, der beiläufig auch bei anderen Slaven zu beobachten ist. Ihr Kopfschmuck, ihre Gürtel und Armspangen sind von Silber, dem andere Metalle beigegeben sind. Sie sind sorgfältig gearbeitet und vererben sich als werthgehaltener Familienbesitz von der Mutter auf die Tochter. Merkwürdig ist es, daß die großen runden Schlösser an den Gürteln stark an die der Etrusker erinnern, die man in Italien ausgegraben hat. Die Bulgarinnen heirathen jung und verlieren in Folge der Gewohnheit, ihre Kinder bis in's dritte und vierte Jahr zu säugen, frühzeitig die Frische der Jugend, sodaß sie mit vierundzwanzig Jahren schon alt und hager aussehen. Sie sind sehr häuslich und selten zänkisch. Auch werden sie von den Männern meist gut behandelt, wie denn unter den Bulgaren viel Familienliebe herrscht, und nicht blos Mann und Frau, Bruder und Schwester, sondern auch entferntere Verwandte sehr aneinander hängen.

Zeremonieen spielen unter ihnen eine wichtige Rolle, besonders bei Hoch-

zeiten und Begräbnissen. Eine Hochzeit ist ein gemeinsames Fest für das ganze Dorf, und der bäuerliche Bräutigam gibt dabei mitunter 200 bis 300 Mark für Wein und Hammelfleisch zu den drei bis vier Tage währenden Schmäusen aus, zwischen denen viel getanzt wird. Seine Freunde tanzen dabei nach der Reihe mit den Freundinnen der Braut nach dem Klang einer Trommel, eines Dudelsackes und einer Schalmei. Dann werden die Geschenke ausgetheilt, die vorzüglich aus gestickten Taschentüchern bestehen. Der Bräutigam steckt diese Tücher an seinen Rock und nimmt so aufgeputzt an dem Reigen theil. In der Nacht vor der Trauung badet die Braut in ihrem Leben zum ersten Male. Am Morgen geht dann die große Zeremonie der Vermählung entweder in der Kirche des Ortes oder im Hause des Bräutigams vor sich, wobei die Freundinnen der Braut zugegen sind. Der Priester schreitet, nachdem die letztere zu Pferde, in einen langen Schleier gehüllt und um den Kopf verschwenderisch mit Flittergold geschmückt, eingetroffen ist, zur heiligen Handlung, bei welcher der Braut eine silberne Krone aufgesetzt und das Paar mit Getreidekörnern und Rosinen bestreut wird, und die Feierlichkeit ist vorüber. Die Braut küßt mit langsamer Verbeugung ihren Gefährtinnen die Hände, ein Tanz beginnt, und man läßt die Neuvermählten allein.

Die Bulgaren lieben wie alle Südslaven leidenschaftlich den Tanz, der aber wenig mit unseren Tänzen gemein hat. Früher wurde nur nach Liedern (Pesne od Choro) getanzt, die von Frauen vorgetragen wurden, jetzt spielt dazu gewöhnlich ein Virtuos des Dudelsackes (Gajde) auf, und hin und wieder begleiten denselben andere Instrumente. Männer und Frauen reichen einander die Hände, bis sie eine lange Reihe bilden, die sich dann in Schlangenwindungen langsam hin und her bewegt, was auf sie einen eigenthümlichen Zauber auszuüben und sie in eine Art von Verzückung zu versetzen scheint. Der Dudelsack gleicht in jeder Beziehung dem der Hochschotten. Erstaunt darüber, fragte Baker den Musikanten, ob er auch lebhafte Tänze spielen könne. „Ja freilich", war die Antwort, und auf der Stelle ließ der Pfeifer eine Weise hören, die eine ganz vortreffliche Begleitung zu einem der Tänze hätte abgeben können, die man in Schottland „Reel" nennt, und zwei Männer erhoben sich und tanzten mit demselben feierlichen Auftreten, das wir dort beobachten können. Man hört da gelegentlich wie dort einen lauten Schrei und Schnalzen mit den Fingern, und auch die plötzliche Umdrehung des Körpers und das Setzen der Tritte sind ähnlich wie dort. Baker meint, die Urahnen der Bergschotten und der Bulgaren schienen dieselben Tanzmeister gehabt zu haben. Näher aber liegt wohl der Vergleich dieser Tänze mit der rumänischen „Hora" und dem kleinrussischen „Tanec".

„Begierig, von der Aehnlichkeit dieser beiden Arten von Musik mich noch mehr zu überzeugen," so erzählt Baker, „nahm ich den Sackpfeifer bei Seite und bat ihn, mich die Melodie hören zu lassen, die er wählen würde, wenn er seine verlobte Braut verloren hätte. Ich wurde sofort gewahr, daß ich da eine Taste tiefen und echten Kummers angeschlagen hatte; denn die Thränen traten dem armen Burschen in die Augen, er zog sich in eine Ecke des Zimmers zurück und spielte einen jener schwermüthigen und wilden „Pibrochs", die wir oft in den schottischen Hochlanden vernehmen. Sobald diese wehmuthsvollen Töne verklungen waren, brach er auf und ging still und betrübt von dannen."

Es gibt unter den Bulgaren aber noch Tänze von besonderer Feierlichkeit, die als Nachklänge der heidnischen Urzeit wie die Reigen zu betrachten sind, welche das deutsche Landvolk noch vor wenigen Jahrzehnten um die Oster-,

Johannis- und Sonnenwend-Feuer zu schlingen gewohnt war. Rosen berichtet nach Miladinow: „In der Stadt Strug wird an den sogenannten kleinen Feiertagen in jedem Stadtviertel ein öffentlicher Reigentanz aufgeführt. An den großen Festen aber wie Ostern und Sankt Georgen kommen alle Mädchen der Stadt außerhalb der Thore in einem Garten zusammen und stellen sich zu einer einzigen langen Reihe auf, deren Bewegungen die ‚Tandscharka' (Vortänzerin) mit einem Liede leitet. Die eine Hälfte des Reigens bildet den Chor der Tandscharka, die andere aber singt den Refrain jeder Versabtheilung, bis das Lied zu Ende ist. Dann tritt die Tandscharka der neben ihr befindlichen Tänzerin ihren Platz ab und stellt sich selber am unteren Ende des Reigens auf. Das zweite Mädchen leitet nun als Tandscharka ebenfalls mit einem Liede den Tanz und stellt sich, wenn sie mit ihrem Gesange zu Ende ist, ihrerseits am Ende auf. Dann folgt das dritte Mädchen mit ihrem Liede, und so geht es weiter, bis alle Mädchen, wenn der Tanz lange dauert, wiederholt Reigenführerinnen gewesen sind. Gewöhnlich aber leitet diejenige den Tanz, welche die schönste Stimme hat und die meisten Lieder weiß." ... Manche Frauen bewahren deren eine ganz unglaubliche Menge im Gedächtniß, obwohl sie weder lesen noch schreiben können. „Eine gewisse Dafina, die als Bäuerin im Dorfe Prosenik, am rechten Struma-Ufer nicht weit von Serez gelegen, lebte, konnte dem Sammler Werkowic gegen 270 verschiedene Gedichte hersagen. Sie war aber auch schon mit sechzehn Jahren als Sängerin so berühmt gewesen, daß man sie in der ganzen Umgegend zu den Hochzeiten eingeladen hatte, um während der sich über eine Woche hinziehenden Feierlichkeiten den Chor der tanzenden Frauen und Mädchen zu leiten." ... „In Strug tanzte man noch vor wenig Jahren an großen Festtagen um die Kirche, und zwar wurden bei solchen Gelegenheiten drei Reigen geschlungen: einer von den Mädchen, einer von den jungen Frauen und einer von den jungen Männern. In den östlichen Bulgarenländern wird in allen größeren Dörfern in ähnlicher Weise, aber geräuschvoller getanzt. So hat z. B. in Panagjurischte an jedem Feiertage jedes der vier Quartiere seinen nach gewissen Liedern oder dem Klange des Dudelsackes getanzten Reigen. Eine Stunde vor Sonnenuntergang trennen sich die Tänzerinnen, um sich nach Hause zu begeben, erscheinen aber dann, jede mit einem Kessel oder Kruge zum Wasserholen versehen, bei einem geeigneten Röhrenbrunnen ihres Stadtviertels wieder und beginnen den Reigen von Neuem, der dann noch eine halbe Stunde dauert."

Rosen bemerkt dazu, wie uns scheint, mit gutem Grunde: „Wenn wir in den bulgarischen Liedern Nachklänge vorchristlichen Volksglaubens finden, so dürfen wir wohl diese Tänze als ein Ueberbleibsel vorchristlichen Gottesdienstes betrachten. Daher das charakteristische Schweigen und der unverbrüchliche Ernst in den Mienen der den Tanz aufführenden, die überraschende Dezenz, auch wo einmal der in der Regel ruhige Tanzschritt lebhafter wird. Wer am Sankt-Georgstage auf der sonnigen Hochfläche des herrlichen Awala-Kegels südlich von Belgrad den Tanz der aus allen Dörfern der Umgegend herbeigekommenen serbischen Landleute angesehen, der kann nicht zweifeln, daß diese Feier nichts ist als die nur durch den Kalendernamen des Tages mit dem Christenthum in Verbindung gebrachte Fortsetzung des dem siegreichen Sonnengott auf jener das Land weithin beherrschenden Höhe dargebrachten Festreigens." Auch bei den Bulgaren hat weder das Christenthum noch der Islam die Anschauungen und die Sitten des Heidenthums ganz auszurotten vermocht. Der alte Naturdienst lebt im christlichen Gewande fort. Die Sonne

tritt in den Volksliedern der Bulgaren häufig als die eigentliche Weltregiererin, als vermittelndes göttliches Wesen zwischen den Menschen und dem allmächtigen, aber unthätig verharrenden Gott Vater auf. Man feiert ihr Geburtsfest zu Weihnachten und ihren Sieg über den Winterdrachen am Georgsfest. Der Mond ist ihre Schwester, der Morgenstern ihr Gatte. In einem Liede der Pomaken des Rhodopegebirges hat der Sonnengott ein Mädchen zur Frau genommen und mit ihr einen heldenhaften Sohn erzeugt.

Die Gebirge, Wälder und Gewässer sind der bulgarischen Volksphantasie von nymphenartigen Wesen bald freundlichen, bald boshaften und tückischen Charakters bewohnt. Man kennt „Samowilen", gespenstische junge Frauen, die in einsamen Waldthälern leidenschaftliche Tänze aufführen und zuweilen mit jungen Männern Liebschaften eingehen. Man erzählt sich von der „Juda" oder „Stia", einer Art Nixe, die bei den Pomaken ein wohlthätiges Wesen, sonst aber eine böse Frau mit langen Haaren ist, die in Flüssen und Seen wohnt und die zu ihr sich verirrenden Menschen dadurch fängt, daß sie ihr Haar wie ein Netz über sie wirft und die darin verstrickten im Wasser ertränkt. Ferner glaubt der gemeine Mann in den Bulgarenländern an „Narytschnitzen", Schicksalsbestimmerinnen, Wesen in Frauengestalt, welche am Abend nach der Geburt eines Kindes herbeieilen, um über die Lebensdauer und das Erdenloos des Neugebornen Verfügung zu treffen, wobei der Wille der dritten maßgebend ist.

Feindselige Wesen sind ferner die in allen Naturreligionen eine große Rolle spielenden Schlangen oder Drachen, welche der Bulgar sich als mit dem Blitze verwandt vorstellt, und welche die Sterblichen ebenfalls mit ihrer Liebe verfolgen, sie beschenken und gelegentlich rauben. Zu den Schlangen gehören sodann die „Lamien". Wenn es donnert, sagt man, der heilige Elias, der hier wie im neuen Hellas an die Stelle des alten Gewittergottes getreten ist, renne mit seinem Feuerwagen gegen die weizenfressenden Lamien an, und wenn es einschlägt, heißt es, der Heilige habe sie mit seinem Blitze getroffen. Während eines Gewitters schlafen nach bulgarischem Volksglauben alle nach dem Tode ihres Vaters geborenen Säuglinge, und ihre Seelen verlassen dann zeitweilig die Leiber, um dem heiligen Elias zu Hilfe zu kommen. Zwischen der Schlange und den Haaren der Menschen besteht nach einer Anzahl bulgarischer Balladen eine Art Wahlverwandtschaft. Stets gelüstet es die Schlangen, in menschlichen Haaren zu nisten, weshalb vorsichtige Leute sich ihr Kopfhaar abrasiren lassen, und der Barbier, der jemand einen Büschel Haare stehen läßt, setzt ihn der Gefahr aus, daß das Gezücht bei ihm einkehrt und ihn vergiftet.

Endlich ist auch die Pest ein übermenschliches Wesen. Sie tritt in der Gestalt einer alten Frau auf, hat ein Kind, „das Pestlein", und wird, wie sehr man sie auch fürchtet, als im Gehorsam Gottes stehend betrachtet. Wenn es im Frühjahr an Regen mangelt, machen die Bulgaren die sogenannte „Peperuga", den Schmetterling. Die Peperuga ist ein Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren, die eine vater- und mutterlose Waise sein muß, und die man vom Kopf bis zu den Füßen, das Gesicht ausgenommen, in Gras und Laub einflicht und dann mit drei bis vier lebendigen Fröschen sowie mit Menschengebeinen aus einem unbekannten Grabe behängt. Eine singende Mädchenschaar führt die so ausstaffirte Peperuga von Gehöft zu Gehöft im Orte. Vor jedem Hause wird sie von der Frau desselben mit Wasser beschüttet, worauf der herumziehenden Schaar kleine Geschenke verabfolgt werden. Haben endlich alle Höfe den Besuch der Peperuga erhalten, so werden die Frösche und die

Knochen in eine Quelle geworfen. Diese Sitte ist vorzüglich bei den Pomaken des dürren Rhodopegebirges im Schwange. Hier lautet der Anfang des bei dem Umzuge gesungenen Liedes folgendermaßen:

„Schmetterling, Flatterding!
Gieb Regen, Gott, gieb Segen, Gott.“

Das Lied der christlichen Bulgaren Makedonien's dagegen hat Rosen in nachstehender Uebersetzung wiedergegeben:

„Oj, ljule, oj!*)
Geflogen kommt der Schmetterling,
Von Ackerndem zu Ackerndem,
Von Grabendem zu Grabendem,
Von Winzersmann zu Winzersmann
Daß auf uns thau' der feine Thau,
Der feine Thau, der Früchte gibt.
Zu Lande fall' er und zur See,
Daß aller Anbau uns gedeih',
Daß uns gedeihe Wein und Korn.
Der Weizen reiche bis an's Dach,
Die Gerste an die Regentrauf',
Aufwachse bis zum Gurt der Flachs,
Die Kichererbse bis an's Knie,
Daß Nahrung habe das arme Volk.“

Wir sind hiermit bei den Volksliedern der Bulgaren angekommen, deren sie nach Rosen einen „wahrhaft staunenerregenden Reichthum besitzen“, und von denen uns der obenerwähnte Gelehrte (der zuletzt deutscher Generalkonsul in Belgrad war) eine Auswahl in wohlgelungenen Uebersetzungen mitgetheilt hat. Man kennt jetzt gegen anderthalbtausend dieser Lieder, von denen einige sehr lang sind, sodaß sie viele Bogen einnehmen, und doch ist der Schatz derselben, wie die Sammler behaupten, damit noch lange nicht erschöpft. Vieles davon ist nach Inhalt und Form unbedeutend und höchstens nach ethnographisch-psychologischer Seite von Werth, Anderes dagegen verdiente auch aus aesthetischen Gründen aufbewahrt zu werden, wie die bekannten Lieder der Serben. Ethnographisch wichtig ist, daß, wie bei den letzteren neben der poesiereichen Herzegowina das Fürstenthum Serbien als das Land der Prosa bezeichnet werden kann, es bei den Bulgaren ebenfalls die westlichen, also die Makedonier und Südthrakier sind, welche die Dichtkunst vorzugsweise pflegen. Was im Balkan und zwischen diesem und der Donau, also im eigentlichen Bulgarien gesungen wird, reicht, wie Rosen sagt, weder seiner Masse noch seinem inneren Werthe nach an das poetische Erzeugniß des Südens.

Die bulgarischen Lieder bilden nur einen Theil des größeren Schatzes von Volkspoesieen, den man als den südslavischen bezeichnen kann, und zu dem die bekannten von Goethe, Talvj, Gerhard und Kapper übersetzten serbischen Gesänge und die „Jatschke“ der Nordkroaten gehören. Die gegenseitige Uebereinstimmung dieser in Betreff der Oertlichkeit ihres Ursprungs sehr verschiedenen Poesieen betrifft sowohl die in ihnen behandelten Gegenstände als ihren Gedankengang und ihre Form, ja sogar die in ihnen gebrauchten Ausdrücke und Redewendungen. Der Gedanke, daß sie sich in Schrift oder Druck über die drei Volksstämme der Südslaven verbreitet hätten, bleibt ausgeschlossen, da sie in Kreisen entstanden und vor wenigen Jahren gesammelt worden sind, in denen man bis vor Kurzem weder Papier noch Tinte kannte und noch weniger etwas

*) Dieser Ausruf wiederholt sich, nach jeder der folgenden Verszeilen.

von gedruckten Liederbüchern wußte. Endlich war auch der sonstige Verkehr wenigstens zwischen den Bulgaren und Serben einerseits und andererseits den Nordkroaten Ungarn's, die einer anderen Konfession angehörten und unter einer anderen Regierung standen, Jahrhunderte hindurch und bis in die neueste Zeit hinein ein sehr geringer, und so muß man den Ursprung dieser Lieder wohl in eine Periode verlegen, wo die Kroaten, Serben und Bulgaren noch ein und dasselbe Volk waren. Darauf weist auch ihr alterthümlicher Charakter und das Heidenthum hin, das sich selbst in den Liedern, die von kirchlichen Heiligen, von Maria und Christus erzählen, deutlich ausprägt.

„War aber," so bemerkt Rosen, nachdem er dies gezeigt, „mit diesem uranfänglichen Gemeingut dem poetischen Geschmack einmal eine bestimmte Richtung gegeben, so konnten glückliche Erfindungen wie z. B. der Eingang zu Goethe's Klagegesang von der edlen Frauen des Asan Aga (den ein mohammedanischer Herzegowiner oder Bosnier gedichtet haben muß), der Zweifel, ob das Weiße am fernen Berge Schnee sei oder Schwäne, dann Widerlegung beider Vermuthungen und Angabe des Richtigen als unmittelbare Vorbereitung des Dramas sich allmählich von Stamm zu Stamm und von Volk zu Volk Feld erobern. Der Leser der von uns vorgelegten Gedichte wird denselben Eingang in dem Stücke „Verwandlung der Jana" wiederfinden und einen sehr ähnlichen in dem Gedichte „Die Befreiung Asan Aga's", wo es heißt:

„Sagt, was jammert in dem dunkeln Kerker?
Ist's der Drache? Ist's die Fee des Berges?
Wär's der Drache, im Gesteine säß er;
Wär's die Fee, sie wäre im Gebirge.
Nein, es ist der junge Asan Aga" u. s. w.

Wo ist hier das Original und wo die Nachahmung? Niemand vermag es zu sagen." Wahrscheinlich aber hat der bulgarische Dichter ebenso gut aus dem längst vor ihm dagewesenen nationalen Gemeingut geschöpft wie der herzegowinische Poet. „Je mehr bulgarische Lieder man liest, desto mehr muß man finden, daß jede neue Produktion nur die modifizirte Gestaltung von etwas schon dagewesenem ist, und wenn die Namen der Verfasser ausnahmelos in dem Meere des dichterischen Gesammtvolkes versenkt bleiben, so ist hier der Grund zu suchen. Denn es ist das Volk selbst, dem die wie in einem Kaleidoskop zahlreich zusammenliegenden dichterischen Ausdrücke und Motive angehören, und wenn schon eine leichte Bewegung dieses Vorrathes neue Figuren erzeugt, so ist es ziemlich gleichgiltig, wer dabei die Hand führt."

Die Volkslieder der Bulgaren zerfallen wie die der übrigen Südslaven in Heldenlieder (Junatschke Pjesne) und Frauenlieder (Zenske Pjesne). Die ersteren werden nur von Männern, die letzteren von den Weibern bei Anführung der oben erwähnten feierlichen Tänze gesungen. Das Volkslied ist der Spiegel der Volksseele oder, wenn man will, das Lautwerden der Stimmung, in der sie sich befindet, und so weisen auch in diesen Gesängen gewisse Eigenthümlichkeiten auf die Zustände hin, in welchen das Volk in Makedonien bis vor Kurzem lebte und zum guten Theil noch lebt. Hier redet fast jeder Distrikt seinen besonderen Dialekt, die Bevölkerung schließt sich clanartig nach Außen hin ab, selbst der Verkehr im Innern dieser Kreise ist dürftig, und Alles stagnirt in Folge dessen. Diesen Verhältnissen entspricht der Charakter der bulgarischen Volkspoesie mit ihrem idyllischen Stillleben, ihrem starken Interesse an Familienereignissen, ihren grausigen Erzählungen und den Spukgestalten, um die sie sich so gern dreht. Man hat sich gewundert, daß die bulgarische Sprache

jener Makedonier ohne Schulpflege und ohne Verwendung im öffentlichen Leben sich die Jahrhunderte daher erhalten, und den Grund dieser Thatsache darin finden wollen, daß der Bulgar mit leidenschaftlicher Liebe an Brauch und Tradition der Väter hänge. Aber richtiger ist wohl die Erklärung der Sache durch Rosen, der die Erhaltung der alterthümlichen Ideenwelt in dem Volke auf dessen Abgeschlossenheit von der übrigen Welt und auf dessen Stagniren zurückführt.

Im Uebrigen legen auch die Lieder der Bulgaren dafür Zeugniß ab, daß für die nationale Hoffnungslosigkeit der nunmehr für einen großen Theil der Nation vergangenen Periode und für den Mangel an aller intellektuellen Anregung bei den makedonischen Slaven wie bei den Stammesgenossen derselben im Nordosten und in der That bei allen Rajahvölkern der Pforte unter normalen Verhältnissen, d. h. in friedlichen Zeiten und wenn die türkischen Behörden leidlich ihre Schuldigkeit thaten, ein gewisses materielles Wohlsein entschädigte. „Von den volkswirthschaftlichen Verhältnissen darf man sich," wie Rosen sagt, „nicht nach panslavistischen Sensationsberichten ein Bild zu machen versuchen. Die Sorge um das tägliche Brot spielt in den Liedern nur etwa, um die Härte des verwandten reichen Geizhalses zu illustriren, eine Rolle; der Staatsabgaben wird kaum je gedacht. Die untergeordnete Stellung zu den Türken wird beinahe lediglich als ein soziales Verhältniß aufgefaßt, das, als in der Ordnung der menschlichen Dinge begründet, sich leichter ertragen läßt als nationale Domination. Schon durch sein bloßes Vorhandensein beweist der bulgarische Liederschatz, daß das Volk keineswegs unter einer Alles ertödtenden Knechtschaft seufzte."

„Von Natur sanften Charakters," so äußert sich Werkowic, „bringt der makedonische Bulgar sein Leben fern von fremdem Einfluß unter emsiger Landarbeit inmitten seiner Stammesgenossen hin und findet seine Erholung im Gespräche mit Freunden, im Erzählen von Geschichten und im Singen von Nationalliedern. Wenn er auf dem Gebirge die Heerde weidet oder sie besucht, wenn er Holz fällt, wenn er auf dem Felde pflügt und gräbt, wenn er auf der Wiese Heu zusammenträgt, wenn er an Feiertagen unter Bekannten im Schatten sitzt, besonders aber, wenn er den Reigen tanzt, hallen Berg und Thal von seinen wohlklingenden und ergreifenden Melodieen wieder."

Rosen fragt in Bezug hierauf trocken: „Ob diese friedliche Beschreibung auch jetzt noch, nach den dem Moloch des Panslavismus, angeblich zum Heil auch dieser Makedonier, dargebrachten Hekatomben paßt? und ob, wenn nicht, die Leute sich glücklich fühlen?"

Wir schließen unsere Blumenlese mit zwei Sittenbildern aus Baker's Mittheilungen: einem bulgarischen Leichenbegängniß und der Bewirthung unseres Reisenden durch einen wohlhabenden Bulgaren in der Gegend von Burgas.

Eines Tages wurde ein junger Bulgar in Baker's Diensten plötzlich vom Schlage hinweggerafft. Augenblicklich stürzte die ganze Familie desselben aus dem Hause auf die Straße und erhob eine schwermüthige Wehklage, der sich laute Aufschreie beimischten. Der Todte wurde mit seinen besten Kleidern angethan und kurz nachher im Leichenzuge nach der nahen Kirche gebracht, wo der Pope eine lange Liturgie vortrug. Dann trat die ganze Freundschaft und Nachbarschaft des jungen Mannes heran, kniete an der Seite des Leichnams nieder, um zu beten, und küßte ihm darauf die Lippen, erst die Männer, dann die Frauen. Hierauf wurde er auf den Friedhof getragen und da mit großer Feierlichkeit in die Erde versenkt. Das Grab wurde nicht zugeworfen, sondern

blos mit Brettern bedeckt, über welche man Blumen streute. Dieser arme Bursche war mit einem Mädchen aus der Nachbarschaft verlobt gewesen, das nun täglich zu dem Grabe ging, um stundenlang dort zu sitzen und zu trauern. Noch nach mehreren Monaten konnte man sie bei jedem Wetter dort finden, allein und in tiefem Gram über ihren Verlust.

Einst erhielt Baker von einem wohlhabenden Bulgaren des Dorfes, wo der Reisende sich aufhielt, eine Einladung, bei ihm zu Abend zu speisen. Dieser Mann war ein trefflicher Mensch, der sich nur durch Fleiß in der Bestellung seines Ackers zur Unabhängigkeit verholfen hatte. Er besaß jetzt ein kleines Landgut und mehrere Schafheerden, obgleich er nur mit einem Pfluge und einem einzigen Paare Büffel angefangen hatte.

„Etwa um acht Uhr kam mein bulgarischer Gastfreund," so mag Baker uns selbst erzählen, „um zu melden, daß die Mahlzeit fertig sei, und wir zogen hin nach seinem Hause, wo wir in das Zimmer geführt wurden — das Zimmer; denn es gab hier außer der Schlafkammer der Eheleute nur dieses. Alles war auf's Sorgfältigste gesäubert und gefegt, die Stube hatte man geschmackvoll mit Teppichen und Kissen belegt, und in der Mitte derselben loderte ein Feuer um mehrere Töpfe, denen angenehme Düfte entströmten. Der weibliche Theil der Familie war da, um mich zu empfangen, es war die Frau meines Wirthes, seine Tochter und seine Schwiegertochter, lauter treuherzige Gesichter. Aber die Hitze! Es war Juli, und das ganze Zimmer glühte wie ein Ofen, während ich als hochangesehener Gast das Vorrecht haben sollte, dicht am Feuer zu sitzen. Ich flüsterte meinem Freunde, dem Vizekonsul, zu, ehe die Mahlzeit halb vorüber, werde von mir wohl nichts als der Docht noch übrig sein. Darauf wußte Herr Brophy den Wirth mit Geschicklichkeit für den Gedanken zu gewinnen, daß wir, da eine prächtige Mondnacht zu erwarten sei, am Ende auch in der Veranda speisen könnten. Unser Gastgeber stimmte sofort bei, aber nicht ohne daß der weibliche Theil laut betheuerte, wir würden vor Kälte umkommen, wobei ich bemerke, daß der Thermometer 70 Grad Fahrenheit zeigte.

Wir hatten uns bald mit gekreuzten Beinen wie die Türken auf dem Boden der Veranda niedergelassen, während die Damen stehen blieben und zusahen. In die Mitte setzte man vor uns eine Schüssel mit Suppe, und jeder von uns bekam einen dünnen Blechlöffel, den wir einer nach dem andern in die Schüssel tauchen sollten. Gibt es nun irgend etwas in der Welt, das ich nicht aushalten kann, so ist es das Sitzen mit verschränkten Beinen auf hartem Boden. Die Absätze meiner Stiefel kommen an unrechte Stellen, ich entdecke, daß ich da Knochen habe, wo ich immer gemeint, daß Alles weich sei, ich sitze entweder soweit rückwärts gelehnt, daß ich befürchten muß, in dieser Richtung umzufallen, oder soweit nach vorwärts, daß ich aussehe, als wollte ich auf türkische Manier beten. Daneben bekomme ich den Krampf, und so kann ich, Alles zusammengenommen, eben nicht behaupten, daß ich mich vollkommen behaglich befinde. Dazu kam aber diesmal noch, daß die Entfernung meines Mundes von der Schüssel sehr beträchtlich war, und die Aufgabe, die Suppe vermittelst eines ziemlich flachen Löffels über diese Entfernung hin an ihren Bestimmungsort zu befördern, Geschick und Geduld erforderte. Bei meinem ersten Versuche überraschte mich der Krampf im Fuße, als der Löffel gerade den halben Weg zurückgelegt hatte, und so brachte ich die Suppe auf meiner Weste unter statt unter derselben. Dann versuchte ich's knieend und kam damit wirklich besser zu Stande. Die Suppe war eine höchst wohlschmeckende Mischung von Süß und Sauer, in welcher allerlei Kräuter schwammen. Darauf folgte zunächst ein

ganz gebratenes Lamm mit Kopf und Füßen, von dem wir uns herunterschnitten, was uns beliebte. Es schmeckte recht gut, aber wenn ich dem Thierchen in die Gesichtszüge blickte, war mir zu Muth, als ob ich ein Kannibale wäre. Zuletzt gab es das köstliche Gebäck, das man Melena nennt, eine Art flacher Kuchen. Wein wurde während der Mahlzeit herumgereicht, und zum Schlusse hätte selbst ein Londoner Alderman die Empfindung haben müssen, daß er ein Diner zu sich genommen.

Der Sohn unseres Wirthes und seine Frau gingen dann mit einer kupfernen Schüssel voll Wasser, einem Stück Seife und einem hübsch gestickten Handtuche herum, damit wir uns die Hände reinigen konnten, worauf wir uns dem Genusse von Kaffee und Cigaretten widmeten. Ich bewunderte die behagliche Ruhe und Würde meines bulgarischen Wirthes, der, durch die Anwesenheit ausländischer Gäste durchaus nicht in Verlegenheit gesetzt, für die Repräsentation seines Hauses wie ein geborner Edelmann sorgte. Am nächsten Tage zeigte er mir die Dorfschule, die er auf eigene Kosten gebaut hatte. Das Schulzimmer war von ansehnlicher Größe und zu seinem Zwecke wohl geeignet. Ungefähr zwanzig Knaben und Mädchen wurden darin unterrichtet. Bei unserem Eintritt standen sie auf. Sie schienen unter guter Zucht zu stehen und recht verständig und lernbegierig zu sein."

Auch dieses Bild aus dem Leben der Bulgaren deutet, wie uns dünkt, nicht gerade darauf hin, daß dieselben in den letzten Jahren vor dem Kriege Noth gelitten und sich besonders unglücklich zu fühlen Ursache gehabt hätten.

✠

Zur Beachtung.

Mit **nächstem Hefte** beginnt diese Zeitschrift das II. Quartal ihres 38. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Leipzig, im März 1879. **Die Verlagshandlung.**

☛ Alle für die Grenzboten bestimmten Zuschriften, Manuskripte ꝛc. wolle man in Zukunft an die Verlagsbuchhandlung richten.

(Adresse: Leipzig, Königsstraße 18.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.



